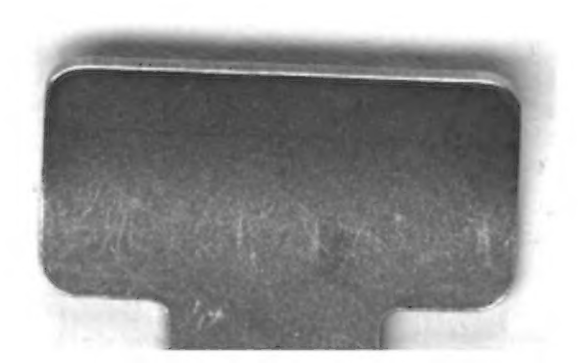
Digitized by Google

Bav. 1447

Kirchenblatt



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bav. 1447

Die

Morgenröthe,

protestantisches Kirchenblatt

aus der

bayerischen Pfalz.

Herausgegeben von Fr. Th. Frantz, Pfarrer in Ingenheim.

Das Panier ist:

Licht, Freiheit, Liebe und Einigung im Glauben.

Jesus Christus spricht:

Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolget, der wird nicht in Finsterniß wandeln, sondern wird das Licht des Lebens haben. Joh. 8, 12.

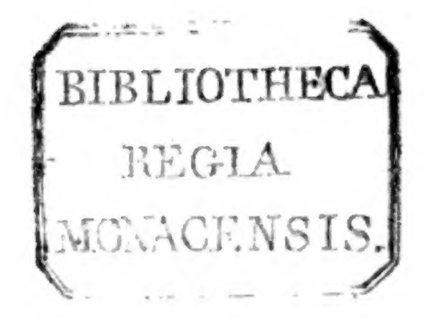
Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen. Joh. 8, 32.

Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt. Joh. 13, 35.

Und sie werden meine Stimme hören und es wird eine Heerde und ein Hirte werden. Joh. 10, 16.

Landau.
In Commission bei Ed. Kaußler.
1846.

Digitized by Google



Digitized by Google

Inhalt.

		Seite.
1.	Die Morgenröthe	1
2.	Wo fehlt's in unserer protestantischen Kirche	23
3.	Bibelstudien. (Von der Gottheit Jesu.)	27
4.	Kurze Geschichte der protestantischen Kirche der Pfalz, in der neuesten Zeit	34
5.	Literatur.	
	a) Ueber die untergeschobenen katholischen Glaubensbekenntnisse	47
	b) Die Spinnstube	51
6.	Hülfsverein für die Christen im Orient	53
7.	Der Hirtenbrief des Erzbischof's Geissel	57
8.	Bemerkungen über die religiöse Bewegung in ganz Deutschland	77
9.	Bibelstudien. (Fortsetzung von S. 34.)	88
10.	Literatur. Fünfzig Confirmations-Andenken. Herausgegeben von Friedrich Blaul	101
10.	Eingabe an die Ständeversammlung, den Nothstand der evangelischen Kirche in der Pfalz betreffend	105
11.	Mein Glaubensbekenntniß	129
12.	Theologische Professur in Erlangen für die vereinigte Kirche der Pfalz	138
13.	Die Schmähschrift des Pfarrers Schiller in Herschberg	141
14.	Nachträgliche Nachricht	143
15.	Ein ernstes Wort für die entschiedenen Gegner des religiös-kirchlichen Fortschrittes	145
16.	Meine Amtssuspension, (von Frantz)	153
17.	Bemerkungen zu der Schrift: Diplomatische Geschichte des h. Philipp von Zell	162
18.	Literatur: Die evangelische Kirche muß ein neues Glaubensbekenntniß haben	167
19.	Die Luthersstiftung	174
20.	Ein letztes Wort über Excommunication in der protestantischen Kirche	177
21.	Einige Zeugnisse aus der bayerischen Rheinpfalz	184
22.	Meine Rechtfertigung	190
23.	Literatur. Die kirchliche Krisis im Kanton Waadt	199
24.	Das fünfzigjährige Amtsjubiläum des Dekans Dr. Wanzel in Kirchheimbolanden	209
25.	Einige nothgedrungene Bemerkungen über den „offenen Brief“ des Herrn Pfarrers Schiller von Herschberg an Hrn. Pfarrer Frantz zu Ingenheim	215
26.	Die Synodalpredigt des Hrn. Consistorialrathes Dr. Rust	230
27.	Sieben Blättchen in Uniform	240
28.	Literatur.	
	a) Die drei Erwachen, von Vinet	244
	b) Das gute Recht der vereinigten Kirche, von Hofer	251
29.	Ein trauriges Ereigniß	252
30.	Der neue Katechismusentwurf von Dekan Scholler in Homburg	255
31.	Erklärung	255
32.	Eingabe des Pfarrers Frantz zu Ingenheim an sämmtliche Diöcesansynoden in der Pfalz	257
33.	Eingabe der Gemeinden Ingenheim und Appenhoffen an die sämmtlichen protestantischen Diöcesansynoden der Pfalz	270
34.	Einige nothgedrungene Bemerkungen über den „offenen Brief“ des Hrn. Pfarrers Schiller von Herschberg an Herrn Pfarrer Frantz in Ingenheim (Fortsetzung)	274

Digitized by Google

Seite.
35. Sieben Blättchen in Uniform (Schluß) 288
36. Der neue Katechismusentwurf 300
37. Eine gegen die protestantische Kirche der Pfalz begangene, und noch nicht gesühnte Schmach betreffend 302
38. Anekdote (und zwar eine ganz frische) 304
39. Anzeige 304
40. Es ist genug 305
41. Einige nothgedrungene Bemerkungen über den „offenen Brief" des Hrn. Pfarrers Schiller von Herschberg an Hrn. Pfarrer Frantz in Ingenheim. (Schluß) 307
42. Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel. (Fortsetzung) . 316
43. Statistische Notizen über Erledigungen und Besetzungen protestantischer Pfarreien in der bayerischen Pfalz ꝛc. 325
44. Bitte der Deutschkatholiken in Neustadt an der Haardt, der neuen Kirche die staatsrechtliche Genehmigung in Baiern zu ertheilen . 339
45. Oeffentlichkeit der Synoden 341
46. Zur Vertheidigung 346
47. Literatur.
a) Betrachtungen über Christenthum und christlichen Glauben. In Briefen von Dr. J. Fr. Bruch ꝛc. 349
b) Wann und auf welche Veranlassungen ist das apostolische Symbolum entstanden, und welche Bedeutung hat dasselbe für die Kirche überhaupt und insbesondere auch für unsere Zeit? von J. Stockmayer ꝛc. 351
48. Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel. (Fortsetzung.) . 353
49. Antrag des Pfarrers Esch zu Großkarlbach, die durch die Amtssuspension des Pfarrers Frantz zu Ingenheim bedrohte Lehrfreiheit in der vereinigten Kirche der Pfalz betreffend . . . 368
50. Ueber die Stellung der vereinigten Kirche in der Pfalz zu den symbolischen Büchern des 16. Jahrhunderts 380
51. Urtheil des königl. Appellationsgerichtes zu Zweibrücken, in Sachen des von seinem Amte als Dekan entsetzten prot. Pfarrers Weber in Pirmasens 391
52. Berichtigungen 400
53. Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel. (Fortsetzung.) . 401
54. Was die Schullehrer bei dem in Aussicht gestellten neuen Katechismus hoffen 411
55. Humoristischer Erguß in einem Predigerkreise 415
56. Theologische Gedanken vom Dürkheimer Wurstmarkt . . . 419
57. Die vereinigte Kirche in der Pfalz und die Lutherische Fakultät zu Erlangen 432
58. Erklärung 434
59. Literatur 435
60. Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel. (Fortsetzung.) . 449
61. Gesuch der Deutsch-Katholiken in Neustadt a. H. an die hohe Ständeversammlung zu München, um die staatliche Anerkennung der neuen Kirche zu erbitten 467
62. Erndtefestpredigt 476
63. Die Protestanten-Versammlung zu Edenkoben 488
64. Literatur 493
65. Die badischen Diöcesansynoden im Jahr 1846 495
66. Die Protestation von Edenkoben 497
67. Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel. (Fortsetzung.) . 512
68. Literatur 527

Digitized by Google

1.
Die Morgenröthe.

Bald ist es der Mühe werth, gelebt zu haben. Unsere Zeit beginnt groß und bedeutungsvoll zu werden. Wir stehen vielleicht am Morgen einer neuen Weltepoche. Längst schon haben Viele mit einer gewissen Begeisterung unsere Zeit eine große genannt und mit Stolz hingewiesen auf Erfindungen, die an's Wunderbare grenzen und die umgestaltend in alle Lebensverhältnisse eingreifen. Wahr ist es, solche Dinge gehören mit zur Größe eines Zeitalters, aber sie allein, oder an und für sich, machen es nicht groß; nein, nicht die Eisenbahnen, nicht die Dampfschiffe, nicht die Pairhanskanonen, nicht die Kunst, welche Riesenbauten aufführt oder Wunderwerke der Pracht und des Luxus fertigt, nicht dies macht, wie Viele es meinen, eine Zeit oder eine Nation groß, sonst wäre die chinesische lange Zeit die größte gewesen. Es gibt Leute, die große Ehrfurcht empfinden, wenn Einer prächtig gekleidet, in glänzender Equipage daherfährt, den Beutel mit Gold angefüllt und die Hände mit Edelsteinen beringt, sei er auch sonst seines Zeichens ein dummer Wicht. Diesen gleichet ihr, die ihr so großen Respect vor unserer Zeit wegen ihrer materiellen Fortschritte habt. Ihr protestiret dagegen; es kann seyn, daß ich euch unrecht thue. Höret ein anderes Gleichniß. Es gibt Leute, die große Bewunderung hegen, — nicht vor solchen reichen, glänzenden Wichten, wohl aber vor Solchen, welche mit ungewöhnlichen Talenten begabt sind; z. B. dort ist Einer, der hat aus dem niedrigsten Stande sich emporgeschwungen auf eine hohe Stufe im Staat. Allen Respect! — Dort ist ein Anderer, dessen Vater war arm. Er ist jetzt ein Millionär; er hat's nicht erheirathet, auch nicht in der Lotterie gewonnen; wohl haben ihn Zufälle begünstigt, aber er verdankt's doch am meisten seinem durchdringenden Verstande, der sich in Alles hineinzuwerfen, Alles zu überschauen, Alles zu seinem Vortheil anzufassen verstand. Allen Respect! — Oder dort ist noch Einer, oder Eine, die oder der geigt, oder singt, oder tanzt, daß man sein Tag des Lebens so nichts gesehen und gehört hat. — Allen Respect! — Das heißt, wie man so gewöhnlich sagt „allen Respect“, nämlich daß man solche Dinge

Digitized by Google

als etwas Ungewöhnliches, Seltenes bewundert, daß die angestrengte Thätigkeit, die Geistes- oder Willenskraft, wodurch sie erreicht wurden, eine gewisse Achtung verdienen, dagegen haben wir nichts einzuwenden, sondern stimmen damit ein. Aber wenn man, wie es heut zu Tage Mode ist, über dergleichen Dinge in Begeisterung geräth, gleichsam als erblicke man in ihnen das, was den Menschen wirklich groß macht, so ist denn das doch offenbare Verblendung. Denn siehe, vielleicht haben jene Tänzerin oder Sängerin oder jener Virtuose sonst auch gar kein Verdienst, als daß sie schön tanzen, singen oder spielen können; vielleicht hat jener kluge, gewürfelte Geldmensch auch für sonst gar nichts Sinn, als für sein Geld; vielleicht ist jener hohe Staatsbeamte mit seinem eminenten Talent auf weiter gar nichts bedacht, als sich Glanz und Ehren zu erringen, wenig aber liegt ihm daran, sich der Welt nützlich zu machen. Sind diese Leute dann wirklich groß? verdienen sie dann wirkliche Achtung? Und doch gibt es nicht Wenige, die Solche nicht genug zu preisen wissen, die sie nicht blos bewundern, sondern über Alles erheben und vergöttern. Denen gleichet ihr, die ihr so stolz auf unsere Zeit seid wegen ihrer theilweisen artistischen und intellectuellen Ausbildung. Groß ist eine Zeit, — wirklich und wahrhaft groß im eigentlichen Sinn — nur dann, wenn sie, was wirklich das Menschlichgroße und Größte ist, erkennt, werthschätzt und erstrebt. Was ist denn nun das Größte und Werthvollste des Menschen? Offenbar nicht das Materielle, sondern das Geistige. Wie daher ein Riese an Größe und Kraft, oder Krösus an Reichthum, wenn ihnen geistige Bildung abgeht, unläugbar als Menschen niedriger stehen, als der geistig Gebildete: so ist auch ein geistig gebildetes Volk gewiß größer zu nennen, als eine rohe uncivilisirte Nation, wenn sie gleich jenes an Kraft oder an Reichthum weit überträfe. Dies läugnet auch Niemand. Aber was nun das wahrhaft Geistige, das geistig Höchste, Werthvollste und Edelste sei, darüber sind sehr Viele nicht im Klaren. Am einzelnen Menschen wird es noch am ersten erkannt. Ein Mensch von großem Verstand und ausgebreiteten Kenntnissen, — man stellt ihn hoch, und man hat Recht, Geistesbildung ist ihm ja nicht abzusprechen. Aber gibt es nicht noch eine andere Art der Geistesbildung, welche noch un-

Digitized by Google

gleich edler ist, und darum den Menschen noch ungleich höher stellt? — Denke dir den klügsten, kenntnißvollsten, scharfsinnigsten, gelehrtesten Mann, aber sein Leben ist lasterhaft, sein Sinn ist unedel, gemein, schlecht, — steht er dann wahrhaft hoch? Stelle neben ihn einen Anderen von ungleich weniger Verstand und Wissen, aber von gutem Willen, reinem Herzen, treuem Sinn, — welcher von Beiden steht höher? Welcher ist der Edlere? Welchen von Beiden wirst du mehr, wirst du wahrhaft achten? Das ist ja anerkannt, „edel" nennt man weit mehr die sittliche, moralische Vollkommenheit *) als die intellectuelle. Und wahrhafte „Achtung" können und müssen wir, ob wir wollen oder nicht — denn es liegt in uns, — nur der Sittlichkeit, der Tugend, nicht dem Verstand und Wissen zollen. Wohl sind Verstand und Wissen auch edel, wohl verdienen sie auch Achtung, denn sie sind ja auch eine geistige Vollkommenheit, daß aber die sittliche Vollkommenheit, die Tugend, im höheren Sinn edel genannt wird, unwillkürlich von Jedem höher geachtet wird, das beweist, daß sie auch das wahrhaft Höhere sei; ja, daß jenes (die Vollkommenheit des Verstandes und Wissens) wenn dieses (die Vollkommenheit des Willens) dabei fehlt, sogar ganz aufhört, uns als etwas Edles und Achtungswerthes zu erscheinen: dies beweist, daß unter diesen beiden geistigen Größen, Verstandesausbildung und Willensausbildung, die letztere nicht allein die höhere, sondern sogar der eine Haupt- und Zielpunkt der menschlichen Bestimmung, die erstere dagegen kaum mehr als blos Mittel zum Zwecke der Erreichung dieser eigentlichen Bestimmung sei. Was von einzelnen Menschen, das muß auch von ganzen Völkern gelten; auch der Völker, wie der ganzen Menschheit, Hauptbestimmung ist sittliche Ausbildung und Vervollkommnung.

Mancher denkt vielleicht, wir haben gar zu weit ausgeholt, um eine Wahrheit zu beweisen, welche kein Mensch bezweifle. Ja wohl bezweifelt man sie nicht, man gibt sie zu, man setzt sie voraus, man redet davon, aber man glaubt nicht daran, oder wenn man auch daran glaubt, so trägt man sie nicht im Bewußtseyn. Ist es nicht bei Alten und Neuen gang und gebe, daß man die Höhe eines

*) Natürlich, relativ genommen.

Volkes nur nach seiner intellectuellen Cultur bemißt, und an die sittliche kaum beiläufig denkt? Preist man nicht ein Land und rühmt es hoch, wenn nur Schulen und Unterrichtsanstalten, Künste und Wissenschaften gehoben werden, ohne darnach zu fragen, ob es auch in einem Geiste geschieht, der auch die sittliche Ausbildung des Volkes fördert? Es ist wahr, jede Geistesausbildung fördert auch die andere, denn der Geist ist eine Einheit; aber so wie ein Einzelner seinen Verstand ausbilden, und doch dabei auf einer sittlich niedrigen Stufe stehen bleiben kann, so verhält es sich auch mit einem ganzen Lande oder Volke, welches nicht erkennt, was aller Bildung letztes, höchstes und edelstes Hauptziel seyn soll. Und das hat man bisher viel zu wenig erkannt. Es war ein Rühmens überall, ein Stolz auf unsere Zeit, ob ihrer Höhe, ihrer Cultur, ihrer großartigen Fortschritte, ihrer Geistigkeit, — und die rechte Geistigkeit, die Sittlichkeit, wer hat an sie dabei gedacht? All das Rühmen und Stolziren hatte nur die intellectuelle Ausbildung vor Augen, — wenigstens wenn man von dem herrschenden Zeitgeist im Allgemeinen redet. Verkannt war darum auch, verachtet und in den Staub getreten, die Hauptträgerin jener höchsten, sittlichen Geistesbildung, die Religion.

Werden alle Leser damit einverstanden seyn, wenn hier die Religion für Hauptträgerin der Sittlichkeit und somit der wahren Geistesbildung erklärt wird? Ach, ich weiß es ja, daß es so Manche gibt, welche zweideutig die Achsel zucken, sobald die Rede auf die Religion kommt. Wären es blos Leichtsinnige, blos Solche, welche für alles Ernste, Höhere und Heilige keinen Sinn haben, dann käme wenig darauf an; aber es sind Viele, welche ein empfängliches, warmes Herz für das Bessere haben, die es anerkennen, daß es einen Seelenadel gibt, die es anerkennen, daß dieser in der Sittlichkeit besteht, die es aber nicht anerkennen, daß die Religion die rechte Quelle derselben sei. Blicket doch, die ihr dies läugnet, auf die verschiedenen Völker der Erde: Ist nicht überall die Religion eines Volkes zugleich der Maaßstab seiner Sittlichkeit? Stehen nicht die christlichen Völker auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit als die übrigen? Und wieder unter den christlichen Völkern selbst — stehen nicht diejenigen sittlich höher, deren Glaube reiner, auf-

geklärter ist, als jene, mit deren Christenthum es noch dunkel aussieht? Vergleichet z. B. einmal den sittlichen Zustand Spaniens oder Italiens mit dem von Deutschland oder England; vergleichet einzelne evangelische Gegenden oder Ortschaften mit katholischen, und — das dürfen wir ohne Selbstruhm sagen, — daß in den evangelischen Gegenden und Orten im Allgemeinen größere Sittlichkeit herrscht, dies ist eine anerkannte Thatsache. Vergleichet die einzelnen Menschen mit einander; — wir sagen nicht, daß es keine sittliche Menschen gibt, welche nicht religiös sind; aber das sagen wir, daß die Sittlichkeit des wahrhaft religiösen Menschen reiner, fester, probehaltiger sei. Ja, wir sprechen es aus, daß die Sittlichkeit Desjenigen, welcher der Religion entbehrt, niemals eine ganz zuverlässige sei. Sei dein Herz noch so edel, seien deine Grundsätze noch so gut, es gibt Versuchungen, welche dich überwältigen werden, wenn nicht der Gedanke an Gott und an Gottes Gebot und an Gottes Vergeltung in deiner Seele lebt. Dies aber, Gott vor Augen und im Herzen zu haben, dies lehrt dich nur die Religion. Drum ist sie, ja sie allein die rechte Quelle der Sittlichkeit, drum ist sie, die Religion, des Menschen höchstes Gut. Doch nicht darum allein; vielmehr auch deßhalb, weil sie, die Religion, zugleich die rechte, die alleinige Quelle der wahren menschlichen Glückseligkeit ist. Abgesehen davon, daß innere Zufriedenheit, Seelenfriede, nie ohne Sittlichkeit stattfinden kann, — nimm des Menschen Erdenloos: tausend Wechselfällen des Schicksals ist es ausgesetzt; ein unglückseliges Geschöpf ist darum der Mensch, wenn er sich nur als den Spielball eines blinden Schicksals ansieht und nicht an die Aufsicht und Lenkung eines weisen und gütigen Gottes glaubt. Und gehörst du zu wenigen Glücklichen, welche das Schicksal begünstigt und sie mit harten Schlägen verschont, gehörst du zu den „Glücklichen," welche mit leichtem Sinn sich über solche Schläge hinaussetzen, oder mit Stärke des Gemüthes sie gelassen zu tragen wissen, — du bist doch ein armseliges, bedauernswerthes Geschöpf, wenn du in die Zukunft blickst. Dort steht der Tod! Schreckt er dich nicht? Du liebst das Leben; du hängst daran mit allen Fibern deiner Seele, aber du mußt es lassen. Thue nur, als fürchtest du das Sterben nicht; es ist nicht wahr, du fürchtest es doch; schlage dir es nur aus dem Sinn, es hilft nur eine Zeitlang; der Tod vergißt dich

nicht, wenn du auch ihn vergessen willst, er kommt, wird dir nur zu bald kommen; merkest du noch nicht an deinen Jahren, wie sie eilen? Doch ehe er kommt, kommt erst noch das Alter, das Alter mit seiner Schwachheit, seinen Gebrechen, seiner Last, seinem freudenlosen Zustand. Ach, verhehle es dir doch nicht, Mensch, du bist ein armseliges Geschöpf; doppelt arm, doppelt zu beklagen, wenn du hinblickst auf das, was du warst, was du bist, zur Zeit deiner Jugend, deiner Kraft, deines Lebensgenusses, und was du einst, ach so bald, seyn wirst in der Zeit deines Alters, deines Verwelkens, deines Hinsinkens in Nacht und Verwesung. Ach, Mensch, du bist ein elendes Geschöpf, ja das elendeste unter allen Geschöpfen der Erde, wenn nicht der Glaube der Unsterblichkeit, die Hoffnung des ewigen Lebens dich über Todesfurcht und Erdennoth erhebt. Und diese Erhebung kann dir abermals nichts anderes geben, als die Religion. Ohnehin, du träumst von Menschenwürde, — und wo ist sie, wenn du nichts bist als ein bloßes Erdengeschöpf? Und die Vervollkommnung deines Geistes, nach der du ringest, auf die du stolz bist, — ist sie besser als eine wehmuthsvolle Thorheit, wenn du für nichts gerungen und gearbeitet hast, als für das Grab und die Verwesung? Nein, nur dann hast du Grund von Menschenwürde zu reden, wenn du dir bewußt bist, nicht blos Erdengeschöpf, sondern ein Glied im großen Reich der Geister zu seyn, welches Himmel und Erde umfaßt, nur dann hat dein Streben nach Vervollkommnung deines Geistes Sinn und Zweck, wenn du weißt, daß deine geistige Errungenschaft dir bleibt, mit dir hinübergeht in eine höhere Welt, wo sie dir Früchte trägt. Das ist aber die Religion, die Religion allein, welche dir dies Bewußtseyn einpflanzt. Darum ist die Religion die alleinige wahre Quelle wie der menschlichen Sittlichkeit, so der menschlichen Glückseligkeit. Darum ist die Religion, — wofür sie auch von ewigen Zeiten her gegolten hat, — der Menschheit höchstes und heiligstes Gut.

Läugne es, wer will, ihr seid überwunden, denn siehe! das Zeugniß steht vor euern Augen. Hebet eure Häupter auf und sehet! Was ist das für ein Regen, das jetzt durch die Welt geht, zumal in unserm Gott geliebten dutschen Vaterland? Die Religion ist's, die Wiedergeburt der Religion, welche jetzt aller Denkenden Gedan-

ken erfüllt, aller Besseren Herzen lebhaft, innig und froher Erwartung voll bewegt! Das ist ein Zeugniß, das Niemand zu Nichte machen kann. Die Menschheit redet, ihr aber seid Verblendete, die ihr dies Zeugniß nicht verstehet, und euer Widerspruch verdient nicht länger Beachtung.

Dies ist es aber, warum wir zu Anfang gesagt haben: **unsere Zeit beginnt groß zu werden**; denn groß ist eine Zeit, wenn sie das, was des Menschen Größtes ist, erkennt, werthschätzt und erstrebt. Zu lange ist das verkannt worden. Die Religion lag darnieder, die gebildeten Klassen hatten sich fast gänzlich von ihr losgesagt, in den unteren Klassen herrschte fast allgemein Lauheit und Gleichgültigket, immer mehr machte sich als „Aufklärung" die Meinung geltend, die Religion sei kaum mehr, als ein aus alten, finsteren Zeiten herstammender Wahn, welcher mehr und mehr abnehmen und endlich ganz schwinden müsse. Noch nie war der Verfall der Religion größer, allgemeiner, als in der zuletzt durchlebten Zeit, und immer tiefer gerieth sie in diesen Verfall. Da konnte es freilich scheinen, es sei dies ein gültiges Zeugniß des aufgeklärten Zeitgeistes wider die Religion; so sahen es Viele an und freuten sich deß als eines Fortschrittes; aber die die Religion liebten, weil sie sie kannten, sie trauerten und beklagten die Verblendung ihres Zeitalters.

Dank sei Gott! Das Alte ist vergangen, es beginnt eine neue Zeit, die Religion lebt auf. Ja, sie lebt auf, sie ist erwacht in tausend Herzen, wo sie tief eingeschlafen war; sie ist im Erwachen begriffen in tausend anderen, wo sie noch schläft, sie wird erwachen, — hoffen wir's — sie wird erwachen, bald erwachen in allen Herzen, welche für Menschenwürde und Menschenheil empfänglich sind. Es kommt eine neue Zeit, ein neuer Tag im Leben der Menschheit, seine **Morgenröthe** ist schon angebrochen.

Auch noch in anderem Sinne. Der Grund und die Wurzel, die Hauptsumma aller Religion ist das **Gottesbewußtseyn** im Menschenherzen. Wenn wir also davon reden und uns dessen freuen, daß unsere Zeit wieder mehr Theilnahme für die Religion zeigt, so ist dies wahrlich nicht so zu verstehen, als freueten wir uns blos darüber, daß man anfängt, sich wieder mehr mit religiösen und kirchlichen Fragen und Einrichtungen zu beschäftigen, daß man wieder

mehr in die Kirche geht u. s. w. Dies sind nur die äußern Erscheinungen im Gebiete der Religion; weit mehr aber freuen wir uns des Grundes, aus welchem diese Erscheinungen hervorgehen, und zu dem sie auch wieder hinführen, — wir freuen uns darüber vornehmlich, daß unsere Zeit wieder anfängt, mehr und mehr vom Gottesbewußtseyn durchdrungen zu werden. Aber so werthvoll dies ist, so ist es doch damit nicht genug. Wohl ist das Gottesbewußtseyn der Kern aller Religiosität, aber doch nur im Allgemeinen. Wo das Gottesbewußtseyn im Gemüthe mangelt, da kann von Religiosität freilich keine Rede seyn, und eine Zeit, in welcher viel über Religion geredet und gestritten würde, aber nicht, weil das Göttliche den Gemüthern wichtig ist, sondern etwa nur aus Streitsucht und Widerspruchsgeist, eine solche Zeit würde sich in einer großen Selbsttäuschung befinden, wenn sie sich für eine religiöse halten wollte. Aber umgekehrt kann auch ein Gemüth von einem sehr lebendigen Gottesbewußtseyn durchdrungen seyn, und dann ist der Mensch wohl jedenfalls religiös, aber seine Religion kann doch eine sehr mangelhafte seyn, wenn nämlich dieses sein Bewußtseyn des Göttlichen nicht auch verbunden ist mit der rechten Erkenntniß des Göttlichen, wenn seine religiösen Begriffe und Vorstellungen vielfach irrig und unwahr sind. Sollen wir daher wirklich von unserer Zeit ein wahres, kräftiges und heilbringendes Aufleben der Religion erwarten, so können wir es nur dann, wenn wir sehen, daß es in den religiösen Begriffen und Vorstellungen wahrer, klarer, heller, lichtvoller wird. Und, Dank sei Gott, das wird es! Viel Unwahrheit, viel Dunkel und Irrthum hat zu allen Zeiten in den Glaubensmeinungen der Menschen, auch der Christen geherrscht. So lange die Zeiten überhaupt dunkel waren, that das der Religiosität keinen Abtrag. Als aber die Menschheit, namentlich die europäische, nach und nach fortgeschritten war zu einer höheren Stufe von Bildung, von Einsicht, von Wissen, von Denkfähigkeit im Allgemeinen, da wollten die alten Formen der religiösen Vorstellungen nicht mehr genügen, da sah man von Tag zu Tag mehr ein, daß manches, was bisher geglaubt worden sei, nicht wahr seyn könne, und die natürliche Folge davon war, daß die Religion an Achtung verlor, und — wie die Menschen gewöhnt sind,

das Kind mit dem Bade auszuschütten, — daß sie von Vielen zuletzt gänzlich verachtet wurde. Wie sollte man das noch achten, was man für nichts weiter als für einen Haufen alten Aberglaubens hielt? Daher kam sogar eine Zeit, wo man die Religion einmal förmlich abgeschafft hat. Die französische Revolution hat diese Abschaffung nicht bewirkt, sondern nur ausgesprochen. Lange konnte das übrigens nicht bleiben. Weil man eben Gott nicht absetzen kann von seiner Herrschaft über die Welt, so läßt er sich auch nicht absetzen in den Herzen der Menschen. Das Bewußtseyn des Göttlichen kann in Einzelnen untergehen, — (wiewohl vielleicht in Keinem ganz) — es kann in Vielen eine Zeitlang unterdrückt werden, nie aber kann es in der ganzen Menschheit untergehen. Darum ist es denn auch damals wieder erwacht, und als die Welt aus dem Taumel der Revolution wieder zur Besinnung kam, kehrte sie auch wieder zur Religion zurück. Aber leider der alte Widerspruch zwischen der fortgeschrittenen Bildung der Zeit und den stehen gebliebenen Mängeln und Irrthümern in den religiösen Vorstellungen bestand noch; darum konnte die Rückkehr des Zeitalters zur Religion keine recht allgemeine und keine recht innige werden. Keine recht allgemeine: die gebildeteren Stände sind fast durchweg unreligiös geblieben; keine recht innige: auch die zurückkehrenden Massen des Volkes blieben fast durchgängig lau und begnügten sich mit dem Bewußtseyn, doch noch Etwas von Religion übrig zu haben; denn das Beispiel der höheren Stände wirkt immer mehr oder weniger ansteckend, tonangebend auf die niedrigeren, und auch diese waren an Bildung und Einsicht so weit fortgeschritten, daß sie theilweise das der Religion beigemischte Irrige und Abergläubische erkannten. Wohl suchte der Rationalismus dies zu entfernen und die Form und Auffassungsweise der christlichen Glaubenslehren mit der Stufe der allgemeinen Bildung des Zeitalters in Einklang zu bringen, aber theils that er dies auf eine ungeschickte, zerstörende Weise, und schaffte wohl manchen Wahn hinweg, aber auch manche tiefere Wahrheit, ja bei Manchem fast auch den Grund aller Religion, das Gottesbewußtseyn selbst. Noch dazu ward diesem Ringen nach Licht und Wahrheit in der Religion gar bald heftig entgegengetreten von Denen, die alles Christenthum und alles Heil in starres

Festhalten am todten Buchstaben und an der ererbten Meinung setzen. Und leider wurden sie gestützt von Seiten vieler Regierenden, welche theils ebenfalls aus Ueberzeugung an der alten Glaubensform hingen, theils aber auch sich dazu bewegen ließen durch die irrige Meinung, daß man nichts von dem Bestehenden fallen lassen dürfe, weil sonst alles Bestehende mitfallen könnte. Sie bedachten und bedenken nicht, daß nur die Wahrheit bestehen kann, alles aber, was nicht aus der Wahrheit ist, seinen Unbestand darum schon in sich trägt, und nothwendig zuletzt fallen muß, wie sehr man es auch stütze und halte, desto mehr aber im Fallen mit sich umreißt, je mehr man ihm entgegenstrebt. Es ist gefährlich, sich gegen eine wankende Mauer zu stemmen! — Die Staatsbeamten aber, weil ihnen die Religion selten wichtig genug ist, um sich selbst ernstlich mit ihr zu beschäftigen und ihr wahres Wesen verstehen zu lernen, pflegen sie gar oft nicht vom göttlichen, sondern blos vom politischen Standpunkte aus anzusehen und zu handhaben. Und von diesem Standpunkte aus gehandhabt, gewannen in neuerer Zeit die alten Religionsformen wieder mehr und mehr Geltung. In der protestantischen Kirche ward der Buchstabenglaube begünstigt, in der katholischen Kirche traten die alten, längst gemilderten Formen und Grundsätze, in ihrer ganzen Strenge und Herbheit wieder hervor. In der Trierer Rockausstellung schien dies seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Es sah dunkel in der Welt aus, und schien immer dunkler werden zu wollen, sowohl in der protestantischen, als in der katholischen Kirche. Und die Religion sank dabei auch äußerlich in immer tieferen Verfall. Denn mehrte sich auch in beiden Kirchen die Zahl altgläubiger Eiferer und gelang es ihnen auch, im Volke und hin und wieder selbst unter den gebildeten Ständen, Anhänger zu finden, der Kern des Volkes war und blieb der Kirche und der Religion entfrembet und wurde es durch jene dem Zeitgeist widerstrebenden Bemühungen noch immer mehr. — Doch der Wendepunkt war gekommen. Es hatte des Uebermaaßes bedurft, um auch die Gleichgültigen endlich in Bewegung zu setzen; die Dunkelheit mußte so dunkel werden, daß es Allen dabei unheimlich ward, daß auch die Schlafenden sich nach dem Tageslicht mit Ungeduld zu sehnen begannen. Da zuckte durch die Nacht ein Blitzstrahl — Ronge's Brief, — die Schläfer erwachten und rieben sich die Augen

aus, und horchten staunend dem langnachhallenden Donner. Das Licht und der Schall drang auch zu den Schläfern in der protestantischen Kirche. Man erwacht, man blickt um sich, und siehe, im Osten dämmert der Tag, es ist Zeit aufzustehen. — Geht nicht ein Aufstand durch die Welt, ein friedlicher Aufstand durch die katholische Kirche? Welch eine bewundernswerthe Thatsache, in kaum einem Jahre nahe an dreihundert deutschkatholische Gemeinden! Und welches Zujauchzen von allen Seiten, auch von der unsrigen! Man will von beiden Seiten dasselbe. Was will man? Was man schon längst in der Religion vermißt hatte, und weßhalb sie der Zeitstufe nicht mehr entsprechen konnte und darum in Verfall gerathen mußte: Licht will man und Fortschritt. Man will es, und wer kann's vorenthalten? Licht und Wahrheit siegen überall, und zum Fortschreiten hat Gott die Menschheit berufen. Ihr Thoren, die ihr das verkennet! die ihr eine Zeitlang träumen konntet, die Wahrheit könne auch gefesselt, das Licht eingeschlossen, der Schritt des Zeitgeistes gehalten und zurückgetrieben werden. Thoren, ihr wisset nicht, daß ihr wider Gott kämpfet! Ihr habt, eine Zeitlang durch äußere Verhältnisse begünstigt, schon triumphirend das Lied von der Grablegung der Vernunft gesungen, wir hörten es und seufzten, weil es so tausendstimmig erschallte, daß kein anderer Ton dagegen aufkommen konnte. Wir seufzten, aber das wußten wir, daß dieser Triumphgesang eitel und vergeblich sei. Das war gut prophezeien, daß es einmal wieder anders kommen müsse, — wann? Das konnten Menschen nicht ermessen, dem Anschein nach aber so bald noch nicht. Siehe, da war die Zeit erfüllt, ehe daß wir es dachten. Jetzt ist der Triumphgesang auf unserer Seite, und der klingt anders. Hört ihr, wer da singt? Die Schlafenden sind erwacht und die Todten stehen auf, und singen tausendstimmig, viel tausendstimmig, aus lang entwöhnter Brust, dem Herrn ein neues Lied, ein frohes Lied voll Preis und Dank dem Gott des Lichts und der ewigen Wahrheit, dem treuen Gott, der seine Verheißungen, die er in die Menschenbrust gelegt, erfüllet und seinen Kindern Bahn macht und sie voranführt auf dem Weg des Fortschrittes. Verstehet ihr die Wege Gottes noch nicht? Wollet ihr noch nicht ablassen von dem Wahn, der Geist lasse sich dämpfen; meinet ihr,

der Sonne wehren zu können, daß sie aufgehe? Wahn der Thoren und vergebliches Bemühen! Schon strahlt die Morgenröthe, Dank sei Gott! Der Tag wird nicht ausbleiben.

Dies ist der zweite Moment in der Größe unserer Zeit. Das erste war, daß Religiosität überhaupt wiederkehrt, daß das Gottesbewußtseyn wieder in den Herzen erwacht; das zweite ist nun, daß die Menschheit Licht in der Religion will, und daß das allgemeine Gesetz der Menschheit, jenes Gesetz, worauf am meisten die Würde der Menschheit beruht, das Gesetz des Fortschrittes, auch in Ansehung der Religion, als gültig anerkannt wird.

Noch ein Drittes kommt hinzu. Nicht blos Licht soll die Religion auf Erden verbreiten, sondern auch Glück und Friede unter den Menschen. Namentlich ist dies Hauptzweck der Religion Jesu, bei dessen Geburt ja, wie die Schrift symbolisch sagt, die Engel im Himmel sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Ein Hauptkennzeichen der Aechtheit des Christenthums ist es darum, daß dessen Stifter so nachdrücklich und so wiederholt die Liebe für das größte und vornehmste Gebot erklärt hat. Wer fühlt es nicht, wahr und heilig muß eine Religion seyn, welche Liebe gegen einander, gegen alle Menschen ohne Ausnahme zur Pflicht macht. Wer begreift es nicht, gesegnet, unaussprechlich gesegnet muß das Volk seyn, welches sich zu dieser Religion bekennt und dieses ihr oberstes Hauptgebot befolgt; wo Liebe ist, da ist Eintracht, da ist Friede, da ist Glück. Ja, heilige Christusreligion, wo du herrschest, wo du geübt wirst, da sind die Menschen gesegnet. — Unser Blick sucht diesen Segen — er richtet sich von einem Volk auf das andere, von einem Zeitalter auf das andere: — Liebe und Friede, die goldnen Früchte der Religion Jesu, wo sind sie zu schauen? Statt ihrer sehen wir Früchte anderer Art in christlichen Ländern üppig gedeihen: Religionshaß, Fanatismus, Verketzerungssucht, Inquisitionen, Scheiterhaufen, — lauter Erzeugnisse des „Christenthums!“ Wie! die Religion der Liebe ist Mutter einer solchen Drachenbrut geworden? O, nicht du, heilige Religion Jesu, nicht du hast diese fluchwürdigen Gräuel hervorgebracht, sondern verfinsterte Menschen, die frevelnd in das Heiligthum deines Namens sich hüll-

ten, aber keinen Funken deines heiligen Geistes in sich hatten. Noch immer fehlt es nicht an Solchen, die es also gerne treiben möchten. — Gottlob! daß sie es nicht mehr können. Wem dankt die Menschheit diese Rettung? Dem fortgeschrittenen Geiste der Zeit! Aber noch immer stehen viele Christen feindlich einander gegenüber, und der gepriesene christliche Glaubenseifer Vieler ist nichts als Haß und rechthaberische blinde Parteisucht. Wären solche als Türken geboren, sie würden eben so fanatische Türken seyn, als sie jetzt christliche Fanatiker sind, aus keinem andern Grunde, als weil sie durch Geburt zu dieser oder jener Partei der Christen gehören. Ihre Glaubensmeinungen müssen die wahren, die allein wahren seyn, blos darum, weil es eben die ihrigen sind, und wer von diesen in irgend einem Punkte abweicht, was haben sie mit dem zu schaffen? — So verstehen sich viele Christen auf das Christenthum und auf das Hauptgesetz des Christenthums, die Liebe, und ein solches Christenthum wollen gerade die gelehrt wissen, welche sich rühmen, vorzugsweise, wo nicht ausschließlich, die wahren Christen zu seyn. Doch schon längst haben diese Parteimenschen den Einfluß auf den Zeitgeist im Allgemeinen verloren. Ihnen zum Trotz hat schon längst ein besserer, christlicherer Zeitgeist sich im Stillen vorbereitet; den Glaubenseiferern und Hassern zum Trotz hat die Versöhnung der christlichen Kirchenparteien in vielen Herzen, in den höheren, wie in den niederen Klassen begonnen, und ist bei dem gebildeten Kern der Nationen bereits herrschend geworden. Mehr und mehr werden die äußeren Scheidemauern, die noch zwischen Christen und Christen stehen, von Vielen mit Gleichgültigkeit, von Vielen mit Wehmuth betrachtet, von Vielen auch mehr und mehr mit dem Sehnen, daß sie fallen möchten. Wahr und wahrhaftig! das ist ein „christlicheres Element“ in dem Geiste unserer Zeit, als jene Dinge, die ihr Glaubenszänker dafür gelten machen wollet! Möge euch Gott die Augen öffnen und euch erkennen lassen, daß ihr und euer die Liebe tödtendes Hadern über dem Glauben es verschuldet habt, daß so viel tausend besserfühlende Gemüther sich unwillig von einer Religion abgewendet haben, welche, wie zum Hohn, das Gesetz der Liebe aufstellt, den Frieden predigt, und nichts als Feindseligkeit und Unfrieden in der Welt anrichtet. Wohl war es die Religion

nicht, aber konnte man's den Leuten verdenken, wenn sie die wahre Religion nicht von dem zu unterscheiden vermochten, was sich so prangend dafür ausgab? Doch die Zeit der Unterscheidung ist gekommen: Tausende erkennen es, daß nicht die Religion sich feindlich zwischen die Menschen stellt, daß sie dem von Gott den Herzen eingepflanzten Zug des Wohlwollens, der Liebe, nicht wehrt, sondern ihn segnet, weihet, heiligt. Und darum lernen sie die Religion jetzt wieder schätzen, ehren, lieben, und von ihr nicht länger gehindert, sondern gebilligt, getrieben, strecken sich von beiden Seiten brüderliche Hände gegen einander aus, — die der Deutschkatholiken an der Spitze. Seid uns gesegnet! Evangelische Hände strecken sich euch entgegen, sie waren ja schon längst dazu bereit. Gesegnet sei der Bund, gesegnet die Zeit der Versöhnung im Reich Jesu Christi; Ein Hirt und Eine Heerde soll ja werden nach Seiner Verheißung; sie beginnt sich zu erfüllen. Bleiben die Namen auch verschieden, bleiben Gebräuche verschieden, bleibt Verschiedenheit in Glaubensmeinungen auch übrig, wenn die „Einigkeit im Geist gehalten wird durch das Band des Friedens", wenn man sich, ungeachtet mancher Unterschiede, welche aus allen menschlichen Verhältnissen doch nie und nimmer können entfernt werden, dennoch als Brüder ansieht, als Glieder eines Leibes, die alle an dem einen Haupt, welches ist Jesus Christus, Theil haben, so ist schon dem Wort des Herrn Genüge geschehen, so ist jene Verheißung von Einem Hirt und Einer Heerde, so viel an uns ist, schon Wahrheit geworden.

Ein Hirt und Eine Heerde! Wer hat ein Herz, und es schwillt ihm nicht bei diesem großen, diesem heiligen Gedanken? Wer würde nicht den Tag segnen, welcher das Kommen dieses Reiches Jesu, dieses Reiches der Liebe und der Versöhnung brächte? Wie viele edle Herzen haben sich gesehnet diesen Tag zu schauen und haben ihn nicht geschaut. Neunzehntes Jahrhundert, dir ist's vorbehalten! du wirst nicht ablaufen, ohne dieses Heil erlebt zu haben. Ob wir selbst es noch erleben? Heil auch uns! das Nahen, das Kommen dieses Tages ist schon vorhanden, seine Morgenröthe leuchtet schon herrlich uns entgegen. Vielleicht daß wir den Tag selbst noch erleben. Wie heilig wäre die Freude! Wie wollten wir da frohlocken, danken, preisen, anbeten! Wie werden da auch die kalten Herzen

erwarmen, und voll Preises und Dankes werden und anbeten lernen den Gott der Gnade, den Vater unseres Herrn Jesu Christi. Doch, wenn wir schon heimgegangen sind, wann einst dieser heilige Tag anbricht, dann werden wir in den Wohnungen der Seligen uns seiner freuen, des Heils uns freuen, das er den Erdenbrüdern bringt, und Stimmen von der Erde empor, Stimmen vom Himmel herab werden vereinigt lobsingen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Solche Dinge bereiten sich in unserer heutigen Zeit vor, drum nennen wir sie eine große Zeit, drum sagen wir, es sei anfangs der Mühe werth, zu leben, drum sagen wir, daß bereits die Morgenröthe eines neuen Tages für die Menschheit sichtbar sei. Denn stellen wir jetzt einmal aus dem bisher Gesagten eine kurze Rechnung zusammen, so wird sich ergeben, daß bereits alle Faktoren oder Elemente vorhanden sind, deren es zur Bildung einer neuen Epoche für die Religion, ja sogar für die Weltgeschichte, für die Menschheit überhaupt bedarf.*) Wir glauben es zu Anfang nachgewiesen zu haben, daß der innerste, und darum der hauptsächlichste Lebensnerv aller Entwicklung der Menschheit die Religion sei. Weiter aber hat sich herausgestellt, daß die verschiedenen, zur wahren Religion nothwendigen Elemente jetzt, wie vormals noch nie, sich zusammenfinden zu wollen scheinen. Das Gottesbewußtseyn, dieses erste Hauptelement der Religion, es war in früheren Zeiten wohl sehr lebendig vorhanden, aber dabei fehlte es desto mehr an dem zweiten Element, an klarer, lichtvoller Erkenntniß, an freier unbefangener Prüfung. Diese letztere hat erst seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich Bahn zu machen begonnen und hat sich, weil die Zeit dazu erfüllt, die Menschheit dazu reif war, mit unglaublicher Schnelle und unwiderstehlicher Gewalt verbreitet, an klarem Denken, an freiem Prüfen fehlt es schon längst nicht mehr, aber während dies zweite Element gewonnen ward, ging das erste verloren; das Gottesbewußtseyn war aus vielen Ge-

*) Auch die übrigen Zeichen der Zeit weisen darauf hin. Noch nie ist eine solche vollkommene Umgestaltung aller Weltverhältnisse vorgegangen, als in der neuesten Zeit. Wir erinnern hier an die außerordentlichen Verbindungsmittel der Schiffahrt, der Eisenbahnen, des Welthandels, der Politik und der Diplomatie. Alles dies sind ebenfalls weitere Faktoren zur Gestaltung einer neuen Zeit.

müthern fast verschwunden, drum war der Zustand der Religion ein einseitiger, und der Fortschritt ein sehr zweifelhafter. Denn die hell und frei Denkenden waren zum großen Theil nicht für, sondern wider die Religion, und es schien daher Vielen, als ob Religion und Licht nicht mit einander zu vereinigen seien. Nun aber beginnt dies sich zu ändern, auch die Freunde des hellen und freien Denkens beginnen sich der Religion wieder in Massen zuzuwenden, zu dem Licht gesellt sich wieder Wärme, mit dem Bewußtseyn der Hoheit der menschlichen Vernunft verbindet sich wieder das noch heiligere Gottesbewußtseyn, und das stolze Gefühl der Menschenwürde und der Freiheit widerstrebt nicht länger, sondern gibt willig Raum dem Drange des Herzens, nach demüthiger unterwerfungsvoller Anbetung des allmächtigen Gottes, und fühlt jetzt erst die innersten, so widerstrebend scheinenden Triebe, Forderungen und Bedürfnisse versöhnt, gleichmäßig befriedigt, und darum jetzt erst wahrhaft frei, groß, glücklich. — Und dies beseligende Bewußtseyn wirkt denn endlich auch die dritte Hauptforderung sowohl der Religion, als der Menschennatur, die Lie[illegible]. Das Menschenherz hat ihren Zug immer empfunden, die Religion hat sie immer geboten, aber wir haben leider sehen müssen, wie sehr sie bisher mitten im Reich der Christenheit gefehlt hat, und wie gerade das Christenthum (das nicht verstandene) Haß, Gräuel und Jammer, statt Liebe, Friede und Glück gestiftet hat. Doch nicht die mißverstandene Religion allein trug die Schuld; auch der allgemeine niedere Stand der menschlichen Cultur hat dazu mitgewirkt. So wie man es für religiös und für fromm hielt, daß der Christ den Juden, der Katholik den Protestanten, und umgekehrt, hasse, so hielt man es für Patriotismus, und darum für Tugend, daß der Deutsche den Franzosen, der Franzose den Engländer, der Engländer den Yankee u. s. w. hasse. So herrschte allgemeiner Völkerhaß lange Zeit in der Welt, und zwar zwischen christlichen Völkern, und Niemand dachte daran, daß das unchristlich sei. Wir haben es erlebt, daß dieser patriotische Haß ein Ende nimmt; nur noch einige politische Nachteulen, die (denen in der Kirche gleich) nur in dem Alterthümlichen das Heilige erblicken, nur sie thun sich noch Gewalt an, für diesen heiligen Nationalhaß begeistert zu seyn oder zu scheinen; aber Niemand achtet

mehr auf sie, die Völker hassen einander nicht mehr, sie sind schon längst in freundliche Verbindung mit einander getreten, und suchen jetzt mehr und mehr ihre Ehre darin, einander Beweise ihrer Hochachtung, ihres Brudersinnes zu geben. Dies ist eine Frucht der fortgeschrittenen allgemeinen Cultur; fürwahr eine herrliche Frucht! aber wie viel herrlicher noch, wie unaussprechlich herrlich würde sie werden, wenn die Religion dieser Völkerversöhnung die Weihe gäbe, wenn religiöses, christliches Bewußtseyn diese Völkerverbrüderung und Einigung heiligte! Und sehen wir nicht den Anfang dazu gemacht in der Reform der katholischen Kirche? Daß diese nicht eine vorübergehende Erscheinung sei, sondern daß sie unaufhaltsam fortschreiten, und nach und nach alle katholischen Länder überwältigen werde, dies hat seine Bürgschaft schon darin, daß schon längst alle Gemüther ein Sehnen nach einer solchen Umgestaltung in sich trugen, sie aber kaum für möglich hielten, und nun auf einmal rasch und kräftig in's Leben treten sehen, was sie früher wohl nur für einen schönen Traum gehalten hatten. Wenn aber diese Reform ihren Weg durch die katholische Christenheit gefunden und zugleich auch die protestantische Welt zu neuem Geisteserwachen mit fortgerissen haben wird, — wie groß und außerordentlich werden da die Umgestaltungen seyn, welche aus diesem neuen Geistesaufschwung der Menschheit hervorgehen werden! — Ja, wir sagen es: wir erwarten das Anbrechen einer neuen Zeit, — nicht eines goldenen Zeitalters, — wohl aber einer in den wesentlichsten und wichtigsten Lebensverhältnissen so durch und durch umgestalteten Zeit, daß von eben dieser Zeit an eine neue, wir möchten fast sagen die zweite, große Hauptepoche in der Geschichte der Menschheit sich datiren wird. Der unterscheidende Charakter dieser Neuzeit wird seyn: Versöhnung der Gegensätze, wie im Glauben, so im Leben, erlangt durch die erreichte allgemeine Reife des Menschengeschlechtes, denn nur die Beschränktheit des unreifen Knabenalters weiß nicht aus der Einseitigkeit herauszukommen. Diese Zeit liegt hinter uns, die allgemein verbreitete Intelligenz ist das Kennzeichen, daß die Menschheit in ein reiferes Alter eingetreten ist, und darum wird weiter zum Charakter der neuen Zeit Mündigkeit gehören, nicht mehr blinde Leitung und Bevormundung, sondern selbstthätige Be-

theiligung Aller an der Verwaltung und Ordnung deß, was der Menschheit Eigenstes und Wichtigstes ist, in der Kirche wie im Staate, durch Repräsentativ-Verfassung in beiden. Und eben darum wird drittens zum Charakter der Neuzeit gehören: das Bewußtseyn der Menschheit, daß sie zum Fortschritt berufen sei, und eben darum Sicherung dieses Fortschreitens in ruhiger, geregelter Weise und Entfernung derjenigen Hindernisse, welche bisher von manchen Seiten, aus Princip, dem Fortschritt hemmend entgegengestellt worden waren, weil das Princip des Fortschrittes noch nicht zum allgemeinen Bewußtseyn und zur allgemeinen Anerkennung gekommen war.

Diese erhabenen Zwecke unserer Zeit und des in ihr waltenden Geistes, des über den Zeiten waltenden Gottes, wer sollte nicht für sie begeistert seyn, wer sollte nicht wünschen, sie mitfördern helfen zu können? Und wer wäre zu gering, daß er es nicht könnte? Wer keine Quadersteine tragen kann zu diesem Bau, der trage Ziegelstücke. Auch wir wollten diesen erhabenen und heiligen Zwecken dienen, als wir vor zwei Jahren ein „protestantisches Kirchenblatt für die bayerische Pfalz" herauszugeben unternahmen; demselben Zwecke wollen wir dienen, wenn wir unsere Zeitschrift von jetzt an mit etwas verändertem Titel und erweitertem Umfang und Plane fortsetzen. Zeit und Umstände haben sich seitdem sehr bedeutend verändert, darnach uns richtend, fanden wir eine Abänderung zweckmäßig.

Vor zwei Jahren war noch keine umfassende religiöse und kirchliche Bewegung vorhanden, der Freund der Religion und Kirche mußte sich auf den engen Kreis seiner vaterländischen Kirche beschränken, drum bestimmten wir unsere Zeitschrift blos für die vereinigte Kirche der Pfalz, und ihr Inhalt war hauptsächlich für Geistliche berechnet, denn wie viele Nichtgeistlichen interessirten sich damals für Religion und Kirche, daß sie dergleichen Zeitschriften hätten lesen mögen? Alles das ist seitdem um Vieles anders geworden, das allgemeine Interesse hat sich den religiösen und kirchlichen Angelegenheiten zugewendet und eine sehr große Zahl von

Nichtgeistlichen nehmen eben so regen, oft regeren Antheil an den kirchlichen Zuständen, Fragen und Bestrebungen. Und da wir jetzt erwarten dürfen, Zeitschriften, die religiösen und kirchlichen Besprechungen dienen, werden jetzt auch unter der Klasse der Nichtgeistlichen ihren Leserkreis finden, so sind wir um so schneller bereit, ihnen solche zu bieten, als wir schon längst den Mangel an Theilnahme der übrigen Klassen an religiösen Angelegenheiten tief beklagten, überzeugt, daß, so gewiß nicht die Geistlichen, sondern das ganze Volk zusammen die Kirche bildet, darum auch das Gedeihen und Aufleben nur dann wahrhaft gefördert werden kann, wenn nicht blos die Klasse der Geistlichen mit der Religion sich beschäftigt, davon redet, schreibt, liest, als hätten sie allein Religion und Kirche in Pacht, sondern daß es nur dann besser in der Kirche werden und zum frischen, fröhlichen Leben, zur Entwicklung von innen heraus, zum Fortschritte kommen kann, wenn so viel als möglich alle Stände, vor Allem aber die gebildeten, an den kirchlichen Interessen Theil nehmen und sich damit beschäftigen, und zwar nicht blos zuhörend, sondern auch mitredend. Wir werden daher unsere Zeitschrift, welche wir darum „die Morgenröthe" benennen, um auszudrücken in welchem Sinne dieselbe unsere Zeit auffaßt und für sie wirken will, von jetzt so eintheilen, daß der erste und Haupttheil allgemein Religiöses und Kirchliches bringt, der zweite aber Specielles aus der Pfalz behandelt, jedoch, da wir kein Freund vom Schematisiren sind, nicht in bestimmten Rubriken strenge auseinander gehalten, wovon wir durchaus keinen Zweck, sondern nur Unbequemlichkeit einsehen; daher werden wir nur insoferne auf eine Scheidung des Inhaltes bedacht seyn, daß wir, was blos die pfälzische Kirche betrifft, in der Regel an das Ende des Heftes stellen werden. Ueber die Tendenz des allgemeinen Theiles der Zeitschrift sei soviel bemerkt, daß derselbe von dem, was dem religiösen, theologischen und kirchlichen Gebiete angehört, Nichts ausschließt, außer das blos theoretisch Wissenschaftliche, da die Zeitschrift nicht der Wissenschaft, sondern unmittelbar dem Leben dienen will. Da dieser allgemeine Theil der Zeitschrift ganz besonders auch nichttheologische Leser in's Auge faßt, und bei ihnen Einführung in das rechte Verständniß des wahren Wesens der Religion und Weckung von Interesse und Liebe für dieselbe,

kurz Förderung der Religiosität, sowohl als Sache des Verstandes, als wie des Gemüthes bezwecken möchte, so werden namentlich auch die Erklärung, Erörterung und Betrachtung einzelner Hauptstellen aus der heiligen Urkunde der christlichen Religion, der Bibel, hier Aufnahme finden.

Möchte denn nun dieses Unternehmen die erforderliche Unterstützung finden. Daß es uneigennützig, und wir dürfen hinzusetzen, mit mancherlei Opfern verbunden sei, wird man schon daraus entnehmen, daß wir, obgleich wir von jetzt an jeden Monat ein Heft erscheinen lassen werden, doch den früheren Preis, da der Jahrgang nur sechs Hefte enthielt, nämlich **1 fl. 30 kr.** (im Buchhandel **2 fl.**) nicht erhöht haben. Dieser nun ungemein geringe Preis macht freilich, bei den auf das doppelte steigenden Kosten, einen zahlreicheren Leserkreis nothwendig, und wir scheuen uns darum nicht, Diejenigen, welche mit dem Zwecke der Zeitschrift einverstanden sind, zu bitten, für deren Verbreitung wirken zu wollen, damit sie in diesem ihrem erweiterten Umfange bestehen und ihren Zweck erreichen könne. Nicht minder aber bitten wir Die, welche gleichen Sinnes mit uns sind und für Förderung der Religiosität warme Herzen haben, um ihre thätige Mitwirkung. Namentlich würden auch Beiträge von nicht theologischen Verfassern ganz besonders willkommen seyn. Zwar sind Manche der Ansicht, in ein Kirchenblatt sollte blos von theologischen Federn geschrieben werden; dieser Ansicht sind wir aber ganz und gar nicht; wir haben es schon ausgesprochen, die Theologen sollen nicht meinen, sie hätten die Kirche allein gepachtet; im Gegentheil, soll eine neue Zeit anbrechen für die Kirche, soll allgemeines Interesse für dieselbe erweckt und erhalten werden, so muß die Förderung derselben künftig, nicht blos wie bisher, fast ausschließlich von Theologen und darum gleichsam professionsmäßig betrieben werden, sondern neben den Theologen, welche freilich am meisten dazu berufen sind, müssen auch die Freunde der Religion aus den übrigen Ständen Hand an's Werk legen. Wir bitten wiederholt darum. Es ist uns während der zwei Jahre, seit welchen unsere Zeitschrift besteht, schon von vielen Seiten Beifall wegen dieses Unternehmens und Ermuthigung zum Beharren ausgesprochen worden, aber Unterstützung und Mitwirkung ist uns noch wenig zu Theil geworden. Und doch bedür-

sen wir derselben bei der erweiterten Ausdehnung unseres Unternehmens jetzt doppelt; bliebe sie aus, so wäre die Ausführung für den Einzelnen rein unmöglich. Dennoch haben wir mit Vertrauen — nicht auf menschliche Zusicherungen, denn sie sind uns früher gemacht, aber wenig gehalten worden, — sondern in der Ueberzeugung, daß unser Unternehmen zeitgemäß sei und heilsam wirken könne, auf's Neue Hand an's Werk gelegt in Gottes Namen, ja wir dürfen sagen in Gottes Namen, und im Vertrauen auf Seinen Beistand. Ist das Werk Ihm wohlgefällig, dann wird Er auch helfen, daß es bestehe und Fortgang finde; haben wir seine Wege nicht verstanden, oder ist unser Beginnen nicht nach seinem Rath und Plan, dann mag es fallen, uns bleibt aber das Bewußtseyn, das Gute gewollt zu haben. F.

2.

Wo fehlt's in unserer protestantischen Kirche?

Dies wird künftig ein stehender Artikel in unserer Zeitschrift seyn, denn das γνωϑι σεαυτον eines alten heidnischen Philosophen — Selbsterkenntniß — ist auch eine Forderung des Christenthums, und ist und bleibt allezeit die erste Bedingung, wenn es besser werden soll. Da aber diese Zeitschrift keinen andern Zweck hat, als zum Besserwerden in unserer Kirche beizutragen, so muß sie denn auch, zum Behuf jener vor Allem nöthigen Selbsterkenntniß, die Gebrechen zur Sprache bringen, welche derselben anhaften.

Aber fehlt's denn überhaupt in der protestantischen Kirche? Wir sagen ja, und zwar sehr. Und wo? Nirgends, als ohngefähr überall. Wir wollen, deß zum Beweise, hier einstweilen eine kleine Uebersicht Desjenigen geben, worin es fehlt, gleichsam als das Thema, über welches wir künftig unsere Variationen vortragen müssen, in welchen leider mehr Dissonanzen vorkommen werden, als zum Wohlklang erforderlich wäre. Zugleich bemerken wir, daß wir mit dieser Ankündigung, welche ein sehr ausgedehntes Gebiet umfaßt, unseren freundlichen Mitarbeitern keineswegs den Stoff vorwegnehmen wol-

len, sondern daß Jeder nach Belieben irgend einen Theil dieses vieltheiligen Themas zur Bearbeitung übernehmen kann.

Also vorerst: daß es in unserer Kirche fehlt; — denn Manche sind so gute Protestanten, daß sie meinen, bei uns sei Alles in der allerschönsten Ordnung. — Daß Gott erbarm'!

Wenn eine Kirche Lebenskraft in sich hat, so muß sie das dadurch beweisen: 1. daß sie, vermöge dieser Kraft, alle ihre Glieder fest an sich zieht, und einen durchgreifenden Einfluß auf sie — was deren Sinn und Wandel betrifft — ausübt, und 2., daß sie, vermöge dieser ihr einwohnenden Lebenskraft, auch nach außen hin sich entfaltet, wächst und zunimmt. Keines von allen diesen Merkmalen ist jetzt mehr an unserer protestantischen Kirche zu finden. Sie wächst nicht, erweitert ihre Grenzen nicht, gewinnt keine neuen Glieder; es ist eine Rarität, wenn man irgendwo von einem Uebertritt zur protestantischen Kirche hört. Und was Wunder, da die eigenen Glieder derselben großentheils nur sehr lose an ihr festhalten; denn die gebildeten Protestanten sind unkirchlich, und das protestantische Volk ist lau und gleichgültig. Da wäre es denn freilich Thorheit, wenn man unter solchen Umständen noch das allerinnerlichste Lebenskennzeichen bei den Gliedern dieser Kirche suchen wollte — jenes Durchdrungenseyn von dem Geist der Religion, daß der ganze Sinn und die ganze Handlungsweise des Menschen dadurch ihre Richtung bekommen; — findet ihr dies bei den Protestanten?

Ist das aber wahr — und wer will's läugnen? — so ist es auch eben so gewiß wahr, daß es in der protestantischen Kirche fehlt, und zwar viel, sehr viel fehlt!

Und woran liegt's? — Auch so ziemlich an Allem. Nachstehende Rubriken mögen es beweisen.

I. Protestantische Glaubenslehre.

Sie ist zwar dem Kern und Wesen nach wahr, aber, gleich der katholischen, in Ansehung der Form und Auffassungsweise, in vielen Punkten so weit hinter dem fortgeschrittenen Geist zurückgeblieben, daß eben die Mehrzahl sich nicht mehr mit ihr befreunden kann.

II. Protestantische Kirchenverfassung.

Wer soll in der Kirche Gesetz und Ordnung schaffen? Die Kirche selbst, vertreten durch Kirchenversammlungen (Synoden und Conci-

lien), wie es vom Anfang an auch war. **Wo sind denn die Kirchenversammlungen hingekommen?** Es ist ihnen gegangen, wie dem Rhein, der sich in Holland im Sande verliert. Viele protestantische Länder haben gar keine Synoden; andere haben sie, aber ohne alles Ansehen und Macht, völlig abhängig von dem Staate und von den Kirchenbehörden. Der Landesfürst soll für den protestantischen Landesbischof angesehen werden (auch wenn er selbst nicht einmal Protestant ist). Das ist eine große Verweltlichung der protestantischen Kirche. Aber auch diese landesherrliche Bischofswürde hat nur eine negative Autorität, dem Landesherrn gebührt das Recht der Sanktion oder des Veto's, aber es wird ihm nicht zugestanden, selbstthätig in die Kirchenangelegenheiten einzugreifen. Die protestantische Kirche hat eigentlich keinen Mund. Die Synoden dürfen in keinerlei Kirchenangelegenheiten entscheidend sprechen; die Consistorien auch nicht; der Landesherr auch nicht. Also wer spricht denn? Man sagt: diese drei Instanzen in Gemeinschaft. Wohl, aber welches ist denn die oberste Instanz z. B. in inneren Kirchenangelegenheiten? Wer hat da zu entscheiden?? Da ist die katholische Kirche noch besser daran; sie weiß doch, wohin sie sich zu wenden, wohin sie zu sehen, auf wen sie zu hören hat. Sie hat ihren Papst und ihre Bischöfe. Freilich nicht nach dem Geist und Brauch des Urchristenthums. Wir begehren darum auch nicht Pabst noch Bischöfe, aber unsere Kirche muß begehren Synoden, Kirchenversammlungen, und zwar mit den Rechten und der Vollmacht in inneren Kirchenangelegenheiten, wie es von der Apostelzeit an gewesen, bis es mißbräuchlicher Weise anders geworden ist.

III. Protestantische Kirchenverwaltung.

Diese trägt leider ganz den Charakter jenes weltlichen Bischofthums, d. h. sie ist sehr verweltlicht. Die Katholiken haben hier weit mehr die richtige, d. h. die geistliche, Form zu erhalten gewußt. Wir Protestanten haben königliche Consistorien, die Katholiken hüten sich ihre Ordinariate königlich zu nennen; und diese hüten sich, wie die protestantischen Kirchenbehörden, „im Namen Seiner Majestät" zu rescribiren; sie hüten sich in jenen Kanzleistyl zu verfallen, welcher bei den protestantischen Behörden eingeführt ist; und

obgleich die katholischen Geistlichen weit unbedingter den Bischöfen unterworfen sind, so pflegen diese doch in ihren Erlassen an die untergebenen Geistlichen weit mehr diejenige Sprache zu beobachten, welche der Idee des geistlichen Amtes gemäß ist, nämlich eine milde, achtungsvolle und brüderliche, während der protestantische Sprachgebrauch nur den Charakter des kalten Geschäftstones und der strengen Unterordnung ausdrückt. Dort sucht man wenigstens den Schein der apostolischen Art beizubehalten, bei uns ist die der Büreaukratie an deren Stelle getreten. — Halte man das nicht für Nebensache. Der Geist bildet sich seine Formen, und die Formen wirken zurück auf den Geist.

IV. Protestantischer Gottesdienst.

Da heißt's Predigen, Predigen und Predigen, und sonst nichts weiter; beinahe als sähen die Protestanten die Kirche für eine Schule an. Man betet wohl auch darin, aber auch dies Geschäft läßt man wieder den Prediger allein abthun. Die Anderen stehen dabei auf, das ist Alles. Mitbeten? Wie Viele mögen's seyn, die es thun? Betrachtet die während des Gebetes dastehende Gemeinde; drückt sich Andacht, Demuth, Nahen zu Gott aus, in Haltung und Mienen? Warum darf man bei uns nicht knieen vor dem allmächtigen Gott? Warum darf die Gemeinde nicht mitbeten, laut mitbeten? — Ja, der protestantische Gottesdienst, ist leider, — wir sagen's mit tiefem Schmerz — ist kahl, kalt, nüchtern, theilnahmlos, andachtslos, demuthslos.

V. Protestantische Religionsübung.

Sie hat sich, im Gegensatz zu der katholischen Aeußerlichkeit, so geistig gestaltet, daß sie fast eine unsichtbare geworden ist. Suchet das Gebet in den protestantischen Häusern, — in wie vielen wohnt es noch, in wie vielen ist es verschwunden? Die aufgeklärten Protestanten schämen sich meistens des Tischgebetes, — (vermuthlich danken sie desto mehr im Herzen dem Schöpfer für ihre Erhaltung und Ernährung?) — vom Morgen- und Abendgebet, von einer Familienandacht gar nicht zu reden — (vermuthlich haben sie in ihrem Leben und Handeln desto mehr Gott vor Augen und im Herzen?) — Und doch gehört das Beten nicht allein zur Religion, sondern

es ist der Mittelpunkt der Religion, wir möchten fast sagen, es ist die Religion selbst. Wer nicht betet, hat keine Religion im eigentlichen Sinne; denn wer nicht beten mag, kann der Gott lieben? ist der seiner Abhängigkeit von Gott, seiner Verbindung mit ihm sich bewußt? Religion (religio — religare) ist aber nichts anderes als ein Verbundenseyn mit Gott, ein Sich-Binden an ihn. Kann dies ohne Gebet stattfinden? „Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch!" (Jak. 4, 8.)

Auch die äußere Religiosität steht und fällt, lebt oder erschlafft, mit dem Gebete. — Wie kommt es, daß die Protestanten bei ihrer vollkommneren Religionslehre so lau und gleichgültig sind, während die Katholiken bei ihrem mangelhafteren Glauben, während selbst die Juden bei ihrem geistlosen Aberglauben so eifrig in ihrer Religion sind? Habt ihr noch nie darüber nachgedacht? — Es kommt daher, weil sie täglich beten, weil das tägliche, häusliche Gebet bei ihnen für eine Pflicht gehalten wird, wie sich's von Gott und Rechtswegen gebührt. Es ist eine Schmach für die Protestanten, daß sie diese Pflicht nicht empfinden.

VI. Protestantische geistliche Amtsführung.

Predigen, Predigen, Predigen, — **voilà tout!** Beinahe möchte man so sagen; denn wie der protestantische Gottesdienst in fast nichts als im Predigen besteht, so besteht auch die ganze geistliche Amtswirksamkeit fast einzig und allein darin. Und ist das der Sinn des geistlichen Amtes? Der „Geistliche" soll gleichsam den Geist in der Gemeinde repräsentiren, und ihn in derselben wecken, nähren, leiten in alle Weise; er soll gleichsam die Seele in der Gemeinde, und darum innig mit ihr verbunden seyn.

Statt dessen, — wir reden im Allgemeinen, — steht er nur in sehr loser Verbindung mit ihr und „thut seine Schuldigkeit", bis er eine bessere Stelle bekommen kann. Das liegt nicht gerade an den Personen, es liegt weit mehr an der durch die ganze Organisation der protestantischen Kirche bedingten Stellung des geistlichen Amtes; es liegt zum großen Theil auch an der zweckwidrigen Besoldungsweise, in dem heillosen, aus alten, ungeordneten Zeiten herstammenden, und doch immer fort und fort bestehenden Pfründenwesen.

Aber vom Predigen noch ein Wort zu reden. Es ist kein Mangel daran in der protestantischen Kirche, desto mehr aber Mängel. Die protestantische „Predigtkunst," die „Kanzelberedsamkeit," die Geschicklichkeit „homiletische Kunstwerke" zu produciren, hat in neuester Zeit rechte Fortschritte gemacht; man ist stark darin bei uns. Jeder Dorfpfarrer versteht es, aus jedem beliebigen Bibeltexte zwanzig verschiedene Themata und Dispositionen aufzufinden, seine Predigt regelrecht zuzuschneiden, originell zu meditiren, logisch zu disponiren, zierlich zu elaboriren, **verbotenus** zu memoriren und ästhetisch, oder wenigstens pathetisch zu declamiren, — alles dies höchst wahrscheinlich noch besser, als die Apostel des Herrn es verstanden haben. Da ist Alles, was man will, da fehlt nichts — außer jene apostolische Verkündigung des göttlichen Wortes, die kunstlos aus dem Herzen kommt und zum Herzen geht. Nach bloßer Meditation, ohne viel Schreibens, zu predigen, und gut zu predigen, wird heute fast für eine unmögliche Sache gehalten. Warum? Weil man in der Religion so wissenschaftlich geworden, daß der heilige Geist darüber abhanden gekommen ist. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit" (2 Cor. 3, 17), — auch Freiheit vom Concept. Aber bei uns sieht's heut zu Tage fast so aus, — wir reden im Allgemeinen, — als stecke der heilige Geist im Tintenfaß, und wisse nicht herauszukommen. — Warum haben denn die deutschkatholischen Geistlichen so schnell wieder gelernt, frei reden, gut und begeistert reden, daß es in die Herzen eindringt und zündet? Warum? Sie leben in der Sache, und die Sache lebt in ihnen. —

VII. Protestantische Vorbildungsanstalten. *)

Kein Wunder, daß die protestantischen Geistlichen so wissenschaftlich sind; sie erhalten ja ihre Bildung blos an Orten, wo gewöhnlich nichts als Wissenschaft zu finden ist. Auf Universitäten da lernt der junge Theologe viel, die Religionswissenschaft lernt er nach allen ihren Fächern und Seiten kennen und die Religion selbst — vielleicht kritisiren, — vielleicht im Geheimen geringschätzen, —

---

*) Das Manuscript ist hier nicht ganz deutlich. Soll's Vorbildungsanstalten heißen, oder Verbildungsanstalten? Anmerk. des Setzers.

vielleicht auch am Buchstaben der Orthodoxie kleben und dafür eifern; kurz, es ist möglich, daß er Alles lerne, aber kaum möglich, daß er in das wahre, volle Verständniß des Evangeliums, in den Geist des Christenthums eingeführt werde, und der Geist des Christenthums in ihn eingeführt, und warme Liebe zur Religion, deren Diener er werden soll, und lebendige Begeisterung für sein künftiges Amt ihm eingeflößt werde. Woher soll sie nachher kommen? — Nimmt man dann noch dazu, daß der junge Theologe auf Universitäten nicht minder, als wie seine anderen Commilitonen, seine Ehre darin sucht, und wenig darin gestört wird, mit flottem Schnurrbart und bespornten Stiefeln zu prangen, eine tüchtige Fertigkeit im Trinken sich zu erwerben, eine gute Klinge zu schlagen, und sich in jenem männlichen Trotze zu üben, welcher den Andern um der geringsten Beleidigung willen anschnaubt und die Beleidigung mit Blut abwascht, so muß man gestehen, das ist eine ganz geeignete Vorbildung für die, welche später ein Bild Dessen in sich darstellen sollen, welcher sanftmüthig war und von Herzen demüthig, und dessen Wort später auch ihr Wahlspruch seyn soll: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; bei mir sollet ihr Ruhe finden für eure Seelen!“ (Matth. 11, 28).

Summa Summarum: es fehlt an allen Ecken und Enden. Und warum? Weil die protestantische Kirche von ihrem ureigenen Lebensprincip, dem Princip des Fortschrittes, abgefallen ist, stehen geblieben ist, und darum guten Theils des Lebens und des Geistes, der da lebendig macht, baar geworden ist. F.

3.

Bibelstudien.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

„Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei;
„habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“ Joh. 18, 23.

Vorwort.

Wir wissen es leider nur zu gut, daß diese Abhandlung uns viel Ungunst zuziehen wird. Viele werden den Verfasser schon zum

Voraus für einen Feind Christi, ja vielleicht sogar für einen Feind Gottes, für einen verkappten Feind des ganzen Christenthums halten, sobald sie nur die Ueberschrift gelesen haben. Manche werden darum die ganze Abhandlung nicht einmal lesen, sondern mit Abscheu sich davon wegwenden; Manche andere werden sie zwar lesen, aber nicht mit dem Sinne, welcher dazu erfordert wird, d. h. mit dem Sinne eines genau erwägenden, unpartheiischen Richters, welchem es um nichts als um Wahrheit zu thun ist; sie werden vielmehr schon znm Voraus überzeugt seyn, alles was hier vorgebracht werde, sei nicht wahr und könne nicht wahr seyn, und so werden sie denn auch begreiflicher Weise die zu Ende gelesene Abhandlung mit eben dieser Ueberzeugung wieder aus der Hand legen; ja, sie werden triumphirend sagen, daß eben diese Abhandlung dazu gedient habe, ihren Glauben an die Gottheit Jesu nur noch mehr zu bekräftigen, weil sie es nicht vermocht habe, ihn bei ihnen umzustoßen, oder auch nur wankend zu machen, oder auch nur den leisesten Zweifel dagegen einzuflößen. Lesern dieser Art geben wir zu bedenken, ob sie sich noch nie in dem Falle befunden haben, irgend Jemand von Etwas überzeugen zu wollen, was an sich eben so wahr, als klar und leicht einzusehen war, daß es ihnen aber, obgleich sie Jenem die Sache so klar und deutlich auseinandersetzten, so handgreiflich vor Augen stellten, daß man es gar nicht für möglich hätte halten sollen, daß Einer dies nicht begreife, — dennoch nicht gelang, Jenen zu überzeugen, — weil er voreingenommen war. Es ist eine wunderbare Sache um den menschlichen Geist: Glaubt Einer einmal irgend einer Sache gewiß geworden zu seyn, und hat er sich an diese Ueberzeugung gewöhnt, so tritt bei den allermeisten Menschen eine gewisse Stimmung ein, welche jede Bezweiflung dieser Ueberzeugung von vornherein abweist, und die dagegen vorgebrachten Gründe entweder gar nicht hören will, oder zwar hört, aber, wie man sagt, mit tauben Ohren, d. h. mit der völligen Unfähigkeit, unparteiisch zu erwägen, zu prüfen und zu entscheiden, weil man eben bei sich schon zum Voraus entschieden hat, und von einem, möglicher Weise anders ausfallenden Entscheide nichts wissen will. — Leser! ich frage dich, gehest du mit dieser Stimmung an das Lesen und an die Beurtheilung dieser Abhand-

lung? Ist es dir schon zum Voraus gewiß, daß ihr Inhalt falsch sei? Kannst du dich nicht entschließen, anzunehmen, es wäre doch vielleicht möglich, daß sie Wahrheit enthalte? Siehe, so bist du Einer von Denen, welche taube Ohren haben, welche voreingenommen sind, und darum nicht unparteiische Leser seyn können. Der Leser, welcher über die Wahrheit oder Unwahrheit einer Schrift urtheilen soll, ist gleichsam ein Richter. Dem Richter aber, welcher eine Sache zu untersuchen hat, soll es durchaus nur darum zu thun seyn, daß sich die Wahrheit herausstelle, auf welcher Seite sie auch sei. Er darf darum nicht sich selbst zum Voraus auf die eine Seite stellen, nicht zum Voraus überzeugt seyn, daß nur auf dieser Seite die Wahrheit liege, sonst ist er ein befangener und parteiischer Richter, und wird nicht nach der Wahrheit richten. So also kannst auch du, Leser, nicht Richter über die hier ausgesprochenen Behauptungen seyn, es steht dir kein gültiges Urtheil darüber zu, so lange du dich nicht vollkommen unbefangen, unparteiisch an das Lesen begibst, mit keiner andern Voraussetzung, als der: ich will lesen und prüfen, und sollte es sich erweisen, daß meine bisherige Ansicht von der Sache ja nicht als probehaltig erscheine, so will ich nicht hartnäckig daran festhalten, damit ich nicht durch eigene Schuld in der Unwahrheit stehe. Suchst du aber deine Ehre und deine Glaubenstreue darin, daß du zum Voraus jeden Zweifel abweisest, so ist eben dein Glaube ein durchaus blinder. Aber ist nicht Dem, welcher einmal an die Gottheit Jesu glaubt, dieser Glaube viel zu hoch, zu wichtig, zu heilig, als daß er es für recht und erlaubt halten könnte, denselben zu bezweifeln? Antwort: gerade je wichtiger ein Punkt in der Glaubenslehre ist, desto nothwendiger ist es, daß man sich vergewissere, daß man denselben nach der Wahrheit und nicht im Irrthum umfasse. Wenn du nun aber nicht prüfest, unbefangen, d. h. mit der Voraussetzung prüfest, deine bisherige Ansicht könne möglicher Weise irrig seyn, so hast du nimmermehr eine Bürgschaft, daß dein Glaube, wie fest er dir auch scheine, doch nicht vielleicht ein Wahn sei. Aber so viele Tausend Menschen haben schon seit so vielen Jahrhunderten an die Gottheit Jesu geglaubt? Dies ist keine Bürgschaft; denn auch viel tausend Türken glauben seit vielen Jahrhunderten an die göttliche Sendung Muhameds, der doch nur

ein Betrüger war, und zwar ein recht grober.*) Ja! wären unter allen deinen Mitchristen keine, oder nur wenige, oder nur unverständige, oder nur leichtfertige, welche die Gottheit Jesu nicht annehmen, so möchtest du dann etwa noch dich in dem ererbten Glauben ohne sonderlich strenge Prüfung beruhigen dürfen; die Uebereinstimmung Aller, oder doch der entschiedenen Mehrzahl der Urtheilsfähigen ist, wenn auch keine vollkommene, doch wenigstens eine halbe Bürgschaft für die Wahrheit einer Sache. Nun aber fehlt es heute unter deinen Mitchristen keineswegs an Solchen, welche die Lehre von der Gottheit Jesu nicht annehmen; und ziehst du in Erwägung, daß von der Zeit an, seitdem man gelernt hat, in Glaubenssachen prüfend zu denken, daß seitdem die Zahl Derer, welche den Glauben an die Gottheit Jesu unhaltbar finden, von Jahr zu Jahr sich gemehrt hat, so daß gegenwärtig bereits unter der denkenden Klasse der Christen bei weitem der größere Theil diesen Glauben nicht mehr festhält, — wahrlich, so ist dies doch Aufforderung genug, daß du zusehest und recht ernstlich prüfest, auf welcher Seite die Wahrheit sich befinde.

Es gibt Manche, welche das Recht der Prüfung in Glaubenssachen wohl zugestehen, welche die Bezweiflung selbst Desjenigen, was sie glauben, nicht verargen, nur wollen sie, daß dies von den eigentlichen Gelehrten, und nur in dicken, gelehrten Büchern, wo möglich in einer fremden Gelehrtensprache geschehe, mißbilligen aber höchlich, daß man es in Schriften thue, welche auch ungelehrten Lesern in die Hände kommen; am meisten mißbilligen sie's, wenn ein Geistlicher es ist, welcher irgend einen Glaubenspunkt anzuzweifeln sich unterfängt. In diese Mißbilligung stimmen sogar Manche ein, welche für sich selbst solche Glaubenslehren nicht annehmen. Man möge, wollen sie, solche von Vielen noch geglaubte Lehren unangefochten lassen, und am wenigsten solle der Geistliche an denselben rütteln. Wie? Was verlanget ihr? Sind die Gelehrten die Vormünder der Christenheit, welche allein das Recht der Prüfung haben, — während die Uebrigen fein warten sollen, bis

*) Es versteht sich, daß wir weit entfernt sind, Jesum, den heiligen und wahrhaftigen, mit jenem Lügenpropheten zu vergleichen.

Jene sich in ihren endlosen Streitfragen vereinigt haben? Wie? Die große Zahl der Denkenden, aber nicht theologisch Gelehrten, soll mit religiösen Fragen sich gar nicht beschäftigen, soll um angezweifelte Glaubenspunkte sich gar nichts bekümmern, Niemand soll ein erklärendes Wort an sie darüber richten? Wenigstens der Geistliche soll das nicht thun? Wie? Die Diener der Wahrheit, gerade sie sollten verpflichtet seyn, ihre Ueberzeugungen in Ansehung der wichtigsten Glaubenspunkte geheim zu halten und zu verstecken? Wie? Die Diener des göttlichen Wortes, die bestellten Ausleger der heiligen Schrift, sie allein sollten nicht das Recht haben, zu erklären, daß man in diesem oder jenem Punkte bisher die Schrift nicht recht ausgelegt habe? Wie? es wäre so weit gekommen, daß zu einer Zeit, wo manche früher allgemein angenommene Glaubenslehren bereits so allgemein bei Geistlichen, wie bei den denkenden Nichtgeistlichen, ja sogar bei einem großen Theile der Volksklasse, nicht mehr geglaubt werden, daß man davon, wie einst ein römischer Schriftsteller von dem Glauben seiner Zeitgenossen an ihre Götter, sagen kann „nec pueri credunt,“ *) — dennoch die christlichen Geistlichen, die Diener der Wahrheit, wenn man es ihnen auch noch nachsähe, daß sie für ihre Person das nicht Glaubliche nicht glauben, — wenigstens nichts davon laut werden lassen sollen, sondern, gleich jenen römischen Auguren, — höchstens unter sich zweideutig die Achseln darüber zucken, aber nach außen hin thun sollen, als hielten sie für heilige Wahrheit, was sie doch als Irrthum erkannt haben? Was will man? begreift man denn nicht, daß man der Wahrheit nur durch Wahrhaftigkeit dienen kann?

Ihr liebet Jesum, wir auch; ihr glaubet an ihn als den Heiland der Welt, wir auch; ihr glühet für seines Namens Ehre, wir auch; ihr wollet, daß alle Zungen bekennen, daß er der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters, wir auch. Aber gerade darum reden wir. Wir rufen Gott zum Zeugen an; so wahr wir Theil an Seiner Gnade haben wollen, so wahr wir selig werden wollen: es ist Liebe zu Jesus Christus, und nicht Feindschaft wider ihn, welche uns zu reden treibt. Denn mit tiefem Schmerz sehen wir,

---

*) „Nicht einmal die Kinder glauben mehr daran.“

wie allgemein die Abwendung der Gemüther heut zu Tage von Christus ist, wie groß die Verachtung Vieler gegen ihn, selbst vieler Bessergesinnten. Wir sind aber gewiß, daß das allermeist daher kommt, nicht weil gerade bei den Denkenden die Empfänglichkeit für das Heilige erstorben wäre, — welch eine Unbegreiflichkeit wäre das! — nein, weil die Denkenden in den christlichen Glaubenslehren, namentlich in der Lehre über die Person Jesu, manches erblicken, was sie einmal unmöglich glauben können, sondern vielmehr für Aberglauben halten müssen, und deßwegen — allzuschnell — Alles verwerfen, Nichts glauben, und von Dem, welcher jedem Herzen werth und theuer seyn soll, von Jesus Christus geringschätzig sich abwenden. Die Formen der Religion, die Auffassungsweise des Christenthums sind, in manchen Punkten, der Bildungsstufe, der fortgeschrittenen Einsicht unserer Zeit nicht mehr angemessen, — dies, dies! ist die Ursache, warum gerade der denkendere Theil unserer Zeitgenossen sich nicht mehr mit der Religion, mit dem Christenthum befreunden will, und fast nicht kann. Soll es besser werden, sollen auch die Denkenden und Gebildeten wieder die Religion glauben, achten, werthschätzen und üben lernen, so müssen zuerst — wer Ohren hat zu hören, der höre! — so müssen zuerst aus der Religion diejenigen Punkte entfernt werden, welche nur zu den äußeren Formen, nicht zum Wesen derselben gehörend, aber als äußere Formen, veraltet und erstorben sind. Erstirbt an einem Baume ein Ast, oder am Stamm eine einzelne Stelle, so muß der dürre Ast abgeschnitten, die erstorbene Stelle des Stammes ausgeschnitten werden, — wo nicht, so dürrt der Baum weiter, und verdorrt entweder ganz, oder kränkelt doch nur kraftlos fort. So auch z. B. im Staate; werden gewisse Formen, Einrichtungen, Gesetze, Ordnungen im Staate, welche einst zeitgemäß waren, auch dann noch festgehalten werden, wenn sie schon längst aufgehört haben, zeitgemäß zu seyn, so ist dies des Staates größter Schade, er kann nicht gedeihen, er muß vielleicht sogar darüber zu Grunde gehen. So ist es auch mit der Religion. Zu Grunde gehen mußten all' jene Religionen, welche der fortgeschrittenen Bildung der Zeit nicht mehr entsprachen, — sehet auf die verschiedenen heidnischen Religionen des Alterthums; — oder sie erhielten sich, aber ohne Kraft

und Leben, nur hinsiechend, — sehet auf das noch bestehende, aber altersschwach kränkelnde Judenthum. — Das Christenthum zwar wird nicht zu Grunde gehen; so gewiß es von Gott ist, wird die Verblendung und der Starrsinn beschränkter Menschen, welche es ewig in veraltete Formen bannen wollen, ihm doch nicht den Untergang bereiten; aber seine allgemeine Verbreitung und seine lebendige Wirksamkeit kann dadurch allerdings auf lange Zeit hin gehemmt werden.

Manche Punkte aber sind in den von altersher gangbar gewordenen christlichen Glaubenslehren, welche hierher gehören, nämlich dürre Aeste am Baum des Glaubens sind, welche dessen Gedeihen hindern. Von diesen allen aber ist die Lehre von der Gottheit Jesu die bedeutendste, und soferne sie — was wir nachweisen werden — ein Irrthum ist, von allen nicht allein die nachtheiligste, sondern auch der Mittelpunkt, mit welchen alle übrigen unzertrennlich verbunden sind. Ihr, welche ihr an die Gottheit Jesu glaubet, — ihr werdet doch nicht läugnen, daß ihr, ihr seid ja Menschen, irren könnet? So denket euch denn z. B. ihr hättet wirklich in diesem Stücke euch bisher geirrt, Christus, welchen ihr für Gott haltet, wäre es nicht, — wäre dann nicht zugleich eine ganze Menge euerer übrigen religiösen Begriffe falsch und irrig? Denket euch einmal, Die hätten recht, welche Jesum nur für den Gesandten von Gott halten, der da gekommen ist, daß er Licht in die Welt bringe und die Menschen Gott „im Geist und in der Wahrheit" verehren lehre, — was würde er, in diesem Falle, bei seinen Lebzeiten gedacht und empfunden haben bei der Vorstellung, daß seine eigenen Anhänger ihn dereinst zu einem Gotte machen würden? Würde er nicht, so gewiß er nicht seine Ehre suchte, sondern nur die seines Vaters im Himmel (Joh. 7, 18; 8, 50), würde er nicht — vorausgesetzt daß er nicht Gott war — auf das äußerste gegen diese Vergötterung geeifert haben, als gegen den allergrößten Irrthum, Mißbrauch, als gegen die allergrößte Verkennung seiner Sendung und seiner Lehre? — Wohlan! so gewiß wir überzeugt sind, Christus war nicht Gott, hat es nimmer seyn wollen, und würde, wenn er je hätte denken können, daß man ihn dazu machen würde, sich auf's stärkste widersetzt haben, — so gewiß sind wir denn auch überzeugt: wir handeln im Sinne Jesu, wir dienen ihm, wenn wir, nach seinem Beispiele, furchtlos und von

Liebe zu Gott und zur Wahrheit durchdrungen, es wagen, verjährten Vorurtheilen entgegenzutreten, zu Gottes Ehre, zu Jesu Christi Ehre! — Mit Petrus sprechen wir, und dürfen sprechen nach der Wahrheit: „Herr du weißt es, daß ich dich lieb habe!" Mögen nun Andere sagen oder schmähen, was sie wollen: man hat Dich ja auch geschmähet als einen Gotteslästerer; mögen sie, die Dich preisen und anbeten, und doch oft nicht kennen, mögen sie Schlimmes, was es auch sei, wider mich sinnen, ausführen, — Du, Herr, bist ja um der Wahrheit willen am Kreuz gestorben, — ich will auch der Wahrheit die Ehre geben, und laut von ihr zeugen, es gehe, wie es gehe, wohl oder wehe; ich weiß doch, Herr, daß Du die Deinen kennest und daß ich Dir angehöre. Amen. (Die Fortsetzung folgt.) F.

4.

Kurze Geschichte der protestantischen Kirche in der Pfalz, in der neuesten Zeit.

Die protestantische Kirche in unserer Pfalz ist schon seit ihrem Bestehen, d. h. seit der Vereinigung der Lutheraner und Reformirten im Jahr 1818, der Gegenstand einer ziemlich allgemeinen Aufmerksamkeit; diese hat bis auf die neueste Zeit fortgedauert, aber nicht aus gleichgebliebenen Ursachen. Schon dies, daß die kirchliche Vereinigung in der Pfalz frühzeitig, rasch und fast ohne Widerspruch zu Stande kam*), daß damals ein freisinniges und dem Princip des Fortschrittes auch im Kirchlichen huldigendes Consistorium**) an der Spitze stand, daß namentlich das ganze Werk der Vereinigung auf freisinnigen und rationalen Grundsätzen erbaut wurde, daß die Kirchenbehörde, die Geistlichkeit und die Gemeinden in dieser reli-

*) Bei einer durch das Consistorium veranlaßten Umfrage in allen Gemeinden der Pfalz, wegen der Geneigtheit der Union beizutreten, erklärten sich 40,167 Personen für, und nur 539 dagegen, und diese 539 Stimmen kamen größtentheils aus einer einzigen Dorfgemeinde.

**) Präsident: Regierungsrath Fliesen, geistl. Räthe: Dr. Schulz und Weiher (später Dr. Müller), weltlicher Rath: Regierungs- und Kreisschulrath Butenschön.

giösen Richtung mit einander übereinstimmten, wie vielleicht in keinem anderen Lande; daß man selbst der obersten Kirchenbehörde, dem nicht vereinigten Oberconsistorium zu München, welches an den altkirchlichen Grundsätzen festhielt und diese auch in der vereinigten Kirche der Pfalz festgehalten wissen wollte, — daß man, selbst dieser höchsten kirchlichen Landesbehörde gegenüber, entschieden an jenen Grundsätzen festhielt. *) Dies Alles machte, daß sich von allen Seiten die Blicke auf die unirte Kirche in der Pfalz richteten, und daß ihr, weil der allgemeine Zeitgeist der freieren Religionsauffassung in ihr am entschiedensten sich darstellte, vielseitige Anerkennung und Lob zu Theil ward, und daß dadurch unter den Gliedern und Geistlichen dieser Kirche ein gewisses Selbstgefühl, eine Art von Stolz auf diesen belobten Zustand herrschend ward.

Es kann übrigens nicht geläugnet werden, daß auch hier, wie

---

*) Die zu Kaiserslautern im August 1818 gehaltene Generalsynode, welche die Vereinigungsurkunde entwarf, hatte den §. 3 dieser Urkunde zuerst folgendermaßen gefaßt: „Die vereinigte protestantisch-evangelisch-christliche Kirche erkennt *außer dem neuen Testamente nichts Anderes für eine Norm ihres Glaubens*. Sie erklärt ferner, daß alle bisher bei den protestantisch-christlichen Confessionen bestehenden, oder von ihnen dafür gehaltenen symbolischen Bücher *abgeschafft* seyn sollen, daß endlich die Kirchenagende und andere Religionsbücher, wenn sie die *jetzigen* Grundsätze der prot. Kirche aussprechen, der Nachwelt nicht als unabänderliche Norm des Glaubens dienen, und die Gewissensfreiheit einzelner evangelisch-protestantischer Christen nicht beschränken sollen." — Das Oberconsistorium änderte diesen §. folgendergestalt ab: „Die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche erkennt keinen andern Glaubensgrund als die h. Schrift; erklärt aber zur Lehrnorm die allgemeinen Symbola, und die, beiden Confessionen gemeinschaftlichen, symbolischen Bücher, mit Ausnahme der darin enthaltenen, unter beiden Confessionen bisher streitig gewesenen Punkte." Gegen diese Abänderung legte die folgende, im Jahr 1821 gehaltene Generalsynode Protest ein, und erkennend, daß man mit dem Ausdrucke „abgeschafft" der historischen Ehrwürdigkeit der symbolischen Bücher allerdings zu nahe getreten sei, wurde dem §. 3 nun folgende Fassung gegeben: „Die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche hält die allgemeinen Symbola und die bei den getrennten protestantischen Confessionen gebräuchlichen symbolischen Bücher in gebührender Achtung, erkennt jedoch keinen anderen Glaubensgrund, noch Lehrnorm, als allein die heilige Schrift." Diese letztere Fassung hat die königliche Sanction erhalten und ist folglich die gültige, obgleich die des Oberconsistoriums in das Amtshandbuch aufgenommen worden ist.

so oft in der Welt, nicht alles Gold war, was glänzte. Die Glieder des Consistoriums waren Ehrenmänner, welche es redlich meinten, aber sie waren doch zu einseitig jenem nüchternen Verstandesrationalismus ergeben, über welchen sich damals überhaupt noch Niemand erhoben hatte. Zeugniß davon geben heute noch die damals für die unirte Kirche der Pfalz bearbeiteten Katechismus und Gesangbuch. Beide sind inzwischen schon öfters auf die übertriebenste Weise herabgesetzt und verunglimpft worden, aber das läßt sich nicht läugnen, daß der hauptsächlich von dem um das Schulwesen der Pfalz so hochverdienten Butenschön bearbeitete Katechismus, außer anderen Ausstellungen, schon um seiner abstrakten Sprache willen, unpopulär und unkindlich genannt werden muß, und daß in dem von Dr. Schulz bearbeiteten Gesangbuche zu viel neuere, blos moralisirende Lieder aufgenommen, und manche der vorzüglichsten älteren, durch allzugroßes Modernisiren, übel zugerichtet sind. — Auch das Kirchenregiment wurde von dem Consistorium wohlwollend, aber allzu schlaff, die Verwaltung zum Theil sogar sehr nachlässig geführt, so daß z. B. in damaliger Zeit die Pfarrwittwenkasse, aus Mangel an sorgfältiger Ueberwachung, einen sehr bedeutenden Verlust erlitt. In der Ueberwachung der Geistlichen fand ebenfalls große Schlaffheit statt; Verordnungen wurden gegeben und wenig darnach gefragt; unwürdige Geistliche wurden eben nicht sonderlich beunruhigt, kaum wurde Einer einmal abgesetzt, dessen skandalöses Leben eine, so zu sagen, klassische Berühmtheit erlangt hatte, aber erst nachdem er Jahre lang das Mährchen der Gegend war. Die Geistlichkeit im Allgemeinen war eben nicht besonders tadelnswürdig, wohl aber mangelte es bei einer großen Zahl an Eifer und regem Leben; im Allgemeinen herrschte auch viel falscher Rationalismus, Flachheit, Seichtigkeit und Mangel an theologischer Bildung; die Studienzeit der ältern Generation war eben in eine ungünstige, unruhige Zeit gefallen, und das Studium oft ziemlich aus der Faust betrieben und meist schnell abgethan worden; von der jüngeren Generation forderte man längere und regelmäßigere Studien, doch nicht viel Kenntnisse; nicht leicht fiel Einer durch das Examen, daß aber völlige Ignoranten es bestanden, war nichts Seltenes. Daß unter diesen Umständen das religiöse und kirchliche Leben in den Gemeinden eben nicht sehr

gefördert wurde, läßt sich begreifen; es gerieth vielmehr vieler Orten in einen ziemlichen Schlaf; namentlich in den Städten nahm die Unkirchlichkeit auffallend zu. Nehmen wir die Kreishauptstadt Speyer aus, wo fortwährend ein guter Kirchenbesuch herrschte, so war in allen übrigen Städten und Städtchen der Pfalz der Kirchenbesuch ein exemplarisch schlechter zu nennen. Auf dem Lande war es im Ganzen wohl besser, doch auch keineswegs gut; wurden da auch, wiewohl nicht überall, die Kirchen ziemlich besucht, so herrschte doch kein reges kirchliches Leben; die Theilnahme an besonderen kirchlichen Anstalten und die Förderung derselben wurde nicht angeregt; während z. B. die Sache der Mission in allen protestantischen Ländern, auch in Deutschland fast allenthalben, einen neuen Aufschwung nahm, blieb dieselbe der Pfalz so fremd, daß die Gemeinden gar keinen Begriff davon hatten, nicht einmal die Sache dem Namen nach kannten, nicht einmal etwas davon wußten, daß auch in den fernen Heidenländern etwas für die Ausbreitung des Christenthums geschehe. Kurz, das kirchliche Leben in der Pfalz war unläugbar in einem sehr eingeschlafenen Zustande. Und was bei solchen Zuständen immer der Fall ist, man war sich dabei gar nicht bewußt, daß es nicht stehe, wie es stehen solle. „Die Leute schliefen." Eine Aufweckung war so nothwendig, aber wo sollte sie herkommen? Sie kam; Gott sorgt für seine Kirche. Aber die Wege des Herrn sind wunderbar; sie kam auf eine Art, woran Niemand dachte; sie kam durch Mittel, die uns sehr bitter dünkten; sie kam auf einem Wege, vor welchem wir erschracken und von welchem wir nur Schlimmes befürchteten. Aber „Meine Wege, spricht der Herr, sind nicht euere Wege, und meine Gedanken sind nicht euere Gedanken." Der Herr hatte den Weg der Züchtigung erwählt; er gefiel uns nicht, aber es war wohl der beste, es war wohl der einzige.

Seit etwa zwei Decennien und schon früher hatte sich in Deutschland eine kirchliche Reaction vieler Orten kund gegeben. Man hörte immer mehr, hier von einzelnen Theologen, dort von kirchlichen Behörden, auf ein Zurückgehen zur altkirchlichen Lehre und Art dringen. Man sah dies vielfältig geradezu für ein Uebel, für etwas sehr Bedenkliches an, und erkannte nicht, daß es die durch die herrschende rationalistische Einseitigkeit und daraus entstandene Erschlaf-

fung nothwendig hervorgerufene und allerdings auch nöthig gewordene Reaction sei. Das Oberconsistorium zu München, von jeher der altkirchlichen Richtung zugeneigt, nahm dieselbe immer mehr und entschiedener auf; und das Consistorium zu Speyer, in der rationalen Richtung beharrend, kam immer mehr mit dem Oberconsistorium in Collision, welche zuletzt sogar den Charakter einer förmlichen Opposition angenommen haben soll. Da wurde plötzlich im Jahr 1833 das Consistorium zu Speyer aufgelöst; an die Stelle des Präsidenten Fliesen, des geistlichen Rathes Dr. Müller, welche versetzt wurden, und des weltlichen Rathes Butenschön, welcher quiescirt wurde, traten als Präsident Regierungsrath Sieß, als geistlicher Rath Dr. Rust (vorher Stadtpfarrer und Professor an der Universität zu Erlangen, früher Pfarrer in Ungstein in der Pfalz), und als weltlicher Rath Regierungsrath Bettinger zu Speyer; der geistliche Rath Dr. Schulz, welcher sich wenigstens nicht in Opposition gegen das altkirchliche System gesetzt hatte, wurde in seiner Stellung belassen. — Nun trat schnell eine große Veränderung in den kirchlichen Verhältnissen ein. Die Zügel der Disciplin wurden straffer angezogen, hauptsächlich aber wirkte nun das Consistorium, im Sinn des Oberconsistoriums, mit allen Mitteln, um dem altkirchlichen System wieder unbedingte Geltung zu verschaffen; die Dekanate wurden schnell nacheinander in diesem Sinne besetzt, den Geistlichen fort und fort als Pflicht eingeschärft, an jenem Systeme festzuhalten; die Qualification derselben wurde großen Theils hiernach bemessen, die Grundsätze der Vereinigung selbst wurden theils als verwerflich angegriffen, theils auch in einem, denselben ursprünglich ganz fremden Sinne ausgelegt; Generalvisitationen, durch ein Mitglied des Consistoriums in einzelnen Pfarreien und ganzen Diöcesen abgehalten, wurden eingeführt, bei welchen viel theils über große Strenge, theils über herbe Behandlung, am meisten aber über Glaubensbedrückung und Lehrzwang geklagt wurde. Der Unmuth wurde immer allgemeiner und lauter, und äußerte sich theils auf den jährlichen Diöcesansynoden, theils in Eingaben und in öffentlichen Blättern so anhaltend und in so steigendem Maaße, daß das Oberconsistorium sich im Jahr 1836 veranlaßt sah, zwei seiner Räthe, Dr. Fuchs und Dr. Grupen, als Commissäre in die Pfalz zu senden.

Diese versammelten in mehreren Städten die Geistlichen, so wie die Notabeln der Diöcesansynoden, um die bisher laut gewordenen Beschwerden anzuhören. Es wurde von ihnen anerkannt, daß manche Klagen über das bisherige Kirchenregiment begründet seien, und Hoffnung auf Abhülfe gegeben. Das persönliche Benehmen der beiden Oberconsistorialcommissäre wurde einstimmig als human und wohlwollend gerühmt; da jedoch beide dem altkirchlichen Lehrsystem zugethan, und mehr noch, da aus den von denselben mitgebrachten, in den bemeldeten Versammlungen vorgelesenen directiven Thesen, die Kirchenvereinigung in der Pfalz in sehr zweideutigem und wenig vortheilhaftem Lichte betrachtet wurde,*) so konnte die Pfalz von jener Mission nicht die erwünschten, beruhigenden Resultate erwarten. Da diese in der That auch nicht erfolgten, so wurde im folgenden Jahr 1837 eine Beschwerdeschrift an die damals versammelten Landstände gerichtet, welche von 204 geistlichen und weltlichen Mitgliedern der Diöcesansynoden der Pfalz unterzeichnet war, und worin vornehmlich folgende Beschwerden geführt wurden: 1. daß dem neuernannten Consistorialpräsidenten Sieß, als Lutheraner, keine Beitrittserklärung zu der unirten Kirche abgenommen, und auf ein an das Consistorium deßfalls gestelltes Ansinnen erklärt worden sei, „daß dies für eine höchst mißliche und folgenschwere Handlung anerkannt werden müsse;" 2. daß die Glaubens- und Gewissensfreiheit bedroht werde; 3. daß die unirte Kirche der Pfalz durch kein Mitglied in dem Oberconsistorium vertreten werde; 4. daß diese Oberbehörde sich eine Glaubensherrschaft beizulegen suche; 5. daß „das k. Consistorium sich in einem Rescripte vom 27. Januar 1836 erlaubt habe, nicht nur die protestantische Geistlichkeit, sondern sogar

*) Nr. 1 u. 2 jener Thesen lauten: „1. Die Vereinigung der beiden Confessionen im Rheinkreise, abgeschlossen im Jahr 1818 und von des damals regierenden Königs Majestät bestätigt, ist ein legaliter bestehendes Faktum, und kann daher rücksichtlich ihrer Geltung und Gültigkeit von keiner Seite angezweifelt werden. 2. Die Frage, ob diese Vereinigung auf wirklicher Ueberzeugung, oder auf Berücksichtigung äußerer Convenienzien, auf Unglauben, oder auf Indifferentismus beruhe, mag ein Stoff für Kirchen- und Dogmengeschichte seyn; in staatsrechtlicher und kirchlich-administrativer Beziehung kommt sie nicht in Betracht."

die protestantische Gesammtgemeinde des Rheinkreises im Namen Seiner Majestät des Königs zu verunglimpfen, herabzusetzen und zu verdächtigen, indem es dieselben mit den schimpflichsten Namen belegte und ihnen die heillosesten Absichten zuschrieb, und zwar durch den Druck desselben nicht blos vor allen Staatsbeamten, sondern vor ganz Deutschland, ja vor den Augen des vielgeliebten Monarchen" u. s. w. — Die Beschwerdeschrift stellt daher das Ansuchen, die hohe Ständekammer wolle bei Sr. Maj. dem König folgende Anträge vertreten: „1. das königl. Oberconsistorium mit einem der vereinigten Kirche aufrichtig zugethanen Mitgliede derselben zu besetzen, welchem die Angelegenheiten unserer unirten Kirche hinfüro ausschließend zur Bearbeitung zu übertragen wären; 2. die Mitglieder des Consistoriums in Speyer, Sieß und Dr. Rust, durch Anweisung eines anderen Wirkungskreises von ihren bisherigen Geschäften zu entfernen, und dem aus parteilosen, das Vertrauen des Kreises genießenden und seiner würdigen Männern zu ergänzenden königl. Consistorium aufzugeben, die von jenem ergangenen, der rheinbayerischen unirten Kirche präjudicirlichen Erlasse zurückzunehmen; 3. zur Verhütung aller ferneren Besorgnisse und Unruhen der unirten Kirchengenossen den ungekränkten Bestand der rheinbayerischen unirten Kirche auszusprechen und festzustellen." Sämmtliche protestantische Landesdeputirte aus der Pfalz eigneten sich diese Beschwerdeschrift zu und brachten sie bei der Ständeversammlung zur Vorlage. Da nun aber dem Referenten noch ein Coreferent beigegeben ward, welcher erklärte, mit Bearbeitung seines Referates nicht zu Stande kommen zu können, ohne gewisse Actenstücke aus den Archiven des Ministerium zur Einsicht zu erhalten, das Ministerium aber diese nicht bewilligte, so zog sich die Sache so lange hinaus, bis die für die Dauer der Ständeversammlung festgesetzte Zeit verstrichen war, so daß also jene Beschwerdeschrift nicht zur vollen Verhandlung in der Kammer kam. *) Indessen hatte die Beschwerdeschrift doch indirecte bedeutende Folgen. Bald nach dem Schlusse des Landtages wurde, noch vor der in diesem Jahre zusammenzuberufenden Generalsynode, der Con-

---

*) Vergl. Paulus: Die prot.-ev. unirte Kirche in der bayer. Pfalz, eine Sammlung von Actenstücken rc. (Heidelberg, bei Winter 1840) S. 26. 27.

sistorialpräsident Sieß seiner Stelle enthoben und durch den bisherigen Bezirksgerichtspräsidenten und nachmaligen Regierungsdirector v. Schnellenbühel ersetzt. An die Stelle des einige Jahre später quiescirten, und nicht lange hernach verstorbenen geistlichen Rathes Dr. Schulz, welcher sich in der letzteren Zeit seines Lebens übrigens auf die Seite der Opposition gestellt hatte, trat Consistorialrath Schüelein, vorher Rector des Gymnasiums zu Zweibrücken. Es war nicht zu verkennen, daß das Consistorium mehr und mehr nicht nur eine mildere Behandlung der Geistlichen eintreten ließ, sondern auch sich selbst in seiner Majorität auf einen toleranteren Standpunkt gestellt hatte. Inzwischen aber waren die Wirkungen des früheren Kirchenregimentes bereits tief in die kirchlichen Verhältnisse eingedrungen. Eine ziemliche Anzahl unterdeß in dem Sinne des altkirchlichen Systemes herangebildeter, junger Theologen, waren bereits als Pfarrer oder Vikare in's Amt getreten, und da, weil viele junge Leute in der Pfalz und deren Eltern durch die allgemein herrschende Unzufriedenheit über das Kirchenregiment, vom Studium der Theologie abgeschreckt worden waren, und hieraus ein Mangel an Kandidaten entstand, so waren deren nicht wenige aus dem jenseitigen Bayern herbeigezogen, und durchaus nur Solche zu dieser Mission ausgewählt worden, welche dem altkirchlichen System ergeben und dabei auch meistentheils wohl befähigt waren. Begreiflicher Weise waren auch von den übrigen Geistlichen der Pfalz nach und nach immer mehr zu jenem System übergetreten, Manche ohne Zweifel aus Ueberzeugung, Manche aber auch eben so gewiß gegen ihre Ueberzeugung, aus menschlichen Rücksichten; die jüngern suchten Beförderung, die älteren wollten Ruhe haben, eingeschüchtert waren bereits die meisten. Wie viel Terrain schon gewonnen war, geht am besten aus der Vergleichung der Generalsynoden hervor; die im Jahr 1837 gehaltene bildete eine compacte Opposition gegen das altkirchliche System mit etwa 38 gegen 4 Stimmen; bei der folgenden im Jahre 1841 war die Majorität schon schwankend, die Partei des altkirchlichen Systems aber noch immer im Zunehmen begriffen, so daß vorauszusehen war, daß bei verhältnißmäßigem Fortgange, auf der nächsten Synode letztere eine so überwiegende Majorität haben würde, daß schon befürchtende Pro-

phezeiungen von förmlicher Wiedereinführung der symbolischen Bücher und Verpflichtung der Geistlichen auf dieselben ausgesprochen wurden. Die meisten der Opposition angehörigen Geistlichen waren entmuthigt und verhielten sich passiv, die andere Partei dagegen, durch die bisher erlangten Fortschritte des baldigen völligen Sieges gewiß, begann desto größere Thätigkeit zu entfalten, seitdem die Kirchenbehörde aufgehört hatte, mit Partei zu nehmen. Die entschiedeneren Glieder jener Partei schlossen sich eng aneinander an, es hatten größere und kleinere Zusammenkünfte statt, und wurde sogar einmal eine solche durch die ganze Pfalz brieflich (nach Frankenstein) ausgeschrieben, jedoch als das Vorhaben zur Kenntniß des Consistoriums kam, durch dessen Verbot vereitelt. Dessen ungeachtet wuchs jene Partei fortwährend an Zahl und Muth, und hatte bereits so sehr das Bewußtseyn erlangt die überlegene zu seyn, daß sie beschloß einen entscheidenden Hauptschlag auszuführen. Dies geschah unter der Form einer Adresse an den Consistorialrath Dr. Rust, worin dessen theologische Richtung, so wie dessen amtliche Wirksamkeit in jeder Beziehung als recht, heilsam und durchaus nothwendig anerkannt, und dessen Gegner mit den heftigsten Ausdrücken angegriffen wurden.*) Diese Adresse sollte das Gegenstück zu der früher bei der Ständekammer eingereichten Beschwerdeschrift seyn, und man hoffte, durch sie der Gegenpartei die entschiedenste Niederlage beizubringen, da man voraussetzte, daß die Einschüchterung bereits so weit gediehen sei, daß die allermeisten Geistlichen auch von denjenigen, welche die Beschwerdeschrift unterschrieben hatten, jetzt die Unterzeichnung dieser Adresse nicht verweigern würden; **) jedenfalls mußte durch Betheiligung bei der Adresse, oder durch Verweigerung der Unterschrift, eine bestimmte Ausscheidung und Bloßstellung der Gegenpartei erzielt werden. Doch dieser Plan mißrieth gänzlich. Die

---

*) Z. B. hieß es darin: „Ihre verblendeten und irregeleiteten Gegner, welche wir im vorliegenden Falle mit den Feinden des Evangeliums in eine Reihe stellen müssen."

**) Dies voraussetzend sagt die Adresse: „Es entgeht uns nicht, daß namentlich Diejenigen unter uns, welche früher die sogenannte Beschwerdeschrift unterzeichneten, sehr falsch und lieblos beurtheilt werden dürften; doch soll uns das nimmermehr abhalten 2c."

Adresse wurde zwar eifrig verbreitet, erhielt jedoch nur äußerst wenig Unterschriften, *) und wurde, ehe noch ihr Umlauf ganz beendigt war, auf Betreiben des Consistoriums und insbesondere auch des damaligen Regierungspräsidenten Fürsten v. Wrede, des Jüngern, confiscirt und die dabei Betheiligten mit strengen Verweisen belegt. Dies muß als der eigentliche Wendepunct der kirchlichen Verhältnisse bezeichnet werden; von dort an war die altkirchliche Partei wieder im Abnehmen begriffen. Zwar suchten Einzelne auch ferner noch jene durch die Adresse bezweckte, aber vereitelte Demonstration dadurch auszuführen, daß sie bei den stattfindenden Generalvisitationen dem Visitator bei solchen Gelegenheiten früher nie üblich gewesene, große, ja gleichsam königliche Ehrenbezeugungen erwiesen, z. B. bei dessen Ankunft im Dorfe Glockengeläute, Abfeuerung von Böllerschüssen, Einholung durch eine Anzahl Reiter, Aufstellung der Gemeinde in Spalierreihen, Aufhängung der Namenschiffre des Visitators in der Kirche, Vorstellung nicht allein des Presbyteriums, sondern auch des Gemeinderathes vor demselben u. s. w. veranstalteten; jedoch wurde dadurch nur das Entgegengesetzte bewirkt, daß es nämlich allgemein als Mißbrauch und Menschengefälligkeit getadelt ward, um so mehr, als solche Ehrenbezeugungen immer nur dem einen, niemals aber dem anderen Visitator erwiesen wurden, so daß das Vorgeben, man wolle, gleich den Katholiken beim Empfang ihrer Bischöfe, nicht die Person sondern das Amt und den wichtigen Tag ehren, bei Niemand Glauben finden konnte. —

Wie bedeutend übrigens der letzte Umschwung der Dinge in der Pfalz sei, ist wieder am besten aus der neuesten, im September **1845** gehaltenen Generalsynode zu ersehen. Während auf der vorigen (**1841**) die Majorität unentschieden, das altkirchliche System aber so stark im Zunehmen begriffen war, daß man es auf der nächsten Synode als das durchaus dominirende zu erblicken erwartete, und dasselbe auch nach jener Synode noch solche Fortschritte machte, daß, wäre die Synode vor zwei Jahren gehalten worden, die Majorität sicher auf jener Seite gewesen seyn würde, — so hatte sich nun in den zwei

*) In den meisten Diöcesen soll die Adresse nur zwei oder drei, oder auch gar keine Unterschriften, nur in einer einzigen deren sieben erhalten haben.

letzten Jahren die Sache so weit geändert, daß auf der letzten Synode die Partei der freieren Richtung durchaus die entschiedenste und weit überwiegende Majorität ausmachte. Und daß diese immer mehr zunehmen und bleibenden Bestand haben werde, dies verbürgt das neue Erwachen und das kraftvolle Sichgeltendmachen dieser Richtung in ganz Deutschland, so wie die freudige Theilnahme mit welcher sie allenthalben begrüßt und gefördert wird.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den gegenwärtigen kirchlichen Zustand namentlich in den protestantischen Gemeinden der Pfalz. Von diesem Lande und Volke hat Einer, welcher dasselbe und seinen Charakter genau kannte, der selige Consistorial- und Kreisschul-Rath Butenschön, zur Zeit als die kirchliche Reaction in Deutschland begann, und man deren Eindringen auch in die Pfalz befürchtete, den Ausspruch gethan, daß dies nicht geschehen werde, weil hier der „Himmel und die Erde, die Luft und die Menschen" entgegenstünden. Hat sich dies bewährt? Im Ganzen allerdings; doch nicht mit der Entschiedenheit, wie es die Meinung war. Die Meinung war nämlich, daß sowohl die ganze Bevölkerung der Pfalz so entschieden einer freieren Richtung in der Religion zugethan sei, daß eine kirchliche Reaction in den Gemeinden gar nicht werde Platz greifen können, und daß namentlich die Geistlichkeit dieser Richtung so allgemein und so fest anhange, daß von ihr der entschiedenste Widerstand gegen die Aufnöthigung einer anderen Richtung zu erwarten sei. So war es auch Anfangs. Als die ersten Aufforderungen von Oben zur Rückkehr zum altkirchlichen Systeme ergingen, fanden sie bei den Geistlichen allgemeinen Widerstand; als die ersten orthodoxen jungen Geistlichen aus dem jenseitigen Bayern in den diesseitigen Gemeinden in jenem Sinn zu predigen und zu wirken begannen, fanden sie nirgends Beifall, sondern überall Abneigung. Aber es blieb nicht so. Nicht lange, so hörte man, daß an manchen Orten, namentlich auch in Städten jene Prediger beliebt wurden und oft in hohem Grade; nicht lange, so hörte man, daß von den diesseitigen Geistlichen bald da, bald dort, Einer, bald Manche, bald Viele ihre Richtung geändert hatten und zu dem begünstigten Systeme übergetreten waren. Gereicht dies Manchen unter denselben, welche es nicht aus Ueberzeugung thaten, zum Vorwurf und hat es

mit Recht die früher allgemeine hohe Meinung von der Freisinnigkeit und Festigkeit der pfälzischen Geistlichkeit sehr herabgestimmt, so kann es dagegen jenen Gemeinden, welche den orthodoxen Geistlichen Beifall und Zuneigung schenkten, durchaus nicht zum Vorwurf gereichen. Es ist und bleibt dabei, die Bevölkerung der Pfalz ist einer freieren Richtung in der Religion hold und wird es bleiben; wir haben schon zu Anfang, der Wahrheit gemäß, es nicht verhehlt, daß viel Lauheit und Indifferentismus in den Gemeinden eingerissen war, und zwar nicht ohne Schuld der zum großen Theil leider auch lau gewordenen Geistlichkeit. Man muß es sagen, von Geistlichen der altkirchlichen Richtung hörten manche Gemeinden zum Erstenmale wieder seit langer Zeit eine lebendige, begeisterte Verkündigung des Evangeliums, und dies, — nicht die altkirchliche Richtung, — war es, was Anklang und Eingang in die Gemüther fand. Nicht das Wie des Glaubens, sondern das wahrhaftige Stehen im Glauben, die Freudigkeit und der Eifer im Glauben, — mit einem Worte: der heilige Geist, welcher bei dieser, wie bei jener Glaubensform vorhanden seyn kann, ist der Sieg, der die Welt überwindet. Daß diese lebendige Glaubenskraft im Allgemeinen bei den Geistlichen der orthodoxen Richtung oft in höherem Maaße angetroffen werde, als bei den der rationalen Richtung ergebenen, müssen wir mit Beschämung gestehen. Aber wir sprechen auch die frohe Hoffnung aus, daß die Zeit gekommen sei, wo die rationale Richtung sich mehr und mehr zu jener Durchbildung erhebt, in welcher die hellere Erkenntniß der Religion nicht mehr von dem Bewußtseyn der Göttlichkeit derselben getrennt ist, und darum eine gleiche Wärme und Begeisterung wirkt, wie der Glaube an die unvermitteltete Offenbarung.

Wir glauben, daß dieses hohe Gut unserer Zeit beschieden seyn werde, und wir hoffen davon großes Heil. Denn nur dadurch, daß durch vernunftgemäße Auffassung der Religion der menschlichen Vernunft, und zugleich durch entschiedene Anerkennung der Göttlichkeit der Religion dem in den Tiefen des menschlichen Gemüthes, oft unbewußt und unverstanden schlummernden, aber unaustilgbar vorhandenen, religiösen Bedürfnisse Genüge geleistet wird, — nur dadurch kann es gelingen, das allgemeine Grund-

übel unserer Zeit, die Lauheit und Gleichgültigkeit gegen die Religion zu entfernen und namentlich die Denkenden und Gebildeten wieder für die Religion zu gewinnen. Dies hoffen wir im Allgemeinen für unsere Zeit, das hoffen wir insbesondere auch für unsere Pfalz. Religiöse Lauheit, diese allgemeine Krankheit der Zeit, hatte in besonderem Grade auch unser Land angesteckt, die Bevölkerung, so wie leider! nicht minder die Geistlichkeit. Das Gegenmittel, die kirchliche Reaction, welche der Rath Gottes über das ganze deutsche Vaterland kommen ließ, hat er auch bei uns in Anwendung gebracht. Ist die Heilung bereits geschehen? Möchte es so seyn! Aber so viel wir sehen, ist sie kaum erst im Beginnen begriffen. Noch regt sich wenig Leben in den Gemeinden, noch sind die meisten Städte der Pfalz ganz unkirchlich; noch — und das ist die Ursache — noch scheinen sehr viele Geistliche der Pfalz den rechten, besseren Geist der Zeit nicht gehörig begriffen und in sich aufgenommen zu haben. Meine Brüder! verarget mir nicht dieses Wort; der Apostel Paulus sagt ja: „Ermahnet euch unter einander und bauet Einer den Andern!" Dazu gehört aber vor Allem, daß wir uns untereinander unverholen gestehen, wo es noch bei uns selbst fehlt. Und ist es nicht wahr, daß es noch immer unter uns, namentlich bei der rationalistisch gesinnten großen Mehrheit an dem rechten Eifer und der rechten Entschiedenheit fehlt, daß wir hierin uns noch immer vielfach von unseren orthodoxen Amtsbrüdern übertroffen sehen? Ich führe nur als Beispiel an die letzte Synode. Es hat zu aller Zeit für ein rühmliches Zeichen des Eifers im Glauben gegolten, wenn man muthig und kräftig für die Rechte der Kirche und der Glaubensgenossen gekämpft hat. Der letzten zu Ansbach gehaltenen Synode hat man es darum auch allgemein zum Ruhm angerechnet, daß sie den Eifer und den Muth hatte, die Beschwerden, welche gegenwärtig unsere Kirche zu führen hat, z. B. und namentlich wegen der immer noch nicht völlig aufgehobenen Kniebeugung des protestantischen Militärs, freimüthig vor den Thron des Landesherrn zu bringen. Die Synode zu Speyer war stumm, und hat auch nicht ein einziges Wort geredet. Es ist erwartet worden; die protestantische Kirche der Pfalz hat erwartet, daß ihre Repräsentanten, die Repräsentanten der vormals um ihres Freimuthes so viel belobten

und zum Eigenlob so geneigten Pfalz, jenen der jenseitigen Kreise an Eifer und Muth nicht nachstehen werde. Daß diese Erwartung getäuscht worden ist, hat allgemein wenig Beifall erregt, und die allermeisten Glieder der Synode sind jetzt selbst geständig, daß der Ruhm, welchen diese letzte Synode sich erworben, nicht groß sei. Und woran liegt's? Daran liegt's, daß bei uns — wir wiederholen es, — immer noch die Lauheit vorherrschend ist. Die Zeit ist friedlicher geworden, die Reibungen der Parteien haben ziemlich aufgehört, der Glaubensrichtung ist wieder mehr Raum gegeben. Man freut sich deß, — wir auch; ja lasset uns Gott dafür danken! — aber schon schickt man sich auch wieder an, sich der alten Ruhe und Schlaffheit hinzugeben, aus welcher doch uns aufzurütteln, ohne Zweifel Gottes Zweck und Absicht war, als er uns mehr als ein Jahrzehend mit Druck und Unruhe heimsuchen ließ. — Protestantische Geistlichkeit der Pfalz! hast du die offenbare göttliche Absicht bei dieser Züchtigung nicht verstanden; lässest du es an Bereitwilligkeit fehlen, sie zu Deiner Erweckung und Wiedergeburt zu benützen, — dann „siehe zu, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre!"

„Wachet! stehet im Glauben! seid männlich und seid stark! Alle eure Dinge aber lasset in der Liebe geschehen!"

F.

5.

Literatur.

a) Ueber die untergeschobenen katholischen Glaubensbekenntnisse. Eine theologisch-juristische Abhandlung, hervorgerufen durch einen Abdruck des angeblich vom Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, abgelegten Glaubensbekenntnisses. Magdeburg, bei Mazzuchi. 1845.

Indem man vorliegende Broschüre uns zur Recension zugesendet hat, hat man unserer confessionellen Unpartheilichkeit und Selbstverläugnung eine schwere Zumuthung gethan, denn es wird in derselben den Protestanten der Vorwurf gemacht, mancherlei falsche

Glaubensbekenntnisse geschmiedet und veröffentlicht zu haben, mit dem Vorgeben, daß solche von zur katholischen Kirche übergetretenen Protestanten hätten abgelegt werden müssen, und in welche untergeschobenen Glaubensbekenntnissen man, zur Beschimpfung der katholischen Kirche, die unsinnigsten Sätze aufgenommen habe. „Man kannte, sagt der Verfasser S. 9, schon in früheren Zeiten ein Beweismittel gegen die katholische Kirche, das der Lüge, und man muß gestehen, daß dieses Mittel oft genug gegen die katholische Kirche gehandhabt worden ist. Auf dieser Grundlage beruhen einige Glaubensbekenntnisse, die zur Ehre der protestantischen Literatur besser nie das Tageslicht erblickt hätten.“ Als Beispiele solcher Unterschiebungen werden namhaft gemacht: 1. „ein 1725 in Ulm erdichtetes Glaubensbekenntniß, welches unter dem Vorgeben verbreitet wurde, daß eine Ulmer Bürgerin dasselbe abgelegt habe. Da die Unwahrheit sofort festgestellt werden konnte, ließ der protestantische Magistrat den Pasquillanten aufsuchen, der aber nicht entdeckt wurde. Dieses Machwerk enthielt 17 Glaubenspunkte und 9 Verfluchungen.“ 2. „Unter dem Namen confessio in Hungaria publice proscripta nahmen die Verfasser der act. histor. eccles. im Jahr 1738 ein ähnliches Machwerk auf.“ — „Die Unächtheit desselben ist auf das vollständigste nachgewiesen; denn während feststeht, daß der aus Ungarn auf die Galeeren geschickte Rector Lani, dem es gelungen war zu entfliehen, dasselbe bekannt gemacht hat, liegt eine Erklärung der National-Synode von Ungarn vom Jahr 1822 vor, worin dieses Fluchformular für eine arge Verläumdung der kathol. Kirche erklärt und förmlich gegen dasselbe protestirt wird.“ — 3. „Von Neuem theilte Dr. Böhmer in Göttingen, in dem Magazin für Kirchenrecht, 1787, ein Glaubensbekenntniß mit, das 1750 von zwei Schwestern im Kloster Escherde abgelegt seyn sollte. Auch dieses ist als erdichtet nachgewiesen und als solches von Böhmer selbst in einem Schreiben vom 17. Dezember 1797 anerkannt.“ — Hierauf geht der Verfasser auf dasjenige untergeschobene Glaubensbekenntniß über, welches vornehmlich zu seiner Schrift Anlaß gegeben hat, welches nämlich Friedrich August II. König von Polen und Churfürst von Sachsen am 2. Juli 1697 abgelegt haben soll, und das so eben (1845) durch den Druck bekannt gemacht werde. Er macht gegen

dessen Aechtheit geltend: 1. äußere Gründe: a) daß der Bericht des Bischofes Raab vom 1. Juni 1697 sage, der König habe das übliche (Tridentinische) Glaubensbekenntniß abgelegt; b) daß der Verfertiger der falschen Urkunde nicht einmal das rechte Datum gewußt, indem dies der 2. Juli 1697, nicht der 1. Juni sei; c) im Eingange heiße es: „ich glaube und bekenne, daß ich — — aus angewendetem Fleiß und Hülfe der Herren Patrum dieses Klosters —" bekehrt worden; — während das Glaubensbekenntniß in der Kapelle des kaiserlichen Lustschlosses zu Baden vor dem Bischof Raab abgelegt worden sei, „so daß also keine Patres und keine Klöster in der Urkunde vorkommen können." 2. Innere Gründe: „das Machwerk stellt Sätze auf, welche der blödeste Verstand als unsinnig erkennen muß; z. B. daß ein jeder Priester viel größer sei als die Mutter Gottes Maria selbst; und daß die heil. Jungfrau zugleich sammt dem Sohne herrsche, nach deren Belieben der Sohn alles thun muß, daß sie von Engeln und Menschen höher gehalten werden solle, als Christus der Sohn Gottes selbst;" — „das Machwerk stellt ferner Sätze auf, welche den Lehren der katholischen Kirche widersprechen; .. der 2. Satz lautet: ich bekenne, daß was der Papst Neues gestiftet hat, es sei in oder außer der Schrift, und was er anbefohlen, wahrhaftig, göttlich und selig sei, welches der gemeine Mann höher achten soll, als die Gebote des lebendigen Gottes."

Wir müssen der Wahrheit die Ehre geben und gestehen, daß uns die Beweisführungen des Verfassers, und folglich auch der Vorwurf, daß Protestanten schon zur Lüge und Fälschung ihre Zuflucht genommen, um die katholische Kirche zu verunglimpfen, leider begründet erscheinen. Es ist dies eine Schmach, die jedoch nicht den Protestantismus überhaupt trifft, sondern nur jene Auswürflinge, deren es unter allen Parteien gibt, und welchen, weil sie nur Parteimenschen sind, kein Mittel, auch die Lüge nicht zu schlecht ist, um die Gegenpartei zu schänden. Die protestantische Kirche aber bedarf zu ihrer Vertheidigung weder der Lüge, noch überhaupt der Anfeindung der katholischen Kirche, denn sie steht auf dem Grunde der Wahrheit. —

S. 14. sagt der Verfasser: „Die menschliche Gesellschaft ist durch Nationalität und Glaubensbekenntniß in viele Unterabtheilungen ge-

schieden; alle können neben einander bestehen, denn wenn auch nicht alle dieselben Ansichten, seien sie religiöse, seien sie politische, theilen, so können doch alle die Liebe haben. Die Liebe aber gebiert nicht Unwahrheiten, sie dichtet dem Anderen nicht Flüche an.“ Schöne, beherzigenswerthe Worte, seltene Worte im Munde eines Katholiken; möchten doch Alle so denken! — Aber wenn auch die in Rede stehenden, mit Verfluchungen angefüllten Glaubensbekenntnisse untergeschoben sind, so hat es leider doch die katholische Kirche an solchen Verfluchungen der Ketzer nie fehlen lassen. Wird nicht heute noch die Gründonnerstagsbulle alljährlich in der Peterskirche zu Rom öffentlich verlesen? Es thut uns daher leid, daß wir uns nicht mit dem Verfasser einverstanden erklären können, wenn er S. 9 sagt: „so übersehen gewisse Leute die Segnungen und Gebete, welche die katholische Kirche in überfließender Fülle auch für andere hat.“ Diese „überfließende Fülle“ von Liebe und Duldung der katholischen Kirche gegen Andersgläubige ist uns unbekannt; nur allzu wohl bekannt dagegen die überfließende Fülle von Bitterkeit und Verfolgungssucht (man denke an den dreißigjährigen Krieg in Deutschland, an die Bartholomäusnacht (Bluthochzeit) in Frankreich, an die Inquisition in Spanien und Italien u. s. w.).

Zum Schlusse führt der Verfasser einen Ausspruch des Grafen Zinzendorf an: „Wollte Gott, daß meine Glaubensgenossen mit mir so raisonnabel und christlich gehandelt hätten, als ich die katholischen dreißig Jahre lang in allen Occasionen gefunden ... Es ist eine radicirte, praktische εὐλαβεια in der katholischen Kirche, nicht so viel Libertinage und Haß gegen die Anbeter Jesu, als bei manchen trockenen und regellos disputirenden Protestanten; ... sie führen das Anathema gegen die Gegner im Munde und Panier, und haben oft viel Billigkeit gegen sie in praxi. Wir Protestanten führen libertatem im Mund und auf dem Schilde, und es gibt unter uns in praxi (das sage ich mit Weinen) wahre Gewissenshenker. Bessere dich, Jerusalem!“ Amen, ehrlicher Zinzendorf, sagen wir leider auch mit Weinen; nur zu wahr ist, was du hier von den Protestanten sagst, — ein Ruhm, der nicht fein ist; aber deine gute Meinung von dem in der katholischen Kirche herrschenden Geist der Duldung können wir im Allgemeinen nicht theilen. Und was die Ver-

schuldung der Protestanten gegen die katholische Kirche betrifft, — nein! wie infam auch jene hier gerügten Unterschiebungen genannt werden müssen, sie waren doch immer nur die Machwerke **einzelner** Protestanten; im Allgemeinen aber herrscht sowohl in der protestantischen Kirche in thesi, als unter den Protestanten in praxi weit mehr Duldung als bei den Katholiken in thesi und in praxi.

Gegen die von — dieses Namens unwürdigen — Protestanten an der katholischen Kirche durch Urkundenfälschung verübte Unbill ist der Verfasser mit Recht, und in ehrenhafter, ruhiger Weise aufgetreten. Wir glauben, ihm in gleicher Weise die schuldige Satisfaction gegeben zu haben, und sind von dem in der protestantischen Kirche herrschenden besseren Geiste so fest überzeugt, daß wir nicht zweifeln, daß jede protestantische Zeitschrift, an welche der Verfasser sich etwa noch wenden möchte, eine ähnliche Genugthuung nicht verweigern würde. F.

---

b) **Die Spinnstube.** Ein Volksbuch für das Jahr 1846, herausgegeben von W. O. **von Horn**, Verfasser des „Friedel" &c. Mit vielen Stahlstichen. Frankfurt, bei G. W. Mettenius. Preis 1 fl.

Wenn irgend eine Art schriftstellerischer Thätigkeit verdienstvoll genannt zu werden verdient, so ist es diejenige, welche die Volksklasse in's Auge faßt, in der Absicht, ihr eine angenehme und gesunde Nahrung zu bieten. Die Volksklasse ist und bleibt nun einmal der bei weitem größere Theil des menschlichen Geschlechtes, und ist am Ende auch die Grundlage, auf welcher alle übrigen Stände beruhen und aus welcher sie hervorgehen. Je mehr also gerade diese Hauptklasse der Menschheit geistig gefördert und gehoben wird, desto förderlicher und heilsamer ist dies für die Menschheit überhaupt. Nun sagt der berühmte Bischof **Dräseke** einmal in einer Schuleinweihungsrede: „im Geiste geistet der Geist!" Das lautet freilich etwas barock, wie vieles in den Reden des Herrn D., indessen hat es doch einen Sinn, und zwar, was man hinter diesen absonderlichen Worten gar nicht suchen sollte, einen ganz einfachen, der sich auch ganz einfach sagen läßt, und auf gut Deutsch, unseres Bedünkens, nichts anderes besagen will, als: der menschliche Geist entwickelt sich (wird vollkommener, geistiger) durch die Berührung mit

dem Geiste anderer Menschen. Freilich klingt das nicht mehr so genial, und ist eine Sache, die sich so sehr von selbst versteht, daß man sie Niemanden erst zu sagen braucht; indessen ist es denn doch der Grundsatz, auf welchem alle und jede Entwickelung und Fortbildung der Menschheit beruht. Ein Geist muß vom anderen lernen und sich fördern lassen. Auf diesem Grundsatz beruht alle Erziehung, namentlich aber, was die weitere Fortbildung der Erwachsenen betrifft, der Zweck alles Schriftstellerwesens. In Schriften aller Art will der Geist zum Geiste reden und die geistige Vervollkommnung Anderer fördern. Gewöhnlich aber werden diese geistigen Förderungsmittel Denjenigen vorzugsweise dargeboten, welche schon auf einer einigermaßen geförderten Stufe der Bildung stehen; die meisten Schriften werden für die gebildeteren Klassen geschrieben, wenige hingegen für diejenige Klasse, welche doch der Förderung am meisten bedarf; für das Volk wird wenig geschrieben, und von dem, was für es geschrieben wird, ist das wenigste eine angemessene Nahrung. Da schreiben die Einen Volksbücher, welche blos zur Unterhaltung dienen sollen, ohne daß dadurch dem Verstand oder dem Gemüth Nahrung geboten wird; oder Andere fassen dies Ziel wohl in's Auge, schreiben aber trockene Bücher, an welchen das Volk keinen Geschmack findet und sie ungelesen läßt. Wenige aber verstehen hier das Rechte zu treffen und das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Diese seltene Kunst, welche z. B. ein Hebel, ein Claudius verstanden, versteht auch der Verfasser des hier angezeigten Werkes in einem hohen Grade. Derselbe hat sich unter dem angenommenen Namen W. O. von Horn*) dem gebildeten Publikum durch mehrere in der „Didaskalia" erschienene Novellen, namentlich durch die überaus zarte und liebliche, und von allen Seiten mit dem ungewöhnlichsten Beifalle aufgenommene Erzählung des „Friedel" bekannt gemacht und sein ausgezeichnetes Talent als er-

---

*) Wir haben erfahren, und es wird unseren Lesern, namentlich denen aus unserer Pfalz, gewiß sehr interessant seyn, und der verehrte Herr Verfasser wird uns hoffentlich diese Mittheilung auch nicht verübeln, daß derselbe Herr Wilhelm Oertel, k. preußischer Pfarrer zu Sobernheim, unweit der pfälzischen Grenze, bei Odernheim, und von Horn gebürtig ist.

zählender Schriftsteller bewiesen; daß er eine gleich ausgezeichnete, aber ungleich seltenere und werthvollere Gabe für die Volksschriftstellerei besitze, beweist er in vorliegendem Buche. Er nennt es „die Spinnstube,“ denn es ist seine Absicht, für die, in der für den Landmann unbeschäftigten Winterzeit unter diesem Namen üblichen, traulichen, aber leider gar oft auch von tadelhaften Ausartungen nicht freien Abendgesellschaften, eine angenehme, aber zugleich auch sittlich erweckende Unterhaltung zum Vorlesen darzubieten. Das **236** Seiten starke Buch enthält **61** Artikel aller Art, längere und kürzere Erzählungen, Anekdoten, Räthsel, Scherze, in mannigfaltigster Mischung, Alles in der anziehendsten, wahrhaft volksthümlichen Form, Alles voller Leben, voller Frische, voller Gemüth und durchweht von dem Geiste ächter Humanität und Sittlichkeit. Wir bedauern ungemein, daß uns der Raum nicht gestattet, einige Auszüge zu geben. Ja! solche Bücher muß man dem Volk in die Hände geben. Auch der Gebildete jeder Klasse wird dies Buch mit großem Vergnügen lesen und wiederholt lesen, aber namentlich für das Volk ist es eine köstliche Gabe, und nicht mit Gold zu bezahlen. Ihr Geistlichen, suchet es in die Häuser euerer Gemeinden zu bringen, und habt ihr Volksbibliotheken, — sie sollten in jeder Gemeinde angelegt werden, und wie gern lesen die Leute, wenn man ihnen die rechten Bücher zu geben versteht, — so sollte dies Buch nicht in euren Sammlungen fehlen. Die beigegebenen Bilder sind hübsch; man lasse sie aber (sie sind hinten angeheftet) durch den Buchbinder an die betreffenden Stellen binden. Der Herr Verfasser verspricht uns für jedes folgende Jahr einen weiteren Band. Möge ihm dazu Gott Leben, Gesundheit, Zeit, Kraft und Munterkeit schenken! Er wird mit seiner Gabe jedes Jahr in vielen Häusern in Stadt und Land als ein lieber Hausfreund begrüßt werden. F.

6.

Hülfsverein für die Christen im Orient.

Wer ist wohl gleichgültig dabei geblieben, wenn er von Zeit zu Zeit in den Zeitungen lesen mußte, wie die christlichen Einwohner

im Orient so häufig schweren Bedrängnissen von Seiten der Türken und anderer mohamedanischer Barbaren ausgesetzt sind; wie bald einzelne Christen ohne Scheu mißhandelt und getödtet, bald gegen ganze Ortschaften, Gegenden und Volksstämme gewüthet wird! Wen sollten die Nachrichten von diesen Gräueln nicht empört haben, und doppelt empört haben, bei dem Gedanken, daß jene Unholde, welche in ihrem Uebermuth die Christen nur „Hunde" zu nennen pflegen, es doch nur der Großmuth der christlichen Mächte zu verdanken haben, daß ihr schwaches, schon längst morsches Reich noch besteht! — Sollten nicht, wenn die Nachrichten von solchen, an unsern Christenbrüdern im Orient verübten Gräuelthaten sich immer und immer wieder erneuern, sollte sich da nicht schon einem Manchen der Gedanke aufgedrängt haben, daß dies eine Schmach für das ganze christliche Europa ist, welches doch, man kann sagen, heute die Welt beherrscht, und daß es an der Zeit wäre, daß die ganze Christenheit ihre Stimme erhöbe, um laut nach Abhülfe zu rufen? — Wen sollte es darum nicht hoch erfreut haben, als in vorigem Jahre ein solcher Ruf von Darmstadt aus erscholl? Hochherzige Männer, katholischer wie protestantischer Confession, Geistliche und Nichtgeistliche, waren dort zusammengetreten, um einen Hülfsverein für die Christen im Orient zu bilden, und hatten zugleich einen öffentlichen Aufruf ergehen lassen, daß man in anderen Gegenden ein Gleiches thun möge. Auch in unserer Pfalz war, von Bergzabern aus, ein Gesuch um die Genehmigung zur Errichtung eines solchen Vereines an die hohe Regierung ergangen,*) worauf jedoch damals der Bescheid erfolgte, daß noch zur Zeit diesem Gesuche nicht entsprochen werden könne. Die Sache selbst jedoch wurde von hoher Regierung keineswegs mißbilligt. Auch in Darmstadt war damals eine ähnliche Erklärung gegeben worden. So verging Jahr und Tag, daß nichts weiter über die Sache verlautete, und Viele glaubten wohl, daß derselben vielleicht unübersteigliche Hindernisse entgegenstehen möchten. Da überraschte uns jüngst in Nro. 315 des Frankfurter Journals die frohe Nachricht, daß jener

---

*) Vergl. Heft III und IV, S. 148 und 199, Jahrgang 1844 dieser Zeitschrift.

Verein in Darmstadt die höchste Genehmigung erhalten habe.*) Der Verein zu Darmstadt hat seitdem eine „Nachricht und wiederholte Aufforderung und Bitte an alle Menschenfreunde und Christen aller Bekenntnisse zur Bildung eines Hülfsvereins für die Christen im Orient" im Druck erscheinen lassen, worin interessante Mittheilungen über die inzwischen geschehenen Schritte gegeben werden. Man hat sich mit dem Bischofe zu Jerusalem in Verbindung gesetzt, dessen beigedrucktes Antwortschreiben Freude, Dank und Aufmunterung ausspricht; desgleichen ist eine Verbindung mit der syrisch-ägyptischen Gesellschaft in England angeknüpft; auch ist den hohen Gesandtschaften von Preußen und Oesterreich Kenntniß von dem Unternehmen gegeben, und sind dieselben um Verwendung bei den betreffenden hohen Regierungen angegangen worden; insbesondere hatte die Gesandtschaft von Preußen die Güte, das Schreiben des Comite an den Bischof von Jerusalem auf diplomatischem Wege an denselben gelangen zu lassen und eine gleiche Communicationsweise, auch für die Folge, allerhöchsten Ortes zu bevorworten. Ferner wird gemeldet, daß auch die englische Presse bereits beginne, diese Sache auf's Achtungsvollste zu besprechen und dazu aufzufordern.**)

So wären den jetzt, und zwar unter sehr günstigen Aussichten, die ersten Schritte gethan zu einem Werke, das wir nicht freudig genug begrüßen können. Die europäische Christenheit wird dadurch

---

*) Das erste Unternehmen war ausgegangen von den Herren: Beck, geh. Regierungsrath, F. Bender, Hofdiakonus, Dr. Eduard Duller, A. Emmerling I. Hofgerichtsadvokat, Fresenius, Obristlieutenant, Görtz, Oberfinanzrath, Hähnle, Kammersänger, E. E. Hoffmann, Gemeinderath, W. Hoffmann, Hofgerichtsadvokat, Jonghaus, Hofbuchhändler, Kohlert, Kaufmann, Keim, Oberconsistorialrath, Dr. Köhler, Prälat, Dr. Künzel, Lehrer an der Gewerbschule, Dr. Leitheker, Medicinalrath, Dr. Ludwig, Oberconsistorialrath, Neidhardt, Oberconsistorialrath, Petsch, Polizeiinspector, Pfnor, Hofkammersekretär, Reuling, Regierungsrath, Rink, Garnisonsprediger, F. Ritsert, Freiprediger, Sonderer, Kassier der Staatsschuldentilgungskasse, Rödel, Regierungsrath, Dr. Stegmaier, geh. Medicinalrath, Rücker, Stadtpfarrer, Wenk, Kaufmann, Dr. K. Zimmermann, Hofprediger.

Das nunmehrige definitive Commite besteht aus den Herren: Beck, geh. Regierungsrath, Präsident des Comite, Bender, Hofdiakonus, Secretär des Comite, Dilthey, Oberstudienrath und Gymnasialdirector, Dr. E. Duller, E. E. Hoffmann, Gemeinderath, G. Jonghaus, Hofbuchhändler, Dr. Künzel, Lehrer an der höhern Gewerbschule.

**) Die ebenfalls in jenen „Nachrichten zc." abgedruckten Statuten des Vereins werden wir im nächsten Hefte mittheilen.

nicht nur eine Pflicht gegen ihre unglücklichen Glaubensbrüder im Orient erfüllen, sie wird dadurch nicht nur ein großartiges, den Geist der europäischen Bildung und Humanität ehrendes Werk vollbringen; sondern es dürfen auch die schönsten, segensvollsten Früchte für uns selbst davon gehofft werden. Wir werden hier einmal das, leider so seltene, aber so herzerhebende Schauspiel einer brüderlichen Einigung von katholischen und protestantischen Christen zur Förderung eines und desselben religiösen Zweckes erblicken, und als die herrlichste aller Früchte könnte daraus, mit Gottes Hülfe, eine allgemeine Weckung des religiös-christlichen Bewußtseyns und der allgemeinen lebendigen Theilnahme an den religiösen Angelegenheiten überhaupt hervorgehen.

So wirke denn Jeder für dies herrliche Werk in seinem Kreise so viel er kann. Namentlich ihr, geliebte pfälzische Landsleute, tretet auch ihr in allen Gegenden zusammen und bittet die hohe Regierung um ihre Genehmigung. Diese Bitten dürften jetzt um so eher Gewährung finden, da bereits eine andere deutsche Regierung die Genehmigung ertheilt hat. **) Und glaube doch Niemand, das Ganze sei ein phantastisches, erfolgloses Projekt. „Täusche sich, sagt das Comite von Darmstadt, täusche sich Niemand damit, daß für uns keine Möglichkeit und keine Mittel und Wege der Hülfe seien. Denn auch diese Möglichkeiten und Mittel und Wege, — wenn auch darüber, wie wir gerne zugeben, die Ansichten noch verschieden seyn mögen, — werden sich finden, sobald wir selbst nur ernstlich wollen und unsere Pflicht darin vollkommen erkennen. — — An Euch, Christen, Menschenfreunde, ist es nun, das Werk, wozu wir freundlich mahnen, und das der Einzelne nicht wirken kann, fördern zu helfen. — — Tretet darum zusammen in euern Städten und Gegenden in gleicher und ähnlicher Weise, wie wir hier, und lasset uns gegenseitig die Hand reichen, im reinen Sinne des Menschenfreundes, im Glauben und der Liebe des Christen, und Gott wird mit uns seyn und das Werk segnen, das wir begonnen haben zu seiner Ehre und zum Wohl der Menschen, unserer Brüder!“

Es wäre dem Herausgeber dieser Blätter die größte Freude, wenn er recht bald aus allen Gegenden der Pfalz die Nachricht mittheilen könnte, daß sich allenthalben Sinn zeige für dies christliche und großartige Unternehmen, und daß man von recht vielen Seiten bei unserer hohen Landesregierung die Genehmigung desselben nachgesucht habe. Die weitere Einigung und Entwicklung wird sich dann leicht von selbst finden. — Also die Hand an's Werk, wer christliche Liebe nicht blos auf den Lippen, sondern im Herzen hat! F.

---

*) Auch heißt es, daß eine desfallsige Bitte an Se. Majestät den König von Bayern von hoher Hand werde empfohlen werden.

7.

Der Hirtenbrief des Erzbischof's Geissel. *)

Lieber Freund!

Vor 14 Tagen erst bekam ich den in öffentlichen Journalen schon längst besprochenen Hirtenbrief des Herrn Erzbischof-Coadjutors Johann von Geissel zu Cöln vom 18. Januar l. J. zu Gesicht, und der vornehm von dem Daseyn der protestantischen Kirche absehende und keine andere, als die päpstliche Kirche, kennenwollende und dabei der Kirchengeschichte vielfach widersprechende Inhalt desselben brachte mich sogleich zu dem Entschlusse, Dir eine kurze Recension dieses merkwürdigen Aktenstückes unseres hochgestellten Landsmannes zum Abdrucke in Deinem schätzenswerthen Kirchenblatte zuzusenden. Während ich nun mit Ausarbeitung dieser Kritik beschäftigt war, erhielt ich das Aprilheft der Allgemeinen Kirchenzeitung pro 1845 und erblickte auf Nr. 56 desselben die mich überraschende Ueberschrift eines Aufsatzes über denselben Gegenstand von dem hochverehrten Koryphäen in der theologischen Welt, von Herrn Dr. Bretschneider. Begierig las ich diesen Aufsatz durch und fand darin meine vollste Ueberzeugung und im Wesentlichen dieselben Gedanken und Bemerkungen, die ich machen wollte, so vollständig und dabei so klar, so treffend und schlagend ausgesprochen, daß ich meinen Entschluß änderte und mir vornahm, Dir eine Abschrift dieses gediegenen Aufsatzes nebst einigen erläuternden Zusätzen zu übermachen. — Sollten wohl auch viele Theologen diesen Aufsatz bereits gelesen haben, so läßt sich doch vermuthen, daß sie denselben noch einmal recht gerne lesen werden; — und die Nichttheologen, welche sich die Allg. Kirchenzeitung nicht halten, wirst Du sicherlich durch diesen Abdruck zu Dank verpflichten.

Hiemit Gott befohlen!

Th—stegen, den 31. October 1845.

Dein treuer Freund

L.

*) Verspätet, doch immer noch lesenswerth. Die Red.

Bescheidene Erinnerungen zu dem Hirtenbriefe des Erzbischof-Coadjutors, Herrn Johann von Geissel, zu Cöln vom 18. Januar dieses Jahrs.

von

Dr. K. G. Bretschneider.

Der in der diesjährigen Allgemeinen Kirchenzeitung Nr. 40 bis 42 abgedruckte Hirtenbrief an die Diöcesanen der erzbischöflichen Diöcese von Cöln hat die Absicht, die Diöcesanen zu warnen, daß sie sich nicht von der Bewegung dieser Zeit eine deutsch-katholische Kirche zu bilden, sollen hinreißen lassen. Er ist eine Predigt, in welcher die alleinige Wahrheit, Vortrefflichkeit und unbesiegliche Kraft des römisch-katholischen Glaubens mit möglichstem Wortaufwande gepriesen wird.

Wenn man diesen Hirtenbrief liest, so gewahrt man mit Befremden eine große Unwissenheit seines Verfassers in der Kirchengeschichte, wie man sie in einem bischöflichen Erlasse schlechthin nicht erwarten sollte. Ist diese Unwissenheit auf Rechnung des hochwürdigen Herrn von Geissel oder auf Rechnung des Concipienten zu setzen, der mit der Abfassung des Hirtenbriefes beauftragt war? — Sei dem, wie ihm wolle, so hat doch der hochwürdige Coadjutor seinen Namen darunter gesetzt und also den Inhalt zu dem seinigen gemacht. An einem protestantischen Geistlichen würde man einen solchen Mangel an Geschichtskenntniß freilich unverzeihlich finden, aber bei einem Bischofe der römisch-katholischen Kirche kommt darauf Nichts an. Denn was ein solcher denken, reden und schreiben soll, das ist Alles längst bestimmt und ausgesprochen, und wo es nicht bestimmt wäre, so schreiben es ihm die Bullen und Breven des Papstes vor. Er ist nach dem unbedingten Gehorsame, den er dem Papste schwört, nur der Mund, das Sprachrohr des römischen Stuhles, und gibt nur wieder, was ihm zu Rom zugerufen wird, ohne daß er etwas daran verändern dürfte. Wenn er daher nur so viele gelehrte Kenntnisse besitzt um das barbarische Latein, in welchem der Papst den Deutschen seinen Willen offenbart, zu verstehen, so hat er von Gelehrsamkeit völlig genug. Der römische Stuhl kann auch gar nicht wünschen, daß seine Bischöfe große Kenntnisse in der Kirchengeschichte haben möchten. Denn leicht könnten sie ja daraus

lernen, daß die römischen Bischöfe ursprünglich nur den Vorrang vor allen andern Bischöfen des römischen Reichs von den Kaisern bekamen, aber keine Regierungsrechte, daß vielmehr alle Bischöfe an Rechten einander gleich waren,[1]*) und daß die Bischöfe des Abendlandes ihre Selbständigkeit dem römischen Stuhle gegenüber erst im **10.** und **11.** Jahrhunderte verloren haben, wo das eigentliche Papstthum entstand. [2]) Auch kann es wohl dem römischen Stuhle schwerlich angenehm sein, wenn etwa die Bischöfe mit den Acten der Kirchenversammlungen zu Pisa, Costnitz, Basel, [3]) mit dem deutschen Febronius, mit den Emser Punctationen [4]) oder mit den Acten der Synoden zu Pistoja [5]) genau bekannt würden.

So darf es uns denn nicht befremden, daß der Verfasser des Cölner Hirtenbriefes gar Nichts davon in Erfahrung gebracht zu haben scheint, daß es außer den römisch-katholischen Christen auch noch etwas über **60** Millionen griechisch-katholische [6]) und etwas über **70** Millionen evangelische Christen in der Welt gibt. Denn der Hirtenbrief kennt keine andere Christen, als die römisch-katholischen, und keine andere christliche Kirche, als die päpstliche, und darum legt er ganz unbefangen und unschuldig alles Große, Gute und Schöne, was man von dem Christenthume sagen kann, dem Papstthume bei.

Sein Thema sind die Worte **1.** Joh. **5, 4:** „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat;" und es wird nun zuerst gesagt, welches der Glaube sei, der die Welt besiege, dann aber dieser Sieg selbst, vom ersten Jahrhunderte bis in jetzige Zeiten, mit einem ganzen Strome lobpreisender Worte besprochen.

Wenn Johannes schreibt: „unser Glaube," so meint er damit den Glauben an den Einen, allein wahren Gott, der die Christen von Griechen und Römern und allen Heiden schied, und den Glauben an Jesus, als den von Gott gesendeten Christus und Erlöser, wodurch die Christen sich von den Juden abgränzten. Diese beiden Glaubenspunkte sind auch nach Joh. **17, 3.** die Bedingung zur Erlangung des ewigen Lebens. Der Glaube also, an den Johannes bei den Worten „unser Glaube" dachte, ist der einfache christliche Glaube an Gott und an seinen Christus, und „die Welt," die er besiegte, sind bei Johannes die Heiden und die Juden. — Dieser

*) Diese Ziffern weisen auf die hinten beigefügten Bemerkungen.

Glaube ist daher der allgemeine der ganzen Christenheit, den nicht nur die römischen sondern auch die griechischen Katholiken, die evangelischen Christen und alle andere christliche Parteien und Secten haben. —

Wie legt denn aber der Verfasser des Hirtenbriefs den Ausdruck „unser Glaube“ aus? Es ist ihm ohne alles Weitere der römisch-katholische Kirchenglaube, wie ihn endlich das Concil zu Trient im 16. Jahrhunderte festgestellt hat Indem er nun diesen Glauben näher beschreibt, so rechnet er zu demselben nicht nur die Lehre von Gott, der Dreieinigkeit, von Christo, dem heiligen Geiste, der Vergebung der Sünden, dem ewigen Leben, sondern auch die Dogmen von den 7 Sacramenten, der Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien und der absoluten Herrschaft des Papstes über die Kirche.

Der Verfasser des Hirtenbriefes scheint daher kein Wort davon zu wissen, daß die Lehre von sieben Sacramenten der apostolischen Zeit [7]) noch unbekannt war, weil sie erst der Scholastiker Petrus Lombardus im Mittelalter feststellte; daß Johannes noch weniger etwas wußte von der Verehrung der Engel und Heiligen, da er in seiner Offenbarung (Cap. 22, 8. 9.) die Verehrung der Engel tadelt, und endlich, daß der Apostel am allerwenigsten an den Glauben, daß die Bischöfe von Rom die Herren der Christenheit sein sollen, denken konnte, da Rom noch der Sitz des feindseligen Heidenthums war und Johannes in der Offenbarung (Cap. 17.) Rom unter dem Bilde der großen Hure vorstellt, die auf 7 Hügeln sitzet und trunken ist vom Blute der Christen.

Wenn aber der Verfasser des Hirtenbriefes unter den Worten „unser Glaube“ einmal keinen andern zu denken wußte, als den der päpstlichen Kirche, so mußte er auch Nichts von diesem Glauben verschweigen, sondern ihn vollständig angeben. Dieß ist nun nicht geschehen, sondern es ist Vieles weggelassen worden, was die Päpste und ihre Priester mit unerbittlicher Strenge als ihren Glauben verkündigen. Ist dieses geschehen aus Vergessenheit oder aus kluger Berechnung? — Wir wollen nicht entscheiden, sondern bemerken nur, daß auch Folgendes zum römisch-katholischen Glauben gehört, nämlich: daß man den Laien den Kelch im Abendmahle nicht reichen dürfe, indem das Blut Christi schon in seinem Fleische sei

(Concomitanz) und daher mit dem Brode genossen werde; [8]) daß der Christ dem Priester alle Sünden beichten müsse, und daß der Spruch des absolvirenden Priesters den Himmel und die Hölle öffne oder verschließe; daß die Heiligen einen Schatz überflüssiger Verdienste vor Gott erworben hätten, in dessen Besitze der Papst sei und woraus er Ablässe in unendlicher Fülle spenden könne; daß die Priester ehelos bleiben müßten; [9]) daß der Papst alle Bischöfe anstellen und absetzen könne und die ganze Fülle der gesetzgebenden und vollziehenden Kirchengewalt allein in Händen habe, daß man die, welche der Papst für Ketzer erklärt habe, nicht dulden, keinen Umgang mit ihnen haben, keine Ehe mit ihnen schließen, sondern sie fliehen und verfolgen solle; daß der Papst Heilige machen, geschworene Eide aufheben, die Unterthanen vom Eide der Treue gegen ihre rechtmäßigen Fürsten entbinden, ungehorsame Fürsten ihrer Regierung entsetzen könne; [10]) daß man die Glocken taufen müsse; daß die Ehelosigkeit ein gottseligerer Stand sei, als die Ehe; daß der Papst in seinen Aussprüchen unfehlbar sei und dergleichen mehr. Dieses Alles ist auch römischer Glaube, also der Glaube, den der Verfasser des Hirtenbriefes als „unseren Glauben" preiset.

Auch in der Aufstellung der Lehre von der Kirche hat der Verfasser des Hirtenbriefes das römische Dogma vergessen. Er sagt, Christus habe die Kirche gestiftet, daß sie sei — „eine Meisterin der lauteren, unverfälschten Rechtgläubigkeit und eine Richterin des Irrthums, geleitet vom heiligen Geiste bis an das Ende der Welt." Wie? dieses wäre nach den Grundsätzen des römischen Katholicismus die Kirche? — Nimmermehr! Vielmehr ist es der Priesterstand. [11]) Denn zur Kirche gehören ja nicht die Priester allein, sondern ganz eigentlich die Laien. Nicht die Hirten sind die Heerde, sondern die Schafe. Nach dem römischen Dogma aber haben die Laien, hat also die eigentliche Kirche nicht das geringste Recht zu urtheilen, sondern blos die Pflicht, den Priestern unbedingt zu gehorchen. Nicht also der Kirche, sondern nur den Priestern stehet das zu, was der Verfasser von der Kirche gesagt hat. Denn — wie es das Tridentinische Concil festgesetzt hat — die Priester sind der von Gott eingesetzte Stand, der durch fortgehende Inspiration unfehlbar ist und dem allein alle gesetzgebende und vollziehende Gewalt in der Kirche

zustehet. Die Laien sind daher Nichts und haben gar keine Stimme, sondern sind unbedingt verbunden, Alles was die unfehlbare Priesterschaft lehrt und befiehlt, zu glauben und zu thun. Da aber auch die Priester nicht selbständig sind, sondern die Pfarrer unbedingt den Bischöfen, diese aber ebenso unbedingt den Aussprüchen des Papstes gehorchen sollen, so ist es eigentlich der Papst allein, von dem die prächtigen Worte gelten, mit denen der Hirtenbrief die Macht der Kirche in Glaubenssachen beschreibt. Doch man ist es an den päpstlichen und bischöflichen Erlassen längst gewohnt, daß sie aus Bescheidenheit und um die Laien nicht zu schrecken, da, wo sie von ihrem Stande reden, gern die Kirche unterschieben, gleich als ob die Laien dabei auch mitzählten.

Wenn nun der Hirtenbrief weiter den Sieg dieses Glaubens beschreibt und zuerst erzählt, wie Christus, und dann, wie die Apostel und die christlichen Martyrer durch die Kraft ihres Glaubens die Welt besiegt hätten, so ist dieses wieder etwas, was die römische Kirche nicht allein hat, sondern was der ganzen Christenheit, der griechischen und der evangelischen ebenso gut, als der römischen, gemeinschaftlich ist. Auch war der Glaube, der in den Aposteln und Martyrern lebte, der allgemeine, den auch die morgenländischen und die evangelischen Christen haben, nämlich, der an den Einen allein wahren Gott und an Jesum Christum (denn dieses Glaubens wegen wurden sie verfolgt), nicht aber der römische Glaube des Tridentinums, nicht der Glaube an die Heiligen und die Reliquien, an die Oberherrschaft des Papstes, an die Rechtmäßigkeit des Kelchraubes, an die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte, die Kraft der Abläße und Aehnliches.

Nach der Schilderung der Verfolgung kommt der Hirtenbrief auf die Ausbreitung des Christenthums zu sprechen, wo es heißt: „Von ihrem Mittelpunkte, dem Stuhle des Apostelfürsten Petrus, entsendete die Kirche ihre Glaubensboten durch die Länder.“ Dieß ist wieder eine arge Vergessenheit der Geschichte. Der Hirtenbrief drückt sich so aus, als ob nach dem Ende der Christenverfolgungen durch die römischen Kaiser, also seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, es die Bischöfe von Rom allein gewesen seien, die als Oberherren der Kirche, die christlichen Missionäre zu den Nicht-

christen ausgesendet hätten. Dies ist nun gegen alle Geschichte; die Ausbreitung des Christenthums nach Persien und Indien, in die Länder an der Donau bis herauf nach Mähren, und nach Rußland geschah durch Missionarien der griechischen Kirche, und auch die Sendboten, welche im Abendlande bekehrten, gingen bei weitem nicht alle von Rom aus. [12]) Ebenso geschichtswidrig ist es, wenn der Hirtenbrief Rom als den Mittelpunkt der Kirche bezeichnet. Dieses wurde Rom nur im Abendlande, und erst spät. Für die große morgenländische Kirche aber war Rom nie der Mittelpunkt. Doch der Verfasser des Hirtenbriefes weiß einmal von dem Dasein der griechisch-katholischen Kirche kein Wort.

Gänzlich geschichtswidrig ist es, wenn nun der Hirtenbrief weiter sagt: „Die Kirche war die Wohlthäterin der Menschheit und führte sie fort und fort zu dem Quell aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, [13]) zum heiligen Glauben, und bewahrte diesen Glauben in ursprünglicher, lauterer Treue." Denn dies ist es eben, was die römische, unter dem Papste stehende Kirche nicht gethan hat. Vielmehr hat sie die lautere Quelle aller christlichen Erkenntniß, die heilige Schrift, dem Volke entzogen, da doch die Evangelien und die Briefe der Apostel nicht blos für die Bischöfe und Aeltesten, sondern für die Laien, für Jedermann geschrieben sind. Sie hat gegen Christi ausdrücklichen Befehl und gegen den allgemeinen Gebrauch, der länger als tausend Jahre bestanden hatte, den Laien den Kelch im Abendmahle geraubt, die Fasten, die etwas Freiwilliges waren, zum Gesetze gemacht, die Ohrenbeichte, den Reliquiendienst, die Ablässe, die gezwungene Ehelosigkeit der Priester, die Tyrannei der Päpste, die Theorie des Ketzerprozesses und der Inquisition, und dergleichen mehr eingeführt, wodurch die ursprüngliche Lauterkeit des Christenthums getrübt worden ist.

Ueber das Verhalten der römischen Kirche, oder vielmehr des römischen Stuhls gegen seine Gegner läßt sich der Hirtenbrief also vernehmen: „Auch mußte die Kirche (der Papst) oft den Schmerz erleben, daß ihre eigenen Kinder ihr feindselig entgegentraten, ihren Glauben anfochten, ihre Lehre verkehrten, ihr Ansehen mißachteten und ihre mütterliche (?) Hand von sich stießen. Aber die Kirche (die römischen Priester) lehrte, vermahnte, warnte, beschwor und strafte

mit aller Gewalt und Lehrweisheit, wie es ihr aufgetragen war; und waren alle ihre mütterliche Worte fruchtlos, dann sah sie mit tiefem Schmerze die Irrenden von ihr scheiden; sie betete mit aufgehobenen Mutterhänden für sie."

Das heißt doch, faustdicke Schminke gezogen über die häßlichen Falten eines Gesichts! Die, von denen der Verfasser hier spricht, waren nicht Gegner der Kirche oder des Christenthums, sondern nur Gegner der eingerissenen Mißbräuche und der tyrannischen Gewalt der Päpste und der Priesterschaft derselben. Die gute Mutter aber, die Päpste und ihre Priester, hatte immer Ketten und Bande, Bann und Fluch, Schwert und Scheiterhaufen in Bereitschaft für alle Unfolgsame, errichtete die schändlichen Inquisitionstribunale und vergoß das Blut christlicher Zeugen der Wahrheit in Strömen, indem sie die Christen zu Hunderttausenden hinrichten ließ. [14]) Nicht „mit Scherz ließ sie die Irrenden von sich scheiden," sondern sie stieß sie mit Grimm aus und suchte sie zu vertilgen; nicht mit aufgehobenen Mutterhänden betete sie für sie, sondern sie sprach über sie die schrecklichsten Flüche aus. Lese doch nur der Herr Verfasser des Hirtenbriefes die schauerlichen Fluchbullen seiner Päpste über den Kaiser Ludwig den Bayer [15]) und andere Könige und Fürsten, oder gegen die Venetianer, die Florentiner, oder die Gründonnerstagsbulle! [16]) Da sieht man nicht eine Mutter, die ihre Hände zum Gebet erhebt, sondern zornige Jupiter, die in voller Wuth der Leidenschaft ihre Blitze vom Capitol schleudern.

Endlich rühmt der Hirtenbrief noch mit vielen und schönen Worten, daß die Kirche, nämlich die päpstliche (denn eine andere kennt der Hirtenbrief nicht), alle Angriffe abgeschlagen und alle ihre Gegner besiegt habe und ferner besiegen werde, weil sie oder vielmehr ihr Mittelpunkt, der römische Stuhl, der unerschütterliche Fels sei, der allen anschlagenden Wogen widerstehe u. s. w.

Wir sind es längst gewohnt, in päpstlichen und bischöflichen Erlassen das Bild vom Felsen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen, bis zum Eckel wiederholt zu finden. Möchten doch die Lobredner des Papstthums endlich einmal davon schweigen und sich bescheidener ausdrücken lernen. Die Geschichte zeigt ja unwidersprechlich, daß diese gerühmte Unüberwindlichkeit und Unerschütterlichkeit

des römischen Felsens gar nicht da ist. Niemals ist es ja dem römischen Stuhle gelungen, seine Herrschaft über die ganze Kirche auszubreiten, indem die ganze morgenländische Kirche den Päpsten die Obedienz stets und bis auf diesen Tag versagt hat. Ebenso wenig aber ist es den Päpsten gelungen, die christlichen Länder des Abendlandes, die ihnen gehorchten, im Gehorsame zu erhalten. Sie haben da zwar viele Gegner besiegt, aber wahrhaftig nicht durch die Kraft des Glaubens, sondern durch Anwendung der blutigsten Gewalt und der fürchterlichen Inquisition. Sie haben aber dennoch im 16. Jahrhunderte eine große und entscheidende Niederlage erlitten, indem halb Deutschland, die Hälfte der Schweiz, Preußen, Kurland, Liefland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Schottland, England, Holland sich von Rom gänzlich lossagten und noch bis diese Stunde nicht dem römischen Stuhle, sondern dem Evangelium gehorchen. Was ist das für ein Sieg, der mehr als die Hälfte verliert, was er als das Seine anspricht? Und wie steht es dermalen aus in der katholischen Welt? Wie sinkt das Ansehen des römischen Felsens in Deutschland zusammen vor den Fortschritten der Cultur [17])? Und wie schlecht muß es um die göttliche Kraft eines Glaubens bestellt sein, der zur Rettung aus seinen Nöthen den verrufenen Orden der Jesuiten zu Hülfe ruft, den früher die katholischen Könige und Fürsten wegen seiner Gefährlichkeit und seiner Immoralität aus ihren Ländern verjagt hatten? [18])

Wahrhaftig, das Papstthum, das solche Niederlagen erlitten hat, das sich mit Hülfe der Gewalt und grausamer Strafen vertheidigt und zu seiner Erhaltung der Hülfe von Ordensverbindungen und deren gefährlicher geheimer Umtriebe bedarf, das kann keinen Halt der Wahrheit in sich haben, kann nicht die Kirche, kann nicht, (wie der Hirtenbrief rühmt) „ein unmittelbares Werk Gottes“ sein, sondern es ist Menschenwerk, das altert und zu seiner Zeit absterben wird. —

Zusätze des Einsenders.

1. Ursprünglich waren alle Bischöfe von gleichem Ansehen und von gleichen Rechten, und eine Unterordnung derselben unter einander fand nicht statt. Am allerwenigsten bestund in den

3 ersten Jahrhunderten die Idee eines päpstlichen Primates im Style des Mittelalters, wornach die Päpste zu Rom sich für unumschränkte Monarchen der Kirche, denen eine vollgültige Entscheidung in Glaubens- und Sittensachen zustände, und für unfehlbare Statthalter Christi auf Erden erklärten, indem sie den Satz aufstellte: „Nos soli vocati sumus in plenitudinem potestatis, caeteri autem episcopi tantum in partem solicitudinis.“

Damals dachte noch Niemand daran, daß die Bischöfe zu Rom mehr Recht hätten, als andere Bischöfe, oder gar, daß sie Oberherrn der Kirche seien. Dieß sieht man aus den apostolischen Verordnungen (constitutiones apost.), wo es im 8. Buche im 10. Kapitel heißt: „Die Christen sollen Fürbitte thun für die ganze Kirche, für alle Bischöfe, für Jacobus (Bischof von Jerusalem), für Clemens (Bischof von Rom) ꝛc. Jacobus, Bischof von Jerusalem, hat also hier den ersten und der Bischof von Rom nur den 2. Platz. Auch im 7. Buche dieser apostolischen Verordnungen, wo im 46. Kapitel die von den Aposteln selbst eingesetzten Bischöfe genannt werden, stehen die beiden ersten Bischöfe von Rom, Linus und Clemens, ohne alle Auszeichnung in der Reihe der andern Bischöfe.

Dasselbe, daß die Bischöfe von Rom keine monarchische Gewalt in der Kirche während der drei ersten Jahrhunderte besaßen, erhellet aber auch sonnenklar aus den Briefen des Bischofs Cyprian zu Carthago (in der Mitte des 3. Jahrhunderts). So sagt er im 52. Briefe, als er eine Synode der afrikanischen Bischöfe zur Beilegung eines kirchlichen Streites versammelt hatte: „Sollte die Anzahl der afrikanischen Bischöfe nicht hinreichend scheinen, so habe ich auch über diese Sache an Cornelius (Bischof von Rom), meinen Collegen geschrieben, der auch selbst mit mehreren Mitbischöfen auf einer gehaltenen Synode unserer Meinung beigetreten ist. Cyprian betrachtet also den Bischof von Rom nicht als Richter, sondern nur als stimmgebenden Collegen.

Im 72. Briefe an den römischen Bischof Stephanus, worin er diesen auffordert, der Entscheidung afrikanischer Bischöfe über die Ketzertaufe beizutreten, spricht sich Cyprian also aus: „Dieses habe ich zu deiner Kenntniß gebracht, geliebter Bruder, theils wegen unseres gemeinschaftlichen Ehrenamtes, theils aus aufrichtiger

Liebe. Uebrigens will ich hierin Niemand Gewalt thun oder eine Vorschrift geben, indem jeder Bischof in der Verwaltung der Kirche seinem freien Urtheile folgen darf, da er dem Herrn über seine Handlungen Rechenschaft geben muß." Dieses gleichberechtigte Verhältniß der einzelnen Bischöfe in ihren Sprengeln erkannte aber auch der römische Bischof in seinem Antwortschreiben auf jenen Brief Cyprian's an, indem er sich also ausläßt: „Diejenigen sind doppelten Lobes werth, welche, indem sie wissen, daß sie bloß dem Urtheile Gottes verantwortlich sind, doch ihre Handlungen auch von ihren Brüdern gebilligt zu sehen wünschen. Daß du, lieber Bruder Cyprian, dieses thust, ist nicht zu verwundern, indem du nach deiner angebornen Bescheidenheit und Sorgfalt uns nicht sowohl zu Richtern, als vielmehr zu Theilnehmern deiner Beschlüsse haben willst."

Im Verlaufe späterer Zeiten heben sich besonders 4 Bischöfe vor andern an Ehre und Ansehen heraus, nämlich: die Patriarchen von Jerusalem, Antiochien, Alexandrien und Rom. Als Constantin Christ wurde und seine Residenz nach Constantinopel verlegte, so bekam auch der Bischof dieser Stadt den Ehrentitel Patriarch. Indeß wurde auch jetzt der römische Patriarch noch nicht als Statthalter Christi auf Erden betrachtet. Die orientalische Kirche mit ihren drei Patriarchaten, deren Inhaber den Papst nur als primum inter pares anerkannten, bildete gegen eine solche Construction des Primusbegriffs die entschiedenste Opposition. Einzig darum vielmehr erhielten die Patriarchen zu Rom, der alten Welthauptstadt, den ersten Platz unter ihren Collegen, weil Rom die erste Stadt des römischen Reiches war. Als unter Constantin das Christenthum Staatsreligion wurde und die Hierarchie hervortrat und sich frei gestalten konnte, da erhielt der Primus der Päpste die feierliche Anerkennung des Staates, der ebenfalls einen wichtigen Grund darin fand, daß die Päpste in Rom residirten, welches auch damals noch als die erste Stadt des Reiches galt, wiewohl es nicht mehr Residenz war. Und da nun die Abgränzung der kirchlichen Bezirke sich genau richtete nach der Eintheilung des Reiches in Diöcesen und Provinzen, so war nichts natürlicher, als daß Rom, welches die

Metropole der Welt war, auch der römischen Kirche den Rang der ersten Metropole verlieh.

Vergleicht man indessen die Acten der allgemeinen Concilien, die officiellen Erlasse der Päpste, vieler Kirchenväter, der Kaiser und Synoden, so verhalten sich die Päpste zu Rom zu dem übrigen Episcopate, wie der Präsident einer Republik sich zum Senator und gesetzgebenden Körper verhält. Oberherren der Kirche waren sie aber keineswegs. Dieses waren vielmehr die Kaiser selbst. Diese setzten die Bischöfe ein, waren Richter über sie und setzten sie erforderlichen Falles ab, riefen die Kirchenversammlungen zusammen, leiteten sie, bestätigten ihre Beschlüsse und gaben ihnen durch ihre Sanction gesetzliche Kraft.

2. Den Grund zu dem modernen römischen Papstthume legten eigentlich die **3** Karolinger Karl Martel, Pipin und Karl der Große, und auf diesem Grunde führten dann die Päpste ihr Gebäude schnell zu staunenswerther Höhe. Sie verschmähten sogar die falschen Decretale nicht als Strebepfeiler; sie benutzten die Schwäche der weltlichen Macht, den Egoismus und die Leidenschaften des unbändigen Vasallenthums, die Verderbtheit und Unwissenheit des großen Haufens, die argen Verwirrungen und Zerrüttungen im kirchlichen und politischen Leben, welche sie zum Theil selbst angerichtet und herbeigeführt hatten, als erwünschtes Material zu ihrem großartigen Baue. Hierbei befolgten sie **2** Methoden: zuerst Beschränkung der Staatsgewalt, der Hierachie und dem Papstthume gegenüber; dann die Erhebung des letztern über den gesammten Episcopat. Vollendet wurde übrigens erst der Bau des päpstlichen Primats, als souverainen und unumschränkten Herrschers und unfehlbaren Statthalters Christi, durch Gregor **VII.**, der **1076** Papst wurde.

3. Auf diesen **3** Synoden wurden die beiden Grundsätze zu Beschlüssen erhoben, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste sei und ihn sogar richten dürfe; und dann daß alle Bischöfe von Christo gleiche Rechte bekommen hätten und die römischen Päpste nicht die Herren der Bischöfe, sondern nur, wie in den ersten Jahrhunderten, die ersten an Rang und Ansehen unter Gleichberechtigten (**primi inter pares**) seien.

4. Im Jahre **1786** schickten die vier deutschen Erzbischöfe von

Mainz, Trier, Cöln und Salzburg Abgesandte zu einem Congresse im Bade Ems; und diese beschlossen, gleich den 3 allgemeinen Concilien zu Pisa, Costnitz und Basel, daß die römischen Päpste nur die primi inter pares wären, daß ihre Erlasse und Breven ohne Annahme von Seiten der Bischöfe keine verbindende Kraft hätten; ja, daß die Bischöfe selbst befugt wären, gegen ungebührliche Uebergriffe des römischen Stuhles Protest einzulegen, und dann, daß der bisher vorgeschriebene Eid der Bischöfe deßhalb nicht länger beibehalten werden könne, „weil die deutschen Bischöfe darin wirklich dasjenige schwören müßten, was ihnen, in Betracht ihrer Verbindung mit dem Reiche, zu halten unmöglich sei." — Die Bischöfe nämlich müssen bei Uebernahme ihres Amtes schwören „dem Papste treu und völlig gehorsam zu sein und die Rechte, Gewalt und Regalien des heiligen Stuhles zu erhalten, zu vermehren und gegen Jedermann zu vertheidigen, alle Ketzer, Schismatiker und dem Papste Ungehorsame aber nach allen Kräften zu verfolgen."

5. Die Synode zu Pistoja in Toscana im Jahre 1784 beschloß, daß alle Anordnungen und Einrichtungen des Papstes die Zustimmung der Gesammtkirche erlangt haben müßten, wenn sie rechtsgültig und für die Gläubigen verbindend sein sollten, und dann ferner, daß sich die Suprematie des Papstes nur auf das Geistliche erstrecken solle und dürfe.

6. Seit 1053 ist die griechisch-katholische Kirche von der römischen Kirche förmlich getrennt und steht unter mehreren Patriarchen von ganz gleichem Ansehen und ganz gleichen Rechten. Griechisch-katholisch nennt sich diese Kirche im Gegensatze zu der lateinisch-katholischen Kirche; denn so hieß anfänglich die Kirche im Occident. Jene Benennung lateinisch-katholisch wich aber bald im Abendlande der der römisch-katholischen, weil die Päpste in der occidentalischen Kirche, welche alle germanischen Völker umfaßte, monarchische Gewalt erhielten, welche den Patriarchen von Constantinopel in ihrer Kirche nie zu Theil geworden ist.

7. Im Jahre 1124 erst zählte Bischof Otto von Bamberg sieben Sakramente, weil sieben für eine heilige Zahl angesehen wurde. Petrus Lombardus († 1164) setzte dieselben dann zuerst theoretisch auseinander, worauf sie endlich im Jahre 1439 von dem Concilium

zu Florenz anerkannt und auf dem Tridentiner-Concil (1545—1563) bestätigt wurden.

8. Die Lehre von der Transsubstantiation wurde erst im Jahre 1215 auf der 4. Lateran-Synode öffentliche Kirchenlehre, und die Kelchentziehung, für welche man zum Theil ganz sonderbare Gründe angab, versuchte man schon im 12. Jahrhunderte, ward aber erst auf dem Concilium zu Costnitz (1415) allgemeines Kirchengesetz. Um diese Kelchentziehung zu rechtfertigen, sprach unter andern ein gewisser Andradius: „Wer das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt genießen wolle, sei einem Heiden und Zöllner gleich zu achten.“ Hauptgrund zu dieser unevangelischen Verstümmlung des Altarssakramentes war aber wohl der, den Gabriel Biel († 1495) angibt: „daß man eben einen Unterschied zwischen Laien und Priestern habe machen wollen.“

9. Bis zum Jahre 250 dachte noch Niemand daran, den Geistlichen das Heirathen verwehren zu wollen. In den ersten 3 Jahrhunderten wird einer großen Menge verheiratheter Bischöfe und Presbyteren gedacht, die auch, wenn sie verheirathet in den Lehrstand traten, den Ehestand fortsetzten. Nur erst als die Mönchstugend in Aufnahme kam und die Unbekanntschaft mit dem Geiste des Christenthums überhand nahm, wurde auch die Ehelosigkeit als die höchste christliche Tugend gepriesen und die Ehe als etwas mit der Priesterweihe Unverträgliches angesehen. Demzufolge suchte man in den folgenden Jahrhunderten immer mehr den Cölibat zu erzwingen, achtete nicht auf den häufigen Widerspruch, auf die Unordnungen, die schädlichen Beispiele der Ausschweifungen; ja man war lieber in vielen Fällen nachsichtig bei den ärgerlichsten und strafbarsten Vergehungen gegen die Gesetze der Zucht und Keuschheit, als daß man die Ehe, die man als ein Werk des Teufels ansah, gestattet hatte. Hauptzweck war jedoch, den Clerus durch den Cölibat enger mit einander zu verbinden und zu einem willenlosen Werkzeuge des Papstes zu machen, ihn über die Laien durch den Schein der Heiligkeit zu erheben und zugleich die Verminderung des Kirchengutes zu verhüten. Darum die rigoröse und unerbittliche Strenge Gregor's VII. gegen die verheiratheten Geistlichen, dem es auch, ohnerachtet vieler und heftiger Widerstandsversuche, gelang, die Ehe-

losigkeit zum allgemein gültigen Gesetz für den gesammten Clerus zu machen.

10. Der Papst Paul III. erklärte den König Heinrich VIII. von England in den Bann, weil er die Reformation in seinem Lande einführte und sich nicht vor das geistliche Gericht zu Rom stellen wollte; ja noch mehr, er erklärte ihn für abgesetzt, entband seine Unterthanen von dem Eide der Treue und gab England dem rechtgläubigen Könige von Schottland. Pius IV. verfuhr auf gleiche Weise im Jahre 1562 gegen die protestantische Königin Johanna von Navarra; er hielt sie für unfähig zur Thronfolge und erklärte ihre Kinder für unehelich.

Gleiches Verfahren erlaubte sich Pius V. im Jahre 1570 gegen die protestantische Königin Elisabeth von England, und derselbe erklärte ausdrücklich, daß kein Ketzer ein Recht habe, über Rechtgläubige zu regieren. Sixtus V. beobachtete ein gleiches Verfahren im Jahre 1585 gegen den König Heinrich IV. von Navarra und Frankreich, hielt ihn für untauglich zur Königswürde, entsetzte ihn deßhalb seines Thrones und band seine Unterthanen von dem Eide der Treue los. Wer kennt nicht das Verfahren Gregor's VII. gegen Heinrich IV., der zu Canossa baarfuß und in härenem Gewande als Büßender vor dem Papste erscheinen mußte? — Wer kennt nicht das Verfahren Innocenz III. gegen den König Johann ohne Land von England? — Und sollte vergessen sein die kühne Sprache des Clemens XI. gegen den aufgeklärten Kaiser Joseph I., der sich den päpstlichen Anmaßungen widersetzte?

11. Seit Constantin die christliche Religion zur Staatsreligion erhoben hatte, entstand die Hierarchie in der Bedeutung des Mittelalters, d. h. es bildete sich der geistliche Stand nicht nur zum Gegensatz des weltlichen und schloß diesen durchaus von der Theilnahme kirchlicher Angelegenheiten aus, sondern im geistlichen Stande zog der Episcopat ausschließlich die Regierung der Kirche in Sachen des Glaubens und der Disciplin an sich. Seit dieser Zeit entstanden die Concilien und Synoden der Bischöfe, die ihre Aussprüche als untrügliche Wahrheit erklärten und ihnen die christlichen Urkunden unterwarfen. Seit dieser Zeit verwechselte man nicht nur den Episcopat, sondern auch den ganzen geistlichen Stand, den man für ein genus

doctum, regale sacerdotium, unendlich erhaben über unheiligen Laienpöbel, erklärte, mit der Kirche. Das unfehlbare Episcopat zog einzig die Bestimmung des Lehrbegriffs nach sich; an die Stelle der heiligen Schrift traten allmählig die Concilienbeschlüsse und diese nahmen so sehr den ersten Platz ein, daß jene nach und nach als etwas Ueberflüssiges in den Hintergrund geschoben und wie vergessen wurde. Dem Volke wurde sie ganz entzogen.

12. Die Geschichte sagt vielmehr, wie den Päpsten damals schon das Bewußtsein ihres apostolischen Berufes in dem Gewühle weltlicher Sorgen und in dem Ringen nach Besitz und Herrschaft entschwunden war. Der Herr mußte sich andere Werkzeuge ausersehen. Apostolischer Beruf trieb eine Menge Geistliche aus Britannien und England, wo, in der Abgeschlossenheit vom Continente, der christliche Sinn reiner und stärker geblieben war, nach Deutschland zu gehen und dort den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Unter jenen Aposteln des Nordens glänzt vorzüglich durch unsterbliche Verdienste um unser Vaterland Bonifacius. Die Päpste mochten es wohl als ein Werk der Vorsehung ansehen, daß jene nordischen Glaubensboten und namentlich Bonifacius, ihr heiliges Werk begannen und sich von der Vollendung desselben auch durch die größten Schwierigkeiten nicht abschrecken ließen. Preisen mochten sie es wohl, daß Bonifacius und seine Gehülfen ihre Bevollmächtigung zum Apostelamte von ihnen, zu Rom, einholten und unter den Auspicien und im Namen der römischen Kirche predigten, lehrten und einrichteten. Dadurch dehnte sich ja die päpstliche Macht auch über Deutschland aus, ohne daß die Päpste zur Gründung der deutschen Kirche mehr als den bloßen Namen, Beglaubigung der ersten Lehrer und in schwierigen Fällen Rath und Entscheidung herzugeben brauchten.

13. Die Kirche im römischen Sinne, als Hierarchie „sollte fort und fort eine Quelle aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt“ für die Christen gewesen sein? Was die Hierarchie in frühern Zeiten geben konnte und geben mußte, was sie schöpfen konnte aus der Bibel, aus den Vätern und den Alten; was sie schaffen mußte aus Berufspflicht, aus einfacher menschlicher Einsicht, wozu sie mächtig und im Stande war, das gab sie nicht, das schuf sie nicht, weil sie des Berufes vergessen hatte und vom Geistigen und Göttlichen zum Ir-

dischen und Weltlichen abgewendet war; nämlich die reine Christuslehre mit der Gewalt des Beispiels, Wissenschaft und Volksbildung, Friede und Ruhe im Reiche, Schutz dem Throne, Schutz und Schirm dem Rechte und der Freiheit des Volkes; das Alles konnte von ihr kommen, mußte von ihr kommen, und es kam nicht. Zeugt nicht hiefür im Mittelalter die Sclaverei des gemeinen Volkes, das durch geistliche und weltliche Vasallen in schmähliche Leibeigenschaft gerieth, die Barbarei des Nationallebens, der Unsinn des Lateinerthums auf deutscher Erde, die Verzerrung des religiösen Lebens durch Aberglauben und Menschensatzung, die Zerrissenheit des politischen Lebens und die ewigen innern Fehden und Kriege, worin kein großer Zweck, sondern nur die ungebändigte Leidenschaft und der schmachvollste Egoismus vorkämpfte.

Oder wurde etwa die zeitliche und ewige Wohlfahrt der Gläubigen dadurch begründet und befördert, daß man den Leuten die Vorstellung beibrachte, ihre Sünden seien getilgt und Gott könne ihnen nichts ferner mehr anhaben, wenn sie Gott oder anstatt diesem der Kirche, resp. dem Clerus ein bestimmtes Lösegeld für ihre Sünden entrichtet hätten? Schön und erbaulich klingt, was der berühmte Salvian in dieser Hinsicht spricht: „Was heißt loskaufen (redimiren) anders, als den Preis für das Loszukaufende zahlen? Schätze demnach auf das Sorgfältigste die verschiedenen Sünden, so du begangen hast. Siehe zu, was du für Lügen, Flüche und Meineide, für Nachlässigkeiten, für Unreinigkeiten der Gedanken, für alle Begierden eines bösen Willens schuldig bist; rechne endlich dazu, wovon der Apostel redet: Ehebruch, Unreinigkeit, Hurerei, Trunkenheit u. dgl. Hast du alle Sünden zusammengezählt, so erwäge den Preis einer jeden besonders. Und sodann verlange ich nicht, daß du Gott für deine Sünden Alles, was du hast, geben sollst; gib ihm nur, was du ihm schuldig bist, wenn du anders deine Sünden schätzen kannst. Ja, wenn du deine Sünden geschätzt hast, so wirst du für dieselben desto mehr schuldig sein, je geringer du jene schätzest, weil derjenige sich selbst verführt, der sich für etwas hält, da er doch nichts ist. Du bist auch desto mehr für dich schuldig, je später du es thust; am Ende des Lebens ist es schwer,

daß der Sünder durch irgend eine Freigebigkeit sich eine vollkommne Erlassung verschaffe."

Was heißt dies anders, als: es den Gläubigen recht dringend einschärfen, der Kirche ihr ganzes Vermögen zu vermachen?

Wer wüßte auch nicht, wie die Sittlichkeit des Volkes untergraben und dieses zugleich in seinem irdischen Wohlstande beeinträchtigt wurde durch den Ablaßhandel, den im 16. Jahrhundert der berüchtigte Tetzel in solch' schamloser Weise trieb, daß er mit kühner Stirne dem deutschen Volke zuzurufen wagte: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt!"

O! wäre Alles von jeher so gewesen, wie es hätte sein sollen; hätte die Kirche, resp. der Clerus seine Pflichten jederzeit so erfüllt wie es das Gebot seines Heilandes von ihm erheischte; welch ein ganz anderes Bild würde uns dann das Mittelalter zeigen! Wie ganz unnöthig wäre dann auch die Reformation im 16. Jahrhunderte gewesen, die einen so tiefen Zwiespalt in dem kirchlich-religiösen Leben der Völker und der Deutschen zumal hervorbrachte!

14. Wer denkt hierbei nicht an die armen, unglücklichen Albigenser? Im Jahre 1208 wurde ein förmlicher Kreuzzug gegen dieselben angeordnet; die Kreuzbrüder nahmen die Stadt Beziers, als den Hauptsitz der vermeintlichen Ketzerei, nach rühmlicher Gegenwehr der Einwohner, mit wüthendem Sturme ein. Alles, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts und selbst der Religion, wurde unbarmherzig niedergemacht; in der Kirche der heiligen Magdalena kamen allein 7000 Menschen um. Als die Soldaten meinten, es sei ja unmöglich, die Ketzer von den Rechtgläubigen zu unterscheiden, rief der päpstliche Legat: „Schlagt sie alle todt, der Herr kennt die Seinen!" Auf 30,000 Menschen kamen um, und unter Morden und Plündern wurde die Stadt eingeäschert. So ging es auch der Stadt Carcassonne, da die Einwohner nicht nackend auf Gnade in Ungnade aus der Stadt ziehen wollten. Während des Sturmes sangen die Bischöfe, Aebte und Priester geistliche Lieder! — Hunderttausende kamen während dieses furchtbaren Kreuzzuges um; das Land wurde eine traurige Einöde und fiel endlich an das königliche Haus, wofür die Inquisition einheimisch werden durfte.

Und erging es den so biedern und christlich gesinnten Waldensern anders? (1170.) Wer wüßte nicht, wie der Erzbischof von Lion gegen sie wüthete, so daß Tausende auf dem Scheiterhaufen oder im Kerker büßen mußten? — Die Uebriggebliebenen flüchteten sich nach allen Gegenden, sie verbargen sich in Gebirgen und Felsengrüften, besonders in Savoyen und Piemont, wo sie ähnlich gesinnte Christen aus früherer Zeit antrafen und sich mit ihnen vereinigten; die im südlichen Frankreich Zurückgebliebenen erhielten sich unter harten Bedrückungen bis 1545. Der König Ludwig XII. ließ sich über sie Bericht erstatten und urtheilte: „Sie sind bessere Christen, als wir.“ Da sie aber sich immer weiter verbreiteten, so verklagte sie das Parlament von Aix; der Präsident, ein wüthender Eiferer, zog selbst gegen sie; ein Theil flüchtete, aber ihre Wohnungen wurden zerstört, Frauen in den Kirchen und an den Altären gemißhandelt, die alten und häßlichen in Scheuern gesperrt und verbrannt; 60 Mann, die sich in Cabrières ergaben, wurden gegen das gegebene Wort, ihnen das Leben zu schenken, auf einer Wiese erwürget; 22 Dörfer zerstört, 4000 Menschen kamen um, 700 junge kräftige Leute wurden Galeerensclaven.

Das Schicksal des unglücklichen Huß und seines Freundes Hieronymus ist hinlänglich bekannt; vielleicht ist aber weniger bekannt das traurige Loos der evangelisch gesinnten Salzburger. 1731 erließ nämlich der Erzbischof Leopold von Firmian das unmenschliche Gebot, daß alle Evangelische das Erzbisthum meiden sollten. Bewaffnete Soldaten mußten dieses erzbischöfliche Gebot in Kraft setzen und Gatten von Gatten, Kinder von Eltern gewaltsam trennen und aus ihrem Eigenthum vertreiben, und über 30,000 Menschen verließen so halbnackt unter heißen Thränen die geliebte Heimath, die ihre Augen nie wieder sehen sollten. Das war die zärtliche Mutter, die irrende Kinder mit Liebe umfaßt „und sie mit tiefem Schmerze von sich ziehen läßt.“

15. Der Kaiser Ludwig der Bayer wurde bekanntlich von Clemens VI. aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, und der heil. Vater sprach dabei folgende Verwünschungen über ihn aus: „Gott schlage ihn mit Wuth und Tollheit! der Himmel treffe ihn mit allen seinen Blitzen; der Zorn Gottes, der Zorn des heiligen Petrus

und heiligen Paulus falle auf ihn in dieser und jener Welt; die ganze Welt stehe gegen ihn auf; die Erde verschlinge ihn lebendig; sein Name gehe im ersten Menschenalter schon unter, sein Gedächtniß verschwinde; alle Elemente seien ihm entgegen, seine Kinder fallen in die Hände seiner Feinde und werden vor seinen Augen zerschmettert!"

16. Die von Urban **VII.** im Jahre **1627** erneuerte Gründonnerstagsbulle, so genannt, weil sie am Gründonnerstage verlesen wurde, wurde zwar auf Befehl des aufgeklärten und edeln Papstes Clemens **XIV.** in Rom nicht mehr verlesen; nach den Berichten glaubwürdiger Männer aber, soll dieselbe jetzt wieder, und zwar schon seit mehreren Decennien, in der großen St. Petrus-Kirche abgelesen werden. In dieser Bulle steht nun unter Anderm: „Wir excommuniciren und verdammen im Namen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und in unserm Namen alle Irrgläubigen, besonders die, welche die verruchte, gottlose und schändliche Lehre Martin Luthers angenommen haben und befördern, sowie auch diejenigen, die seine ähnlich gesinnten Schriften lesen und vertheidigen. Wir excommuniciren die Ketzer, die Schismatiker, die Seeräuber, alle diejenigen, so sich unterfangen von den päpstlichen Breven und Bullen sich auf eine künftige Kirchenversammlung zu berufen; alle die Fürsten, die sich erfrechen dürften, neue Auflagen ohne die Erlaubniß des Papstes zu machen; alle diejenigen, welche Beschwerden gegen Unrecht, das sie Seitens des römischen Hofes erlitten, vor weltliche Richter bringen."

17. Nach neuen statistischen Zählungen *) sollen sich in Deutschland bereits **245** Gemeinden mit wenigstens **225,000** Seelen als deutsch-katholische Gemeinden constituirt haben, welche von der Oberhoheit des römischen Papstes nichts mehr wissen wollen. Hier kann sich die römische Kirche als weltüberwindende Siegerin bewähren, wenn sie vermittelst Lehre, Ermahnung und Ueberzeugung durch das Wort der Wahrheit die bereits Abgefallenen wieder für sich zu gewinnen und die noch Wankenden in der alten Treue wieder zu befestigen im Stande ist.

---

*) Im October 1845. D. Red.

18. Der von dem unfehlbaren Papste Clemens XIV. 1773 aufgehobene Jesuitenorden wurde bekanntlich von dem unfehlbaren Papste Pius VII. am 7. August 1814 durch die berüchtigte Bulle: Sollicitudo omnium ecclesiarum wieder hergestellt. Dieser Orden theilt sich in 4 Klassen, unter welchen die Profoßen, an deren Spitze der Ordensgeneral sich befindet, oben an stehen.

Ihnen schließen sich die Helfer (Coadjutores) an, auf diese folgen die Scholastici und die unterste Klasse bilden die Novizen, welche erst ihre Probejahre bestehen. Wir entdecken in demselben einen bewundernswürdigen Staatskörper, in pyramidalischer Abstufung, eine Wahlmonarchie mit despotischer Praxis, jeden an seinen Platz gestellt, die Fälle der exekutiven Gewalt im Generale concentrirt, jedoch durch General-Congregationen und Assistenzen einigermaßen gedämpft und in collegialischen Formen gehalten. Das Ganze ist ein Meisterstück des Generales Jacob Lainez, des Haupturhebers jenes berühmten Ordensbuches institutum societatis Jesu.

Wehe dem Lande, wo dieser kolossale Phalanx sich einnistet; — um Bürgerglück und Bürgerwohlfahrt, um Ruhe, Friede und Eintracht zwischen den verschiedenen Confessionen ist es da auf Immer geschehen! Möchte daher jeder gute Christ, gleichviel ob Protestant oder Katholik, beständig und unablässig ankämpfen gegen dieses grundverwerfliche, falsche, zweizüngige, herrsch- und habsüchtige Jesuitengeschlecht!

8.

Bemerkungen über die religiöse Bewegung in ganz Deutschland,

mit Hinblick auf die letzte evangelisch-protestantische Synode in Speyer und die jetzige protestantische Conferenz in Berlin, dictirt von dem Geiste des neunzehnten Jahrhunderts in die Feder eines Mannes aus dem deutschen Volke, der weder Theologie noch Philosophie studirt hat; der aber zu besitzen glaubt deutschen Sinn, eine gesunde Vernunft, und auf beide sich gründende Religion; deren es hundert tausende im deutschen Volke gibt, welchem Volke daher vorbehalten ist: Eine zweite religiöse Reformation vorzubereiten,

welche sich zum Heile der Menschheit über ganz Europa und andre Welttheile verbreiten wird; die sich zum Ziele gesetzt hat, die Christen von dem geistigen Joche des Papstes los zu reißen, und die Religion Christi in ihrer Reinheit und Klarheit wieder herzustellen; welche uns lehrt: unsern Nebenmenschen zu lieben wie uns selbst, und Gott als einen Geist zu verehren und zu ihm zu beten, wie zu einem liebenden Vater, dessen größtes Wunder der Schöpfung ist der Mensch, mit seinem die Größe Gottes ahnen könnenden Geiste; welcher Geist, nach der Lehre des, seine Zeitgenossen an Geist, Weisheit und Tugend weit überragenden Christus, unsterblich, daher über alles Irdische erhaben ist; der hinwegräumen wird: nach und nach alle Hindernisse, welche sich seiner auf dieser Welt zu erringen möglichen Vollkommenheit, und seinem Wohlbefinden in geistiger und körperlicher Hinsicht, entgegen setzen.

Motto: „Wer in die Religion etwas vor der menschlichen Vernunft Unhaltbares hinein ziehen will, der leistet der Religion, wie der Menschheit einen schlechten Dienst."

Woher kommt es? — so fragte ich mich, als in der neuesten Zeit, wahrscheinlich angeregt von Rom aus, der Bischof Arnoldi eine h. Rockfahrt veranstaltete, um den Geist des katholischen Volkes in Deutschland zu erforschen, dieser Geist des 19. Jahrhunderts ihm aber durch seine von ihm erleuchteten Kinder eine so schöne Antwort gegeben, indem sich, (angeregt durch Ronge's, im Sinne dieses Geistes ausgesprochenes und durch ganz Deutschland erschollenes Wort über diesen und andere von Rom aus mit der Christenheit bisher getriebene Mißbräuche,) für jeden Einzelnen, der sich zu dieser Rockfahrt verleiten ließ, Hunderte von der römisch-katholischen Kirche losrissen, und immer noch mehr losreißen werden; da fragte ich mich, woher kommt es, daß diese Christen, welche sich von den Geistesbanden befreit, in welchen jener sich so nennende Nachfolger Petri und Statthalter Christi in Rom ihres Geistes Schwingen gefesselt hält, nicht zu der Kirche übertreten, welche einst Luther und andere erleuchtete Männer aus ähnlichen Ursachen gegründet haben? Da fiel mir erst ein, daß zwischen jener Zeit und der jetzigen drei Jahrhunderte verflossen, und daß in dieser Zeit sich die Ansichten von

göttlichen und weltlichen Dingen sehr geändert, oder wenigstens sehr geläutert haben; denn so wie wir jetzt nicht mehr an die Bewegung der Sonne und Gestirne um unsere Weltkugel glauben, so glauben wir auch nicht mehr an Hexen, Zauberer, Gespenster, böse Geister u. s. w., in welchem Glauben vor 3 Jahrhunderten noch die größten Männer jener Zeit, und unter diesen auch Luther befangen war, (m. s. seinen großen Katechismus S. 525 u. 566 und seine Predigt von christlicher Rüstung). Da nimmt es mich nicht Wunder, wenn diese auf einer höhern Stufe der Aufklärung stehenden Katholiken, welche jetzt von ihrer Kirche abgefallen sind, weil man sie ihrem erleuchteten Geiste widerstrebende Dogmen zu glauben zwingen wollte, sich nicht in den Schooß einer andern Kirche begeben wollten, deren Grundprincipien in den meisten Gegenden Deutschlands und andrer Länder noch aus der Augsburger Confession und dem sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisse geschöpft sind, in welchem ersteren Artikel 2. die Lehre von der Erbsünde durch den Fall Adams, und Art. 4. die Lehre von der Vergebung der Sünden, nur durch den Glauben an den Opfertod Jesu Christi, und in dem apostolischen Glaubensbekenntniß gar noch die Auferstehung des Fleisches u. s. w. gelehrt wird!

Darum war ich, als ein ungelehrter, aber auf das unsichtbare Wirken der Vorsehung für die Fortbildung der Menschheit aufmerksamer Beobachter der Zeitereignisse, sehr gespannt auf das Ergebniß, das uns die letzte Synode der vereinigten protestantischen Kirche der Pfalz bringen würde, und ich erwartete allerwenigstens, daß man den Forderungen des Zeitgeistes nachgeben, und an die Stelle des sogenannten apostolischen Symbolums, ein den jetzigen Begriffen der meisten Protestanten in der Pfalz entsprechendes Glaubensbekenntniß setzen würde. — Aber ich hatte mich bitter getäuscht, denn außer einer Eröffnungsrede des Herrn Consistorialraths Rust ist uns Laien, und den nicht zu der Synode berufen gewesenen Geistlichen bisher nichts bekannt; und in dieser Rede spricht sich gerade das Gegentheil aus von dem was ich erwartet hatte; denn nachdem Hr. Consistorialrath Rust in derselben die Klageworte des Propheten Jeremiä zum Texte genommen, welche lauten: Herr du bist die Hoffnung Israels, alle die dich verlassen, müssen zu

Schanden werden, und die Abtrünnigen müssen in die Erde geschrieben werden, denn sie verlassen den Herrn, die Quelle des lebendigen Wassers ꝛc. ꝛc., und uns erklärt hat, daß der Prophet diese Worte in der Zeit ausgerufen, als die Israeliten von den Geboten Gottes und dem Glauben ihrer Väter abgefallen gewesen, wendet er nun diesen Text auf unsre Zeit an, welche, nach seinen eignen Worten, so stark an die Zeiten Jeremia's erinnere, weil nicht allein in der katholischen Kirche Einzelne von dem wahren Glauben ihrer Väter abgewichen, sondern auch in der evangelischen Kirche Viele sich von dem Geiste der Zeit hinreißen ließen, dessen Losung sei: ob Schrift ob Geist! die im Reiche des Lichts zu wandeln glauben, aber Wahngläubige seien; die im Reich des Bösen sich befänden, deren Weg nicht zur Erlösung, sondern zum Gericht führe; deren Sieg die Vernichtung der Kirche wäre! u. s. w.

Nachdem nun Herr Consistorialrath Rust im Laufe seiner Predigt das apostolische Glaubensbekenntniß, die Lehre von der Erbsünde, und daß man nur durch den Glauben an den Opfertod Jesu Christi selig werden könne, als die einzigen und wahren protestantischen Dogmen zu erklären gesucht, nennt er die von dieser Lehre Abweichenden zuerst unverständige Kinder; dann ungezogene böse Kinder, welche sich nicht hätten weisen lassen, und zuletzt Abtrünnige! — die Ehre für sich suchen und zu Schanden werden. Unglückliche! — deren Namen nach Gottes allgemeiner Erbarmung im Himmel angeschrieben werden sollten, die aber in heilloser Verblendung nicht ruhen, und nicht rasten, bis sie in den vergänglichen Erdenstaub geschrieben sind, und Gott ihrer nicht mehr gedenke!" Was in kurzen Worten heißt: wer nicht an die Lehren der symbolischen Bücher glaubt, der ist ewig verdammt! — Und da ich nun weiß, daß es nach der im Jahre 1818 geschehenen Vereinigung der Reformirten und Lutheraner in unserer Pfalz hervorgegangenen Vereinigungs-Urkunde Art. 3 heißt: Die protestantisch evangelisch christliche Kirche hält die allgemeinen Symbole und die, bei den getrennten protestantischen Confessionen gebräuchlichen symbolischen

Bücher in gebührender Achtung, erkennt jedoch keinen andern Glaubensgrund noch Lehrnorm, als allein die heilige Schrift. Da wunderte ich mich, daß auf diese Predigt des Herrn Dr. Rust von den anwesenden Synodal-Mitgliedern, an welche solche zuerst gerichtet war, und von welchen ich weiß, daß der größte Theil jene Ansichten nicht theilt,*) während der Synodal-Versammlung nicht allein nichts erwiedert, sondern auch noch durch die Mehrzahl beschlossen worden, daß das apostolische Glaubensbekenntniß an gewissen Festtagen von den Geistlichen in der Kirche vorgelesen werden sollte, was seit der Vereinigung der beiden Confessionen nicht mehr geschehen ist, oder es zu thun den Geistlichen frei gestellt war.

Seitdem habe ich schon mehrere aufgeklärte Geistliche gesprochen, welche nicht zu der letzten Synode berufen waren, und alle sprachen ihre tiefe Betrübniß über das Mißverstehen des Zeitgeistes und die ungeeigneten Mittel, mit welchen man ihn zu bannen hofft, aus. Da sich aber auch von diesen bis jetzt keine Stimme hören ließ, außer derjenigen, welche ich in dem früher so genannten prot. Kirchenblatt für die Pfalz, und jetzt Morgenröthe betitelten Blatte gelesen habe, da konnte ich mich nicht enthalten, als Laie meine Ansichten über das Dogma von der Erbsünde, von der Erlösung, und von dem sogenannten apostolischen Glaubensbekenntniß in einem öffentlichen Blatte nieder zu legen; besonders weil ich in öffentlichen Blättern gelesen habe, daß nach den von Dr. Snethlage und Abt Ruppstein auf Befehl des Königs von Preußen und Königs von Hannover gefertigten Andeutungen zu Punctationen für eine Verständigung bei der in Berlin gehalten werdenden protestantischen Conferenz, die Augsburger Confession, der Katechismus Luthers rc. rc. als allgemeine Haltpuncte angeführt worden sind, und von den resp Höfen, welche Abgeordnete zu diesem kirchlichen Congreß zu schicken sich bereitwillig erklärt, im Allgemeinen und Wesentlichen angenommen worden seyen.

---

*) Wie aus einer im Jahre 1837 von denselben eingereichten Beschwerdeschrift hervorgeht, welche in dem von Dr. H. E. G. Paulus in Heidelberg 1840 erschienenen Werke „die protestantisch unirte Kirche der bayrischen Pfalz," p. 46, zu lesen ist.

Und obgleich ich weiß, daß **Bretschneider**, dieser aufgeklärte rationalistische Geistliche, unter den Mitgliedern dieser Versammlung ist,*) und der ruhige besonnene protestant. Lichtfreund Uhlich seine Gedanken in einem offenen Sendschreiben über das, was der protestantischen Kirche noth thut, dieser Conferenz zukommen ließ, so drängt es mich dennoch, als **weltliches Mitglied der protestantischen Kirche**, welchen Luther freie Forschung in der Bibel errungen, (die er nicht umsonst uns in unsre Sprache übertragen,) meine Meinung über jene Glaubenslehren auszusprechen, die man uns, **ungehört**, als allein selig machende Lehre aufdringen will, nach welcher demnach wie in der kath. Kirche alle Andersgläubige verdammt seyn sollen.

Ich erkläre daher hiermit als protestantische Laie, der unter dem Worte Kirche keine den Glauben dictirende Geistlichkeit versteht, sondern eine Gemeinschaft von Christen, welche sich zu einer Confession bekennen, daß ich nicht glaube an das von Herrn Consistorialrath Rust und Andern als allein seligmachendes Dogma von der Erbsünde, und der Vergebung der Sünden **nur** durch den Glauben an den Opfertod Jesu Christi, wie solche in der Augsburger Confession Art. 2 und 4 enthalten sind,**) weil solche meiner Vernunft und den Begriffen, die ich mir von Gott mache, und den Lehren der heil. Schrift widersprechen. — Meiner Vernunft, weil demnach **verdammt** sein müßten:

1) alle Menschen, welche vor Christus gelebt haben;

---

*) Dies beruht jedoch auf einem Mißverständnisse D. Red.

**) Die fraglichen Artikel lauten:

Art. 2. (Von der Erbsünde.) „Weiter wird bei uns gelehrt, daß nach Adams Fall alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden, das ist, daß sie alle von Mutterleib an voller böser Lust und Neigung sind, und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können, daß auch dieselbige angeborene Seuche und Erbsünde wahrhaftig Sünde sei, und verdamme alle Die unter den ewigen Gotteszorn, so nicht durch die Taufe und den heiligen Geist wiederum neu geboren werden.“

Art. 4. (Von der Rechtfertigung.) „Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen können durch unser Verdienst, Werke und Genugthuung, sondern, daß wir Vergebung der Sünden bekommen und vor Gott gerecht werden aus Gnaden um Christi

2) alle Juden, welche nicht an Christus als ihren Erlöser glauben, 6 Millionen an der Zahl;
3) alle Muhamedaner, einhundert acht und dreißig Millionen;
4) alle Heiden, welche jetzt noch auf der Welt leben, und nichts von Moses, nichts von Christus und Muhamed gehört, über sechs hundert und siebenzig Millionen Menschen.

Und endlich von den 310 Millionen Christen auch der größte Theil! —

Eine solche Lehre widerspricht für's Erste den Lehren der heiligen Schrift, nach welchen es Timoth. 2, 4 heißt: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, und Luk. 18, 16, wo Christus zu seinen Jüngern sagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich, und Jak. 2. 17, 26, welcher lehrt: Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, so ist er todt an ihm selber, denn gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, ist auch der Glaube ohne Werke todt! —

---

willen durch den Glauben, so wir glauben,*) daß Christus für uns gelitten hat, und daß um seinetwillen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird; denn diesen Glauben will Gott für Gerechtigkeit vor ihm halten und zurechnen, wie St. Paulus sagt Röm. Cap. 3 und 4."

*) Anmerkung des Herausgebers. Bei diesem Artikel ist nicht zu übersehen, was zwar auch bei manchen der übrigen mehr oder minder der Fall ist, jedoch bei keinem so sehr hervortritt, als bei diesem, nämlich: daß dieser Artikel zuerst die Bibellehre wörtlich richtig gibt, welche, richtig verstanden, von keinem, der die Religion gründlich kennt, wird widersprochen werden. Es wird nun aber durch den Zusatz „so wir glauben, daß" u. s. w. die Auslegung dieser Bibellehre gegeben, und zwar falsch, weil hier „glauben" durchaus nicht in der nach dem biblischen Sprachgebrauche in diesem Ausdruck liegenden Tiefe und Fülle von Bedeutung, (welche namentlich einschließt die gänzliche Hingabe des Gemüthes an Christus und den, der ihn gesendet hat, gegründet auf das Fürwahrhalten der göttlichen Sendung Jesu, und der darin den Menschen bewiesenen Gnade Gottes, aber eben darum auch nothwendig verbunden mit Dank, Liebe und Gehorsam gegen Gott) — sondern in der ganz einseitigen, und darum falschen Bedeutung eines bloßen Fürwahrhaltens und einer Begnadigung wegen dieses Fürwahrhaltens genommen ist. Womit wir zwar nicht sagen wollen, daß die Verfasser der A. Conf. den tieferen Begriff des Glaubens gar nicht gekannt hätten. Sie haben ihn gekannt, wenn auch nicht mit völlig klarem Bewußtsein, aber in einem sehr lebendigen und thatkräftigen Fühlen und Ahnen. Aber es handelt sich hier nur um die Fassung dieses Artikels; und in ihm ist der Begriff Glaube unläugbar, einseitig und darum wesentlich falsch gefaßt, so daß er von Vielen nothwendiger Weise mißverstanden werden und zu einem Irrglauben führen muß, welcher auf Gesinnung und Leben nur höchst nachtheilig wirken kann.

Eine solche Lehre widerspricht der uns von Gott zum Prüfen gegebenen Vernunft, nach welcher ich nicht glauben kann, daß wenn es, wie Christus lehrte, ein ewiges Leben für den Geist des Menschen gebe, neunzehn Zwanzigtheile derselben dieser Wohlthat nicht theilhaftig werden sollten, weil sie entweder ohne ihr Verschulden von Christus nichts gehört haben, oder wenn sie von ihm gehört haben, an das Dogma der Erlösung von der Erbsünde durch Christi Opfertod — allein — nicht glauben können.

Eine solche Lehre widerspricht daher den erhabenen Begriffen, die wir uns nach der Lehre Christi, von dem höchstweisen, allmächtigen und allgütigen Schöpfer aller Dinge machen.

Eine solche Lehre, welche den Menschen von Natur aus als ein durch den Apfelbiß Adams durchaus verderbtes, nur zum Bösesthun geneigtes Geschöpf hinstellt, so daß er nach seinem eigenen Willen nichts Gutes vollbringen könne, würdigt das Meisterstück der Schöpfung, mit seinem die Größe Gottes ahnen könnenden Geist (das sich Gott, nach der heil. Schrift zu seinem Ebenbilde geschaffen) zu einem willenlosen, zu allem Guten unfähigen, unzurechnungsfähigen, verächtlichen Geschöpfe herab, — das, wenn es, von seiner bösen verderbten Natur angetrieben, sündigt, nicht Schuld daran wäre, und wenn es daher Böses thut, nur glauben dürfte, daß ihm seine Sünden um Christi willen vergeben seyen, und dann seiner Seele Heil gewiß seyn könnte.

Eine solche Lehre ist so schlimm und noch schlimmer als die Lehre vom Ablaßkram, weil er dort umsonst durch blindes Glauben erhält, wofür er hier doch noch Geld bezahlen muß.

Dies sind meine Ansichten über die Lehre von der Erbsünde und der Erlösung, wie solche Luther, den ich übrigens nach Christus für den größten Wohlthäter der Menschheit halte, der aber in seinem heiligen Eifer gegen den schändlichen Ablaßkram, der in der Werkheiligkeit (oder deutlicher in der von den Päpsten aufgestellten Meinung, daß sie einen Schatz besäßen in dem von Christus und andern Heiligen für ihr Seelenheil zu viel gewirkten Guten, wovon sie für Geld verkaufen, und andern damit ihre Sünden vergeben könnten,) seinen Ursprung hatte, einen Glauben von der Sündhaf-

tigkeit der Menschen entgegensetzte, darin aber zu weit ging, in dem er den Menschen, wie ich zu beweisen suchte, zu einem willenlosen nur zum Bösen geneigten Geschöpf herabsetzte, und diesen Glauben hat er in seinen siebzehn Artikeln der Augsburger Confession niedergelegt, den aber Luther, selbst wenn er heute aus seinem Himmel herabsteigen könnte, und die Wirkungen des freien Forschens in der heiligen Schrift, die er uns Laien durch seine Uebersetzung in die deutsche Sprache zugänglich gemacht, und den geistig-sittlichen Zustand des Volkes jetziger Zeit mit dem geistigen Zustande des Volkes seiner Zeit vergleichen würde, gewiß mit überzeugenderer Rede, als ich es kann, für unsere Zeiten und Volk in Deutschland für unpassend und verderblich erklären würde.*)

Was mich als Familienvater angeht, so werde ich mich und meine Familie vor den übeln Eindrücken dieser Lehre, wo solche in Gemeinden gelehrt wird, und zu Absonderung in Secten von anders Gläubigen Veranlassung gibt, zu schützen wissen, indem ich meine Kinder, so lange ich lebe, keinem Lehrer dieser erwähnten Dogmen in Religions-Unterricht geben werde, weil ich fürchte, daß solche durch ihre vorgefaßte Meinung von der Schlechtigkeit der menschlichen Natur, die ihr anvertraute Jugend wirklich zu schlechten Menschen erziehen, oder doch das kindliche Gemüth einschüchtern, und alles Vertrauen zu sich selbst, und das kindliche fröhliche Aufblicken zu Gott nehmen könnten. Und Gottlob! der vom Geist der Zeit erleuchteten rationalistischen Geistlichen haben wir noch den größten Theil in unserer Pfalz. Aber in einem solchen Dogma sollte vor allen kein kirchlicher Oberer befangen seyn, welchem die Macht gegeben ist, von seinen untergebenen Geistlichen von Zeit zu Zeit theologische Arbeiten über gegebene oder selbst gewählte Bibelstellen zu verlangen, nach welchen, so viel ich weiß, die Beförderungsnoten ertheilt werden; wo alsdann zu befürchten steht, daß arme, eine baldige Anstellung oder besser dotirte Pfarrei wünschende Candidaten der Theologie, oder angestellte Geistliche, ihre sogenannten Synodal-

*) Dies sind wir den Manen Luthers zu sagen schuldig.

Arbeiten nach dem Sinne oder Begriffen ihres Vorgesetzten richten möchten, und dadurch ihre Selbständigkeit verlieren, und indem sie auf das höchste von Luther uns errungene Gut, freie Forschung in der heiligen Schrift, verzichten, entweder zu geistigen Sklaven eines Andern oder zu Heuchler herabsinken müssen.

Die traurige Wirklichkeit dieser Voraussetzungen ist jetzt leider in unserer Pfalz seit mehreren Jahren sehr fühlbar geworden, indem mehrere junge Candidaten der Theologie sich nicht allein damit begnügen von den Kanzeln und im Katechismus-Unterricht die Lehre von der Erbsünde und dem rechtfertigenden Glauben in den grellsten Farben vorzutragen, sondern auch, um sich Anhänger zu verschaffen, Betstunden in den Häusern ihrer Gemeindeglieder halten, dabei die schönsten Werke der Literatur, wie die eines Göthe, Schiller, Zschocke, für Werke des Satans erklären, und nervenschwache, mit Gicht behaftete Kranke als von einem Teufel besessen ausgeben, und stundenlang mit denselben zu dessen Austreibung beten. Ein solcher Erbsündegläubiger und lehrender Candidat der Theologie wurde in der neuesten Zeit dem alten ehrwürdigen Decan L. in D. zugeschickt, bei welchem nun mein ältestes Töchterchen von 12 Jahren Religions-Unterricht nehmen mußte, der es mit seinen Erbsündelehren so weit trieb, daß die Kinder zuerst unter sich über das Auffallende dieser Lehren sich aussprachen, und mein Kind dann bei mir sich darüber Raths erholen wollte; so daß ich für gerathen fand, weil ich meinem Kind keine bestätigende Antwort über die Verderbtheit der menschlichen Natur im Mutterleibe ꝛc., (wie er solche aus den Sprüchen der Bibel Röm. 12, Psalm 51, 7. und Joh. 3, 5. ableiten wollte,) geben konnte, lieber aus dem Religions-Unterrichte dieses jungen Mannes ließ, weil ich befürchtete, daß in solchen Dogmen unterrichtete Kinder, bei reiferem Alter und Verstand, zu Zweiflern zuerst an einzelnen Lehren, und wenn sie diese vor ihrer Vernunft nicht haltbar finden, an dem ganzen ihnen beigebrachten Glauben irre werden könnten.*) Diese Ueberzeugung ist auch der Haupt-

---

*) Wer Ohren hat zu hören, der höre! In dem was hier ein denkender Familienvater ausspricht, liegt zugleich großentheils die Auflösung des traurigen Räthsels, warum nämlich heutigen Tages gerade die denkenderen Klassen sich von der Religion losgesagt haben. Anmerk. des Herausgebers.

beweggrund, der mich zu dem öffentlichen Aussprechen meiner Ansichten gegen diese Lehre bewogen hat. Als protestantischer Christ und Staatsbürger glaubte ich meine Gedanken über diesen Schaden unserer Kirche aussprechen zu müssen. Als Protestant, genährt mit den Hülfsmitteln, welche der Geist der Zeit dem Wissensdurstigen in den Producten des Geistes, vermehrt durch die (obgleich gebundene) Erfindung Guttenberg's, bietet, sehe ich mit Tausenden im deutschen Volke mit Schmerz der traurigen Richtung entgegen, welche ein Theil namentlich der in höheren Aemtern stehenden protestantischen Geistlichkeit in allen Theilen Deutschlands zu nehmen scheint, indem sie den Geist der Zeit als einen verwerflichen zu schildern, und uns mit einer den alten Symbolglauben festhaltenden Kirche, wie die römisch-katholische, zu beglücken und unsern Geist fest zu bannen suchen; währenddem die Herzen aller rationalistischen prot. Geistlichen, weltlich Gelehrten und des größten Theils des protestantischen deutschen Volkes dem Streben der Deutsch- oder Christkatholiken und der protestantischen Lichtfreunde froh entgegen schlagen!

Mein an dem Glücke und an dem zusehends geistigen Fortschreiten meiner Nation Theil nehmendes Herz möchte aufjauchzen in Wonne, wenn es sieht wie in Baden Zittel auf Religionsfreiheit anträgt, und in Sachsen ein Ausschuß der zweiten Kammer das Streben der Deutsch- oder Christkatholiken in dem edelsten Sinne bevorwortet, und wie in der bayerischen ersten Kammer ein katholischer Fürst sich gegen die Klöster und zum Besten der Protestanten ausspricht! Ja, ich bin es gewiß! die gute Sache wird in Deutschland den Sieg davon tragen, und trotz allen Versuchen den Geist zu dämpfen, werden sich bald die protestantischen Lichtfreunde und die Christ-Katholiken unter dem Zurufe: **„wir glauben all' an einen Gott!"** die Hände bieten zu einem Bunde, mit dem sich nach und nach alle Menschen vereinigen werden.

Johannes Fitz.

8.

Bibelstudien.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

Vorbemerkung. Da ich wegen dieses im ersten Hefte begonnenen Artikels von verschiedenen Seiten her getadelt worden bin, weil es nicht recht sei, den Glauben Anderer anzugreifen, so diene folgendes, was ich aus Rücksichten gerne unberührt gelassen hätte, nun aber berühren muß, zur Erklärung und hoffentlich auch zur vollkommenen Rechtfertigung. Der Zweck dieser Abhandlung ist nicht Angriff, sondern Vertheidigung, nothgedrungene Vertheidigung. Ich habe bei andern Gelegenheiten schon vielfältig öffentlich ausgesprochen, daß ich den Glauben an die Gottheit Jesu nicht theilen könne, und darüber hat man mir bisher noch von keiner Seite eine Mißbilligung zu erkennen gegeben. Bei diesem gelegenheitlichen Aussprechen meiner Ueberzeugung in Ansehung dieses Punctes würde ich es auch haben bewenden lassen, zufrieden, daß man stillschweigend dem evangelischen Christen und Geistlichen das Recht zuerkenne, seine Ueberzeugung auszusprechen, und wäre weit entfernt gewesen, den Glauben Anderer anzugreifen. Allein es ist inzwischen in einer im Druck erschienenen Predigt ausgesprochen worden, daß Alle, welche nicht an die Gottheit Jesu glaubten, „Abtrünnige" d. h. Unchristen seien. Diesen Vorwurf, welcher um so schwerer ist, wenn er von einem Vorgesetzten*) ausgesprochen wird, kann und darf Keiner, welcher ein Christ seyn will, noch weniger ein Geistlicher auf sich lassen. Es reicht auch nicht hin, öffentlich dagegen zu protestiren, wie ich gethan; sondern es ist nothwendig zu beweisen, daß dieser Vorwurf grundlos sei. Dies wird nun durch gegenwärtige Abhandlung bezweckt. Sie wäre wahrscheinlich niemals geschrieben worden, wenn nicht jener entsetzliche Vorwurf gemacht worden wäre. Sie ist darum kein Angriff, sondern Vertheidigung, Nothwehr gegen einen

*) Predigt zur Eröffnung der Generalsynode, gehalten von Herrn Consistorialrath Dr. Rust, in Druck erschienen zu Speyer bei Neidhard 1845.

Angriff, welcher nicht heftiger hätte seyn können. Wenn nun aber diese Vertheidigung in der Form eines Angriffes erscheint, so kann dies gar nicht anders seyn. Wer in aller Welt wird Demjenigen, welcher mit den schärfsten Waffen auf Leben und Tod angegriffen wird, zumuthen, daß er nur mit stumpfen Waffen sich vertheidigen solle? Und bei allem dem ist die Schärfe dieser Vertheidigung mit der des Angriffes noch nicht entfernt zu vergleichen. Uns wird vorgeworfen, wer nicht an die Gottheit Jesu glaubt, ist ein Abtrünniger, ist kein Christ mehr, ein Vorwurf, der zumal den Geistlichen gleichsam moralisch vernichten und ihn zu dem heillosesten Frevler in seinem Amte machen müßte, wenn derselbe gegründet wäre. Was wir dagegen thun, wenn wir nachzuweisen suchen, nämlich, daß die Lehre von der Gottheit Jesu sich nicht in der Bibel finde, ist nichts weiter als eine, und zwar als die nach evangelischem Recht und Brauch einzig statthafte Begründung unserer Befugniß, jenen Vorwurf von uns abzuweisen; welche Nachweisung aber auf die entgegenstehende Partei keinen weitern Vorwurf wirft, als den, daß sie in der Auslegung der Bibel in diesem Puncte irre. Wir stellen uns damit keineswegs über die Möglichkeit des Irrthums; aber wer gibt der anderen Partei das Recht sich darüber zu stellen? Wir verdammen die nicht, welche wir in einer irrigen Bibelauslegung befangen halten, und erklären sie nicht für Unchristen; aber wer gibt ihnen das Recht uns zu verdammen und für solche zu erklären? — Mag unsere nachfolgende biblische Beweisführung, was wohl zu erwarten ist, auch keinen Einzigen von Denen, die an die Gottheit Jesu glauben, von dieser Ansicht abbringen, das wenigstens wird und muß aus ihr hervorgehen, daß diejenigen, welche, auf eine zahllose Menge von klaren Bibelstellen gestützt, die Gottheit Jesu in der h. Schrift nicht gelehrt finden, jedenfalls eben so viel Recht haben, diese ihre Ueberzeugung festzuhalten, als Jene, welche, auf wenige und dunkle Stellen sich berufend, der Meinung sind, daß jene Lehre allerdings darin enthalten sei. Wir lassen gern einen Jeden seines Glaubens leben, aber als evangelische Christen haben wir auch das Recht zu fordern, daß man uns des unsrigen leben lasse, um so mehr, wo es sich um einen Punct handelt, in Ansehung dessen von den gelehrten Schriftauslegern unserer Zeit allerwenigstens die Hälfte,

wir dürften aber wohl auch sagen, die große Mehrzahl auf unserer Seite steht.

Einleitung.

Die Lehre von einer Menschwerdung Gottes findet sich nicht allein unter den Christen, sondern auch bei mehreren heidnischen Völkern. Wenn wir nun aber lesen, daß z. B. die Indier den Glauben haben, ihr Gott Brahma habe einst als Mensch auf Erden gelebt, habe gegessen und getrunken, wie ein anderer Mensch, habe die Menschen belehrt und ihnen gute Gesetze gegeben, namentlich aber Offenbarungen über göttliche Dinge und insbesondere über das, was den Menschen Gott wohlgefällig macht, so müssen wir hierin unläugbar eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Glauben der Christen an die Menschwerdung Gottes in Jesu finden. Aber was sagen wir dazu? Niemand denkt daran, daß jener Glaube der Indier wahr seyn könne, sondern Jeder sieht es an, als ob es sich ganz von selbst verstehe, daß das weiter nichts als ein Wahn sei, und seyn könne, und zwar werden auch Diejenigen so denken, welche in ihrer eigenen christlichen Religion eine ganz ähnliche Lehre finden und glauben. Ja, sagt man, bei uns ist dies etwas ganz anderes: bei Jenen ist es blos Wahn, bei uns aber ist es Wahrheit. — Wenn nun aber ein gläubiger Brahmine die Lehre der Christen von der Gottheit Jesu zu hören bekommt, was wird er dazu sagen? Ohne Zweifel ganz dasselbe. Er wird sagen: ja, jener Glaube der Christen hat ungemein viel Aehnlichkeit mit dem unsrigen, nur versteht es sich von selbst, daß ihre Behauptung von einem Gott, der unter dem Namen Jesus als Mensch auf Erden gelebt, ein bloßer Wahn ist, denn die Gottheit hat nur einmal Menschengestalt angenommen und zwar als „Brahma" unter uns, und sonst nirgends. Es liegt hier zu Grunde eine höchst merkwürdige und fast unbegreifliche Eigenheit der menschlichen Natur, welche auch allbekannt ist, aber von den Wenigsten gehörig beachtet wird; sie besteht darin, daß die allermeisten Menschen recht scharfsichtig sind, den Irrthum und Wahn Anderer als solchen zu erkennen, während ihnen selbst mancherlei, oft ganz ähnliche, oft sogar noch weit größere Irrthümer anhaften, gegen welche sie ganz blind sind; sie sehen, wie Christus sagt, den Splitter

in Anderer Augen, aber des Balkens im eigenen Auge werden sie nicht gewahr. Und woher kommt dies? Bei Vielen, weil sie überhaupt nicht zu denken, nicht zu prüfen, nicht nach der Wahrheit zu forschen gewohnt, noch weniger darum bemüht sind; aber wir sehen an tausend täglichen Erfahrungen in den verschiedenartigsten Kreisen und Beziehungen, daß solche Verblendung gar oft in hohem Grade sich auch bei Solchen findet, welche sonst sehr denkende Leute sind, ja welche die Erforschung der Wahrheit sich zur Hauptaufgabe ihres Lebens machen. Bei ihnen liegt der Fehler darin, daß sie von Anbeginn ihres Denkens, Forschens und Prüfens sich nicht klar gemacht haben, was die erste und allerunerläßlichste Bedingung sei, um in seinem Denken wirklich die Spur der Wahrheit zu verfolgen, und sich vor dem, was davon ableitet und in die Irre führt, sicher zu stellen; dies ist Unbefangenheit und Voraussetzungslosigkeit. Diese ist darum so selten zu finden, und so schwer sich anzueignen, weil wir von Kindheit auf, ehe wir fähig werden prüfend zu denken, schon an tausend Vorstellungen, an tausend Voraussetzungen uns gewöhnt haben, von deren Einfluß auf unser ganzes Denken und Prüfen wir uns nicht los machen können, selbst wenn wir meinen, daß wir es thäten. Am weitesten aber sind Diejenigen von dieser Fähigkeit einer unbefangenen Prüfung entfernt, welche sich nicht sagen: weil ich sehe, daß unter allen Völkern der Erde, gerade in Ansehung desjenigen, was den Menschen für das Wichtigste gilt, in Ansehung der Religion, so viel Widersprüche, so viel offenbare irrige Vorstellungen vorkommen und so äußerst hartnäckig festgehalten werden: so muß ich, damit ich nicht in der gleichen Gefahr des Irrens mich befinde, gerade die unbefangenste, die schärfste, die von allen vorausgesetzten Annahmen und vorgefaßten Meinungen freieste Prüfung bei denjenigen Glaubenspunkten anwenden, welche bei uns üblich sind, und an deren Annahme ich gewöhnt worden bin, ehe ich fähig war zu prüfen. Insbesondere müssen der allerschärfesten, allerunbefangensten Prüfung diejenigen Glaubenspunkte unterworfen werden, welche etwas besonders Auffallendes, etwas Unbegreifliches, etwas Unglaubliches an sich haben, weil sie der Erfahrung oder der Vernunft zu widersprechen scheinen; um so mehr aber, wenn wirklich Widerspruch gegen dieselben schon vielfältig erhoben

blos zu ihrer eigenen Kurzweil, oft aber auch, um den Menschen dadurch wohlthätig zu werden, um Einzelne in ihren Schutz zu nehmen, oder um im Allgemeinen die Erdenbewohner nützliche Dinge, Künste und Wissenschaften zu lehren, ihnen heilsame Gesetze zu geben u. s. w. Ebenso war man gewohnt, ausgezeichnete Menschen für Söhne der Götter anzusehen, weil sie gewöhnliche Menschen allzuweit zu überragen schienen, und wenn solche Menschen auch zugleich Wohlthäter ihres Geschlechtes gewesen waren, und sich daher, zu dem Hang nach dem Wunderbaren, auch noch die Dankbarkeit gesellte, so wußte man, nach ihrem Tode, die Verehrung für sie nicht hoch genug zu steigern, und versetzte sie unter die Zahl der Götter oder Halbgötter, erbaute ihnen Tempel und erwies ihnen göttliche Ehren. Wie natürlich, daß namentlich diejenigen Menschen, welche ihr Geschlecht über göttliche Dinge belehrten, von diesen sowohl im Gefühl ihrer außerordentlichen Ueberlegenheit, als auch aus unbegrenzter, dankbarer Verehrung theils für höhere Wesen, welche mit Gott in einer näheren Verbindung stünden, theils für die in Menschengestalt erschienene Gottheit selbst angesehen wurden. Etwas Wahres liegt denn auch wirklich zu Grund, daß nemlich diejenigen ausgezeichneten Menschen, deren sich Gott bedient, um dem menschlichen Geschlechte als Lehrer und Führer auf dem rechten Pfade zu dienen, in der That als Auserwählte von Ihm, die mit Ihm in einer näheren Verbindung stehen, und eines besonderen Einflusses seines Geistes auf den ihrigen sich zu erfreuen haben, und was sie den Menschen verkünden, also wirklich im Namen Gottes verkünden, und diese ihre Verkündigungen wirklich göttliche Offenbarung genannt zu werden verdienen, wirklich gesagt werden kann, daß Gott sich ihnen, in ihnen und durch sie, offenbart habe. Nur tritt dann der Irrthum ein, daß man mittelbare und unmittelbare Offenbarung mit einander vermengt und verwechselt; aber wie nahe liegt diese Verwechslung bei denjenigen Menschen und Völkern, deren Bildungsstufe ihnen ein klares und scharf unterscheidendes Denken, namentlich in solchen geistigen Dingen, noch nicht möglich macht. Wir reden hier im Allgemeinen, aber es sei schon zum Voraus erlaubt, dies als einen, auf die Art und Weise, wie der Glaube an die Gottheit Jesu, dieser ebenso durch seine

gleichsam wie den Menschenleib die Menschenseele, — dieses unendlich, unermeßlich große Wesen, dessen Größe menschliche Worte gar nicht aussprechen, menschliches Denken nicht einmal fassen kann, dieses unermeßlich, unaussprechlich und undenkbar große Wesen sollte einmal in dem engen Raume eines menschlichen Leibes eingeschlossen gewesen seyn? Nein, es muß uns vielmehr scheinen, als ob Diejenigen, welche diesen Glauben zuerst dachten und aussprachen, ihnen selbst unbewußt — noch an der alten Vorstellung von Gott hängen, als ob er, wenn auch überaus groß und mächtig, doch gleichsam als König der Welt im Himmel thronend, seinen Sitz innerhalb des Raumes, an irgend einem Orte habe, welchen Raum und Ort er auch mit einem anderen, noch eingeschränkteren, wenn es ihm gefalle, wechseln könne. Bei Gott ist wohl „kein Ding unmöglich." Aber Widersprüche sind Unmöglichkeiten schlechthin; und so wenig als zwei mal zwei je drei seyn kann oder fünf, so wenig, wie oft im Scherz gesagt wird, zwei Berge neben einander liegen können, ohne daß ein Thal dazwischen sei, vollkommen ebenso unmöglich ist es, daß Gott zugleich den Himmel und die Erde und alle Räume erfüllen, und doch zugleich auch auf den Raum eines Menschenkörpers beschränkt seyn kann. Und während Gott in dem Raum des Leibes Jesu war, war da der übrige Weltraum ohne ihn? Welch eine Vorstellung! gewiß wird diese Niemand zugeben. Aber will man sagen: nein, Gott war zugleich auch im ganzen übrigen Weltraum, in allen übrigen Räumen, Theilen und Körpern desselben, und zwar in seiner vollen Gottheit: was will es dann heißen, wenn man sagt: er war in Jesu? Macht man aber den Unterschied, daß man sagt: nur die zweite Person in der Gottheit, nur Gott der Sohn war in Jesu, so ändert dies die Sache nicht im Geringsten, denn auch dieser zweiten Person der Gottheit, dem Sohne, wird die volle Gottheit zugeschrieben; war also Gott der Sohn, während er in Menschengestalt auf Erden lebte, blos in Jesu, d. h. blos im Raum dieses einen Menschenkörpers vorhanden, so hörte er auf Gott zu seyn, weil ihm die nothwendige Eigenschaft der Gottheit, nemlich Unbeschränktheit, Allgegenwart fehlte. War und blieb aber Gott, der Sohn, auch während er in Jesu war, auch in der ganzen übrigen Welt, was bleibt denn in diesem Falle

denn die behauptete Wirkung dieses Leidens? — Doch Weiteres hierüber gehört nicht hierher und möchte uns nur den Standpunkt verrücken. Der ist aber so zu fassen, daß, nach allem Bisherigen, bei der Lehre von der Gottheit Jesu, es durch und durch verkannt wird, daß ein Wesen, sei es, wer es sei, eine Einheit ist. Wohl behauptet man dies dem Worte nach allerdings von Jesu und seiner Gottheit, indem man ihn einen Gottmenschen nennt, indem man von einer **unio mystica**,*) von einer **communicatio idiomatum** **) redet, wodurch man das Göttliche und Menschliche in der Person Jesu als etwas für uns zwar Geheimnißvolles und Unbegreifliches, aber doch keineswegs Widersinniges und Unmögliches erklärt, — weil man ja ein Wort, einen Namen dafür habe. Wahrhaftig das ist der Sinn davon; denn, daß jene Namen einen wirklichen, positiven Begriff geben, wird Niemand behaupten; sie enthalten vielmehr nur einen ganz leeren negativen Begriff, d. h. nur die Aussage, daß das Göttliche und Menschliche in Jesu etwas Geheimnißvolles, Unbegreifliches sei, wobei aber zugleich trüglicher Weise der Gedanke untergeschoben wird: es handle sich hier nur um etwas Geheimnißvolles und Unbegreifliches, während wir es doch mit etwas ganz Anderem, nämlich, wie wir gesehen haben, mit etwas sich selbst Widersprechendem zu thun haben. Am entschiedensten wirst du diesen Widerspruch erkennen, wenn du dir zuerst recht klar in's Bewußtseyn rufest: jedes Wesen, jede Person

---

wohl selbst eines Heilandes; willst du aber seinem Leiden die Kraft nicht entziehen, so mußt du ihn für einen solchen Menschen erkennen, der zugleich wahrer Gott ist, und festiglich glauben, daß Gott selber solch' Leiden ausgestanden, und endlich den Tod erduldet." Man s. Buchner's bibl. Concordanz, unter dem Artikel „Erlöser." —

Ganz rechtgläubig ist es daher, wenn, bekanntlich ein altes Gesangbuch, ich weiß nicht gleich welches, ein Lied mit den Worten beginnt:

„O große Noth!
Gott selbst ist todt!" u. s. w.

Dies aber „festiglich zu glauben" ist keine ganz leichte Sache, die nur dadurch möglich wird, daß man festiglich spricht: „ich will!" und zu der widerspenstigen Vernunft: „still!" —

*) Geheimnißvolle Einheit.

**) Mittheilung und gegenseitige Durchdringung der menschlichen und göttlichen Eigenschaften.

ist eine Einheit, nur als Einheit kann es seyn, denken und fühlen, und darum nicht zugleich beschränkt und unbeschränkt seyn und denken, nicht zu gleicher Zeit Schmerz empfinden und ihn doch nicht empfinden.

Uebrigens, für wie entscheidend wir auch diese Darstellung der Sache halten, so verhehlen wir uns doch keineswegs, daß auf dem Wege der bloßen Vernunftschlüsse nicht leicht Einer von seinem einmal gefaßten Glauben an die Gottheit Jesu abgebracht werden möge. Der menschliche Witz ist so erfindungsreich, daß es ihm nie an scheinbaren Beweisen und Ausflüchten fehlt, wenn man einmal von der Wahrheit einer Sache überzeugt zu seyn meint und daran festzuhalten entschlossen ist. Darum geben wir jene Erörterungen blos in der Einleitung; für den Hauptbeweis aber betreten wir einen anderen Weg. Wir fragen nämlich: Wie seyd ihr denn zum Glauben an die Gottheit Jesu gekommen? Woher wisset ihr denn das, was ihr davon behauptet? Man wird uns die Antwort nicht lange schuldig bleiben, und sagen: aus der heiligen Schrift. In der That ist das auch die einzig mögliche, d. h. vernünftiger Weise mögliche Antwort. Indessen ein Theil der Christen, nemlich die katholischen (wir meinen die römisch-katholischen) geben auch noch eine weitere Antwort, indem sie sagen: nicht blos die h. Schrift, sondern auch die Tradition, d. h. die mündliche Ueberlieferung, von Jesus seinen Aposteln gegeben, von diesen wieder auf Andere vererbt bis auf den heutigen Tag, ist Quelle alles religiösen Wissens und Glaubens der Christen, darum auch des Glaubens an die Gottheit Jesu. Nähme man dies blos in dem Sinne, daß manches von dem, was die Christen jetzt glauben, sich durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt und vererbt habe, so wäre durchaus nichts dagegen einzuwenden: aber versteht man es so, und man will es in der That so verstanden wissen, daß man irgend etwas darum zu glauben habe, weil es durch mündliche Ueberlieferung auf uns gekommen sei, d. h. verlangt man, die mündliche Ueberlieferung solle für einen Beweis der Wahrheit des Ueberlieferten gelten, so ist das eine starke Zumuthung für den denkenden Menschen, und mit völlig gleichem Rechte dürfte dann der Brahmine sagen: warum glaubet ihr nicht an die Gottheit des Brahma und an seine Menschwerdung, das ist

auch eine Ueberlieferung, welche sich aus den ältesten Zeiten her bis auf uns fortgepflanzt hat? — Da wir nur für Denkende schreiben, so wird uns Niemand verübeln, wenn wir uns um jene Berufung auf die Tradition nicht weiter bekümmern. Es bleibt also, — und das wird von protestantischer Seite auch allgemein zugestanden, — nichts übrig, als allein die h. Schrift, aus welcher jener Glaube geschöpft werden könnte.

Wie ist nun aber die Frage zu stellen? Etwa so: Steht die Lehre von der Gottheit Jesu in der Schrift, so ist sie wahr; steht sie nicht darin, so ist sie nicht wahr? Offenbar wäre dieser Nachweis nicht unbedingt und nicht für einen Jeden entscheidend; dies wäre nur dann der Fall, wenn vorher erst der Beweis geführt und von allen Seiten anerkannt wäre, daß Etwas darum, weil es in der Schrift steht, wahr seyn müsse. Diese Vorfrage hier zur Entscheidung zu bringen, ist nicht unsere Meinung. Es bedarf dessen auch nicht. Denn wie Jemand auch über den Inhalt der h. Schrift, und über die unbedingte oder bedingte Geltung desselben denke, so wird Jeder damit einstimmen (mit Ausnahme der Traditionsgläubigen): steht die Lehre von der Gottheit Jesu nicht in der h. Schrift, so entbehrt sie alles Grundes, und es ist nicht daran zu glauben. Jeder protestantische Christ wenigstens gibt dies ohne weiteres zu. Also, fragen wir euch, die ihr an die Gottheit Jesu glaubet, — also, wenn sie nicht in der h. Schrift stünde, so würdet ihr nicht daran glauben? Gewiß nicht! antwortet ihr Alle. — Also noch weniger, wenn in der Schrift sogar das Gegentheil stünde? Nun, so ist es! In der h. Schrift steht nichts von der Gottheit Jesu, es steht vielmehr das Gegentheil darin! Das wollen wir beweisen.*)

*) Und dieser Beweis wird nun sogar allgemein gültig, sogar auch für Diejenigen, welche neben der Schrift auch noch die Tradition als Quelle ihres Glaubens annehmen. Denn obgleich sie die Schrift nicht ausschließlich dafür gelten lassen, so lassen sie dieselbe doch immerhin gelten; d. h. wenn sie auch behaupten, daß Manches geglaubt werden solle, was nicht darin steht, so sagen sie doch, daß nichts von diesem mit dem Inhalt der Schrift in Widerspruch stehen dürfe, weil beides, Schrift und Tradition, unfehlbare göttliche Offenbarung seien. Läßt sich also beweisen, daß etwas nicht in der Schrift gelehrt werde, so bleibt dem Katholiken wohl übrig zu sagen: Gut, so wird es von der Tradition gelehrt; läßt sich aber beweisen, daß

Da wir uns nun aber auf das Gebiet der h. Schrift begeben wollen, so halten wir für geeignet, einige Bemerkungen noch voranzuschicken, welche übrigens nur den Zweck haben sollen, namentlich nichttheologischen Lesern zur leichteren Orientirung über den Standpunct, von welchem unsere Untersuchung ausgeht, zu verhelfen, auf die wir aber keineswegs sehr großes oder gar entscheidendes Gewicht legen. Es sind Ansichten, welche verworfen werden können, ohne daß dadurch unserer weiteren, eigentlichen Beweisführung im Geringsten Abtrag geschähe.

Diese Bemerkungen sind folgende:

1. Wir haben versprochen zu beweisen, daß die Lehre von der Gottheit Jesu nicht in der Bibel stehe, und wir werden diesen Beweis bestimmt und klar liefern; aber Diejenigen, welche den Inhalt der Bibel nicht näher kennen, dürfen deßhalb nicht erwarten, daß es gar keine Stellen in der Schrift gebe, welche die Gottheit Jesu entweder geradezu auszusprechen, oder doch anzudeuten scheinen. Es gibt allerdings solche, aber im Ganzen verhältnißmäßig nicht viele, und darunter die meisten dunkel und zweideutig, nur ganz wenige, welche jenen Glauben geradezu und bestimmt auszudrücken scheinen. Wir werden aber nachweisen, was es mit diesen für eine Bewandtniß hat.

2. Wir ziehen in diese Untersuchung vorzugsweise das Neue Testament, da das alte bekanntlich vor der Zeit Jesu verfaßt ist. Zwar haben Einige auch in dem A. T. Spuren von der Gottheit Jesu finden wollen. Wir halten es aber nicht für der Mühe werth, hierüber mehr zu sagen, als: wenn sich nachweisen läßt, daß jener Glaube im Neuen Testamente noch vorkommt, so versteht es sich von selbst, daß er im alten nicht viel weniger zu suchen ist.

3. Nach unserem Dafürhalten herrscht in den verschiedenen neutestamentlichen Schriften, der Hauptsache nach, zwar dieselbe Ansicht über die Person Jesu, aber doch mit einiger Verschiedenheit der Auffassung. Nämlich in sämmtlichen wird Jesus als wahrer Mensch

---

irgend eine Glaubensmeinung gegen die Lehre der Schrift sei, daß sie mit derselben geradezu im Widerspruch stehe, so ist auch der Katholik genöthigt zu bekennen, daß sie keine christliche sei, daß sie nicht geglaubt werden dürfe.

gedacht, aber keinesweges als ein gewöhnlicher Mensch, sondern als eine von Gott ganz besonders ausgewählte, geliebte, begabte, und unendlich hoch über alle übrigen Menschen gestellte Persönlichkeit. In einigen N. T. Schriften ist die Ansicht ausgesprochen, daß der höchste aller erschaffenen Geister, welcher schon längst vorher existirt habe, es sei, der in Jesu auf die Erde gekommen und Mensch geworden sei; daß dieses erhabene Wesen in seiner vormenschlichen Präexistenz sogar Theil an der Schöpfung gehabt, und ihm, nach seiner Entfernung von der Erde, die Aufsicht über die Menschheit, sowie das Gericht über dieselbe von Gott übertragen worden sei u. s. w.

4. Ob dies wirklich die eigene Ansicht jener neutestamentlichen Schriftsteller sei, und ob diese auch die richtige sei; oder ob Jene diese Ansicht unter dem Einfluß der damals herrschenden Zeitvorstellungen sich bildeten; oder ob sie vielleicht selbst, wenn sie dieselbe vortrugen, mehr oder minder es darum thaten, um den gewohnten Begriffen, der gewohnten Vorstellungsweise Derjenigen, für welche sie damals schrieben, gemäß sich auszudrücken; dies alles können wir ganz dahin gestellt seyn lassen. Unser Ziel ist nicht, zu erforschen, was wir von der Person Jesu zu halten haben, sondern lediglich dies, daß kein Grund vorhanden sei, ihn für Gott zu halten, weil die ganze heilige Schrift, weil in derselben kein Evangelist und kein Apostel etwas davon weiß. —

(Fortsetzung folgt.)

9.

Literatur.

Fünfzig Confirmations-Andenken. Herausgegeben von Friedrich Blaul. Zweite Auflage, in Gold- und Farbendruck. Landau, 1845. Druck und Verlag von J. Baur. In Commission bei Ed. Kaußler. (Preis 1 fl. 30 kr.)

Es ist unstreitig eine schöne, in vielen Pfarreien schon längst übliche Sitte, den jungen Christen an ihrem Confirmationstage ein Andenken an denselben zu geben. Theils um dem Geistlichen die Mühe zu ersparen, solche Confirmationsandenken selbst ganz zu schreiben, theils auch um dieselben mit einigem Schmuck auszustatten, hat man bis-

her schon dergleichen hin und wieder im Druck erscheinen lassen. Auch Herr Pfarrer Blaul bietet uns hier eine neue Sammlung von fünfzig verschiedenen Blättern, welche folgende, von der gewöhnlichen nicht sehr verschiedene Einrichtung haben: Ein großes Quartblatt von gutem Schreibpapier ist umkränzt mit einer blauen Einfassung mit eingedruckten Goldverzierungen; Ueberschrift: Andenken an die Confirmation für.... (zwei Zeilen freier Raum zur Einsetzung des Namens und Geburtstages *); sodann folgt das Bild des h. Abendmahls, nach dem bekannten Gemälde von Lukas Cranach; unter diesem „Segen und Ermahnung," die Worte: „Gott schenke Dir seinen heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Hülfe zu allem Guten durch Jesum Christum und sein heil. Evangelium!" Hierauf ein Bibelspruch, z. B. „Wie du nun angenommen hast den Herrn Jesum Christum, so wandle in ihm; und sei gewurzelt und erbauet in ihm, und sei fest im Glauben, wie du gelehret bist, und sei in demselbigen reichlich dankbar." (Col. 2, 6. 7); — sodann noch ein Liedervers zur Linken, und zwei oder drei Bibelsprüche zur Rechten; darunter die Unterschrift z. B.

Herr zünde deine Liebe
In meiner Seele an,
Daß ich aus innrem Triebe
Dich ewig lieben kann,
Und dir zum Wohlgefallen
Beständig möge wallen
Auf rechter Lebensbahn.

Das ist sein Gebot, daß wir glauben an den Namen seines Sohnes Jesu Christi, und lieben uns unter einander, wie er uns ein Gebot gegeben hat. (1. Joh 3,23.)

Denn die Hauptsumme des Gebots ist Liebe von reinem Herzen und von gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben. (1. Tim. 1, 5.)

den ten 18

Der confirmirende Geistliche.

Diese Sammlung kann unbedenklich einem jeden Geistlichen empfohlen werden; die Auswahl der Liederverse und Bibelsprüche ist ganz geeignet und hält sich ganz in den von allen Glaubensrichtungen anerkannten Grenzen des Christenthums, ohne irgend ein besonderes Parteigepräge zu tragen, was sehr zu loben ist. Auch

*) Auf anderen solcher Blätter ist sonst auch Raum für die Namen der Eltern, für das Datum der Confirmation und ersten Communion.

auf besondere Verhältnisse ist Rücksicht genommen, z. B. auf verwaiste Confirmanden:

Du Waise weine nicht!
Such' dich in Gott zu fassen;
Verlaß dich auf den Herrn,
Der wird dich nicht verlassen.
Ist gleich dein Vater todt,
So lebet doch dein Gott:
Wenn aber der noch lebt,
So hast du keine Noth.

Ich beuge meine Kniee gegen den Vater unseres Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden (Eph. 3, 14.)

Gott ist ein Vater der Waisen. (Ps. 68, 6.)

Er hat gesagt: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen. (Hebr. 13, 5.)

oder für Arme:

Wohl dem, der Gott verehret,
Oft betend vor ihm steht,
Auf seine Stimme höret,
In seinen Wegen geht;
Er nähret sich vom Segen,
Der auf der Arbeit ruht,
Gott ist auf seinen Wegen;
Wohl ihm, er hat es gut.

Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zur Bezahlung für Viele. (Marc. 10, 45.)

Sorge um nichts, mein Sohn. Wir sind wohl arm, aber wir werden viel Gutes haben, so wir Gott werden fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun. (Tob. 4, 22.)

Ausstellungen haben wir keine bedeutende zu machen. Besser als die Unterschrift „der confirmirende Geistliche" gefällt uns jedoch die auf den früher zu Landau erschienenen Confirmations-Andenken: „Dein treuer Seelsorger," oder: „Zuruf deines Lehrers." Wir verstehen wohl, warum Hr. B. diese Unterschrift vorgezogen hat, weil nämlich manchmal ein Geistlicher confirmirt, welcher nicht der ständige Pfarrer und Seelsorger des Confirmirten ist; indeß scheint uns diese Rücksicht unerheblich, dagegen genirt jene ganz kalte, formelle Unterschrift unser Gefühl sehr.

Als Bemerkungen von minderem Belange führen wir noch an, daß wir den Spruch von dem als „brüllender Löwe umhergehenden Teufel, welcher suchet, wen er verschlinge" (1. Ptr. 5, 8.) für diesen Zweck nicht benützt haben würden. Solche biblischen Bilder werden gar leicht mißverstanden. Ferner wundert uns, daß Hr. B., während er meist Verse aus älteren Liedern aufnimmt, den Vers „Befiehl du deine Wege" nach der modernen (eben nicht verbesserten) Version gibt „Der Sternen, Wolken, Winden bestimmte Ziel und Bahn" statt: „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn;" die Teutologie „Wege, Lauf und Bahn" hat gar nichts zu

sagen, sie verleiht vielmehr dem Gedanken rechten Nachdruck, und gibt erst dem Nachsatze: „Der wird auch Wege finden, da dein Fuß wandeln kann," seine volle Kraft. Wenn wir endlich den Bibelspruch angeführt finden: „Seid aber Thäter des Worts und nicht Hörer allein, damit ihr euch nicht selbst betrüget." (Jak. 1, 22.) so ist hier das Wörtchen „nicht" eingeschoben, da es bekanntlich heißt: „damit (womit) ihr euch selbst betrüget." Nun ist zwar durch jenes „Nicht" der Sinn nicht alterirt, und den Spruch in der alten Form auszudrücken ist allerdings gar nicht rathsam, da diese heut zu Tage, namentlich dem Volke und den Kindern nicht verständlich seyn möchte. Aber es fragt sich doch, ob die Einschiebung eines „Nicht" in einen Bibelspruch gerechtfertigt werden kann. Sicher wäre es besser, statt dessen die alte Wortform „damit" mit der neuern „womit" oder „wodurch" zu vertauschen. — Dies sind übrigens nur gelegentliche Bemerkungen, welche uns nicht hindern diese Confirmationsandenken für ganz empfehlenswerth zu erklären. Nur in Betreff der erwähnten Unterschrift würden wir dem Herrn Herausgeber, im Falle einer folgenden Auflage, sehr anrathen, eine Abänderung vorzunehmen.

F.

Bücheranzeige.

Im Verlag der **H. W. Ritter**'schen Buchhandlung in Wiesbaden ist erschienen:

Predigten für trauernde Herzen

von

K. W. Schultz,

Kirchenrathe, Decan und Pfarrer zu Wiesbaden. Gr. 8. Velinpapier, Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Der Name des verehrten Herrn Verfassers wird auch ohne nähere Kenntniß der bereits erschienenen vortrefflichen Schriften hinreichend genügen, diesem Werke den Eingang in alle gebildeten Familien zu verschaffen.

Eingabe des protestantischen Pfarrers Frantz zu Ingenheim in der Pfalz an die hohe Ständeversammlung zu München. Den Nothstand der protestantischen Kirche in der Pfalz betreffend *).

Hohe Kammer der Abgeordneten!

Wenn der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete von dem einem jeden bayerischen Bürger zustehenden Rechte, der hohen Ständeversammlung eine Petition vorzulegen, Gebrauch macht, und zugleich diese Petition als Manuscript für die verehrlichen Mitglieder der hohen Versammlung gedruckt übergibt, so thut er diesen vielleicht auffallend scheinenden Schritt nur darum, weil er sich in seinem tiefsten Innersten dazu gedrungen und getrieben fühlt durch die Überzeugung, daß die Kirche, welcher er angehört, die protestantische Kirche in der Pfalz in einem schweren Nothstande sich befinde, welchem, da alle anderen möglichen Schritte zur Abhülfe vergeblich versucht worden sind, nur auf diesem einzigen Wege abgeholfen werden kann. Er wagt es darum, die hohe Kammer um ihre Vermittlung zu dieser Abhülfe anzurufen. — Er fühlt es freilich, daß er, indem er als Einzelner diesen Hülferuf sich erlaubt, dadurch nicht allein vielleicht den Schein eines unbescheidenen Vordrängens auf sich lade, sondern daß dadurch auch die ungünstige Voraussetzung veranlaßt werden könne, als sei die Behauptung eines Nothstandes in der protestantischen Kirche der Pfalz eine ungegründete, nur in der Einbildung eines Einzelnen, nicht aber in der Wirklichkeit und in dem Bewußtseyn der Gesammtkirche der Pfalz vorhandene, weil sonst wohl, statt dieser von einem Einzelnen ausgehenden Petition, viele und mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Eingaben der hohen Kammer vorgelegt werden würden. Der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete kann sich aber getrost auf die

*) Für die verehrlichen Mitglieder der hohen Ständeversammlung als Manuscript gedruckt.

protestantischen Abgeordneten aus der Pfalz berufen, welche ohne Zweifel vor der hohen Kammer bezeugen werden, daß der behauptete Nothstand wirklich ein allgemein gefühlter sei. Daß aber von Seiten der Protestanten in der Pfalz (was wir übrigens nicht wissen) vielleicht keine weitere deßfallsige Petition eingereicht worden, hat seinen Grund in einem ganz anderen Umstande, darin nämlich, daß nach so vielen vergeblichen Versuchen und Anstrengungen, wozu auch die schon im Jahre 1837 bei hoher Ständeversammlung in eben dieser Angelegenheit eingereichte Beschwerdeschrift zu rechnen ist, welche durch eine Zahl von 204 Unterschriften, als der großen Mehrzahl der geistlichen und weltlichen Synodalmitglieder der Pfalz, ein so sprechendes Zeugniß von einem tiefgefühlten Nothstande abgelegt hat, aber, obgleich von der hohen Ständeversammlung als begründet erfunden, dennoch ohne Erfolg geblieben ist, weil äußere Umstände ihre förmliche Berathung vereitelten, — daß nach diesen und so vielen andern Versuchen und Anstrengungen zur Abhülfe, diese dennoch nicht erreicht worden ist, darin allein liegt der Grund, daß nun die Protestanten in der Pfalz allzu sehr entmuthigt sind, um abermals neue Anstrengungen zur Abhülfe des Nothstandes ihrer Kirche zu machen, von welchen sie sich, wiewohl vielleicht mit Unrecht, ebenso wenig Erfolg als von den früheren versprechen, wohl aber, namentlich unter der Geistlichkeit, persönliche Nachtheile davon befürchten. Letzteres ist auch der Grund, warum der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete keine seiner Amtsbrüder zur Betheiligung bei dieser seiner Eingabe angehen wollte.

Ehe er nun auf den Gegenstand derselben eingeht, glaubt er noch der möglichen Einwendung begegnen zu müssen, daß derselbe sich nicht zur Berathung in der hohen Ständeversammlung eigne. Die Berathung dieses Nothstandes in der Ständeversammlung aber scheint ihm zwiefach begründet zu seyn. Der erste Grund ist ein allgemeiner, welcher in der Natur der Sache und in dem Zweck und der Bestimmung des Landtages liegt. Es ist des Landtages Zweck und Bestimmung, das Wohl des Landes zu berathen. Wo es sich also um einen Nothstand handelt, und zwar um einen solchen, unter welchem ein großer Theil der Einwohner eines Lan-

des seufzt, da ist es ohne Zweifel Aufgabe Derjenigen, welche zur Berathung der Landeswohlfarth versammelt werden, dem Nothstande, sofern er ein wirklicher ist, abzuhelfen, und dadurch nicht allein den sich gedrückt Fühlenden eine Last abzunehmen, sondern auch dadurch der aus dem Gefühl eines jeden Nothstandes unvermeidlich entspringenden Mißstimmung und Unzufriedenheit der Gemüther vorzubeugen, welche in einem Staate niemals erfreulich und förderlich seyn, je nach Umständen aber vielmehr sehr nachtheilig, ja höchst gefährlich werden kann. — Der zweite Grund ist ein positiver, welcher sich auf die besonderen, bestimmt ausgesprochenen und constitutionell bestehenden Einrichtungen unserer Landesangelegenheiten stützt. Gegenwärtige Petition ruft zwar nicht, wie die Beschwerdeschrift vom Jahr 1837 gethan, die Vermittlung der hohen Ständeversammlung, wegen Verfassungsverletzung an, sondern sie wagt es noch mehr und Größeres zu begehren, aber auch gerade nur das zu begehren, ohne welches nimmer Heil in unsere kirchlichen Zustände kommen kann. Wenn nämlich die gedachte Beschwerdeschrift einzelne Verfassungsverletzungen nahmhaft machte, so wollte sie nur faktische Zustände gebessert wissen, so wollte sie nur eine momentane Abhülfe, nur eine äusserliche Heilung vorhandener Übel. Wenig wäre damit geholfen gewesen, wenn den Anträgen in jener Beschwerdeschrift willfahrt worden wäre; wohl hätte man die gewünschte augenblickliche Erleichterung erhalten, nicht aber eine gründliche Abhülfe, nicht eine für die Dauer verbürgte Sicherstellung vor ähnlichen wiederkehrenden Übeln. Von der tiefen Überzeugung geleitet, daß, wie überall, so auch in Ansehung unserer protestantischen Kirche in der Pfalz, nur dann dem so allgemein und schon so lange dauernden, aber von Jahr zu Jahre allgemeiner und tiefer*) gefühlt werdenden Nothstande wirklich und gründlich abgeholfen werden könne,

*) Hiermit soll nicht gesagt werden, daß die äußeren kirchlichen Zustände in der Pfalz sich fort und fort übler gestaltet hätten; wir bekennen vielmehr mit Freude, daß sich seit einigen Jahren vieles milder gestaltet hat; aber das wollen wir damit aussprechen, daß der Grund des Übels fortdauert, und dieses mehr und mehr von allen Seiten erkannt, empfunden und beklagt wird.

wenn die Quelle desselben verstopft, wenn die Krankheit nicht durch äußere Mittel gemildert oder scheinbar geheilt wird, während sie innerlich fortbestehend den Körper der Kirche nicht zu einem gesunden gedeihlichen Leben kommen läßt, sondern daß nur durch innerliche Heilung, durch Entfernung des Grundes des Übels dieses wahrhaft gehoben und ein gesundes frohes Leben in den Körper der protestantischen Kirche in der Pfalz gegossen werden könne. Der Grund dieses Übels aber liegt in den grundsätzlichen Einrichtungen, welche zwar gesetzlich, aber wider die Natur der Sache, folglich unzweckmäßig und schädlich sind. Indem wir also hiermit zu erkennen geben, daß es sich um eine nothwendige Abänderung gewisser verfassungsmäßiger Bestimmungen handle, so erhellt daraus, daß dieser Gegenstand sich im strengsten Sinne vor die hohe Ständekammer eigne, indem ohne deren Berathung und Zustimmung irgend eine Satzung in der Verfassung nicht abgeändert werden kann.

Daß aber ein so Großes wie die Abänderung verfassungsmäßiger Bestimmungen beantragt wird, dies kann nur gerechtfertigt werden durch den Nachweis, daß ein schwerer Nothstand vorhanden sei, und daß dieser nicht aufhören könne, so lange die fragliche Abänderung nicht vorgenommen wird. Es liegt uns daher ob, dieses in Ansehung der protestantischen Kirche in der Pfalz nachzuweisen.

Die erste formale Bedingung, welche dazu erfordert wird, daß eine Kirche sich im richtigen, naturgemäßen und darum gedeihlichen und ihre Glieder zufrieden stellenden Zustande befinde, ist: daß der Kirche Raum zu ihrer Entwicklung und Lebensentfaltung gegeben sei. Die Kirche muß sich entwickeln, und zwar von innen aus sich selbst heraus entwickeln. Dies ist eine große Fundamentalwahrheit, welche neuerdings ein königlicher Mund ausgesprochen hat, ein Princip, welches theoretisch auch zu jeder Zeit anerkannt worden ist, welches aber nie so allgemein und so lebhaft von den Gliedern der Kirche selbst erkannt, gefühlt und ersehnt, ja als ein natürliches, unveräußerliches Recht gefordert worden ist als in unserer Zeit.

Es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß dieser Grundsatz wirklich eine Wahrheit und zwar das eigentliche Lebensprincip der Kirche sei, und wie er verstanden werden müsse.

Die Kirche soll sich „entwickeln". D. h. der materielle Grund, worauf sie ruht, der Glaube an Gott und Christus ist ewig und unwandelbar; aber die Formen, unter welchen theils die weiteren Lehren der Kirche aufgefaßt und angeschaut werden, als auch jene der äußeren Einrichtung und Gestaltung der Kirchenverfassung sind und müssen seyn veränderlich, sie müssen sich nach der Stufe der Bildung, worauf die Zeit steht, gestalten, sie müssen, — so gewiß die Menschheit, gleich dem menschlichen Individuum, sich verändert, und zwar wachsend, zunehmend, sich vervollkommnend, mit ihr zugleich wachsen, zunehmen, sich entwickeln, so wie die Rinde des wachsenden Baumes zugleich mit diesem wächst und sich ausdehnt, oder wie dem wachsenden Kinde das alte Kleid von Zeit zu Zeit zu kurz und zu enge und ein neues nöthig wird. In diesem Sinne muß die Kirche sich entwickeln.

Und zwar sie muß sich aus sich selbst entwickeln. Der Kirche, nicht dem Staate, liegt es ob, für diese Entwicklung zu sorgen. Dies geht schon daraus hervor, weil der Staat, als Staat, keine Religion hat, noch haben kann, indem er in seinem Schooße mehrere, oft ganz gleichberechtigte Religionen einschließt. Wie also der Staat es als eine ungeeignete Zumuthung abweisen würde, wenn eine Kirche etwa die Forderung an ihn stellen wollte, daß er als Staat ihre kirchlichen Einrichtungen unter seine Berathung und Besorgung nehmen solle, so muß aber auch hinwiederum die Kirche sich dagegen verwahren, wenn der Staat in ihre Entwicklung thätig eingreifen wollte. Damit ist nicht gesagt, daß der Staat sich nichts um die Kirche zu bekümmern habe. Dies wäre Thorheit; denn die Kirche befindet sich in dem Schooße des Staates, ist daher auch seiner Respicienz unterworfen, und dies in zweifacher Weise. Einestheils nämlich muß dem Staate das Recht zustehen, die Kirche zu überwachen, und durch sein Veto da gegen sie einzuschreiten, wo sie etwa die Grenzen ihres Gebietes überschreiten und Einrichtungen treffen wollte, welche dem Staatswohle nachtheilig oder gefährlich wären.

Andertheils muß, aus demselben Grunde, dem Staate die Pflicht obliegen, der Kirche, oder den Kirchen, als anvertrauten Schützlingen, deren Wohlbefinden ihm am Herzen liegen muß, dasjenige zu gewähren, zu verschaffen und zu sichern, was die erste und Grundbedingung ihres Wohles ist, und dies ist, wie wir eben gesehen haben, daß die Kirche sich entwickeln könne. Es ist also des Staates Pflicht, der Kirche Raum für ihre Entwicklung zu gestatten und, wo sie solchen nicht hat, zu verschaffen. Außer jenem Rechte des Veto's und dieser Pflicht der — möge dieses Wort erlaubt seyn — der Raumschaffung für die Kirche zu ihrer Entwicklung, darf der Staat sich nicht weiter in die Angelegenheiten der Kirche einmischen, nicht thätig in sie eingreifen. — Dieser Grundsatz ist auch zu allen Zeiten anerkannt, jedoch keineswegs folgerichtig beobachtet worden. Die katholische Kirche zwar hat sich das Recht der freien Entwicklung (ihrer Angelegenheiten) nur aus der Mitte ihres eigenen Schooßes heraus zu bewahren gewußt. Die protestantische Kirche dagegen hat es durch besondere, zur Zeit ihres Entstehens bestehende Verhältnisse, gleich bei ihrer Geburt verloren, indem den Landesfürsten, welcher Confession sie auch seien, Episcopalrechte über die protestantische Kirche übertragen wurden; — ein Verhältniß, welches der Natur der Sache zuwider ist, und welches darum auch Preußens König nicht nur als nicht sachgemäß, sondern auch als eine schwere Last für den Regenten bezeichnet hat, welche er wünsche, möglichst bald in die rechten Hände, in die der Kirche wieder abzugeben.*) — Welches sind nun aber die rechten Hände? Diese Frage erledigt sich indessen ganz leicht dadurch, daß sie sich, sobald wir nur auf den bereits festgestellten Grundsatz: die Kirche muß sich aus sich selbst entwickeln, hinblicken, — sich ganz einfach in die andere Frage auflöst: Wer ist denn die Kirche? Die Antwort aber ist nicht zweifelhaft; von jedem, allermeist aber von dem protestantischen Standpunkte aus, kann sie nie anders lauten als: Die Kirche ist die Gesammtheit aller Glieder einer Confession. Daraus

*) Worte Sr. Majestät des Königs von Preußen aus dessen Bescheid an den Magistrat von Berlin.

folgt nun aber, daß denn die Kirche, wenn sie sich aus sich selbst, von innen heraus, entwickeln soll, eine solche Einrichtung und Verfassung haben muß, daß alle ihre Glieder an der Entwicklung ihrer Angelegenheiten Theil nehmen können, und dies zwar, wie sich von selbst versteht, durch ihre Repräsentanten, welche aber, damit sie wirkliche Repräsentanten seien, frei gewählt werden müssen. Daraus folgt weiter, daß die höchste Instanz in der Kirche die (aus frei gewählten Repräsentanten bestehende) Synode, oder das Concil seyn müsse. Auch dieser Grundsatz liegt so sehr in der Natur der Sache, daß auch er zu allen Zeiten und von allen Seiten (wenn auch nicht in voller Folgerichtigkeit) anerkannt worden ist und noch wird. Schon die erste, ursprüngliche christliche Kirchenverfassung zur Apostelzeit beruhte auf diesem Synodalsysteme. Auch in der Folgezeit hat in der katholischen Kirche die Synode oder das Concil für die höchste, selbst über dem Pabste stehende Instanz gegolten, wenn gleich nach den spezifischen Grundsätzen des Katholicismus, diese Synoden nicht unmittelbar, aber doch insoferne durch freie Wahl gebildet wurden, als wenigstens die sie bildenden Bischöfe gewählt wurden und noch werden; und wenn anderntheils faktisch die Autorität des Pabstes unabhängig von einem Concile dasteht, so hat das ebenfalls in den specifischen Fundamental-Grundsätzen des Katholicismus seinen Grund. — Ganz anders aber verhält es sich mit der protestantischen Kirche. Sie, deren specifischer Fundamentalgrundsatz gerade darin besteht, daß sie kein menschliches Oberhaupt als kirchliche Autorität anerkennt, sondern für ein jedes ihrer Glieder vollkommen gleiche Rechte in Glaubenssachen in Anspruch nimmt, sie muß denn auch folgerichtig nur in der durch frei gewählte Repräsentanten gebildeten Synode die höchste Autorität erkennen, welche in letzter Instanz in allen und jeden kirchlichen Angelegenheiten zu entscheiden hat, — versteht sich jedoch, unter dem oben schon dem Staate vindicirten Rechte des Veto's (in Fällen, wo die Kirche die Grenzen ihres Gebietes überschritte) und des hierin eingeschlossenen Rechtes der Sanction, welche letztere jedoch, nach diesen Grundsätzen, keinen andern Sinn haben

kann, als daß sie von Seiten des Staates die Erklärung ist: daß in den von der Kirchenautorität (Synode) gefaßten Beschlüssen nichts enthalten sei, welches die Grenzen ihres kirchlichen Gebietes überschreite, weßhalb kein Grund zur Einlegung eines Veto vorhanden sei, und demgemäß von nun an diese Beschlüsse als zu Recht bestehend zu betrachten seien. Es folgt weiter hieraus, daß denn auch diese Sanction nur in denjenigen Fällen zu verweigern seyn werde, wo die Pflicht des Staates zum Veto eintritt, d. h. eben wieder nur da, wo die Kirche die Grenze ihres Gebietes überschritten hätte. Diesen Grundsatz finden wir denn auch bereits in dem wirklich bestehenden Verhältnisse des Staates zur katholischen Kirche anerkannt und geltend, welches Verhältniß in dieser Beziehung als das völlig normale, sachgemäße, darum aber auch für die richtige, normale und sachgemäße Gestaltung der Verhältnisse zwischen dem Staat und der protestantischen Kirche maaßgebend seyn sollte, und in Anspruch genommen werden muß.

Alle diese Grundsätze sind unläugbar richtig, weil sie aus der Natur und dem Wesen der Sache, aus dem Begriff der Kirche selbst, als nothwendige Folgerungen hervorgehen. Da jedoch alle menschliche Einrichtungen, besonders zu Anfang, in der Regel weit weniger nach klar bewußten Grundsätzen folgerichtig getroffen werden, als vielmehr unter dem Einflusse von mancherlei Umständen sich zu gestalten pflegen, so ist ihre Gestaltung bald mehr bald minder mangelhaft; aber auch eben darum stellt es sich als ein nothwendiges Bedürfniß dar, solche oft mehr durch zufällige Umstände und Verhältnisse gestalteten Einrichtungen und Zustände, so bald die Zeit sich des Richtigeren bewußt wird, fort und fort umzubilden und besser, ihrer Natur und ihrem Zwecke entsprechender zu gestalten. Dies gilt nun in hohem Maaße von den Zuständen und Einrichtungen in der protestantischen Kirche, namentlich auch in der der Pfalz. In dem Bewußtseyn dessen, was des Protestantismus specifischer Grundsatz sei, hat man der protestantischen Kirche in der Pfalz bei ihrer neuen, aus Anlaß der Vereinigung der Lutheraner und Reformirten vorgenommenen Organisation, eine Synode gegeben, und dieser insofern eine ihr gebüh-

rende Autorität beigelegt, als durch sie die Grundbestimmungen der Kirchenverfassung festgesetzt worden sind, und diese ohne ihre Mitwirkung niemals geändert werden dürfen. Aber viel fehlt noch dazu, daß diese Synoden das seien, was sie nach den Grundsätzen des Protestantismus seyn sollten, und was sie seyn müssen, wenn durch sie wirklich der Hauptzweck erreicht, nämlich die freie Entwicklung der Kirche durch sich selbst von innen heraus bethätigt und verwirklicht werden solle. Dazu müßte vor allen Dingen der Synode das Recht der Initiative zustehen; dieses ist ihr zwar nicht geradezu entzogen, da es jedem Mitgliede der Synode, ja der Kirche überhaupt frei steht, Anträge zu stellen. Allein dem sie leitenden Dirigenten und Commissäre steht es auch frei, ganz nach Willkür diese Eingaben zur Berathung kommen zu lassen, oder bei Seite zu legen. Die Synode hat also in diesem Stücke eine viel eingeschränktere Befugniß als die Ständekammer, welcher eine jede an sie gebrachte Eingabe vorgelegt werden muß, und über deren Zulässigkeit für die Berathung sie sodann selbst durch Abstimmung entscheidet, — während doch, wie wir oben gezeigt, der Kirchenversammlung, ihrer Natur nach, nach dem Princip der freien Selbstentwicklung, eine weit größere Selbstständigkeit zukommt als der Ständeversammlung. Zu dieser freien Selbstentwicklung der protestantischen Kirche ist ihr, bei der dermaligen Einrichtung der Synode, gar kein Raum gegeben. Die Wirksamkeit der Synode auf die Entfaltung des kirchlichen Lebens ist auf ein Minimum beschränkt. Ein Beispiel wird dies auf das Augenscheinlichste beweisen. Es ist oben bereits gezeigt worden, daß es in der Natur der Sache liegt, daß die Kirche sich aus sich selbst heraus entwickle. Soll dies aber geschehen, so muß jedes Mitglied der Kirche das Recht haben, bei der Synode, als der naturgemäßen höchsten Kirchenautorität, Eingaben zu machen, um in der Kirche obwaltende Mängel oder Bedürfnisse anzuzeigen und deßfallsige Anträge zu stellen. Auch wird dieses Recht nicht bestritten. Wenn nun aber der Dirigent oder der königliche Commissär bei der Synode solche Eingabe ganz nach Belieben ad acta legen darf, ohne daß die Synode nur etwas von denselben erfahren, so ist jene Befugniß, Eingaben zu machen, offenbar ohne allen

Belang. Es könnte eine Eingabe mit tausenden von Unterschriften versehen seyn, und doch stände es dem Dirigenten zu, sie ohne Weiteres bei Seite zu legen. Es können sämmtliche Diöcesansynoden des Kreises einhellig beschlossen haben, daß irgend ein Gegenstand der Generalsynode zur Berathung und Entscheidung vorgelegt werden solle, — aber der Dirigent gestattet die Berathung nicht. Kann man bei solchen Umständen sagen, die Kirche könne sich äußeren, es sei ihr die Möglichkeit gegeben, sich frei zu entwickeln? Nein, durch diesen einzigen Umstand sind ihr vielmehr Hände und Füße gebunden. Es können die grellsten Mißbräuche bestehen, sie hat kein Mittel sie zu entfernen; es kann allgemeine Unzufriedenheit mit den kirchlichen Einrichtungen und Zuständen vorhanden seyn, und sie vermag nicht, verbessernd einzugreifen. Es ist offenbar, die Kirche kann sich nur so weit entwickeln, nicht so weit sie selbst will, sondern nur so weit als die Behörden es wollen, was doch, wie wir gezeigt haben, durchaus gegen die Natur der Sache, gegen den Begriff der Kirche, namentlich der protestantischen Kirche ist.

Wir haben deßgleichen gezeigt, daß in der protestantischen Kirche die höchste Autorität die Synode seyn müsse. Daß sie dies aber bei uns nicht im Entferntesten ist, geht schon aus dem Bisherigen hervor. Aber wer ist denn dermalen diese höchste Autorität in der protestantischen Kirche, namentlich für die unirte Kirche der Pfalz? Dies ist eine Frage, auf welche Niemand eine befriedigende Antwort wird geben können. An wen appellirt man z. B. in der protestantischen Kirche bei streitigen Puncten? In der katholischen Kirche geht der Instanzengang vom Bischof an den Erzbischof und von diesem an den Pabst. Dieser ist die letzte Instanz, die anerkannt höchste Autorität. Hat Rom gesprochen, so hat für Katholiken aller Streit ein Ende. „**Roma locuta, res judicata est.**“ Somit weiß in der katholischen Kirche ein Jeder, wo er sein Recht zu suchen hat; und es muß einem Jeden sein Recht (gemäß seinem Glauben) werden. Aber an wen appellirt man in der protestantischen Kirche? Vom Consistorium an das Oberconsistorium, und von diesem — an wen? An das Ministerium? an den König? Unmöglich; man denke sich nur

z. B., es seien Glaubenspunkte, um welche es sich handle, — wie könnte da die Staatsregierung, oder der Landesherr entscheiden? Also ist in der protestantischen Kirche eine höchste Autorität zur Zeit gar nicht vorhanden. Zwar wird diese faktisch allerdings von der höchsten Kirchenbehörde, dem Oberconsistorium ausgeübt; aber damit wären dieser Kirchenbehörde ja päbstliche Rechte übertragen, während es doch gerade das Wesen des Protestantismus ist, keine päbstliche Autorität anzuerkennen. Offenbar kann nach protestantischen Grundsätzen diese höchste Autorität nur der Kirche selbst, d. h. der sie repräsentirenden Synode zukommen. Allein dieser wird die Ausübung dieser ihr gebührenden Autorität nicht eingeräumt. Hieraus folgt, daß der bestehende Zustand in der protestantischen Kirche als ein in seinem tiefsten Fundamente völlig ordnungsloser bezeichnet werden muß; indem eine anerkannt rechtmäßige höchste Autorität in ihr gar nicht vorhanden ist, die zwar von dem Oberconsistorium ausgeübt wird, welcher Behörde aber die Kirche dieses Recht nicht zuerkennen kann, welches sie vielmehr allein von der Synode kann geübt wissen wollen, die es aber nicht üben darf.

Kommen nun noch in den bestehenden Verhältnissen besondere sachwidrige Umstände hinzu, wie übel und rechtswidrig gestaltet sich die Sache erst dann. Und dies ist wirklich in Ansehung der protestantischen Kirche der Pfalz in hohem Grade der Fall. In der Pfalz besteht eine vereinigte protestantische Kirche, die obere Kirchenbehörde aber, welcher sie unterstellt ist, das Oberconsistorium ist aus Lutheranern und Reformirten zusammengesetzt, d. h. eben nicht vereinigt. — Dabei hat sich die vereinigte Kirche der Pfalz in ihrer Gesammtheit, sowohl der Geistlichen als der Laien, von jeher mehr der freieren reformirten Glaubensansicht zugeneigt, während das Oberconsistorium mehr der strengeren lutherischen Richtung zugewendet ist. Daher hat sich auch das Oberconsistorium von Anfang an den in der pfälzischen Kirche herrschenden Unionsgrundsätzen nicht hold gezeigt. Berühmt geworden ist schon bei Gelegenheit der Vereinigung der Streit der pfälzischen Generalsynode mit dem Oberconsistorium über den §. 3 der Vereinigungsurkunde, in welchem die Synode als Repräsentantin ihrer heimath-

lichen Kirche das in der ganzen protestantischen Pfalz herrschende Bewußtseyn, daß die heilige Schrift allein Glaubens= und Lehrnorm seyn solle, als obersten Grundsatz aufstellte, das Oberconsistorium dagegen, ganz dem Bewußtseyn der pfälzischen Kirche entgegen, also unberechtigt, den symbolischen Büchern Anerkennung verschaffen wollte. Man ging bei dieser Gelegenheit sogar so weit, daß, ungeachtet zuletzt die Synodalfassung des §. 3 die königliche Sanction erhielt, dennoch die Oberconsistorialfassung desselben in das Amtshandbuch aufgenommen wurde. — Die Ungunst des Oberconsistoriums gegen die pfälzischen Unionsgrundsätze sprach sich bei einem späteren Anlasse am auffallendsten aus. Als nämlich seit der Auflösung des früheren Consistoriums zu Speyer im Jahr 1833 mit großer Strenge fort und fort versucht wurde, der pfälzischen Geistlichkeit die altlutherische Glaubensrichtung aufzudringen, da entstand eine so allgemeine Unzufriedenheit, ja Gährung gegen das Consistorium, daß das Oberconsistorium sich veranlaßt sah zwei außerordentliche Commissäre in die Pfalz zu schicken, um diese Zerwürfnisse wo möglich auszugleichen. Diesen Commissären waren gewisse Directiv=Thesen mitgegeben worden, deren zweite lautete: ob die Kirchenvereinigung in der Pfalz aus Überzeugung, oder aus Unglauben und Indifferentismus hervorgegangen sei, müsse dahin gestellt bleiben. Durch eine so ohne Hehl ausgesprochene Beanzweifelung dieser Art konnte die vereinigte Kirche der Pfalz sich weder geschmeichelt, noch zum Vertrauen zu einer mit solchen Gesinnungen gegen sie erfüllten vorgesetzten Oberbehörde veranlaßt fühlen. Nicht minder wurde von dem Oberconsistorium den Generalsynoden der Pfalz in Angelegenheiten der Abfassung eines Katechismus und einer Kirchenagende mehrfältig geradezu entgegengetreten. Alles dieses hätte nicht geschehen sollen. Eine vereinigte Kirche, mit einer nicht vereinigten Oberbehörde offenbar in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse stehend, hätte erwarten dürfen, von dieser nicht durch das Band einer gleichen Confession mit ihr verbundenen Behörde mit der zartesten Rücksicht behandelt zu werden. Daß dies nicht geschehen, daß vielmehr das Oberconsistorium stets aus allen Kräften bestrebt war, der vereinigten Kirche in der Pfalz seine Glaubensrichtung aufzudringen, dies

kann übrigens dem Oberconsistorium nur in administrativer, nicht in moralischer Hinsicht zum Vorwurf gemacht werden, da es nach menschlicher Weise kaum anders möglich ist. Aber gerade deßwegen zeigt es sich auch um so stärker als ein sachwidriges, unnatürliches Mißverhältniß, daß ein nicht vereinigtes Oberconsistorium einer vereinigten Kirche mit der höchsten, gleichsam päbstlichen Autorität vorgesetzt sei. Unter solchen Umständen befindet sich die Kirche offenbar in einem Nothstande. Sie fühlt nicht allein höchst drückend jenes unnatürliche Verhältniß, sondern ihre freie gedeihliche Entwicklung ist dadurch auch gänzlich gehemmt. Die protestantische Kirche der Pfalz konnte unter solchen Umständen bisher höchstens kämpfen, um, was sie besessen, zu vertheidigen, zu retten, aber sich entwickeln, fortschreiten, das konnte sie unmöglich. Es findet hier offenbar ein ganz und gar sach- und rechtswidriges Verhältniß statt; es ist ein Nothstand, und zwar im höchsten Grade; die Kirche leidet, sie ist gefesselt, sie ringt dieser unrechtmäßigen Fesseln sich zu entledigen, sie krümmt und windet sich wie ein Wurm, aber es ist vergeblich. Sie muß darum den anrufen, der die Pflicht hat, Allen, die ihm angehören, zu ihrem Rechte zu verhelfen, sie muß die Hülfe des Staates anrufen.

Ohnehin wünscht ja auch der Staat selbst, und muß es wünschen, daß die Kirche blühe und gedeihe, damit sie seine Bürger religiös und sittlich mache. Dies kann aber bei einem Nothstand der Kirche nicht, oder doch nur sehr unvollkommen geschehen. Denn da die Kirche, weil ihr die freie Entwicklung unmöglich gemacht war, deßwegen stille stehen und hinter der fortschreitenden Entwicklung der sonstigen Zeitbildung zurückbleiben mußte, so war eine nothwendige Folge davon, daß ihre Glieder gleichgültig und lau, zum Theil sogar mit Abneigung und Verachtung gegen sie erfüllt wurden, wodurch sie fast allen Einfluß auf sie verlor. Diesen Zustand der Gleichgültigkeit gegen die Kirche und der hieraus entspringenden Unwirksamkeit und Kraftlosigkeit derselben gewahren wir jetzt leider, wie überall, so auch in der Pfalz, namentlich bei dem gebildeten Kern der Nation, aber auch mehr oder minder schon in den übrigen Klassen des Volkes. Und das ist traurig. Man beklagt es auch von allen Seiten; man will Religiosität und

Kirchlichkeit, man sucht sie von außen her zu fördern; aber es wird nimmer damit gelingen, so lange man das Übel nicht in seinem Grund aufsucht und von dort aus ihm abhilft. Dies aber wird nur dann geschehen, wenn man erkennt, daß die kirchlichen Zustände sich gleichmäßig mit der übrigen Zeitbildung fortbilden müssen, und daß dies auf keinem anderen Wege geschehen kann, als wenn man eben der Kirche freien Raum zu ihrer Selbstentwicklung gibt. Dies muß der Staat der Kirche gewähren, sofern er derselben ihr Recht angedeihen lassen und ihr Wohl fördern will.

Aber auch des Staates Wohl selbst erfordert es. Denn aus solchen unnatürlichen und je länger desto mehr und drückender empfundenen Zuständen entsteht im Staate Mißstimmung, Zerspaltung, Uneinigkeit in der Kirche, aber zugleich auch Unzufriedenheit und Gährung der Gemüther im Allgemeinen, was in einem Lande niemals gut, sondern immer nachtheilig, sehr oft aber im höchsten Grade gefährlich werden kann. In jeder Hinsicht also erscheint der Staat als verpflichtet, solchen Nothständen abzuhelfen, und die Berather des Staates, die Landstände, als verpflichtet diese Abhülfe nach Kräften zu vermitteln.

Der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete erlaubt sich daher folgende Anträge zu stellen. Die hohe Kammer wolle Se. Majestät den König allunterthänigst bitten, ihr ein Gesetz vorlegen zu lassen, durch welches:

1) **Die vereinigte Kirche in der Pfalz als eine selbstständige Kirche in der Verfassungsurkunde des Reiches, neben den darin genannten christlichen Kirchen, namentlich aufgeführt werde;**

2) **Eine aus einer gleichen Anzahl von geistlichen und weltlichen Mitgliedern frei zu wählenden Generalsynode für die oberste Instanz und höchste Autorität in der vereinigten protestantischen Kirche der Pfalz erklärt werde.**

Außer diesem Hauptantrage möchten als nähere Bestimmungen etwa noch folgende weitere Puncte zu berathen seyn:

3) Die Synode wird aus wenigstens zwei geist-

lichen und zwei weltlichen Mitgliedern aus einem jeden Diöcesanbezirk der Pfalz zusammengesetzt.

4) Ihre Sitzungen werden öffentlich gehalten.

5) Die Berathungen und Beschlußnahmen derselben werden durch den Druck veröffentlicht.

6) Sie tritt jedes Jahr (oder doch wenigstens alle zwei Jahre) zusammen.

Als transitorische Bestimmungen:

7) Die erste constituirende Generalsynode besteht mindestens aus drei geistlichen und drei weltlichen Abgeordneten einer jeden Diöcese.

8) Dieselbe tritt noch im Laufe des Jahres 1846 zusammen.

Zur näheren Erläuterung und Begründung dieser verschiedenen Positionen erlaubt sich der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete noch folgendes vorzubringen:

ad 1. So wenig die vereinigte Kirche der Pfalz daran denken oder es wünschen kann, sich in einen Gegensatz zu der lutherischen und reformirten Kirche zu stellen, vielmehr als protestantische Kirche sich mit beiden eben so verbunden fühlt, wie jene unter sich es sind, so muß sie doch auch, ebenso wie jene beiden selbstständig für sich bestehen, und die lutherische Kirche nicht reformirt, die reformirte nicht lutherisch ist, ihrem Wesen nach als vereinigte Kirche ebenfalls selbstständig dastehen, indem sie weder eine lutherische noch eine reformirte, sondern eine vereinigte d. h. auf eigenthümlichen Grundsätzen beruhende Kirche ist. Sie ist dies ihrer Natur und ihrem Wesen nach. Sie muß darum auch wünschen, in ihrem äußeren Bestande sich so darzustellen.

ad 2. Daß es ebenfalls in der Natur der Sache liegt, daß die Synode die höchste Autorität der Kirche sei, and ebenso daß diese eine frei gewählte seyn müsse, ist bereits in dem Vorangeschickten nachgewiesen.

ad 3. Daß die Synode aus gleichen Theilen geistlicher und weltlicher Mitglieder bestehe, scheint das sachgemäßeste Verhältniß zu seyn. Die Geistlichen dürfen in den Synoden nicht durch

ihre Mehrzahl das Übergewicht haben, weil der Protestantismus kein Priesterthum anerkennt, vielmehr allen seinen Gliedern gleiche Rechte in Glaubenssachen zuerkennt. Aber auch die Weltlichen, obgleich in der Kirche selbst weithin die Mehrzahl ausmachend, dürfen doch in der Repräsentation der Kirche kein Übergewicht haben, da doch die Geistlichen immerhin am meisten befähigt sind, die kirchlichen Angelegenheiten am besten zu kennen und am gründlichsten zu beurtheilen.

ad 4. Wenn schon die Berathungen der Volksrepräsentanten in der Ständekammer öffentlich sind, so haben die der Repräsentanten der Kirche doppelte Ursache dazu. Die Sache der Kirche, die Religion und deren Anstalten, sind nach protestantischen Grundsätzen, wie gezeigt worden, Sache, Eigenthum eines jeden ihrer Glieder im vollesten Sinne. Was darum zum Wohl und zur Entwickelung, zum Ausbau der Kirche berathen wird, soll offen vor den Augen der Kirche geschehen. Dies kann die Kirche als Recht ansprechen. Es ist zweitens unbestritten das beste Mittel, um das allgemeine Interesse für die Angelegenheiten der Kirche, welches bisher so sehr erloschen war, wieder zu erwecken. Es ist drittens das beste Mittel, um die versammelten Repräsentanten der Kirche auf's nachdrücklichste zu mahnen, daß sie ihre Berathungen ebensowohl mit würdevoller Haltung als auch im wahren Geiste der Gesammtkirche führen. Der Einwand, daß aber die Würde der Kirche die Öffentlichkeit ihrer Berathungen verbiete, beruht blos auf einem hergebrachten Vorurtheil. Das Geheimhalten derselben ist im Gegentheil nachtheilig, indem es den Schein auf dieselben wirft, als habe Manches in solchen Berathungen Ursache sich dem Lichte der Öffentlichkeit zu entziehen und in Verborgenheit zu hüllen. — Ein edler Römer, dem ein Baukünstler einen Palast bauen sollte, und versicherte, wenn ihm die geforderte Summe bezahlt würde, wolle er ihm ein Haus bauen, in welches man von keiner Seite hineinsehen und beobachten könne, was darin vorgehe, sagte diesem: Ich will dir das Doppelte deiner Forderung bezahlen, wenn du mein Haus so zu bauen vermagst, daß man von allen Seiten sehen kann, was darin vorgeht. Solches Bewußtseyn soll auch der protestantischen Kirche ein=

wohnen, sie soll vor keinem ihrer Glieder, ja vor Niemanden in der Welt irgend Etwas zu verheimlichen haben.

ad 5. Aus gleichen Gründen sollten die Verhandlungen der Synode, wo nicht in **extenso**, doch wenigstens im Auszuge amtlich veröffentlicht und der freien Veröffentlichung derselben durch Zeitschriften nichts in den Weg gelegt werden.

ad 6. Soll die kirchliche Entwicklung nicht in's Stocken gerathen, so dürfen, namentlich in Zeiten, welche, wie die unsrige, wahrhaft kirchliche Entwicklungsepochen sind, die Zusammentritte der Synoden nicht zu selten seyn. Damit aber die Kosten nicht allzubedeutend auflaufen möchten, würden die Mitglieder der Synode gewiß so viel Liebe und Aufopferung für die heilige Sache ihrer Kirche haben, daß sie sich mit minder glänzenden Diäten als die Landstände begnügen würden. Auch würde gewiß die Kirche selbst mit Freuden erbötig seyn, die Beschaffung dieser Kosten zu übernehmen, welches auch durch verhältnißmäßige Austheilung auf die einzelnen Kirchenkassen mit Leichtigkeit geschehen könnte.

ad 7. Die erste dieser Synoden, welche das Geschäft hätte, eine neue, zeitgemäße Kirchenordnung (Regulirung der kirchlichen Verhältnisse) zu entwerfen, müßte so zahlreich als möglich seyn, um bei diesem wichtigen Geschäfte das wirkliche Bewußtseyn und den Willen der Gesammtkirche möglichst zu repräsentiren.

ad 8. Daß diese erste constituirende Synode schon für dieses Jahr beansprucht wird, hat wahrlich nicht seinen Grund in eilfertiger Ungeduld, sondern in den bedeutungsvollen Zeichen der Zeit, welche von vielen Seiten dem, der Ohren hat zu hören, das **Periculum in mora!** mit schwerem Ernste zurufen.

Der ehrfurchtsvoll Unterzeichnete glaubt in dieser seiner Eingabe klar nachgewiesen zu haben, daß die vereinigte Kirche der Pfalz sich in einem Nothstande befinde, und daß es Pflicht des Staates sei, sowohl um des Wohles der Kirche, als um seines eigenen willen, diesem Nöthstande abzuhelfen. Es seien nun zum Schlusse nur noch einige Worte hierüber erlaubt.

Man wird es vielleicht von manchen Seiten für eine Lächerlichkeit erklären wollen, daß die protestantische Kirche in der Pfalz

oder gar die protestantische Kirche überhaupt sich in einem Nothstande befinden solle, da sie sich doch schon so lange in diesem Zustande befinde und ohne daß dieser noch je für einen Nothstand erklärt worden wäre. Hierauf ist zu erinnern, daß Zustände, welche in einer früheren Zeit ganz zeitgemäß seyn konnten, in einer späteren Zeit aufhören können es zu seyn. Daß dies in Ansehung der Zustände in der protestantischen Kirche im Allgemeinen in unserer Zeit der Fall sei, ist unbestreitbar, indem allenthalben ein Bewußtseyn der Ungenügenheit derselben erwacht ist und ein allgemeines Ringen nach Abhülfe sich so laut kund gibt. Namentlich ist man in neuester Zeit von allen Seiten zu dem Bewußtseyn gelangt, daß es für die „protestantische" d. h. in Sachen der Religion gegen alle menschliche äußere Autorität protestirende Kirche, der allergrößte Widerspruch sei, daß von dem Landesherrn und dessen Behörden Episcopalrechte gerade über diese Kirche ausgeübt werden, während die katholische Kirche, was deren innere Angelegenheiten betrifft, ganz unabhängig vom Staate dasteht. Dieses widersprechende Verhältniß in der protestantischen Kirche ist nur durch die zur Zeit der Stiftung dieser Kirche bestehenden Verhältnissen entstanden, allerdings nicht ohne Gottes Plan, allerdings für jene und die spätere Zeit vielleicht das relativ beste, vielleicht das einzig mögliche, aber dennoch, weil nur in äußeren Verhältnissen, nicht aber in dem Wesen der Sache begründet, vielmehr demselben widersprechend, nothwendig bestimmt dereinstens, wenn die Zeit dazu reif geworden, dem richtigeren sachgemäßeren Verhältnisse Platz zu machen.

Der ganzen bisher geführten Untersuchung liegt nämlich das Princip der Entwicklung und des Fortschrittes zu Grunde. Daß dies nicht blos der Kirche, sondern der ganzen Menschheit Bestimmung sei, zeigt die Geschichte auf das unverkennbarste. Seitdem die Welt steht, hat das menschliche Geschlecht sich von Tag zu Tag, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschreitend entwickelt. Aus dieser unwidersprechlichen Thatsache geht aber eben so unwidersprechlich hervor, daß Entwicklung und Fortschritt der Menschheit **Bestimmung**, d. h. aber mit anderen Worten, daß dieselbe Plan, Gesetz und Wille des über der Menschheit regierenden

Gottes sei. — Weil nun diese fortschreitende Entwicklung göttlicher Wille ist, darum ist sie auch unaufhaltsam. Und das hat ebenfalls die Geschichte schon vielfältig gezeigt, daß Gott alle und jede Hindernisse, welche dieser Entwicklung hemmend entgegenstehen, mögen sie nun durch Menschen absichtlich bereitet werden, oder in äußeren Umständen liegen, und seien sie auch noch so mächtig, noch so fest eingewurzelt, immer zu beseitigen weiß, sobald die rechte Zeit gekommen ist. Diese Beseitigung geschieht immer mit der dazu erforderlichen Gewalt, jedesmal um so gewaltiger, je stärker und festgewurzelter die entgegenstehenden Hemmnisse sind. Wir haben in Ansehung der menschheitlichen Entwicklung früher das Bild eines Baumes gebraucht, in dem Sinne, daß so wie beim inneren Wachsthum und Zunehmen des Baumes zugleich dessen äußere Rinde mitwachsen und sich ausdehnen muß, so auch bei der innerlich fortschreitenden Entwicklung der Menschheit die äusseren Formen, Verhältnisse und Zustände sich entsprechend, gleichmäßig mitentwickeln müssen. Wie nun aber des Baumes Rinde entweder mitwächst, oder bei größerer Starrheit Risse und Sprünge bekommt, so müssen auch die äußeren Formen der menschheitlichen Zustände entweder ganz ruhig und allmählig mit der inneren Entwicklung gleichsam mitwachsend sich verändern und ausdehnen, oder, wofern sie solches durch allzustarren Bestand nicht mehr vermögen, durch die Gewalt der inneren Entwicklung, gleich der harten Rinde, gleichsam gesprengt werden. Der große Denker Herder sagt hierüber in seinen tiefgedachten „Ideen über die Geschichte der Menschheit": „Wenn die Nuß reif ist, platzt die Schaale." Dies Gleichniß bezeichnet den fraglichen Gegenstand, und zwar darum so wahr, weil nach Gottes weisem Plane in der Natur, so wie in Menschheit sich Alles nach den nämlichen Gesetzen entwickelt. So wie darum die Nuß, so lange sie noch unreif ist, einer Schaale bedarf, und diese mit dem Kerne gleichmäßig fortwächst, hernach aber, wenn die Frucht reif ist, aufspringt und abfällt, so bedarf auch die menschheitliche Entwicklung gewisser äußerer Zustände und Formen als Hüllen. Diese aber müssen mit ihr wachsen, solange bis sie dies nicht mehr können, wo sie dann platzen und abfallen und anderen Platz machen, wie unter

der berstenden Rinde des Baumes sich eine neue bildet. Sind nun aber dergleichen Formen und Zustände so tief in allen bestehenden Lebensverhältnissen festgewurzelt, oder werden sie von außen absichtlich mit Gewalt festgehalten, so läßt Gott sie durch eine überwiegende reactive Gewalt von erforderlicher Stärke entfernen. Die Schaale platzt denn mit einem Knall, — der gehemmten Entwicklung der Menschheit wird durch ein, alle bestehende Zustände zerreißendes Ereigniß — durch eine Revolution Raum gemacht. Betrachte man eine jede Revolution, so wird man finden, daß nach derselben die Zustände und Einrichtungen einer Nation jedesmal sich umgestaltet haben. Wir klar liegt das z. B. am Tag, wenn wir unsere Blicke auf die große Revolution richten, welche uns am nächsten liegt. Wie unendlich verschieden sind nach der französischen Revolution, dermalen die Zustände nicht blos in Frankreich, sondern in ganz Europa, im Vergleich mit jenen vor derselben bestandenen; und offenbar ist diese Umgestaltung blos eine Folge der Revolution gewesen. Es ist offenbar ein Plan Gottes damit ausgeführt worden. Diejenigen zwar, welche den ersten Anstoß zu einer Revolution geben, sind gewöhnlich weit entfernt, dies im Interesse der Menschheit zu thun, sondern handeln sehr oft nur aus den höchst unlauteren Antrieben persönlicher Interessen und frevelhafter Leidenschaften. Aber auch das lehrt die Geschichte unwidersprechlich, daß demohngeachtet eine jede Revolution in Gottes Hand das Mittel wird, um veraltete, sich überlebt habende, und darum der ferneren Entwicklung der Menschheit im Wege stehende, aber festgewurzelte Zustände auf diesem Wege, als dem einzig möglichen, zu entfernen. Der einzig mögliche Weg ist dies jedoch nur in Zeitaltern, wo die Menschheit und ihre Lenker, die Regierungen, noch nicht zu einem klaren Bewußtseyn dieses Entwicklungsganges gekommen sind, und daher denselben nicht fördern, sondern vielmehr hemmen. Wo dagegen von Denen, welche die Gestaltung der menschheitlichen Zustände in Händen haben, jener Plan Gottes, jene Bestimmung der Menschheit erkannt und ihr sorgfältig und umsichtig der zur Entwicklung nöthige freie Raum gegeben wird, da tritt die Nothwendigkeit für die Anwendung jener göttlichen Gewaltmittel nicht mehr ein.

Muß diese Ansicht im Allgemeinen als richtig anerkannt werden, so ist es auch nicht minder gewiß, daß dieselbe auf die Verhältnisse der Gegenwart vorzugsweise Anwendung finde. Daß jetzt in Ansehung der kirchlichen Verhältnisse eine solche Epoche eingetreten ist, wo die bisher bestandenen Formen und Zustände nicht mehr genügen, vielmehr das Bedürfniß nach einer neuen Gestaltung vorliegt, geht sowohl aus inneren als aus äußeren Kennzeichen hervor. Solche innere Merkmale sind vornehmlich einestheils die fortgeschrittene Bildung der Zeit im Allgemeinen, welcher die bisherigen Formen nicht mehr genügen, und anderntheils die aus eben dieser Ursache hervorgegangene unläugbare Gleichgültigkeit des denkenden Theiles der Nation gegen die Kirche. Das Zurückbleiben des Kirchenwesens hinter der allmählig weiter vorangeschrittenen allgemeinen Bildung ist die alleinige und nothwendige Ursache, daß die Kirche in ihrer dermaligen Gestalt dem dermaligen Bewußtseyn der Glieder der Kirche fremd geworden ist; und so gewiß, als das der allgemeinen Zeitbildung entsprechende Bewußtseyn sich nicht ändern läßt, so gewiß ist es auch unmöglich, diesem Bewußtseyn wieder ein Interesse an dem Kirchenwesen auf irgend einem anderen Wege beizubringen als allein dadurch, daß letzteres dem Zeitbewußtseyn entsprechend gestaltet werde. — Äußere Anzeichen, daß jetzt eine Epoche der Umgestaltung des Kirchenwesens gekommen sei, und bereits begonnen habe, liegen ebenfalls unverkennbar vor Augen. Wir rechnen dahin die Erscheinung des Deutschkatholicismus, dessen unglaublich schnelle Ausbreitung und die Theilnahme, welche derselbe bei der großen Mehrzahl der Denkenden findet. Wir rechnen dahin Erscheinungen ähnlicher Art, an welchen es auch in der protestantischen Kirche keineswegs fehlt. Wir nennen z. B. die früheren Bestrebungen der protestantischen Freunde, in neuester Zeit die durch des Predigers Dr. Rupp in Königsberg veranlaßte Bildung einer neu-protestantischen Gemeinde, so wie in ähnlichem Sinne die Erklärung der französisch-reformirten Gemeinde unter dem Prediger Detroit ebendaselbst; sodann in jüngsten Tagen eine gleiche Erklärung der protestantischen Gemeinde zu Offenbach bei Frankfurt a. M., — gleicher Weise auch die Vorgänge und die für eine freiere Gestal-

tung der kirchlichen Formen ausgesprochenen Erklärungen vieler Geistlichen, Kirchenvorstände und Gemeinden z. B. zu Magdeburg, zu Leipzig und andern Orten. Alles dies sind ja die sichtbarsten Anzeichen, daß die „Schaale" der bisherigen Kirchenform bereits auseinander zu gehen anfängt. Daß diese und andere Zeichen unserer Zeit auch von Denjenigen, welche die Staaten zu lenken berufen sind, in ihrer großen Bedeutung erkannt werden, davon zeugt laut die jetzt in Berlin veranstaltete protestantische Kirchenconferenz, und nicht minder, daß jetzt keine Ständeversammlung in Deutschland abgehalten wird, wo nicht die kirchlichen Fragen, welche früher kaum berührt wurden, nun mit der größten Wichtigkeit verhandelt werden, so wie auch das Volk auf keine Mittheilungen in öffentlichen Blättern so begierig ist, als auf die kirchlichen, so daß diese Blätter, bei welchen es früher ganz gegen den guten Ton gewesen wäre, sich mit kirchlichen Angelegenheiten zu befassen, jetzt dagegen täglich ihre Spalten damit füllen. Kurz Alles zeigt, daß die Frage der kirchlichen Entwicklung in den Vordergrund getreten ist und für unsere Zeit je mehr und mehr zur Hauptfrage wird, und ebenso entscheidet es sich von Tag zu Tage deutlicher, daß die Epoche angebrochen sei, wo nach Gottes Plan die alten und veralteten Formen anderen und zeitgemäßeren Platz machen müssen. Ja wir sagen „müssen", denn unfehlbar wird dies geschehen; sei es nun durch ein allmähliges Weichen der Schaale oder durch ein plötzliches Zerplatzen derselben. Letzteres wird sicher über kurz oder lang erfolgen, wenn man das Erstere unmöglich macht. Denn der Geist der Zeit entwickelt sich unaufhaltsam, gleichwie eine gährende Mischung fort und fort ihre Gasdämpfe entwickelt; je fester das Gefäß verschlossen wird, desto gewisser und desto gewaltsamer wird es zuletzt gesprengt. — Kommen überdies noch äußere politisch drohende Conjuncturen hinzu, von welchen ein erster Anstoß ausgehen kann, so werden solche Zeiten doppelt gefährlich. Und Niemand wird in Abrede stellen, daß in unserer Zeit gar manche Elemente vorhanden sind, welche zu Befürchtungen Anlaß geben, so daß gleichsam wie eine Prophezeiung die Sage im Stillen durch die Welt geht, bei Louis Philipps Tod werde der Weltfriede vielleicht einen heftigen Stoß er-

leiden. Wie furchtbar aber müßte ein solcher Stoß in dieser unserer mit gährenden Elementen angefüllten Zeit werden! Kein Verhältniß würde davon unerschüttert bleiben. Und wie viel Elend würde die Folge davon seyn! — Die französische Revolution war furchtbar, entsetzlich; und doch war bei ihr dasjenige Agens nicht wirksam, welches, wie die Geschichte lehrt, die Kriege und Revolutionen am schrecklichsten macht, — die Religion. Weil dem Menschen die Religion das Heiligste ist, darum kann ihn auch nichts mehr in Aufruhr versetzen, als wenn ihm dieses sein eigenstes und heiligstes Gut nicht freigegeben wird. Wer kann darum sagen, ob nicht eine im neunzehnten Jahrhundert durch religiöse Gährung veranlaßte oder wenigstens geförderte Revolution nicht noch entsetzlicher würde als die des achtzehnten war? O es ist möglich, daß uns noch Schauerliches zu erleben vorbehalten ist.

Beuget vor! beuget vor! ihr Alle, die ihr etwas dazu thun könnet. Schon droht es, aber noch ist es Zeit. Der Wein gähret im Faß und sprudelt zum Theil schon über; schlaget die Öffnung nicht gewaltsam zu, noch gewaltsamer wird sonst das Faß zersprengt werden. Gebet vielmehr Raum dem sich entwickelnden Geiste und der Most wird ruhig vergähren und ein klarer, edler Wein werden. Eine Zeitung hat neulich erzählt: „Napoleon habe zu Fontainebleau, mehrere Flugschriften und Tagesblätter in der Hand, ausgerufen: Hätte man mir vor drei Jahren nur den hundertsten Theil dieser Wahrheiten gesagt, mein Thron stünde heute noch!“ Mag dies als Erzählung einer Thatsache wahr oder unwahr seyn, so viel ist gewiß, daß der Gedanke eine große Wahrheit enthält. Eben dieselbe große Wahrheit ist erst ganz kürzlich in der hohen Kammer der Reichsräthe ausgesprochen worden mit den Worten: „Fest stehen die Throne, wo die Volksstimme auf legalem Wege zu ihnen gelangt, — fest stehen sie, so lange die Bevölkerung den legalen Organen vertraut.“ Wohlan denn, ihr Repräsentanten des Volkes! lasset des Volkes Stimmen auf legalem Wege zu dem Throne gelangen, sprechet es der Pflicht und der Wahrheit gemäß aus, daß das legale Organ der vereinigten protestantischen Kirche der Pfalz nur die Synode sei, und daß die Kirche nur in dieses ihr legales Organ ihr Vertrauen setzen könne. Auf dem Throne wird

des Volkes Stimme vernommen werden und Gehör finden, und wenn des Volkes, hier der vereinigten Kirche der Pfalz, so heißes und gerechtes Verlangen nach der Errichtung der einzig rechtmäßigen obersten kirchlichen Autorität in unserem Lande erfüllt wird, dann werden bald alle deutschen Länder nachfolgen, dann wird Jubel aller Orten seyn, dann wird alle bisher bestehende Unzufriedenheit und Gährung verschwunden seyn, dann wird einem gewaltsamen Durchbruche des Entwicklungsganges vorgebeugt, dann wird eine drohende Gefahr beschworen, das Vaterland wird gerettet seyn. Im Frieden wird nun die Kirche sich entwickeln, ihre bisher lauen Glieder werden wieder mit Eifer sich ihr anschließen und die Religion wird kräftig werden, wahre Frömmigkeit, Sittlichkeit, Tugend in die Herzen zu pflanzen, und mit reichem Segen wird sie dem Staate vergelten, daß er ihre Fesseln gelöst und die ihr nach göttlichem Rechte zustehende Freiheit auch nach menschlichem Rechte ihr gegeben hat. Mit einer Dankbarkeit aber, mit einer Begeisterung, wie man sie bisher noch nicht gekannt, wird dann das Volk für Die erglühen, welche ihm das höchste Gut gewährt haben. Enkel und Urenkel werden noch den Namen des Fürsten dankbar segnen, welcher der Erste war, die neue Epoche für die protestantische Kirche in seinem Reiche in's Leben treten zu lassen.

Gebe Gott, der Gott der Gnade und des Friedens, daß es also sei. Jene neue Epoche zwar hat er schon gegeben, sie ist schon im Kommen begriffen; nur gebe er auch, daß dies Kommen ein ruhiges, friedliches seyn könne, und nicht ein gewaltsames mit krampfhaften Geburtswehen begleitetes seyn müsse.

Es sei zum Schlusse nochmals ausgesprochen: Es handelt sich hier nicht blos um das Wohl der Kirche, sondern auch des Staates. Darum: **Videant consules, ne quid detrimenti respublica capiat!**

Einer hohen Kammer der Abgeordneten

ehrfurchtsvoll ergebener Diener

Ingenheim, am 3. Februar 1846.

Fr. Th. Frantz,
prot. Pfarrer zu Ingenheim bei Landau in der Pfalz.

11.
Mein Glaubensbekenntniß. Zunächst meiner Gemeinde, zugleich aber auch der ganzen protestantisch-evangelischen Kirche in der Pfalz, so wie der ganzen Christenheit vorgelegt.

Liebe Freunde!

Obgleich ich jeden Sonntag Gelegenheit habe zu euch zu sprechen, so muß ich doch diesmal auf diesem besonderen Wege eine Ansprache an euch richten, weil es sich im Gotteshaus nicht ziemt, daß man viel von seiner eigenen Person rede, wozu ich doch jetzt genöthigt bin. Ich bin aber deßwegen dazu genöthigt, weil vor Kurzem einige junge Geistliche offene Briefe und Sendschreiben an mich und gegen mich haben drucken lassen, welche durch das Landauer Zeitungsblatt, den „Eilboten", angekündigt worden und dadurch auch in unsere Gemeinde gekommen sind. Da in denselben theils schwere Vorwürfe und Anklagen, theils auch Verdächtigungen gegen mich ausgesprochen sind, so müßtet ihr wohl an euerem Pfarrer irre werden, wenn er dazu stillschweigen wollte. Damit ihr aber den Anlaß dieses traurigen Streithandels gehörig erfahret, muß ich euch dies vor allen Dingen mit wenigen, aber wahrheitgemäßen Worten erklären.

Ihr wisset wohl, daß ich keiner von denjenigen Geistlichen bin, welche Andere um abweichender Glaubensmeinungen hassen oder anfeinden, sondern daß ich während meiner nun bald achtjährigen Amtsführung unter euch zur Liebe und Duldsamkeit gegen andersglaubende Christen und Nichtchristen bei jeder Gelegenheit ermahnt habe. Ihr wisset deßgleichen, daß ich in allen meinen Predigten jeden Sonntag es ausgesprochen habe, daß Jesus Christus, der Sohn und Gesandte Gottes, der Welt von Gott zum Heiland gegeben, der Grund und Eckstein und Mittelpunkt unseres Glaubens und Lebens seyn müsse; ihr wisset es, daß ich unablässig es euch vorgehalten habe als das Eine, was noth ist, daß der Glaube an Christus und die Liebe zu ihm in eueren Herzen immer

mehr lebendig werden müsse. Solches wisset ihr. Vielleicht wisset ihr aber auch, daß schon seit den ältesten Zeiten in der christlichen Kirche eine Meinungsverschiedenheit über die Person Jesu Christi stattgefunden hat; indem die Einen Jesum für Gottes Sohn und Gesandten, die Anderen aber für Gott selbst halten. Beide berufen sich dabei auf die heilige Schrift. Es ist wahr, daß längere Zeit die Ansicht von der Gottheit Jesu die herrschende in der christlichen Kirche gewesen ist, so daß man früher am Charfreitag sogar in den Kirchen gesungen hat:

O große Noth,
Gott selbst ist todt!

Es ist aber auch wahr, daß dies schon längst anders geworden, so daß heut zu Tage die meisten evangelischen Christen und Geistlichen Christus nicht für Gott, sondern nur für Gottes Sohn und Gesandten erkennen. Zu diesem Glauben an Christus bekenne auch ich mich, so wie die allermeisten übrigen Geistlichen in unserer Pfalz. Allerdings fehlt es auch nicht an andersglaubenden Geistlichen, und besonders hat sich unter den jüngeren heutiges Tages die Zahl Derjenigen vermehrt, welche den Glauben an die Gottheit Jesu festhalten und sich große Mühe geben, denselben wieder allgemein herrschend zu machen. Wir haben sie in ihrem Glauben noch nie gestört, nur haben wir begehrt, daß sie auch uns in dem unsrigen nicht stören möchten. Sie haben aber diese Duldung gegen uns nicht geübt; sie haben vielmehr vielfältig auf den Kanzeln gegen Diejenigen geeifert und geschmäht, welche den Glauben an die Gottheit Jesu in der Bibel nicht finden können. Wir haben ihnen indessen nicht Gleiches mit Gleichem vergolten, wir haben nicht von den Kanzeln gegen sie geeifert, wir haben einfach nach dem Bibelworte Christus, den Sohn Gottes gepredigt, und gedacht, daß unsere Gemeinden in diesem Glauben mit uns einverstanden seien; und wenn in unseren Gemeinden etwa auch noch Manche Christus nicht blos für Gottes Sohn, sondern für Gott selbst bisher gehalten haben sollten, so waren wir weit entfernt, diese in ihrem Glauben irre zu machen, da wir auch diesem Glauben keineswegs die göttliche Kraft selig zu machen absprechen, wenn es nur zugleich ein Glaube ist, der durch die Liebe thätig ist. So

hätten wir gerne einen Jeden seines Glaubens leben lassen, wenn man nur auch uns des unsrigen hätte leben lassen wollen. Allein nachdem man vielfach in Schriften und auf Kanzeln gegen uns geeifert und geschmähet hat, ist vor Kurzem das Ärgste geschehen. In der protestantischen Kirche zu Speyer hat ein geistlicher Vorgesetzter gepredigt, daß alle die, welche Jesum Christum nicht für Gott halten, „Abtrünnige" seien, das heißt: von Gott und von Christus Abgefallene, also Unchristen und Gottlose, deren „Namen in den Staub geschrieben" würden, das heißt: die ewig verloren und verdammt seien. Und diese Predigt ist sogar gedruckt worden. — Meine Brüder! Schaudert es euch nicht bis in's Herz hinein über diese entsetzliche Anklage? Schaudert es euch nicht, daß so viele Tausende, ja Millionen Christen, welche an Jesum Christum wahrhaftig glauben als ihren Heiland und als Gottes Sohn und Gesandten, dennoch ewig verloren und verdammt seyn sollen, weil sie ihn nicht für Gott selbst halten? Schaudert es euch nicht durch Mark und Bein, wenn ihr bedenket, daß sowohl ich, euer Pfarrer, der es zu jeder Zeit für seine heiligste Pflicht gehalten hat, euch das Evangelium treu nach seinem besten Wissen und Vermögen zu verkündigen, — daß sowohl ich, als noch viel hundert andere Pfarrer, die es auch treu und redlich meinen, hingestellt werden, nicht allein als Abtrünnige, die selbst verloren und verdammt sind, sondern die auch gleichsam im Dienste des Teufels stünden, um die Christengemeinden zu verführen und in gleiche ewige Verdammniß zu bringen! — Glaubet ihr, ihr meine Brüder und Schwestern, glaubet ihr, daß ich ein solcher Verführer sei, daß ich bisher nicht mit allen Kräften meiner Seele gestrebt hätte, euer Heil zu befördern, sondern daß ich vielmehr in teuflischer Bosheit, oder wenigstens in dem heillosesten Leichtsinn, euch eine Lehre, die zur Verdammniß führt, gepredigt, und euere Kinder täglich in solcher Irrlehre, auf solchen Weg des Verderbens geführt habe, — euere Kinder, welche ich zu guten frommen Christen zu erziehen, mich mit Leib und Seele bestrebt habe, euere Kinder, welche ich mit meinem Herzblut genährt habe, indem ich täglich Gott anrief, daß er mir es gelingen lassen möchte, den Glauben und die Liebe Jesu Christi in ihre Herzen einzuprägen. —

Weil ich dessen in meinem Gewissen und vor dem heiligen und allwissenden Gott mir bewußt bin, so habe ich auch nicht dazu schweigen können, als ein so entsetzlicher Vorwurf, noch dazu von einem Vorgesetzten unserer protestantischen Kirche, gegen uns geschleudert worden ist. Ich habe daher in einer kirchlichen Zeitschrift, welche ich seit einigen Jahren herausgebe, öffentlich vor Gott und vor der Welt gegen jene Beschuldigungen protestirt. Ich habe sodann aber auch, um zu zeigen, daß ich als evangelischer Christ und Geistlicher zu solcher Protestation ein Recht hatte, in der nämlichen Zeitschrift einen längeren Aufsatz angefangen, in welchem ich es öffentlich beweisen will, daß die Bibel Jesum Christum für Gottes Sohn, nicht aber für Gott selbst erklärt. Über dieses Unternehmen haben sich nun zwei junge Geistliche so sehr geärgert,*) daß sie jene offenen Briefe und Sendschreiben gegen mich haben drucken lassen, welche Mehreren unter euch zu Gesicht gekommen, und vielleicht euch Allen bekannt geworden sind, und durch welche ihr nothwendiger Weise an mir irre werden müßtet, wenn ich euch nicht erklärt hätte, was es für eine Bewandtniß damit hat. Dies habe ich nun hiermit gethan.

Aber noch etwas bleibt übrig. Ich bin nämlich bisher der Meinung gewesen, daß ihr kein anderes Evangelium gepredigt haben wolltet, als dasjenige, welches ich euch gepredigt habe. Ich bin dieser Meinung auch noch. Sollte ich mich aber vielleicht irren? Solltet ihr wirklich damit, daß ich euch Jesum Christum

---

*) Dieser Zorn und Ärger kommt aber hauptsächlich daher, weil jetzt, wo in ganz Deutschland, in der protestantischen wie in der katholischen Kirche, Licht und Vernunft immer mehr siegen, jene Leute (von welchen der Eine, und zwar der mit dem argen Lästermaul, nicht in unserer pfälzischen vereinigten Kirche geboren und erzogen ist und darum auch von ihrem Geiste nichts in sich hat, und auch keine Liebe zu ihr hat, sondern sie von Herzen haßt, wie er z. B. unseren Katechismus ein dummes Buch nennt), weil, sage ich, solche Leute, die schon gemeint hatten, es sei ihnen gelungen, unsere vereinigte Kirche wieder altlutherisch zu machen, ganz außer sich gerathen, wenn sie sehen, daß man auch in unserer Pfalz sich nicht in ihre Fesseln und Banden will ergeben und das Licht der Vernunft nicht will unter den Scheffel stellen lassen. Daher kommt aller Zorn und Ärger und alles Schimpfen und Schmähen. Aber es soll ihnen nichts helfen! —

als den Sohn Gottes, nicht aber als Gott selbst predige, — solltet ihr vielleicht wirklich damit nicht zufrieden seyn, und lieber einen andern Pfarrer haben wollen: so wäre ich in diesem Falle bereit, auf der Stelle mein Amt niederzulegen. Dies Wort schreibe ich zwar mit tiefem Schmerz; nicht um des täglichen Brodes willen, denn ich weiß, daß der Vater im Himmel, der die Sperlinge nähret, auch mich in einem solchen Falle nicht verlassen noch versäumen würde. Aber das wäre mein Schmerz, weil ich das geistliche Amt gerade nicht um des Brodes willen erwählt habe, sondern aus Lust und Liebe dazu, und weil seit den fünfzehn Jahren, wo ich das Evangelium verkündige, meine ganze Seele sich an dieses Werk Gottes festgehängt hat; darum würde es freilich ein Riß in meine Seele seyn, von diesem meinem heiligen und theuren Amte mich zu trennen. Zwar glaube ich es allerdings nicht, daß ihr meine bisherige Lehre für eine falsche Lehre halten werdet; aber es darf darüber auch nicht der geringste Zweifel bleiben. Das Band zwischen einem christlichen Geistlichen und seiner Gemeinde ist viel zu wichtig und zu heilig, als daß es ohne das volleste Zutrauen mit Segen bestehen könnte. Dies muß also an den Tag kommen, ob ich bisher euer Zutrauen besessen habe, und ob ich es noch fernerhin besitzen könne; oder ob ihr meinen Glauben nicht für den ächtchristlichen haltet und darum kein Vertrauen auf mich setzen könnet. Dies muß und muß klar und deutlich an den Tag kommen, daß kein Zweifel übrig bleibt, wie es zwischen euch und mir steht. Damit es aber an den Tag komme, so bitte ich euch nun um Folgendes: Ich habe eine Liste angefertigt, und diese in den beiden Schulhäusern zu Ingenheim und zu Appenhofen aufgelegt, und bitte einen jeden protestantischen Bürger der beiden Gemeinden, durch seine Namensunterschrift auf diesen Listen zu erkennen zu geben, was seine Meinung über mich ist. Die Liste ist nämlich in der Mitte durch eine Linie unterschieden. Diejenigen, welche mich für rechtgläubig halten, wollen ihre Namen auf derjenigen Seite der Linie unterzeichnen, auf welcher es oben bemerkt ist; Diejenigen aber, welche mich für einen Irrlehrer halten sollten, mögen sich auf der entgegengesetzten Seite unterschreiben. Und das bitte ich euch zu thun, sobald ihr dies gelesen habt.

Das ist ein auffallender Schritt, geliebte Freunde! aber ich bin denselben sowohl euch, als auch mir selbst, meinem Gewissen und meiner Ehre schuldig. Ich bitte euch dringend, die Sache nicht leicht, sondern ernstlich zu nehmen. Denke keiner, was geht es mich an. Es geht euch Alle an. Diejenigen, welche mich für einen treuen Prediger des Evangeliums halten, sind es mir schuldig, daß sie mir, da ich so schwer angegriffen werde, dieses Zeugniß geben. Diejenigen aber, welche mich für einen Irrlehrer halten, sollen es bei dieser Gelegenheit nicht verhehlen, damit dann die Gemeinde einen anderen Verkündiger des Evangeliums bekomme. Denn ich gebe euch mein Wort: wofern es sich, wenn gleich wider mein Erwarten, bei dieser Gelegenheit herausstellen sollte, daß ich das Zutrauen meiner Gemeinde verloren hätte, so werde ich auf der Stelle mein Amt niederlegen und einem Anderen Platz machen. Stellt es sich jedoch heraus, und ich verhehle es nicht, daß ich es hoffe, daß meine Gemeinde im Glauben mit mir einig ist, so bin ich sehr weit davon entfernt mein Amt deßwegen niederzulegen, weil ein Paar junge Geistliche aus Unverstand diese Zumuthung an mich machen; nein, dann werde ich es mit doppelter Freudigkeit fortführen, und auch weitere Anfechtungen und Trübsale, die noch über mich ergehen könnten, mit getrostem Muthe tragen, und auf's neue bestärkt in der Überzeugung, daß das Band meines Amtes zwischen mir und euch im Namen Gottes geknüpft sei, werde ich auch mich dessen getrösten, noch fernerhin mit euch verbunden zu bleiben; denn was Gott zusammengefügt hat, das sollen Menschen nicht scheiden.

Ingenheim, am 10. Februar 1846.

Euer treuer Pfarrer

Friedrich Theodor Frantz.

Folgendes ist in klaren Worten, vollständig und ohne Rückhalt

mein Glaubensbekenntniß.

Es ist kein anderes, als welches Jesus Christus selbst eingesetzt hat. So wie ich nach seiner Stiftung getauft bin im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, so glaube ich

auch an Gott, den Vater und an Jesum Christum, Gottes Sohn und an den heiligen Geist.

Das verstehe ich aber so, wie ich gewiß bin, daß es auch Jesus Christus hat verstanden wissen wollen; nämlich:

I. Ich glaube an Gott, den Vater. Das heißt: ich glaube, daß es einen lebendigen, ewigen und allmächtigen Gott gibt, welcher alle Dinge erschaffen hat, welcher darum auch der Schöpfer ist von Allem, was Leben und Odem hat, welcher aber den Menschen nicht blos Schöpfer ist, sondern auch Vater, nicht blos darum, weil er sie geschaffen hat, sondern weil er sie auch geschaffen hat nach seinem Bilde (1 Mos. 1, 26; 9, 6. Sir. 17, 3. B. d. Weish. 2, 23. Jak. 3, 9); d. h. weil er uns von seinem eigenen, wahren, göttlichen Geist und Wesen einen Funken mitgetheilt hat, nämlich unsere vernünftige und unsterbliche Seele (1 Joh. 4, 13); weßhalb wir auch im wahren Sinne seines Geschlechtes (Ap. Gesch. 17, 28. 29) oder seine Kinder sind.

II. Ich glaube an Jesum Christum, Gottes Sohn. So wie alle Menschen darum Gottes Kinder heißen, weil sie alle einen Funken göttlichen Geistes empfangen haben, so heißt Jesus Christus darum Gottes Sohn, oder auch eingeborner Sohn, weil es Gottes Wohlgefallen war, daß er, wie kein anderer Mensch, von seinem Gottesgeiste nicht blos einen Funken, sondern die reichste Fülle empfangen hatte (Col. 1, 19; 2, 9). — So wie alle Menschen Gottes Kinder heißen, weil in ihnen irgend ein Schimmer des Bildes Gottes sich abspiegelt, so heißt darum Jesus Christus Gottes Sohn, weil in ihm sich das Bild Gottes unendlich vollkommener verklärte, als in irgend einem anderen Menschen, weßhalb er auch das Ebenbild Gottes und der Abglanz seines Wesens genannt wird (2 Cor. 4, 4. Col. 1, 15. Hebr. 1, 3). — So wie nun ferner zwar alle Menschen Gottes Kinder sind, so werden doch die guten und frommen Menschen in der Schrift Kinder Gottes in einem höheren Sinne genannt (Matth. 5, 9. Luc. 6, 35. Röm. 8, 14), weil sie den Willen ihres himmlischen Vaters thun, ihm gehorsam sind und dieser darum Wohlgefallen an ihnen hat. Und so heißt es denn auch in diesem Sinne von Christus „dieser ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“ (Matth. 3, 17),

weil er „keine Sünde gethan und kein Betrug in seinem Mund erfunden worden“ (1 Petr. 2, 22); und der Apostel Paulus bezeugt von Christus, „weil er gehorsam war bis zum Tod am Kreuze, darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist“ (Phil. 2, 9); dieser höchste Namen ist aber eben der Name „Sohn Gottes“.

Darum glaube ich in völliger Übereinstimmung mit der heiligen Schrift, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist.

Aber ebenso in völliger Übereinstimmung mit der heiligen Schrift glaube ich nicht, daß er Gott selbst ist, denn er selber sagt: „der Vater ist größer denn ich“ (Joh. 14, 28). Und obwohl er auch sagt: „ich und der Vater sind eins“ (Joh. 10, 30), so weiß ich doch, daß dies nicht von einer Gleichheit und Einerleiheit mit Gott zu verstehen ist, sondern von einer innigen Geistesgemeinschaft, da er selbst auch gleicher Weise von einem Einsseyn seiner Jünger mit ihm und mit Gott redet, wenn er sagt: „Auf daß sie Alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleichwie wir eins sind. Ich in ihnen und du in mir, auf daß sie vollkommen seien in Eines, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und liebest sie, gleichwie du mich liebest“ (Joh. 17, 21—23).

Außerdem sagt die Schrift von Christus, er sei „der Erstgeborene (Sohn Gottes) unter vielen Brüdern“ (Röm. 8, 29) und in gleichem Sinne nennt sie ihn den „Anfang der Creatur Gottes“. (Offenb. 3, 14 vergl. Col. 1, 15.)

III. Ich glaube an den heiligen Geist, unter welchem ich, mit der Schrift, nicht eine besondere Person in der Gottheit verstehe, sondern ganz einfach Gott den Heiligen selbst in seiner geheimen, unerforschlichen Wirksamkeit auf den Geist seiner Menschenkinder zum Zwecke ihrer Heiligung. Ich glaube ferner, mit der Schrift, daß ebendieser heilige Geist, welcher in höchster Fülle Jesu einwohnte, ihn zum Sohne Gottes gemacht hat (Matth. 12, 18. Ap. Gesch. 10, 38). Ich glaube ferner mit der Schrift, daß auch alle Menschen dieses heiligen Geistes nach irgend einem Maaße

(denn Gott gibt den Geist nicht nach gleichem Maaße Joh. 3, 34) theilhaftig werden können, und daß gerade das der Zweck der Sendung Jesu war, daß die Menschen des heiligen Geistes theilhaftig werden sollen (2 Cor. 1, 21, 22), weil ohne den Beistand des heiligen Geistes der Mensch aus eigener Kraft in seinen höchsten und wichtigsten geistlichen Angelegenheiten nichts vermag (Joh. 15, 5), sondern daß nur der Geist der Wahrheit es ist, welcher den Menschen erleuchten und in alle Wahrheit leiten kann (Joh. 14, 17; 16, 13), daß nur durch seine Einkehr das Menschenherz Lust und Kraft zum Guten empfängt (Röm. 8, 26; Phil. 2, 13), daß nur er der Tröster ist (Joh. 14, 16), durch welchen der Mensch der Gnade Gottes in Zeit und Ewigkeit gewiß und darum mit Friede und Freudigkeit erfüllt werden kann (Gal. 5, 22. Röm. 14, 17).

Hieran glaube ich fest und preise freudig und dankbar die heilsame Gnade Gottes, die in Jesu Christo allen Menschen dadurch erschienen ist (Tit. 2, 11), daß es Gottes Wohlgefallen war, daß in ihm alle Fülle dieses heiligen Geistes wohnen sollte (Col. 1, 19), damit wir durch ihn desselbigen Geistes theilhaftig werden und von seiner Fülle nehmen sollten Gnade um Gnade (Joh. 1, 16).

Dagegen halte ich es für unbiblisch und eitel thörichten Menschenwitz und Grübelei und Hirngespinnste, wenn Jemand sich vermessen will, weiter noch etwas mehr zu wissen von dem geheimnißvollen Wesen Gottes und von der Art und Weise jener Gemeinschaft Gottes mit seinem Sohne Jesus Christus.

Solches Alles glaube ich fest, nichts darunter und nichts darüber, und habe darnach bisher gepredigt und gelehrt, und will auf diesem Glauben leben und sterben. Amen.

12.
Ein Professor der Theologie für die pfälzische Kirche.

Durch Privatnachricht erfährt man von München, daß in Erlangen eine neue theologische Professur errichtet und mit einem der vereinigten Kirche angehörenden Individuum besetzt werden solle. Diese Kunde wird gewiß in der Pfalz mit Überraschung und Freude aufgenommen werden. Ist sie wieder doch einmal ein Zeichen, daß die Ansichten der pfälzischen Kirche berücksichtigt, ihre Wünsche, die schon so oft ausgesprochen wurden, erhört, daß der völligen Einseitigkeit des theologischen Studiums zu Erlangen ein Ende gemacht werden solle. Freilich ist mit diesem Zugeständniß noch nicht alle Beruhigung gehoben oder jeder Wunsch befriedigt. Es kommt darauf an, wie dieser Plan ausgeführt wird. Sollte die vereinigte Kirche wirklich zufriedengestellt seyn, wenn irgend eins ihrer Glieder zur Professur berufen würde? Denken Alle gleich? Sind nicht seit einer Reihe von Jahren fast nur in der Schule des Ultra-Lutherthums gebildete Theologen unter die diesseitige Geistlichkeit aufgenommen worden? Würde nicht durch die Berufung eines Solchen das Zugeständniß gänzlich eludirt? Oder wird sich unter den blos praktischen Theologen der Pfalz gerade ein Individuum finden, das den Ansprüchen, die an einen Professor der Theologie gemacht werden und gerade in Erlangen unter den obwaltenden Umständen in vorzüglichem Maaße an ihn gemacht werden müßten, zu genügen im Stände wäre? Den Wünschen der vereinigten Kirche wird gewiß nur dadurch einigermaßen entsprochen werden, wenn irgend ein rationaler Theologe von Ruf, aus welcher Kirche und welchem Theile Deutschlands er komme, in Erlangen und zwar mit reichlichem Gehalte angestellt wird. Ich sage mit Bedacht, einigermaßen entsprochen! Denn in der That wäre ja dann doch nur gar wenig geschehen. Oder könnte wohl ein Mann, auch der gelehrteste und fleißigste, alle Zweige der theologischen Wissenschaft umfassen und vortragen? Könnte er zu

gleicher Zeit Exegete, Historiker, Dogmatiker und Practiker seyn? Wären also die Studierenden, deren Geist einmal einer freieren Betrachtung und Behandlung der Theologie zuneigte, nicht immer in großem Nachtheil? Man werfe nicht ein: die vereinigte Kirche könne vermöge der Zahl ihrer Bekenner, die nur den vierten Theil der Protestanten Bayerns bildeten, keine stärkere Vertretung in der Facultät zu Erlangen ansprechen. Denn sind wohl schon die lutherischen Christen im jenseitigen Bayern gefragt worden, wie viele Rationale es unter ihnen gebe; wie viel Geistliche oder Laien alle Sätze des athanasianischen Symbolums ohne allen Vorbehalt unterschreiben; wie viele mitbehaupten, die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche seien das Nonplusultra-Product aller Bibel- und Religions-Kenntniß? Sollten wohl deren so Wenige seyn, die sich weigern würden, die Adresse der theologischen Facultät zu Erlangen an Dr. Hengstenberg mitzuunterzeichnen? Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung ist gar nicht zu bezweifeln und manche Anzeigen sprechen dafür, daß Tausende im jenseitigen Bayern ganz dieselben Wünsche hegen in Bezug auf die Einrichtung der Studien zu Erlangen, wie sie von unsrer Seite ausgesprochen werden. Man lasse nur einmal einen andern Geist von Oben walten, man besetze nicht mehr Consistorien, Decanate und selbst Seniorate ausschließlich mit unbedingten Anhängern der alten Orthodoxie, man verpöne nicht jeden freien vom Hergebrachten abweichenden Gedanken, man höre einmal auf im Festhalten am Historisch-Positiven gleichsam das einzige Kriterium der Würdigkeit und Tüchtigkeit jedes Geistlichen zu proclamiren und dazu unaufhörlich zu ermahnen und zu dringen, wie eben das k. Consistorium von Speyer in seinem kurzen Erlaß über die Synodal-Arbeiten pro 1843 wieder gethan hat — und es wird sich bald zeigen, ob man nicht selbst der Zahl nach berechtigt wäre, eine gleichmäßige Besetzung der theologischen Facultät wie mit supranaturalen Freunden der Stabilität so mit rationalen Freunden des Fortschritts zu begehren. Allein bedarf es überhaupt einer solchen Berechtigung? Fordert es nicht schon die Natur des menschlichen Geistes an sich, die Würde der Theologie und insbesondre die Ehre der protestantischen Kirche, die

eben nur in Behauptung und Vertheidigung des Rechtes der freien Forschung gegründet wurde und ohne sie und ihre Durchführung nimmermehr gegründet worden wäre? Wie, darf diese Kirche des Lichts und der Freiheit, diese ruhmwürdige Kämpferin gegen die Geistesknechtschaft, von sich selbst abfallen, darf sie jetzt, wo ihr Sieg entschiedener ist, als er je gewesen, vor der Prüfung und Forschung erschrecken, sich mit Inquisition und Strafgeboten, mit Acht und Bann schützen? Dürfen die Männer des Geistes mit fleischlichen Waffen kämpfen und die Wahrheit erhalten und zu erhalten meinen, indem sie keinen Andersdenkenden in ihrer Nähe dulden, und selbst das Ohr den Gründen derselben verschließen und ihre Schüler auffordern und drängen, sich vor Jenen wie vor dem tödtlichsten Gifte zu hüten? Das ist keine Weise, keine Einrichtung, die dem Geiste des Heilandes, dem Geiste Pauli und Luthers selbst, die überhaupt dem schwachen, unausgesetzt dem Irrthum unterworfenen, dem nur durch allseitige freie Forschung und durch gegenseitigen Austausch der Ergebnisse zur Wahrheit fortschreitenden Menschen angemessen wären. O möchten doch endlich die Gewalthaber, geistlicher und weltlicher Seits, die Lehren der Geschichte fassen und sich weder thörichten Befürchtungen des Untergangs aller Wahrheit noch eitlen Hoffnungen der steten Behauptung einer gewissen einmal ergriffenen Wahrheit hingeben!

M. Philipp.

Nachschrift des Herausgebers. Eine solche Professur sollte die vereinigte Kirche der Pfalz ohne Zweifel in Erlangen besitzen. Nur sind wir darin mit dem Herrn Einsender nicht einverstanden, 1) daß dieselbe auch durch einen der vereinigten Kirche nicht angehörigen Theologen besetzt werden dürfe und 2) daß dieser ein ausgezeichneter Gelehrter seyn müsse. — Wir sind vielmehr der Ansicht und guten Zuversicht, daß ein solcher Professor, welcher blos etwa praktische Exegese und rationale Dogmatik vorzutragen bräuchte, wenn er aus freier Wahl der pfälzischen Geistlichkeit hervorginge, der entgegengesetzten Richtung ein hinreichendes Gegengewicht seyn würde. Wo nicht, so müßte die Schwäche

in der Natur unserer Sache liegen. Wagt einmal diesen Geisteskampf, wenn ihr den Muth habt! — F.

13.
Die Schmähschrift des Pfarrers Schiller zu Herschberg.

Herr Pfarrverweser Dalläus zu Pirmasens und der oben Genannte haben dieser Tage „offene Sendschreiben" an mich im Druck erscheinen lassen, ohne jedoch so viel Lebensart zu haben, mir dieselben zuzuschicken. Das Sendschreiben des Ersteren, welches, abgesehen von einer noch stark durchblickenden Jugendlichkeit, wenigstens in ruhigem Tone geschrieben ist, werde ich später beantworten; gemeine Schmähschriften hingegen verdienen keine Antwort, und daß des Pfarrers Schiller „offener Brief" nichts weiter als ein solcher sei, wird aus folgender kleinen Collection von Schimpfwörtern und Lästerungen zur Genüge hervorgehen. Seite 1 „Die Wahrheit wird mit furchtbarer Frechheit gelästert". S. 2 „Nein, mein Lieber, gelogen ist's, und sei es aus Unverstand, was sie schreiben". S. 9 es werde von mir über die Zustände unserer Kirche „hohnlächelnd und schadenfroh abgeurtheilt". S. 9 „Gehen Sie und schämen Sie Sich vor Ihrer Gemeinde, vor Ihren Confirmanden, vor Ihren kleinsten Schulkindern, vor sich selbst". S. 10 „ein Dudeldum, das ein Generalmuster zu werden verspricht für künftige Katzenmusikanten. S. 11 „Pfaffe". S. 13 „Kraftgenie". S. 13 „euere zügellosen Operationen". S. 14 „Ihr Heren Großsprecher". S. 15 „die ihr eure vollkommenste Impotenz an dem Pranger stellet". S. 20 „ihr (Rationalisten) seid Götzendiener, deren Herz an den Götzen Geld, Pläsir und Profit hängt". S. 21 „Leute, die wider besser Wissen und Gewissen, ja zu wiederholten Malen schwören, und doch nicht, ja nicht einmal zum Schein, darnach thun . . . Solche gehören nach meiner Meinung vor die Assisen, aber auf keinen Predigtstuhl". S. 25 „Ignoranz und Anmaßung" — „bleiben Sie darum doch

hübsch ruhig, wenn Sie sich nicht ferner blamiren wollen". S. 25 „Die Lichtfreundlichkeit, diese freundliche Dulcinea Beelzebubs." S. 26 „Der Rationalismus . . . heuchelt in jeder Predigt und Christenlehre, wenn er nicht lügt und meineidig wird." S. 30 „Die Gemeinde zu Ingenheim hat sich alsdann die wahrhaft göttliche Comödie gefallen zu lassen (besonders im Fall einer Erledigung) jeden Sonntag eine andere Weisheit von der Kanzel herab zu vernehmen". S. 33 „Sie sind ein wahrer **advocatus diaboli**". S. 39 „Die dumm-perfide Exegese des Butenschön'schen Katechismus". S. 40 „unverschämt um nicht zu sagen bübisch". S. 41 „Renomisterei". **NB.** Auf eben derselben Seite sagt Hr. S. „denn es dünkt mich schier ohne dies etwas zu wenig, mit Ihnen allein anbinden zu sollen"; weßhalb er lieber mit der ganzen rationalistischen Geistlichkeit der Pfalz anbinden möchte; — „doch fürchte ich, Ihre Herren Collegen werden über Ihren Frevelmuth in's Fäustchen lachen und Sie im Stiche lassen, wenn's gilt; (denn) der Teufel ist ein Egoist" x. x. — — „Die Antwort gibt Mephistopheles: „Dies sind die Kleinen von den Meinen. Höre, wie zu Lust und Thaten altklug sie rathen!" — Zum Schluß eine gereimte Herausforderung an sämmtliche rationalistischen Geistlichen der Pfalz. — Wenn das keine **rabies theologica** ist, so hat es noch keine gegeben, und wenn solche Schmähungen sowohl gegen einen Einzelnen, als gegen einen großen Theil der gesammten Landesgeistlichkeit, namentlich aber eine so beispiellos freche Verunglimpfung eines von einer Generalsynode angenommenen, vom Könige sanctionirten und seit dreißig Jahren im Gebrauche stehenden Katechismus ungeahndet geschehen darf, dann ist es in der That bei uns weit gekommen. Wir glauben aber, daß sowohl die protestantische Geistlichkeit der Pfalz, als auch die protestantischen Gemeinden fordern dürfen, daß der Lästerer entweder eine öffentliche Abbitte leiste, oder dorthin zurückgeschickt werde, wo er hergekommen ist, und wo er hingehört; denn die vereinigte Kirche in der Pfalz kann keine Stocklutheraner zu Geistlichen brauchen, welche mit grimmigem Haß gegen ihre anderen Geistlichen erfüllt sind und Aufruhr stiften.

Und hier hat es sich wieder einmal recht klar gezeigt, von

welcher Seite her Haß, Hader und Aufregung in unsere pfälzische Kirche gebracht wird. Man hat das den Rationalisten schon tausendmal vorgeworfen. Aber es verhält sich damit gerade wie mit dem Wolf und dem Lamm in der Fabel, wo auch das Letztere, obgleich unterhalb am Bache stehend, das Wasser getrübt haben sollte. Wo haben die Rationalisten in der Pfalz jemals die orthodoxen Amtsbrüder verketzert und verdammt? Nein, das haben immer nur Jene gethan, und wenn dann Diese entrüstet sich dagegen erhoben, da hieß es dann immer: ihr seid Ruhestörer! Ich frage nochmals: Von welcher Seite her ist die Ruhestörung in der protestantischen Kirche der Pfalz ausgegangen?

An Herrn Schiller aber sei nur dies eine Wort gerichtet: Steht denn Ihrem Evangelium gar nichts davon, daß Jesus Christus den Seinen anbefohlen hat: „Richtet nicht und verdammet nicht!" — Oder sind etwa solche überfromme Leute, wie Sie, von diesem Gebote dispensirt? Oder glauben Sie etwa dadurch es abgethan zu haben, daß Sie im Eingang Gott anrufen, er möge Sie nach der Liebe reden lassen, sodann mich auch wirklich „Lieber und Liebster" nennen, um aber gleich darauf mit einer auf 42 Seiten fortschwellenden Fluth von Lästerungen über mich und Andere herzufallen. Wenn Sie ein solches Verfahren für eine Beobachtung des Christenthums halten, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich es vielmehr für eine Verspottung desselben halte.

Frantz.

14.
Nachträgliche Mittheilung zu Nr. 11. dieses Heftes.

Mit Dank und Preis gegen Gott schreibe ich diese Zeilen nieder. Der schwere Vorwurf, welchen wir rational gesinnte Geistliche so oft hören müssen: daß wir vor unserer Gemeinde heucheln müßten, wenn wir deren Vertrauen nicht einbüßen wollten, dieser Vorwurf ist, wie oben gemeldet, in jüngster Zeit mir persönlich gemacht und versucht worden, Mißtrauen gegen mich in meine Gemeinde zu werfen und zugleich auch die übrigen Gemeinden der

Pfalz mit ähnlichem Mißtrauen gegen ihre Geistlichen, welche einer gleichen Glaubensrichtung zugethan sind, zu erfüllen. Meiner Gemeinde gegenüber war ich es schuldig, sie zu einer entschiedenen Erklärung aufzufordern, ob ihr Vertrauen zu mir noch ferner bestehen könne oder wankend geworden sei. Die Gemeinde hat gesprochen. Sobald die oben (Nr. 11) erwähnte Liste aufgelegt war, wurde sie alsbald mit den Unterschriften der hiesigen Bürger bedeckt, welche dadurch auf das Entschiedenste zu erkennen gegeben haben, daß Einigkeit im Glauben zwischen der Gemeinde und ihrem Pfarrer bestehe. Zugleich ist mir von vielen Stimmen aus der Gemeinde ausgesprochen worden, daß man sich verpflichtet fühle, dem öffentlich geschehenen Angriff auch eine öffentliche Erklärung demnächst entgegenzustellen. — Dieser Anlaß hat es recht an das Licht gebracht, was für ein Glaubensbewußtseyn in unsern evangelischen Gemeinden in der Pfalz herrscht; denn ich bin gewiß, daß es damit, wie in der meinigen, so auch in fast allen übrigen sich verhalte, was auch von Tag zu Tag bestimmter an das Licht treten wird. So spreche ich denn zu den Gegnern — ohne Haß, aber mit freudiger Zuversicht: „Ihr gedachtet, es — vielleicht nicht böse, sondern gut zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen (nach *seinem* Sinn und nach *seinen* Wegen), wie es nun am Tage ist". Ja, es wird bald am Tage seyn, wer des Herrn Sinn wahrhaft erkannt hat und wahrhaft in seinem Sinne arbeitet und seine Wege fördert. — Noch gilt es Kampf, — möge er *christlich* geführt werden! — Die ächte Gotteswahrheit wird aber bald den Sieg gewinnen. Dann legen wir gerne, — ach, je eher, je lieber! — die Waffen nieder und kämpfen nicht mehr, sondern widmen dann all' unsere Kräfte blos dem Aufbauen des Reiches Gottes in Frieden. Heil unserer Zukunft! Heil unserer Kirche! Heil unserem Vaterland!

F.

Nachschrift.

Während dieses Heft zur Absendung ausgefertigt wird, bleibt mir noch so viel Zeit übrig, dieses Blatt mit der kurzen Nachricht einzufügen, daß heute gegen mich die Amtssuspension bis auf weitere Entscheidung ausgesprochen worden ist. Es hätte, noch in dem letzten Augenblicke vor dem Aussprechen derselben, bei mir gestanden dieselbe zu vermeiden, denn dies hing von der einzigen Bedingung ab, daß ich das von mir veröffentlichte „Glaubensbekenntniß" widerriefe. Dies konnte ich nicht. Nähere Mittheilungen später. Meine Gemeinde hat mir auch bei dieser Gelegenheit rührende Beweise der allgemeinen Anhänglichkeit gegeben.

Mögen meine Freunde getrost seyn, wie ich es bin. Ich habe ein gutes Gewissen. Gott sey Alles anheimgestellt.

Ingenheim, am 6. März 1846.

Fr. Th. Frantz.

Digitized by Google

15.

Ein ernstes Wort zur Beherzigung für die entschiedenen Gegner jedes religiös-kirchlichen Fortschrittes.

Kaum ist das erste Heft der Morgenröthe erschienen, worin Hr. Pfarrer Frantz in begeisterter und männlich-freimüthiger Weise die Gegenwart und Zukunft der christlichen Kirche bespricht, Gebrechen und Uebelstände unserer protestantischen Kirche rügt und einen Artikel über die Gottheit Christi ankündigt; und siehe! gleich sind mannigfache Gegner und Kämpfer gegen ihn aufgetreten, im Geheimen und Offenen. Dieselben kämpfen aber nicht immer mit den ehrlichsten Waffen gegen ihn und gegen das von ihm Ausgesprochene und Behauptete. — Hier zündet ein junger altbayerischer Candidat, der kaum ein halbes Jahr die Universität verlassen hat, ein Feuer an, und verbrennt unter feierlichen Verwünschungen die „unchristliche, gottlose und im höchsten Grade anstößige" Broschüre. Laut und öffentlich rühmt derselbe sich seiner Heldenthat und hat wiederholt die Drohung ausgesprochen, ein solches Schicksal wolle er auch den fernern „ketzerischen Heften von Frantz" bereiten. — Dort tritt ein anderer junger geharnischter Candidat auf und sucht auf eine mühsame aber nicht sonderlich scharfsinnige Weise den abentheuerlichen Beweis zu führen, der christl. Rationalismus bestehe in der vereinigten Kirche der Pfalz nicht zu Recht, und stellt zum Schlusse die höchst sonderbare, um nicht zu sagen, höchst intolerante Alternative auf: „Entweder legen Sie (nämlich Frantz) Ihr Amt und ich die mir durch meine Ordination befohlene Vollmacht nieder, oder Sie knieen mit mir dereinst vor dem einen Herrn und Heilande Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, hochgelobt in Ewigkeit." — Dort klagt ein anderer junger Theologe in öffentlicher Gesellschaft den armen Redacteur der Morgenröthe „unchristlicher Lieblosigkeit" an, weil er es gewagt, das größte Geheimniß der christlichen Religion durch seine „frivole" (?) Besprechung in einem öffentlichen, auch den Laien zugänglichen Blatte zu profaniren und dadurch manche ehrliche, aber einfältige Gemüther zu verwirren und um ihr schön-

stes Gut, um ihren innern Frieden zu bringen. — Dort soll sogar ein Anderer, — wie das Gerücht allgemein geht, — förmliche Anträge bei dem königl. Consistorium auf Entfernung des Hrn. Pfarrers Frantz vom Pfarramte, als eines unwürdigen und vom Glauben abgefallenen Dieners der Kirche, gestellt; — und ein Fünfter ihn bei der weltlichen Behörde als einen Solchen denuncirt haben, der durch seine leidenschaftliche Sprache aufreize, erbittere und den confessionellen Frieden störe!

O! wie wenig haben diese frommen Männer den Geist des großen Reformators Luther begriffen, auf den sie sich bei jeder Gelegenheit berufen! Denn wer wüßte nicht, wie dieser große Glaubensheld zu der Zeit, als Carlstadt mit seiner Partei in Wittenberg immer weiter um sich griff und Luthern immer kühner entgegentrat, jeden Eingriff der weltlichen Macht in Bezug auf Lehre und Predigt verwarf. „Was die Lehre betreffe, schreibt er den sächsischen Fürsten, so werde sich die mit der Zeit wohl finden. Jetzt sei das die Summa, gnädigste Herrn, daß Eure fürstlich Gnaden sollen nicht wehren dem Amte des Wortes. Man lasse sie getrost und frisch predigen, was sie können und wider wen sie wollen; denn, was ich gesagt habe: es müssen Secten seyn (1 Cor. 11, 19.) und das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen; daher auch die Evangelisten heißen Heerschaaren (Psalm 68, 12) und Christus ein Heerkönig in den Propheten. Ist der Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten und wohl bleiben. Ist unser recht, so wird er sich vor ihnen auch nicht, noch vor Jemand fürchten. Man lasse die Geister auf einander platzen und treffen. Werden Etliche indeß verführet: wohlan! so geht's nach rechtem Kriegeslauf. Wo ein Streit und Schlacht ist, da müssen Etliche fallen und verwundet werden; wer aber redlich ficht, wird gekrönt werden!" Welche herrliche Worte von Luther! — Wie stehen sie da als eine leuchtende Flammenschrift, welche den unchristlichen Eifer der jungen Theologen in unserer Zeit besänftigen und abkühlen sollte! Nicht für sich forderte der große Mann freie, ungehinderte Rede; er hatte sie und wer wollte ihm auch Schranken setzen? Für die er sprach, das waren seine schlimmsten Feinde. „Dachte er wie ein gewöhnlicher Mensch, so ruft hier

ein warmer Verehrer Luther's aus, so konnte er nichts mehr wünschen, als daß Carlstadt mit seinen Anhängern zum Schweigen gebracht würde; denn alles Unheil, das sie anrichteten, fiel auf sein Haupt und schärfte die Waffen der Römischen; ja man hört heute noch nicht auf, ihm den ganzen Bauernkrieg und alle Leiden Deutschlands aufzubürden, seine Bücher mordbrennerische Schriften zu taufen; aber Luther dachte nicht, wie ein gewöhnlicher Mensch. Er wußte, daß die Rechte des Herrn den Sieg behält, die Wahrheit keines Hüters bedarf und der allmächtige Gott nicht der Fürsten Arm nöthig hat, um sein Reich zu schützen!"

Jene frommen Männer, welche mit Feuer und Schwert und gehässiger Denunciation gegen eine ihnen mißliebige Broschüre und deren Verfasser auftreten, kennen wohl auch nicht, oder haben doch wenigstens noch nie recht beherziget die inhaltsschweren Worte des freimüthigen und freisinnigen Lessing in seinem Anti-Göze: „Wer, ehe er zu sammeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, dort einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde, der entsage doch gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von Ohngefähr zertrete, so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keins meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpf Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung? Oder lieber Tod und Bewegung?"

Eben so wenig haben auch jene frommen Männer, welche also gegen ein freimüthiges und in würdevoller Weise ausgesprochenes Wort auftreten und dessen Verfasser als einen Unchristen oder Verführer oder Unruhestifter von seinem Amte entfernt wissen wollen, bedacht, daß ein evangelischer Geistlicher in Hinsicht seiner schriftstellerischen Werke nicht an die Kirchenlehre gebunden werden darf. — Wie unsere Kirche der Anwendung des Grund-

satzes, daß Kirchenlehre und Schriftlehre als Menschliches und Göttliches zu unterscheiden sei, ihr Dasein zu verdanken hat, so hat sie auch in ihren Bekenntnißschriften diesen Grundsatz stets festgehalten und geltend gemacht. Die h. Schrift gilt ihr als einzige Quelle und höchste Richterin der christlichen Wahrheit; die symbolischen Bücher stellt sie dagegen nur als Erklärungen von der christlichen Wahrheit dar, welche ihr die richtigen schienen und die sie aus der h. Schrift hergeleitet haben. Die Symbole sind daher, sowohl nach ihrer Natur, als menschliche Erklärungen und Darstellungen der christlichen Wahrheit, als auch nach ihrer eigenen Erklärung nicht für ewige Zeiten gegeben, sondern nur für so lange, als die Kirche deren Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift anerkennt. Es wird damit zugleich die Perfectibilität der Kirchenlehre, welche von der richtigern Auslegung der h. Schrift und der vollkommnern Auffassung der christl. Wahrheit abhängt, anerkannt. — Wenn die evangelische Kirche nun aber schon allen ihren Mitgliedern die Gewissensfreiheit als das Recht zugestehet, die Kirchenlehre nach der Schrift zu prüfen und die Resultate ihrer Prüfung, auch wenn sie von jener abweichen, öffentlich bekannt zu machen; so kann sie dies auch ihren Lehrern nicht versagen; denn diese sind ja als Erklärer und Ausleger der heiligen Schrift zum Studium derselben durch ihr Amt verpflichtet; es ist ihnen die Pflege der theologischen Wissenschaft und damit zugleich die Fortbildung der Kirchenlehre übergeben. Dadurch aber wird die Kirchenlehre selbst ihrer Prüfung unterworfen; und wollte man den Lehrern dieses Prüfungsgeschäft verkümmern, so würden sie in einem Rechte gekränkt, das den Nichttheologen ohne Wiederrede zuerkannt wird. Dadurch würden aber auch die etwaigen Mängel und Irrthümer der Kirchenlehre nicht bekannt und die evangelische Kirche könnte sich nicht mehr fort und fort der christlich-idealen Kirche nähern.

Sollten für die Geistlichen nicht die Grund- und Hauptwahrheiten, sondern nur die Lehrbestimmungen, nämlich die Fassung und exegetische Begründung der Lehre, der freien wissenschaftlichen Fassung anheim fallen, dann müßte der größte Nachtheil für die Wissenschaft, wie für die Kirche eintreten, ein starrer Dogmatismus, wie

im 17. Jahrhundert, würde wieder kommen (wie er leider zum Theil bereits wieder gekommen ist); die evangelisch-protestantische Kirche würde damit ihr eigenthümliches Wesen aufgeben, ihre Rechtsbeständigkeit in Zweifel stellen und den großen Luther selbst als einen meineidigen Priester brandmarken, der bekanntlich ja auch Fundamentallehren der katholischen Kirche, d. i. solche, welche den eigenthümlichen Charakter derselben ausmachen, entschieden und männlich mit dem Worte Gottes bekämpfte!

Eben so wenig endlich haben jene frommen Männer, welche jede freimüthige und ihnen mißliebige Besprechung irgend eines Glaubenssatzes oder auch einer ganzen Glaubensrichtung auf jede Weise unterdrückt und dafür den status quo des 16. Jahrhunderts unverrückt festgehalten wissen wollen, bedacht, welch' einem eitlen und nichtigen Wahne sie huldigen! — O! jedes Zeitalter hat seinen eigenthümlichen Charakter, seinen eigenen Geist; er baut und schafft sich seine eigenen Formen, bricht die alten ein oder läßt sie leer stehen, zertrümmert sie auch oft mit Grimm und Zorn, wenn man ihn in letztern festhalten will. Das ist der Wechsel in der Geschichte der Menschheit; er ist unvermeidlich, wie das Schicksal; er macht sich geltend, trotz jedes Widerstandes, weil der Geist die Welt beherrscht. — Das wollen freilich diese Herren nicht einsehen; sie wollen nur stereotype Formen haben und dem Geiste unseres Geschlechtes und seiner Entwickelung Fesseln anlegen. Und ob dieses steifen Festhaltens an alten Zuständen und Formen nennen sie sich selbst mit großer Ruhmredigkeit die kirchlich Conservativen und suchen diesem Gedanken bei den weltlichen Obern und Fürsten dieser Welt große Geltung und Anerkennung zu verschaffen. „Nichts aber ist verkehrter, als diese Ansicht," ruft ein geistreicher Schriftsteller aus. „Die Zeit reift alles Gute, Edle, Vortreffliche; der Boden, auf dem es wächst, ist der menschliche Geist, der immer treibt, ist durch den Odem und Hauch des Lebens herangebildet und groß geworden; es gehört der Zeit an, weil es aus den in ihr lebenden Menschen kam. Auswüchse können entstehen, Abnormitäten, Abscesse; aber sie kommen nicht aus dem innern Wesen der Gesammtheit; sie sterben ab, verdorren, weil ihnen nach und nach der Nahrungssaft entzogen wird." Wer nun das Alte, was der menschliche

Geist hat fallen lassen, was er abgelegt hat, wie ein Kleid, dem er entwachsen, welches ihm zu eng geworden ist, beibehalten und geltend machen will, den neuen Entwickelungen zum Trotze, der ist kein Conservativer; er ist ein Destructiver; er zerstört die lebendige Gegenwart, dieses nothwendige Lebenselement, diese Mutter aller Bildungen, um die todte Vergangenheit wieder ins Leben zu drängen, daß sie über das Lebendige herrschen soll. Und doch sind alle Versuche dieser Conservativen vergeblich; die Zeit wächst ihnen wie ein Riese über die Köpfe, schiebt sie fort, erdrückt sie mit ihrem neuen Leben, oder zerschmettert die Kühnen, die den Lauf ihrer rollenden Räder aufhalten wollen. Die Geschichte ist in dieser Hinsicht auch ein Weltgericht!

Der Unterzeichnete kann nicht umhin, hier die schöne, aber auch wahre Fabel von J. H. Voß anzureihen:

Ein Kauz, in düstern Synagogen
Des Ober-Uhus auferzogen,
Kam früh, in grauer Dämmerung,
Zum König Adler hergeflogen.
„Treu" — krächzt er, — „treu der Huldigung,
Rüg' ich den gellenden Trompeter
Der unglücksschwangern Aufklärung,
Den Hahn, Dir König, als Verräther.
Wenn sanft Dein wohlbeherrschter Staat
Noch schläft und träumet und verdauet,
Und unser Lied, das wacht, erbauet:
Schnell kräht uns der Illuminat
Die Sonn empor, um aufzuklären,
Und Ruh' und Andacht uns zu stören.
Fink, Lerche, Schwalb' und Meis' empören
Gefild' und Wald in freien Chören;
Man kann sein eigen Wort nicht hören;
Die tolle Rotte singt gar Hohn
Der mystischen Religion,
Die wir in heil'gem Dunkel lehren:
Und, König, strafst Du nicht, so droh'n
Aufruhr und Hochverrath dem Thron!
Herr König, laß Dir doch gefallen,
(Wir Käuz' und Eulen fleh'n gesammt)
Dem Hahn und seinen Schreiern allen

Zum Bändiger im Censor-Amt
Den frommen Uhu zu bestallen."
Der Adler that, als hört er nicht
Und sah in's junge Morgenlicht!

Hierzu machte einst ein bekannter und freisinniger Theologe die geistreiche Anmerkung: „Der Adler würde nicht Adler gewesen sein, wenn er sein Ohr den Verläumdungen und Anschwärzungen eines trägen und herschsüchtigen Finsterlings geliehen hätte. Daß der alberne Kauz glaubte, die Sonne würde nie mehr aufgehen, wenn der Hahn nicht ferner rufen dürfe, das ist ihm wohl zu verzeihen, eben weil er ein alberner Kauz war. Allein wenn die theologischen Käuzlein und Uhu's hoffen, die neuere Literatur und überhaupt jede freiere Regung des Geistes durch ihr frömmelndes Klagegeschrei auszurotten; so müssen sie fürwahr jeden gefiederten Kauz an Kurzsichtigkeit noch übertreffen. Uebrigens ist es weiter nicht zu bedauern, daß der Fabeldichter nicht gesagt hat, ob der Kauz aus Geistesschwäche, oder aus Herrschsucht, oder aus Begierde sich höhern Orts bestens zu insinuiren, oder aus Liebe zur Trägheit so gesprochen habe, wie er sprach. Wir glauben, es fanden bei ihm alle Fälle zugleich statt."

Zum Schlusse möchte der Unterzeichnete dem ihm befreundeten Herausgeber der Morgenröthe zur Herzensstärkung noch einen schönen Lobgesang auf Gott recitiren:

Gott ist mein Licht! Verzage nicht, mein Herz,
In banger, dunkler Zeit.
Die Sonne sinkt, die Nacht bringt Furcht und Schmerz,
Mein Licht strahlt allezeit.
Es schimmert an dem Tag der Freuden,
Es leuchtet in die Nacht der Leiden,
Gott ist mein Licht!

Gott ist mein Heil! O Seele, fürchte nichts,
Dein Helfer ist getreu.
Er läßt dich nicht, sein Vaterwort verspricht's,
Er steht dir mächtig bei.
Er will mich bis ins Alter tragen,
Kein wahres Gut mir je versagen;
Gott ist mein Heil!

Sein ist die Kraft! Er spricht, und es geschieht,
Gebeut, — und es steht da;
Und wenn mein Blick noch keine Hoffnung sieht,
Ist schon die Rettung nah.
Wo schwache Menschen nichts vermögen,
Da kommt Gott stärkend uns entgegen,
Sein ist die Kraft!

Sein ist das Reich! Er herrscht im Weltgebiet
Mit Weisheit, Huld und Macht,
Die Sterne gehn, der Strom der Zeiten flieht,
Von seinem Blick bewacht.
Und Alles lenket er im Stillen
Zum Ziel nach seinem heil'gen Willen;
Sein ist das Reich!

Gott ist mein Schild! mein Schirm in der Gefahr,
Die Er nur wenden kann.
Er deckt mein Haupt, und ohn' ihn fällt kein Haar,
Er nimmt sich Aller an.
Ob Tausende, die mit mir wallen,
Zur Rechten oder Linken fallen,
Er ist mein Schild!

Gott ist mein Lohn! Drum geh' ich unverzagt
Die Bahn, die er mir zeigt;
Der Gang ist schwer, er wird mit Gott gewagt,
Der dort die Palme reicht.
Froh wird gekämpft, um Sieg gerungen,
Voll Muth der Widerstand bezwungen;
Gott ist mein Lohn!

Gott ist mein Preis! Er sei mein Lobgesang,
Er, deß ich ewig bin!
Der Herr ist groß und seines Ruhmes Klang
Tönt durch das Weltall hin.
Ich stimme mit den Erdgebornen
In's hohe Lied der Auserkornen:
Gott ist mein Preis!

Th—. im Februar 1846. L.

Dank, treuer Freund! Dein Wort ist mir tröstend in schweren Tagen gekommen; Dein schönes Lied hat mich erquickt. Ich will

es oft lesen; ich will es singen und spielen dem Herrn in meinem Herzen. Ja, Gott ist mein Licht, Gott ist mein Schild und mein Heil! Sein ist die Kraft; Sein ist das Reich! Und Sein Reich wird kommen durch Seine Kraft. Mit mir aber mache Er es, wie es Ihm wohlgefällt. Amen. F.

16.

Meine Amtssuspension.

Im vorigen Hefte habe ich noch in einer kurzen Nachschrift angezeigt, daß ich am 6. März von meinem Amte suspendirt worden sei, und versprochen, das Nähere darüber später zu melden, was ich jetzt um so mehr thue, weil mir sehr viel daran gelegen seyn muß, daß Jedermann wisse, was die Veranlassung dazu gewesen und auf welche Art ich mich dabei verhalten habe, damit ich von Niemanden unrichtig beurtheilt werden möge.

Herr Consistorialrath Dr. Rust zu Speyer hatte in einer, bei der Eröffnung der im vorigen Herbste stattgehabten Generalsynode gehaltenen und im Druck erschienenen Predigt ausgesprochen, daß Alle, welche nicht an die Gottheit Jesu glaubten, „Abtrünnige", d. h. also Unchristen seyen, „deren Namen in den vergänglichen Erdenstaub geschrieben würden, daß Gott ihrer nicht mehr gedenke," d. h. also, daß sie der ewigen Verdammniß verfallen seien. Da ich nun, so wie die allermeisten Geistlichen und Nichtgeistlichen unserer protestantischen Kirche in der Pfalz, nicht an die Gottheit Jesu glaube, wie ich dies auch in dieser Zeitschrift von Anfang an schon mehrfältig ausgesprochen habe, wogegen mir auch bisher keinerlei Vorwurf gemacht worden war, — so fühlte ich mich gedrungen, in meinem und aller Gleichgesinnten Namen, gegen jene auf einer protestantischen Kanzel, von einem protestantischen Kirchenoberen, in einer durch den Druck veröffentlichten Predigt gemachte Beschuldigung auch öffentlich und feierlich zu protestiren. Hiergegen wurde abermals von keiner Seite eine Einrede erhoben. Da es mir jedoch nothwendig schien auch zu zeigen, daß jene meine Protestation nicht etwa eine unberechtigte,

sondern eine sehr wohl berechtigte sei, so konnte dies nur dadurch geschehen, daß nachgewiesen wurde, daß in dem Buche, welches für die Protestanten überhaupt, namentlich aber für die Protestanten der vereinigten Kirche in der Pfalz, nach der ausdrücklichen Bestimmung ihrer Vereinigungsurkunde, einzig und allein Grund und Quelle des Glaubens ist, nämlich in der heiligen Schrift, die Lehre von der Gottheit Jesu entweder ganz bestimmt gar nicht enthalten, oder doch mindestens nicht klar und deutlich und unbezweifelbar darin ausgesprochen sei. Ich versuchte daher dies, und zwar nicht blos das Letztere, wiewohl es schon genug wäre, sondern auch das Erstere darzuthun in einem in den ersten Heften dieses Jahrgangs begonnen und noch fortzusetzenden Artikel unter der Ueberschrift „von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.“ Offenbar war es gerade dieser Artikel, welcher zwei junge Männer, Pfarrer Schiller zu Herschberg und Pfarrverweser Dalläus zu Pirmasens, veranlaßte einen „offenen Brief“ und ein „offenes Sendschreiben“ gegen mich drucken zu lassen. Man hatte dafür gesorgt, daß eine buchhändlerische Anzeige der beiden Schriftchen in dem Landauer Wochenblatte „der Eilbote“, welches in allen Häusern der Dorfgemeinden hiesiger Gegend gelesen wird, eingerückt wurde. Natürlich wurden meine Gemeindeglieder, da sie offene Briefe an ihren Pfarrer gerichtet sahen, neugierig; man ließ etliche kommen und diese machten von Haus zu Haus die Runde. Da nun namentlich der Schiller'sche offene Brief nicht nur mit den heftigsten Angriffen und Schmähungen gegen mich angefüllt war, sondern auch ganz besonders darauf ausging, mich als einen Irrlehrer und Verführer der Gemeinde darzustellen, so hätte ich zwar den beiden jungen Angreifern gegenüber dies ganz füglich mit Stillschweigen übergehen können, aber meiner Gemeinde gegenüber konnte ich nicht dazu schweigen. Ich wußte zwar, daß ich bisher das Zutrauen meiner Gemeinde besessen hatte, glaubte und hoffte auch, daß sie mich genugsam kennete, um mir dies Zutrauen nicht zu entziehen, indessen konnte ich doch nicht wissen, ob etwa wider Hoffen und Erwarten auf Manche oder gar auf Viele jene Verdächtigungen einen Eindruck gemacht, und die Gemeinde in ihrem Zutrauen zu mir und zu meiner Verkündigung des Evangeliums irre geworden seyn möchte.

Wäre dies nun der Fall gewesen, so hätten meine Grundsätze und mein Gefühl es mir nicht erlaubt, als Verkündiger des Evangeliums im Namen Jesu Christi vor Solchen aufzutreten, welche in ihrem Vertrauen gegen mich irre geworden wären und nicht wüßten, ob sie mein Lehren und Predigen im Namen Jesu Christi aufnehmen, oder als Truglehre verwerfen sollten. Ich fühlte mich daher unwiderstehlich gedrungen, es in's Klare zu bringen, ob das Vertrauen meiner Gemeinde zu mir noch fest stehe oder wankend geworden sei. Ich legte daher in den Schulhäusern der beiden Gemeinden Jugenheim und Appenhofen eine Liste auf, mit der Aufforderung, daß Diejenigen, welche mich noch immer als einen treuen Verkündiger des Evangeliums ansähen, auf der einen, Jene dagegen, welche mich, nach den geschehenen Verdächtigungen für einen Irrlehrer hielten, auf der anderen Seite unterzeichnen möchten. Da der Angriff gegen mich besonders darum geschehen war, weil ich den Glauben an die Gottheit Jesu verworfen hatte, so mußte ich nun, wenn meine Gemeinde meine Ansicht über die Person Jesu Christi klar und deutlich verstehen sollte, mich zuvor hierüber erklären; ich that dies in einer kleinen gedruckten Zuschrift, worin ich mein Glaubensbekenntniß klar und unumwunden aussprach.

Dieses „Glaubensbekenntniß" (abgedruckt im Märzheft) bezog sich nun, wie augenscheinlich aus demselben und aus dem ganzen Stand der Sache hervorgeht, nicht auf alle Punkte des christlichen Glaubens, sondern nur auf einen Hauptpunkt, nämlich gerade nur auf den, wegen dessen ich angegriffen war, nämlich auf meine Ansicht von der Person Jesu Christi, dargestellt nach jenen drei Haupt- und Fundamental-Lehren des christlichen Glaubens, welche Christus selbst als Taufsymbolum eingesetzt hat. Es zeigte sich nun auf die entschiedenste Weise, daß meine Gemeinde um dieser meiner Glaubensansicht willen ihr Vertrauen zu mir keineswegs verloren habe, sondern vielmehr ganz gleicher Ansicht mit mir sei, indem die Liste zu Jugenheim in wenigen Stunden mit **122**, die zu Appenhofen mit **42** Unterschriften bedeckt wurde. In ersterem Orte wurde sie von **12**, in letzterem von **13** Personen nicht unterschrieben, jedoch keineswegs aus Mangel an Vertrauen in meine Lehrweise oder aus abweichender Glaubensansicht, sondern aus anderweitigen, verschie-

denen, ganz fremdartigen Ursachen; von Einigen aus noch fortdauernder Verdrießlichkeit wegen früher von mir gehandhabter amtlicher Strenge, z. B. wegen Zurückstellung unreifer Kinder von der Confirmation, wegen kirchlicher Sittenzucht, von Anderen aus Familienrücksichten, von Anderen aus Furcht vor möglicher Weise erwachsenden Ungelegenheiten. **Nur ein einziger,** sonst ganz achtbarer, aber schon seit längerer Zeit an auswärtigen Conventikeln theilnehmender junger Mann gab seine Nichtübereinstimmung mit meiner Glaubensansicht zu erkennen. Sonach hatte es sich gezeigt, daß ich das Vertrauen meiner Gemeinde auch nach meiner alleroffensten Glaubensdarlegung keineswegs verloren hatte, sondern daß diese in ihrer Gesammtheit ganz mit mir einverstanden war. Und wollte man einmal versuchen, es in allen protestantischen Gemeinden der Pfalz zu einer ähnlichen Entscheidung zu bringen, wie hier geschehen, so bin ich gewiß, es würde sich zeigen, daß fast alle Gemeinden, mit ganz wenigen Ausnahmen, sich ganz zu der nämlichen Glaubensansicht bekennen würden, wie es die hiesige gethan. Außerdem fühlten sich 44 hiesige Bürger gedrungen, dem öffentlich gegen mich geschehenen Angriff auch eine öffentliche Erklärung entgegenzustellen. Man bat mich, diese aufzusetzen, da ich dies aber für unpassend hielt, so thaten es mehrere wohlunterrichtete hiesige Bürger selbst. In dieser Erklärung sprachen sie aus, daß die Gemeinde die gegen mich gerichtete Angriffe mit Unwillen aufgenommen habe, dadurch aber nicht an mir irre geworden sei, sondern vielmehr meine Glaubensansicht so sehr als die wahrhaft evangelische erkenne, daß sie niemals eine andere in ihrer Kirche gepredigt hören möchte. Diese Erklärung sollte in mehrere pfälzische öffentliche Blätter eingerückt werden, wurde jedoch von der Censur nicht zugelassen. Inzwischen war der k. Dekan von Bergzabern beauftragt worden, diese Vorgänge näher zu untersuchen. Samstags, den 28. Februar erschien derselbe dahier, um mich und das Presbyterium darüber zu vernehmen, was für ein Verfahren bei dem Auflegen und Unterschreiben der erwähnten „Vertrauenslisten“ beobachtet worden sei, und er überzeugte sich, daß es dabei auf die einfachste, aufrichtigste Weise zugegangen und keinerlei Bitten oder Drängen oder sonstige geheime Mittel angewendet worden seien.

Darauf wurden auch alle Bürger, welche unterzeichnet hatten, auf das Gemeindehaus beschieden. Herr Dekan Frölich wollte auch dieses Verhör in meiner Gegenwart vornehmen, was ich jedoch ablehnte, um den Schein zu vermeiden, als wollte ich etwa durch meine Anwesenheit einen Einfluß auf die vorgeforderten Bürger ausüben. Indeß auch dort wurde dem Herrn Dekan einstimmig erklärt, daß sie ganz und gar freiwillig und aus eigenem Antrieb die fraglichen Listen unterschrieben hätten. Auf den Einwurf des Herrn Dekans, daß aber doch die von mir ausgesprochene Ansicht von der Kirchenlehre abweiche, erklärten sie, daß sie dieser Meinung durchaus nicht seien, und als der Herr Dekan mehrere Bibelstellen anführte, woraus erhelle, daß die Bibel Jesum als Gott darstelle, entgegneten sie ihm, daß sie wohl wüßten, was der wahre Sinn dieser biblischen Aussprüche sei, indem die Bibel in vielen anderen Stellen (die sie zum Theil aus dem Gedächtniß anführten) klar und deutlich das Gegentheil sage, und wieder aus anderen Stellen auch hervorgehe, wie jene Stellen zu verstehen seien, welche nach dem Anschein des buchstäblichen Wortlautes etwa auf die Gottheit Jesu gedeutet werden könnten. Dieses alles sprachen diese Bürger ganz aus ihrem eigenen unbefangenen Verstande; denn niemals habe ich weder in meinen Predigten solche Streitpunkte des Glaubens zur Sprache gebracht, noch auch sonst mit meinen Gemeindeglieder früher davon geredet. Aber der Glaube an die Gottheit Jesu ist in dem Bewußtseyn der Protestanten, vorab in der Pfalz, schon längst nicht mehr vorhanden. — Da an jenem Tage die meisten Leute auf dem Felde waren, so erschienen auf dem Gemeindehause nur etwa 70 Personen. Nachdem diese unterzeichnet hatten, kamen noch andere nach, welche jedoch von dem Herrn Dekan nicht mehr zur Unterschrift zugelassen wurden, weil die Verhandlungen bereits geschlossen seien. Unter diesen befanden sich auch Mehrere, welche sich bei dem Unterschreiben der von mir aufgelegten Liste nicht einmal betheiligt hatten, die aber nun auch unterzeichnen wollten, da sie sahen, daß die Sache für mich eine ernste Wendung zu nehmen beginne. Dies verdient wohl bemerkt zu werden; so wie auch, daß Einige gleich anfangs bei dem Auflegen meiner Liste gegen ihre Mitbürger geäußert hatten, sie selbst würden sich der Unterzeichnung

aus persönlichen Rücksichten enthalten, aber für einen Irrlehrer hielten sie den Pfarrer Frantz nicht, und die Anderen sollten die Liste unterzeichnen. — Nachdem der Herr Dekan von dem Gemeindehause in meine Wohnung zurückgekehrt war, kam bald ein Bürger nach und meldete, daß inzwischen noch Mehrere sich eingefunden hätten, welche ebenfalls zu unterzeichnen begehrten, und in deren Namen, wenn dies nicht seyn könnte, er um eine Abschrift des errichteten Protokolls bitte, um dies nachträglich zu unterzeichnen. Da auch dies abgelehnt wurde, so setzten jene Bürger an demselben Abend eine kurze Erklärung im Sinne der übrigen auf, welche sie des anderen Tages in aller Frühe dem Herrn Dekan mit **45** weiteren Unterschriften nach Bergzabern überbrachten. — Montags fand in meiner Abwesenheit auf dem Filiale eine gleiche Abhör durch den Herrn Dekan statt, welche, wie ich höre, das nämliche Resultat ergeben hat.

Am folgenden Freitag, den **6**. März, erschien nun hier als Commissär des k. Consistoriums Herr Consistorialrath **Dr.** Schülein, begleitet von dem k. Dekane, dem Senior und einem benachbarten Pfarrer aus dem Dekanate Landau. Zugleich brachte derselbe einen ordinirten Candidaten, Herrn Welker aus Speier mit, welcher, falls die Verhängung der Suspension gegen mich nöthig befunden würde, sogleich als Pfarrverweser hier gelassen werden sollte. Die Suspension aber sollte nach dem Beschlusse des k. Consistoriums in dem Falle ausgesprochen werden, wenn ich gewisse mir vorzulegende, von dem k. Consistorium selbst bestimmt formulirte Fragen nicht befriedigend beantworten würde. Diese Fragen lauteten ohngefähr (denn ich besitze keine Abschrift) so: 1) „Ob ich das von mir veröffentlichte und meiner Gemeinde zur Unterschrift vorgelegte Glaubensbekenntniß dem durch die Vereinigungsurkunde für die protestantische Kirche der Pfalz angenommenen apostolischen Glaubensbekenntniß habe substituiren und dadurch dieses habe verdrängen wollen?" — Ich antwortete: „Nein; indem ich durchaus nicht gemeint gewesen sei, ein neues Glaubensbekenntniß in dem Sinne eines „Symbolums" aufzustellen, sondern nur eine Erklärung über meine Auffassung desjenigen Punktes in dem allgemeingültigen christlichen Glaubensbekenntniß zu geben, bezüglich dessen ich öffentlich angegriffen und

der Irrlehre beschuldigt worden sei. „Mein Glaubensbekenntniß“ habe ich es aber nur in dem Sinne genannt, als ich damit meinen Glauben gerade in Ansehung dieses einen Punktes habe bekennen wollen.“ Der Herr Consistorialcommissär erklärte, daß nach seiner Instruction blos ein einfaches Ja oder Nein ohne Beisatz zu Protokoll genommen werden dürfe, womit ich mich auch zufrieden gab. Die folgende Frage 2) lautete ohngefähr: „Ob ich das apostolische Glaubensbekenntniß ganz und ungetheilt annehmen und nach demselben lehren und predigen wolle?“ Ich antwortete: „Ja; jedoch müsse ich, um gewissenhaft zu seyn, hinzufügen, daß ich einige Punkte in demselben nicht so auffasse, wie sie von manchen Anderen aufgefaßt würden, wohl auch früher ziemlich allgemein aufgefaßt worden seien, sondern vielmehr so, wie ich dieselben nach meiner auf die heilige Schrift selbst gegründeten, gewissenhaften Ueberzeugung verstehen müsse.“ — Hierauf bemerkte der Herr Consistorialcommissär: auch hier müsse es bei dem einfachen Ja bewenden ohne weiteren Zusatz, welcher aber auch ganz überflüssig sei, da sich derselbe nach dem in der protestantischen Kirche, namentlich in der vereinigten Kirche der Pfalz geltenden Grundsatz der evangelischen Glaubensfreiheit von selbst verstehe. Die letzte Frage lautete 3) etwa: „Ob ich demnach das apostolische Symbolum, wie es in der Vereinigungsurkunde und in dem Katechismus abgedruckt sei, ganz allein annehmen wolle, mit Verwerfung aller sonstigen Glaubensbekenntnisse, auch des von mir veröffentlichten?“ Ich antwortete: dies könne ich unmöglich, denn ich sei überzeugt, daß das letztere dem erstern durchaus keineswegs widerspreche, vielmehr nichts anderes sei, als nur die Erklärung der Hauptpunkte in demselben, wie dies schon aus den vielen beigefügten Schriftstellen hervorgehe. Hierauf wurde entgegnet: Dies sei auch der Sinn der Frage gar nicht, vielmehr gehe die Forderung jener Verwerfung von der Voraussetzung aus, daß ich „mein Glaubensbekenntniß“ dem apostolischen habe unterschieben und jenes dadurch habe verdrängen wollen, da ich nun dies bestimmt verneint habe, so könne ich demnach auch auf die geforderte Verwerfung eingehen. Hierauf gab ich folgende Erklärung zu Protokoll (d. h. dem Sinne nach, da ich die Worte nicht mehr auswendig weiß): „Da ich gar nicht daran gedacht, mein

Glaubensbekenntniß an die Stelle des apostolischen zu setzen und gleichsam öffentlich einzuführen, sondern dasselbe nur als eine, durch die öffentlich gegen mich gerichteten Verdächtigungen nothgedrungen, meiner beunruhigten Gemeinde gegebene, aufrichtige Erklärung meiner Auffassung der Hauptpunkte des christlichen Glaubensbekenntnisses verfaßt habe: so könne und wolle ich es wohl in dem vorausgesetzten, mir ganz fremden Sinne, verwerfen; was jedoch den Inhalt desselben selbst anbelange, so müsse ich es, als nach meiner Ueberzeugung von dem apostolischen keineswegs abweichend, sondern vielmehr übereinstimmend und es nur näher erklärend, noch immer als wahr anerkennen." — Hierauf richtete der Herr Consistorialcommissär an die beigegebenen drei Geistlichen die Frage: ob diese meine Erklärung den in dem Commissorium gestellten Anforderungen entsprechend, nämlich ob sie „klar und deutlich, bestimmt und ohne Rückhalt" sei. Dies wurde von einer Stimme bejaht, von einer verneint, und von der dritten, nach mehreren schwankenden Aeußerungen, dahin beantwortet; daß sie „nicht bestimmt genug" sei. Sonach mußte nun, dem Commissorium gemäß, die Suspension gegen mich ausgesprochen werden.

Dies war der Verlauf der Sache, durch deren einfache und wahrheitsgetreue Erzählung ich wenigstens hoffe, Jedermann, sowohl meine Freunde als meine Gegner überzeugt zu haben, daß ich mich aufrichtig, ehrlich und unzweideutig dabei benommen habe. Außerdem bin ich aber auch dem Herrn Consistorialcommissär Dr. Schülein schuldig, zu bekennen, daß derselbe mich persönlich mit aller bei einem solchen Falle möglichen Milde und Humanität behandelt hat.

Die Verhandlungen waren erst Abends um 7 Uhr beendigt. Die ganze Gemeinde, in welcher sich schnell die Kunde verbreitet hatte, war während des Vorgangs in großer Aufregung. In verschiedenen Häusern versammelt, warteten die Bürger auf den Ausgang, und als dieser bekannt geworden, und ich nun wieder in meinem Hause mit dem mir gesetzten Pfarrverweser allein war, kam sogleich eine Anzahl der Bürger, um mir ihre fortwährende innige Theilnahme auszudrücken, was mir in dieser schweren Stunde großen Trost gewährte. Schon am folgenden Tage wurde eine mit 130 Unterschriften versehene Eingabe an das kgl. Consistorium ge-

richtet, worin die Gemeinde wiederholt ihr Zutrauen zu mir und ihre vollkommene Glaubensübereinstimmung mit mir ausdrückte und die Bitte aussprach, daß meine Suspension so bald als möglich aufgehoben werden möchte. — Seitdem empfange ich fortwährend von meiner Gemeinde die rührendsten Beweise der Liebe. Vor einigen Tagen verbreitete sich plötzlich das Gerücht, meine Suspension sei wieder aufgehoben, und es kamen Einige, um mir zu sagen, welche Freude darüber bei Jung und Alt im ganzen Dorfe sei, und um aus meinem Munde die Bestätigung der guten Nachricht zu vernehmen. Leider mußte ich ihnen sagen, daß es ein ganz ungegründetes Gerücht sei. — Es wäre hart für mich, ein Amt, an welchem meine Seele hängt, zu verlieren; es wäre sehr hart, von einer Gemeinde getrennt zu werden, welche mir so viele Beweise gegeben hat, daß sie im Glauben und in der Liebe mit mir verbunden ist. Eben darum halte ich auch noch an der Hoffnung fest, daß Gott es so lenken werde, daß dieses wahrhaftig im Namen Gottes und Jesu Christi zwischen meiner Gemeinde und mir bestehende Band nicht werde zerrissen werden. Doch wie es auch kommen möge; ich habe nach meinem Gewissen gehandelt, ich habe der Wahrheit die Ehre gegeben. Gott kennt mich; Ihm sei es anheimgestellt; Sein Wille geschehe! Amen.

Frantz.

Nachschrift. Nachdem dies geschrieben war, kommt mir ein schon vor meiner Suspension (unterm 2. März) erlassenes Consistorialrescript zu Gesicht „die von Pfarrer Frantz zu Ingenheim unternommenen Angriffe gegen die unirte protestantisch-evangelisch-christliche Kirche betreffend," welches als gedrucktes Circular an alle Pfarrämter der Pfalz ergangen ist und mehrfältige Beschuldigungen, namentlich die des Abfalles von der unirten Kirche und der Sectenstiftung enthält, welche durchaus irrig sind, wie man sich aus meinem vorstehenden Berichte schon überzeugen wird. Ich werde jedoch das Irrige aller jener Beschuldigungen im nächsten Hefte klar nachweisen.

F.

17.

Bemerkungen zu der Schrift:

Diplomatische Geschichte des Stifts des hl. Philipp zu Zell in der Pfalz. Eine historische Monographie von J. G. Lehmann, protestantischem Pfarrer zu Kerzenheim in der Pfalz. Herausgegeben von dem histor. Vereine der Pfalz. Speier 1845.

So gern wir einem Landpfarrer begegnen, der seine Muse literarischen Arbeiten widmet, sei es auch, daß er sich zunächst nicht mit Gegenständen seines eigentlichen Fachs, sondern wie Hr. Pfarrer Lehmann mit histor. Forschungen beschäftigt, und so angenehme Erscheinungen dessen frühere geschichtliche Schriften waren, so sehr unangenehm hat uns doch diese vorliegende Monographie berührt und so sehr möchten wir wünschen, daß sie, zur Ehre des Hrn. Pfr. Lehmann selbst, wenigstens in dieser Gestalt nicht an's Licht getreten wäre. Wir wollen nicht den eigentlich höchst magern geschichtlichen Gehalt der Abhandlung in Anspruch nehmen, da der Verfasser wahrscheinlich aus Mangel an urkundlichen Nachrichten mehr zu bieten außer Stande war; nur hätte er eben deßhalb auch die Sache nicht wichtiger machen sollen, als sie wirklich ist, wie er in der ersten Zeile doch sagt: Das ehemalige Stift Cell, dessen in mancher Hinsicht merkwürdige Geschichte ꝛc. — denn, hat man die Monographie gelesen, so zeigt sich, daß das Stift durchaus keine merkwürdige, ja eigentlich gar keine Geschichte hat. Doch dies mag auf sich beruhen. Die Punkte, welche wir uns zuu besprechen gedrungen fühlen, sind folgende zwei.

1) Es ist der gänzlich römische, mönchisch übergläubige Ton, worin der protestantische Pfarrer von dem Leben des Einsiedlers Philipp spricht und namentlich dessen angebliche Wunder erzählt und darstellt. Hören wir!

Im §. 2 schon wird Philipp ein Heiliger, ein Mann und Liebling Gottes genannt, der sich durch seine früher dahier verrichtete Wunder ꝛc. ein Denkmal gestiftet hat. Von den Stiftsherrn und und Vicaren heißt es: welche unablässig zum Seelenheil der Gläubigen dem hl. Philipp in Cell dienten.

§. 4 Philipp — zog nach Rom, in die Stadt des hl. Apostelfürsten Petrus.

Ferner: Solche große Verdienste ließ Gott nicht unbekannt und unbelohnt, sondern er verherrlichte seinen treuen Diener durch wundervolle Thaten und merkwürdige Begebenheiten und zeichnete ihn dadurch, als seinen Liebling, vor andern aus. — Waldvögel flogen in seine Zelle und holten Futter aus seiner Hand; Hasen sprangen herbei, leckten seine Füße und er entließ sie liebkosend. Die heimlichen Thaten ehrloser Diebe wurden durch den Heiligen entdeckt und diese liebevoll entlassen; eine Menge Schwacher, Kranker, Gelähmter, Blinder wurden sowohl bei seinen Lebzeiten, als auch nachher bei seinem Grabe auf wundervolle Art geheilt. Eines seiner hauptsächlichsten Wunder, das zugleich die Veranlassung zur spätern Errichtung der Bruderschaft des heil. Beichtigers Philipp zu Cell wurde, werden wir jedoch am gehörigen Orte ausführlich gedenken.

Einige Zeilen weiter fragt er: Darf es uns befremden, daß am Grabe dieses Gottgeweiheten Wunder geschahen?

Dann erzählt er, obigem Versprechen gemäß, (§. 10, S. 19), wie ein fränkischer Großer, der lange mit dem Heiligen in frommer Verbindung stand und sich vor jedem Kriegszug von ihm segnen ließ, endlich in derselben Absicht kommend den Heiligen todt auf der Bahre fand, und wie dieser, auf die Bitten des Kriegers, sich belebte, erhob, ihn anredete, segnete und sich dann wieder niederlegte und in das schon bereitete Grab getragen wurde.

Dies erzählt der Verfasser, in 25 Quartzeilen, höchst ernsthaft, und fährt dann fort: Auf diese Begebenheit rc.!

Glauben die Leser zu wachen oder zu träumen? Meinen sie einen protestantischen Historiker des 19. Jahrhunderts zu hören oder einen predigenden Mönch früherer Tage, der den Ordensheiligen, es koste was es wolle, bis in den dritten Himmel erhebt? Schämen sie sich nicht eines solchen protestantischen Geistlichen, wenn er dies im Ernste schreibt; und schämen sie sich seiner nicht wiederum, wenn er dergleichen nur in angenommenem Ernste spottend vorgebracht und es gewagt haben sollte, solche Schrift einem großentheils aus Katholiken bestehenden Vereine vorzulegen? Soll das etwa Toleranz

heißen? oder historische Treue, indem man die Geschichte der Heiligen rundweg abschreibt und als urkundliche Wahrheit zum Besten gibt? Gar mancherlei Gedanken wollen sich bei solcher Geschichtschreibung unwillkührlich Luft machen — wir unterdrücken sie und überlassen einem Jeglichen selbst seine Glossen hinzuzufügen. Nur die eine Frage mag hier stehen: ob wohl mit dem Tone dieser Monographie die vor kurzem in das Land ergangene Empfehlung von desselben Lehmanns Geschichte der Pfalz zur Einführung in die Schulen — zusammenhängt?

Nachgelesen mag noch werden, wie der Verf. mit großer Wichtigkeit S. 2—5 von den verschiedenen Altären der Kirche; S. 20 u. 21 von der Bruderschraft des Heiligen spricht und S. 13 ausdrücklich sagt: Unser Stift war auch mit guten Privilegien und herrlichen Ablässen reichlich gesegnet!! Fürchtete der protestantische Pfarrer nicht, daß der Geist Luthers um dieser Worte willen irgend einen handfesten Kerzenheimer zu seiner thätlichen Züchtigung erwecken möge?

2. Durch die zweite Bemerkung, welche wir machen wollen, erscheint Hr. Lehmann in nicht weniger trübem Lichte, wir beklagen es, als bei dem ersten Punkte.

Der Verfasser hat nämlich zwar als Quellen seiner Zusammenstellung eine Menge von Urkunden, die Geschichte der Heiligen u. s. w. unter dem Text genannt, aber ganz und gar vergessen, einer tüchtigen Vorarbeit über seinen Gegenstand aus früherer Zeit auch nur mit einem Wörtchen zu erwähnen. Diese heißt: **S. Philippus Celleusis in palatinatu ad Rhenum cultu olim celebris, hodie ferme ignotus, sed oblivione ereptus,** *) von einem jungen kathol. Theologen zu Heidelberg, J. Jakob Kämmerer aus Wollmesheim, 1780. Sollte Hr. Lehmann dieselbe nicht gekannt haben? dann hätte er sich für seine Arbeit sehr nachlässig umgesehen. Aber er hat sie gekannt, der Beweis dafür ist nur allzuleicht zu führen — er hat Vieles aus jener Schrift wörtlich übersetzt.

3. B. Lehmann sagt S. 8. Entweder war die von Abt Albert

---

*) Der hl. Philipp von Cell in der Rheinpfalz, einst hoch verehrt, heute beinahe unbekannt, nun aber der Vergessenheit entrissen.

erbaute Kirche in Cell baufällig oder ihr Raum konnte die dahinströmenden Gläubigen nicht fassen, denn ums Jahr 1329 mußte sie neu aufgeführt werden. Da aber die Kosten dieses Baues die Kräfte des Stiftes bei weitem überstiegen und derselbe ohne milde Beiträge nicht vollendet werden konnte, so schrieb deßwegen der Bischof Walram von Speier ꝛc.

Kämmerer sagt §. 11: Aber nicht lange stand dies Gebäude. Denn wir lesen, daß schon zu Anfang des folgenden 14. Jahrhunderts ein Neues angefangen worden sey, entweder weil der enge Raum das herzuströmende Volk nicht faßte, oder weil aus andrer Ursache ein neuer Bau nöthig war. Da aber die Kosten des begonnenen Werks die Kräfte der Cellischen Schatzkammer überstiegen, so wurde die Liebe der benachbarten Christen zur Hülfe angesprochen. Man hat noch das Einladungsschreiben des Bischofs Walram von Speier ꝛc.

Dann werden die bewilligten Ablässe von K. kurz angeführt, von L. aber mit Vorliebe ausführlich aufgezählt.

Was L. von der Bruderschaft S. 19 — 21 weitläufig gibt, sagt K. §. 12 in Kürze; ebenso §. 14 von den Schenkungen. Von der Aufhebung des Stiftes spricht Lehmann im §. 12 ohngefähr wie K. §. 15.

Die stärkste Uebereinstimmung ergibt sich aber, wo von dem Heiligen selbst und seinen Wundern gesprochen wird. Was L. S. 5, §. 4 sagt: Der selige Philipp war festen Sinnes ꝛc. — das ist vom ersten bis letzten Worte bei K. S. 26 oben von der dritten Zeile an zu lesen.

Das von L. hervorgehobene Hauptwunder S. 19 und 20 gibt K. S. 27 mit denselben Worten. Von den übrigen Wundern gibt K. ausführliche Nachricht in 14 Paragraphen, L. macht nur einige namhaft, was uns in der That sehr wundert — es wäre ein leichtes Mittel gewesen die Abhandlung noch um einige Blätter zu erweitern.

Nur einmal scheint dem aufmerksamen Uebersetzer etwas entgangen zu seyn. Hr. Lehmann sagt nämlich §. 4: Philipp wurde endlich (zu Rom) zum Priester geweiht. Nachdem er das Ziel seines Strebens auf diese Art erreicht hatte, nachdem sein feurig-

ster Wunsch erfüllt und er zu einem Diener des Herrn eingesegnet war u. s. w. Bei K. heißt es dagegen: der selige Philipp übernahm zu Rom auf Befehl des apostol. Papstes ungern (wider Willen invitus) die Last des Priesterthums. Hrn. L. muß also wohl noch irgend eine andere Quelle zu Gebot gestanden haben oder gar eine besondere Offenbarung auf Fürbitte des Heiligen zu Theil geworden seyn!

So sey auch noch bemerkt, daß Hr. L. den Einsiedler Philipp gar oft „den heil. Beichtiger" nennt. Dies undeutsche Wort soll doch wohl so viel als Beichtvater heißen. Allein in dem Verzeichniß der Märtyrer und der Geschichte der Heiligen heißt Philipp: **Presbyter ac Confessor** — und dies, meinen wir, bedeutet: Bekenner, einer der auch unter Leiden standhaft den Glauben bekannt, wenn auch nicht grade das Leben dafür geopfert hat. Was für eine Auszeichnung wäre auch sonst, nach Hrn. L. Uebersetzung der Beiname **Confessor**? Ist nicht jeder Priester ein Beichtvater?

Sollten nun auch die vom Leben des Heiligen angeführten Stellen von beiden Verfassern aus der Geschichte der Heiligen übertragen seyn, so beweisen doch die andern Anführungen, daß Hr. L. jenes Schriftchen kannte und es bleibt unbegreiflich warum er es ganz unerwähnt ließ. Nicht weniger auffallend ist es, daß der histor. Verein diese Monographie ohne alle Bemerkung annahm und herausgab, vielleicht gar nicht ahnte, welche tüchtige Vorarbeit schon vor 65 Jahren geliefert worden, und wie wenig oder gar nichts Neues durch Hr. L. geleistet sey. Vielleicht erklärt der oben gerügte Ton in etwas die bereitwillige Annahme und Herausgabe.

Möge Hr. Lehmann wenigstens so viel von seinem gefeierten Philipp von Zell erlernt haben, daß er diese nicht zurückzuhaltende Rüge mit Demuth aufnimmt und der protestantischen Kirche der Pfalz kein ähnliches Aergerniß mehr gibt!

M. Philipp.

Und was sagt die protestantische Pfalz hiezu??? F.

18.

Die evangelische Kirche muß ein neues Glaubensbekenntniß haben!

Neujahrswort, beim Zusammentritt des Berliner „Concils," an das deutsche Volk evangelischer Confession von K. E. Reineck, w. Pastor em. (Berlin, J. A. Wohlgemuth, 1846) S. 52.

Jedenfalls ist es eine sehr beachtenswerthe Stimme, welche sich hier in der großen kirchlichen Tagesfrage vernehmen läßt. Sie ist veranlaßt worden durch den Zusammentritt des Berliner „Concils." Mit Recht setzt der Verfasser das Wort Concil zwischen Anführungszeichen, um damit auszudrücken, daß es auch ihm nur ein sogenanntes Concil sei, denn diese Benennung hat jene Theologenconferenz weder sich selbst, noch auch deren Berufer ihr beigelegt, sondern nur manche Zeitungsreferenten, und zwar sehr unpassender Weise, da nach protestantischen Grundsätzen ein Concil oder eine Synode mit kirchlicher Autorität nur aus dem Schooße der Kirche durch freie Wahl hervorgehen kann.

Schon die Ueberschrift dieses Schriftchens zeigt an, daß deren Verfasser von einem ganz anderen Bewußtseyn ausgeht, als die beiden Männer, welche den Beruf erhalten hatten, die „Punctationen" festzustellen, welche den Berathungen der Berliner Conferenz zur Grundlage dienen sollten; denn während Dr. Snethlage und Abt Ruppstein die Aufstellung eines neuen Glaubensbekenntnisses für überflüssig erklären, erklärt Herr Pastor Reineck dieselbe für eine Nothwendigkeit. Hören wir die beiderseitigen Gründe. Unser Hr. Verfasser sagt S. 1 ff: „Unsere Zeit ist nicht an Begriffen krank, sondern es sind Sachen, an welchen der Friede scheitert; es sind die Angelegenheiten der persönlichen Freiheit, um die es sich handelt, das deutsche Volk hat das große Unglück gehabt, über die (der) Verfolgung derselben und über sein (seinem) Streben von den Grundsätzen der evangelischen Kirche zur Zeit der Reformation abzuweichen. Verrath und Treubruch an dem besten Volke wäre es, wollte man den Riß durch einen asiatischen Teppich mit blendenden Farben zudecken. Das hieße auf eine Wunde ein Pflaster ohne Heil-

kraft legen, unter welchem der eiternde Krebs um sich fräße bis zur Stunde des unheilbaren Aufbruchs. Selbst eine treu gemeinte und gründliche Erörterung über die Glaubenslehren der Reformatoren bringt allein keine Heilung des Uebels. Sie sieht der Krankheit nicht in's Angesicht, sondern weicht von ihr zurück um drei volle Jahrhunderte." — — „In die Gegenwart aber läßt sich keine Vergangenheit vorrücken; denn die Fortbildung der menschlichen Angelegenheiten fällt immer der Gegenwart anheim. Diese muß man begriffen haben, wenn man ein Wohlthäter seiner Zeit werden und für kommende Geschlechter wirken will, gleich wie unsere Vorfahren für uns gethan haben." — „Feiern wir nicht Gedenkfeste und Jubelfeste, errichten wir nicht Denkmäler zu Ehren Derer, welche uns zu ewigem Danke verpflichtet haben, weil sie unsere, weil sie der Menschheit Wohlthäter geworden, und ihr ein Joch nach dem andern abgenommen haben? Und diese Bürden, diese Fesseln der Knechtschaft sollten wir zurückwünschen? Es gibt keine größere Thorheit, keinen offenbareren Unverstand, keinen schmählichern Undank, als die Vergangenheit in die Gegenwart vorrücken zu wollen. Nennt mir unter allen Männern, deren Gedächtniß im Segen bleibt bei den Menschen, nur einen Einzigen, welcher sich mit Geringschätzung von seiner Zeit abgewandt und das Heil derselben in der Erneuerung früherer Verhältnisse gesucht habe? Mit Schimpf und Schande würden sie sich bedeckt haben, wenn sie in träger Unthätigkeit bei den Errungenschaften ihrer Vorfahren stehen bleiben und die Hände in den Schooß hätten legen wollen. Sie haben gearbeitet, und durch Arbeit das Werk gefördert. Aber Eins haben sie Alle festgehalten, Eins hat sie Alle getrieben: Liebe zu ihrer Zeit und Wohlwollen gegen die Menschen, welche ihrer bedurften. In Zurückbeschwörung menschlicher Formeln und abgelebter Verhältnisse hat auch nicht Einer das Heil gesucht." — „Daher muß man das Leben fragen, wenn man auf das Leben wirken will; Fragen über das kirchliche Leben müssen an das kirchliche Leben gerichtet seyn, und es wird sie nicht unbeantwortet lassen. Das Verlangen nach einem neuen Glaubensbekenntnisse ist vielleicht niemals so laut und vielfach ausgesprochen worden, als in unseren Tagen. Und dieses Verlangen schreibt sich nicht etwa von den Versammlungen der Licht-

freunde her; es weiset den Geschichtsforscher auf den Zeitraum eines Jahrhunderts zurück." — So begründet unser Verfasser seine Forderung nach einem neuen Glaubensbekenntniß. Und wie begründen nun die Herren Hofprediger Snethlage und Abt Rupstein ihre Ansicht, daß ein solches überflüssig sei? In den erwähnten „Punktationen" sagen dieselben mit einer lakonischen Kürze: „Auch bedarf es eines neuen Bekenntnisses schon darum nicht, weil für die gesammten deutschen Landeskirchen eine gemeinschaftliche Bekenntnißschrift vorhanden ist in der Augsburger Confession." — Also haben diese Herren keine Idee davon, daß ein „Bekenntniß" eben ein Bekenntniß seyn soll, d. h. ein Bekenntniß dessen, was die Kirche, die Gesammtheit der Gläubigen — nicht einst vor dreihundert Jahren im Bewußtseyn getragen hat, sondern was die lebendige Kirche jetzt in ihrem Gesammtbewußtseyn trägt, ein Bekenntniß derjenigen allgemeinen christlichen Haupt- und Grundlehren, worin Alle, wenn gleich in manchen sonstigen Punkten von einander abweichend, dennoch übereinstimmen, und durch deren Annahme sie sich unter einander als Christen verbunden fühlen. Hätten sie gesagt, ein solches Bekenntniß sei schwer auszumitteln, so ließe sich das wenigstens vertheidigen. Aber es zu wagen, Hand an ein großartiges Werk zu legen, durch welches —(denn das ist ja der Zweck der Berliner Conferenz) — durch welches Einheit in die kirchliche Zerrissenheit der Gegenwart gebracht, und das kirchliche Leben unter den Lebendigen gefördert werden soll, und dabei gleich von vornherein auszugehen von einer Grundlage, welche gerade von einem großen, ja selbst dem weithin größeren Theile der Zeitgenossen widersprochen wird, — zu sagen, wie es in den Punctationen geschieht: „und auf dem Grund der darin (in der Augsb. Conf.) enthaltenen Lehren würde alsdann durch die Fürsorge der durchlauchtigsten Schirmherren eine Vereinigung (!) zur Förderung des kirchlichen Lebens eintreten, die ebensosehr den Charakter der treuen objectiven Bewahrung des positiven Grundes der Kirche, als den Charakter der lebendigen (!) kirchlichen Fortbildung auf jenem Grunde tragen würde," — dies ist doch — um wenig zu sagen, — sehr naiv! — Wer von beiden hat wohl, nach dem Urtheil unserer Leser, das Bedürfniß unserer Zeit richtiger begriffen, die Herren Punctatoren oder unser Verfasser? Wir haben

gehört, daß er sagt: „das Verlangen nach einem neuen Glaubensbekenntniß sei nie so laut und vielfach ausgesprochen worden als jetzt; auch schreibe sich dies Verlangen nicht etwa von den Versammlungen der Lichtfreunde her, sondern es weise den Geschichtsforscher auf den zurückgelegten Zeitraum eines ganzen Jahrhunderts zurück." — Hören wir weiter, wie er dies versteht. Er sagt, durch die todte Orthodoxie einer früheren Epoche sei eine Periode trauriger Aufklärungssucht herbeigeführt worden, welche bald vielfältig in förmlichen Unglauben ausgeartet sei; dieser habe längere Zeit mehr im Stillen sich vorbereitet, bis er zuletzt öffentlich und als System aufgetreten sei im — Rationalismus, sage: „im Rationalismus," — denn sonst möchte der verehrte Leser glauben, es sei ein Druckfehler. Wir wenigstens, als wir an diese Stelle kamen, trauten unseren Augen nicht und lasen, lasen nochmals, allein da stand es. Und von nun an müssen wir aus dem Munde dieses Mannes, welchen wir, nach seinen bisherigen, so überaus hell-rationalen Urtheilen, für einen entschiedenen Anhänger des Rationalismus gehalten hatten, im Gegentheil arge Vorwürfe gegen diesen vernehmen. Von ihm, dem Rationalismus, sagt er: „Bald suchte sich der Unglaube, als eine geordnete und geschlossene Phalanx, mit den Waffen seichter Wissenschaft gerüstet, dem Worte Gottes gegenüber zu stellen. Er maßte sich an, auch Etwas zu seyn, indem er sich seinen Namen gab. Im trotzigen Vertrauen auf sein Fleisch sprach er jetzt unverholen aus: „die Schrift ist dem Rationalisten nicht mehr als jedes andere Buch. Er läßt sie nur gelten, wo sie mit seinen Ueberzeugungen übereinstimmend ist." Manche andere Vorwürfe werden nun noch dem Rationalismus mit schneidender Schärfe gemacht, welche ihn meist ganz nicht treffen. Zürnen unsere rationalistischen Leser dem Verfasser darum? Sie mögen es nicht thun. Er ist dennoch ein trefflicher Mann. Er zürnt dem Rationalismus (welchen er nicht genau zu kennen scheint), aber den Rationalisten zürnt er nicht. Er verdammt und verketzert sie nicht, wie heute so Viele thun; er weist nicht jede Gemeinschaft mit ihnen von sich, sondern — hört! — eben zumal um der Rationalisten willen verlangt er ein neues Glaubensbekenntniß, durch welches das Bewußtseyn einer Einigung, das Band einer christlichen Gemeinschaft zwischen den

Anhängern der verschiedenen Glaubensrichtungen unter den Protestanten hergestellt werde. Eine Forderung, welche die Rationalisten schon längst gethan haben, weil sie sich bei aller Verschiedenheit der Glaubensansichten doch immer als Christenbrüder mit den Andersglaubenden verbunden fühlen, auf welche Forderung aber die Anhänger des altkirchlichen Systemes bisher noch nie einzugehen sich geneigt zeigten, weil so Viele unter ihnen sich eben mit den Rationalisten durch kein christliches Glaubensband mehr verbunden fühlen. Ehre darum und warmen Brudergruß dem Manne, aus dessen Munde wir wenigstens es zum Erstenmale öffentlich vernehmen, daß ihm jenes Gefühl noch nicht entschwunden ist, daß er noch ein Glaubensbekenntniß für möglich hält und es begehrt, durch welches auch wir verachtete und verstoßene Rationalisten mit den anderen Christenbrüdern für ebenbürtig erklärt werden sollen.

Nach den bereits angeführten Stellen des vorliegenden Schriftchens bedarf es auch kaum der Versicherung, daß der Verfasser keineswegs etwa aus überwallendem Gefühle der Liebe und Duldung ein derartiges neues Glaubensbekenntniß fordere, ohne sich selbst über den Sinn dieser Forderung eine klar bewußte Rechenschaft zu geben. Er dringt vielmehr mit Gedankenschärfe und Tiefe in den Gegenstand ein. Ohne ihm weiter bis in's Einzelne zu folgen — (zu welchem Zwecke wir vielmehr zum Lesen der Schrift selbst auffordern) — heben wir nur den Hauptpunkt hervor, in welchem sich das Resultat seiner Untersuchungen ausspricht.

Er will 1) daß das neue Bekenntniß aus solchen Stellen der Schrift geschöpft werde, welche an und für sich vollkommen **klar und deutlich** seien, wie schon Luther, Rom gegenüber, nur auf solche Stellen sich einlassen wollte. „Weiter aber als vollkommene Uebereinstimmung mit der Schrift hat man von einem Glaubensbekenntniß nichts zu fordern. Was darüber ist, das ist vom Uebel." (S. 37.) 2) Das neue Bekenntniß soll dadurch von dem alten sich unterscheiden, daß es **keine negative Richtung** habe, d. h. nur den Glauben der Kirche ausspreche, nicht aber gegen Andersglaubende protestire. „Der beste Gebrauch, der von dem Rechte zu protestiren gegenwärtig gemacht werden kann, ist, daß von jetzt an zuerst gegen das Protestiren selbst protestirt, und ein Glaubensbekennt-

niß abgefaßt werde, welches die negative Richtung des Glaubens ausschließt;" (S. 24.) und daß es 3) „Alles einschließe, worauf die bekennende Gemeinde begründet ist." Man höre, was der Verfasser hiervon sagt: „Die evangelische Kirche würde mit dem Augenblicke, wo es ihr gelänge, die gesammten Glaubensschätze, welche in der h. Schrift niedergelegt sind, in ihr Bekenntniß aufzunehmen, den vollgültigen Anspruch auf den Namen der katholischen d. h. allgemeinen Kirche erlangen. Man verstehe diesen Ausdruck nicht vom Raume. In diesem Sinne verlangt und strebt die römische Kirche katholisch zu seyn, was sie aber bisher weder gewesen ist, noch werden wird und kann. Die evangelische hat eine andere Aufgabe. Nicht nach dem Raume katholisch zu werden, sondern für alle menschlichen Gedanken und Kräfte Raum zu haben, indem sie für Alle Spenden zum Leben auszutheilen hat, das ist die große Aufgabe, deren Lösung den Edelsten und Besten unseres Geschlechtes und Jahrhunderts auf die Seele gebunden zu werden und ihres Schweißes werth ist. Hat sie aber für Alle Raum, so wird auch kein Raum übrig bleiben, wohin sie nicht dringe mit dem Siege der Wahrheit." Wahrlich ein großartiger, erhabener und dabei durch und durch wahrer Gedanken! — Aber höret noch einen andern, der noch erhabener ist; einfacher zwar als der obige, einfach und vor Augen liegend, daß man meinen sollte, er müsse, als ein sich ganz von selbst verstehender, längst allbekannt und anerkannt seyn, während er dennoch bisher nichts weniger als erkannt und anerkannt war; und gerade in diesem Gedanken liegt der schlagendste Beweis, daß die Forderung nach einem neuen Glaubensbekenntniß gegründet ist. R. sagt S. 47: „Jetzt tragen und lieben wir unsere christlichen Brüder, obschon wir wissen, daß wir in mancherlei Auffassung nicht ihrer Meinung sind, aus freiem Willen und auf das Gebot des göttlichen Wortes. Warum sollen wir die Grundsätze, welche wir thatsächlich im Leben üben, oder doch üben sollten, und von deren Anwendung das Bestehen und fernere Werden der Kirche abhängt, nicht öffentlich aussprechen und ausbauen zu einem Bekenntnisse? Wir thun in diesem Falle, was die Reformatoren thaten. Sie bekannten den Glauben, in welchem sie lebten; wir aber be-

kennen durch die Fülle des Glaubens die Liebe, die wir, wenn auch nicht Alle, thatsächlich üben. Unfreie werden wir aber dadurch nicht. Wer sich zum Gesetze macht, was als Gesetz in ihm lebt und von ihm erkannt ist, der dringt eben durch zur Freiheit im Gesetz, indem er es befolgt. Ist Duldung und Liebe das in allen Gauen Deutschlands tief empfundene Bedürfniß und wieder und wieder verkündigte Verlangen unserer Zeit; so laßt uns ein den gesammten Schatz unseres heiligen Glaubens umfassendes Bekenntniß suchen! Ich vergleiche es mit der reich besetzten Tafel, die für Alle, welche sich ihr nähern, hat, um sie satt zu machen. Wer sein Angesicht der Tafel zuwendet und die Hände nach ihr ausstreckt, und den Herrn, der das große Abendmahl anrichtet, als Spender anerkennt und verehrt; wer in dem großen herrlichen Hause, darin viele Wohnungen sind, sein Angesicht dem Licht, das darin leuchtet, zuwendet, und alle Mitgäste als Hausgenossen ehrt und liebt — der gehört der evangelisch-katholischen Kirche an. Wie man die Gäste eines Hauses nicht daran erkennt, ob sie die Gabel in die rechte oder in die linke Hand nehmen, sondern daran, daß sie von dem Herrn geladen und in das Haus gekommen sind, um sich zu sättigen: so ist die individuelle Berechtigung der evangelischen Persönlichkeit im Bekenntnisse thatsächlich anerkannt, wenn darin für alle Seelenbedürfnisse nach dem unendlichen Reichthum der Offenbarung Gottes in Christo gesorgt ist. Denn in alle Stufen, in alle Schattirungen der christlichen Individualität und Entwicklung fallen erleuchtend, erwärmend und belebend fortwährend die Strahlen, welche von der Sonne der Gnade und des **Lebens** ausgehen." — In einem solchen Bekenntnisse würden „die höchste Stabilität und die höchste persönliche Freiheit sich begegnen, Mächte, die jetzt in chaotischer Verwirrung auf Leben und Tod mit einander ringen." — Sodann S. 49: „Unser Bekenntniß schließt nicht aus, sondern nur ein; es hat Raum für Alle, welche auch nur einen Fuß auf den christologischen Kreis und Boden gesetzt haben, aber mit dem Angesichte dem Mittelpunkte desselben zugewandt sind. Bei unseren Missionen freuen wir uns, wenn wir dem Herrn Seelen zuführen können, und haben Geduld mit dem stumpfen Afrikaner und tragen ihn mit der Liebe einer Mutter, die sich ihres Kindes annimmt, selbst wenn es ein Krüppel ist: geben wir denn unsere Liebe an die Bewohner fremder Erdtheile weg, um für unsern **Nächsten** keine übrig zu behalten? Erschöpfen wir sie Jenen, um Diesen zu richten und mit Fäusten zu schlagen? Unser Bekenntniß schließe nur solche aus, welche sich selbst vom Christenthum ausschließen!"

Und hiermit hat der Verfasser sicherlich seine Aufgabe gelöst, und gezeigt, daß ein neues Glaubensbekenntniß nothwendig und möglich sei. Vermuthlich um der Berliner Conferenz nicht vorzugreifen, schließt er hier und gibt nicht, was zu wünschen gewesen wäre, seine Ansicht über die Formulirung des Glaubensbekenntnisses selbst. — Wir haben, obgleich nicht auf gleichem Glaubensstand-

punkt mit dem Herrn Verf. stehend, dennoch in seinen Ansichten über ein neues Glaubensbekenntniß manche der unsrigen wiedergefunden. Wird wohl bei dem Herrn Verf. ein Gleiches der Fall seyn, wenn wir ihm sagen, daß unserer Ansicht nach kein anderes Glaubensbekenntniß aufgestellt werden sollte, als das, welches der Herr und Meister selber aufgestellt hat, da er sprach: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes"? Christus, als der Herr und das Haupt seiner Kirche, hat es am besten verstanden, ihr ein Symbolum zu geben. Wer will ein Besseres machen? Oder wer will eine Lehre des Christenthums auffinden, welche nicht in diesem unendlich bedeutungsvollen Symbolum enthalten wäre? — Wir gedenken das später einmal ausführlicher nachzuweisen. Von dem Herrn Verfasser aber scheiden wir mit hoher Achtung. F.

19.

Die Luthersstiftung.

„Hony soit, qui mal y pense!"

Die Zeitungen haben unlängst angekündigt, daß zur Verherrlichung des Andenkens des großen deutschen Reformators, aus Anlaß der dreihundertjährigen Gedächtnißfeier seines Todes, an verschiedenen Orten „Luthersstiftungen" in's Leben gerufen werden sollten. Namentlich ist dies in Leipzig geschehen, wo auf Anregung und unter dem Vorsitz des dortigen Professors Nobbe ein Comite zusammengetreten ist. Der Zweck dieser Stiftung soll nach der angegebenen Anzeige seyn: durch Bildung einer Kasse aus freien Beiträgen 1) „das Andenken Luther's in seinen Nachkommen (durch Unterstützung derselben) zu ehren, und 2) den Geist Luther's durch Verbreitung seiner Schriften in seiner gesegneten Wirksamkeit zu erhalten." Diese Anzeige ist mir durch das Comite zugesendet worden, mit dem Ersuchen, auch in meiner Zeitschrift zu Beiträgen für die besagte Stiftung einzuladen. Da ich aber auf meine Anfrage bei hoher k. Regierung, ob mir dies gestattet sei, noch keinen Bescheid erhalten habe, so konnte ich diesem Ansinnen noch nicht entsprechen, und kann eben deßwegen auch auf eine so eben erhaltene zweite Zuschrift noch kein Resultat melden. — Uebrigens gestehe ich, ich kann keine rechte Begeisterung für diese Stiftung fassen. Wohl für die Idee; aber die Ausführung derselben scheint mir nicht im rechten Sinne, nicht im Sinne Luther's aufgegriffen zu seyn. Wohl will man „Luthers Geist" fördern; aber geschieht dies durch Verbreitung seiner Schriften? Was Geist darin ist, ist längst schon von der deutschen Nation als Eigenthum aufgenommen und verarbeitet worden, und kann durch diese Vermittelung immer mehr und mehr

in Saft und Blut besser übergehen, als durch die Verbreitung der Buchstaben Luther's, in welchen vieles seinem eigenen Geiste heute nicht mehr entspricht, und daher nicht lebendig machen, sondern nur tödten kann (2. Cor. 3, 6). — Zweitens: man will für Luther's Nachkommen sorgen. Handelt man damit in Luther's Geist? Was hat Luthern am meisten am Herzen gelegen? Der enge Kreis seiner Familie, oder der große Kreis der Familie Jesu Christi, zumal im deutschen Vaterland? Und was würde Luthern, wenn er heute wiederkäme, am meisten am Herzen liegen? Seine Nachkommen nach dem Fleisch, oder seine Nachkommen nach dem Geist? Wollet ihr darum Luthern wahrhaft ehren, in seinem eigenen Sinne ihn ehren, so richtet eure Blicke und euere Fürsorge auf diese. Und wer sind diese? „Denket nur nicht, daß ihr bei euch sagen wollet: wir haben Abraham zum Vater. Ich sage euch: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken" (Matth. 3, 9). Wer sind die Nachkommen Luthers nach dem Geist? Nicht die nach dem Fleische von ihm abstammen, nicht die, welche seinen Namen vergöttern und an seinem Buchstaben kleben, sondern die, welche seinen Geist in sich tragen, die, welche gleich ihm erglühen für Wahrheit und Göttliches, und für Erringung der Freiheit des Glaubens und für Reinigung des Christenthums von Menschensatzungen. Und wenn diese hier und dort um ihres ächt luther'schen Strebens willen, — seien sie Protestanten oder Katholiken, — in Noth und Bedrängniß kommen, ihnen dann Hülfe und Beistand zu leisten, das wäre eine Lutherssstiftung im Geiste Luther's.

Es wird vielleicht hämische Leute geben, welche mir hier hohnlächelnd zurufen: „Suspendirter Pfarrer, du redest für dich selbst!" Drum habe ich oben darüber geschrieben: „Honi soit, qui mal y pense!" — Ich rede nicht für mich. Wenn ich das Meine suchte, und nicht das, was Christi ist, so hätte ich wohl von Anfang an einen ganz andern Weg einschlagen müssen, welchen alle Jene gar leicht zu finden wissen, von welchen geschrieben steht: „sie suchen alle das Ihre, nicht das Christi Jesu ist" (Phil. 2, 21). Vor der Hand kann ich noch leben, und werde es auch, „es gehe, wie es gehe, wohl oder wehe," ferner können; darum kann ich ganz getrost Gott zum Zeugen der Wahrheit anrufen, wenn ich mit ebendemselben Apostel versichere: „Nicht sage ich das des Mangels halber; denn ich habe gelernet, bei welchen ich bin, mir genügen lassen. Ich kann beides, satt seyn und hungern, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus" (Phil. 4, 11. 12). — „Aber, höre ich sagen, wenn du das kannst, trauest du denn den Andern weniger zu? Sind aber sie gleichen Sinnes, was bedarf es denn weiterer Beihülfe?" — Mit Gunst! Weß ich mir bewußt bin, das traue ich freilich allerdings noch vielen Andern zu; aber Verhältnisse ändern die Sache. Die Meisten haben Familien zu ernähren, und da treten Pflichten ein, die es oft geradezu verbieten sich großen Gefahren auszusetzen. Aber — sichert einmal

den Leuten das tägliche Brod, und ihr werdet bald sehen, welch ein Glaubensbewußtseyn als das jetzt in der Kirche herrschende hervortreten wird. — Und sollte dieser Weg nicht ein ehrlicher und erlaubter seyn? Wollet ihr lieber unterdrückte Ueberzeugungen, oder gar geheuchelten Glauben haben? Wer die Wahrheit will, der gebe ihr Luft und Raum, daß sie hervortreten kann; dazu ist aber die erste Bedingung, daß Jeder sich nach der Wahrhaftigkeit zeigen kann, als der, der er ist. Räumet also die Hemmnisse hinweg, welche einen Manchen unübersteiglich hindern, daß er die Wahrheit thue und an das Licht komme (Joh. **3**, **21**). Fördert die Wahrhaftigkeit, und ihr fördert die Wahrheit, daß sie bald den Sieg gewinne.

Wie ihr auch in Ansehung des Glaubens denken möget; seid ihr nur ehrlich, so könnet ihr nicht wünschen, daß euere Partei vermehrt werde durch Heuchler, oder wenigstens durch Solche, welche ihre wahre Meinung um äußerer Rücksichten willen zurückhalten. Wer solches will, der stehet nicht in der Wahrheit und will die Wahrheit nicht, sondern die Lüge, und ist darum ein Förderer des Reichs der Lüge, ein Antichrist.

Darum wollet ihr der Wahrheit dienen und ihr zum Siege helfen, so fördert die Wahrhaftigkeit, indem ihr die Freiheit fördert, indem ihr diejenigen äußern Hindernisse beseitiget, welche die Wahrhaftigkeit Vielen fast unmöglich machen. — Und so könnten sich denn an einer solchen Lutherstiftung (oder wie man sie heißen möge) sogar a l l e (e h r l i c h e n) Christen, Protestanten wie Katholiken, Orthodoxe wie Rationalisten, betheiligen; denn Allen würde damit geholfen, welche Wahrhaftigkeit und Glaubensfreiheit wollen. — Freilich aber sollte diese Sache Denjenigen am meisten am Herzen liegen, welche durch ihre innere Ueberzeugung Genossen des Glaubens Jener sind, die für ihren Glauben kämpfen und leiden; denn es stehet geschrieben: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen" (Gal. **6**, **10**). Welches sind denn nun die wahren und nächsten „Glaubens-Genossen"?! —

Wahrlich, was hier in Anregung und Vorschlag gebracht wird, das wäre eine Lutherstiftung im Geiste Luther's; eine Lutherstiftung, welche die Fortsetzung seines Reformationswerkes auf die reinste Weise fördern, und vermittelst dessen der Geist Luther's vielleicht sogar das wieder einigen könnte, was seine erste Reformation nothgedrungen von einander getrennt hat. — Ueberleget die Sache! — Der Weg wäre leicht, die heilsamen Früchte großartig, unberechenbar! F.

Zu verbessernde Druckfehler.

Seite **64** Zeile **15** von oben, statt Scherz S c h m e r z zu lesen.
„ **67** „ **23** von oben, statt Primusbegriffs P r i m a t s b e g r i f f s zu lesen.
„ **67** „ **29** von oben, statt Primus P r i m a t zu lesen.
„ **72** „ **3** von oben, statt nach sich a n s i c h zu lesen.
„ **73** „ **21** von oben, statt redimiren r e d i m e r e zu lesen.
„ **10** „ **5** und **6** von unten sind die Worte „noch" und „nicht" versetzt, wodurch ein ganz verkehrter Sinn entsteht.

20.

Ein letztes Wort über Excommunication in der protestantischen Kirche.

Lieber Freund!

„Wozu dieses letzte Wort in der fraglichen Angelegenheit?“ so höre ich dich im Geiste sprechen; „der renitente Vater zu H. hat ja sein Kind endlich taufen lassen und dadurch der bestehenden kirchlichen Ordnung sich gefügt.“ Sehr wahr; hiermit ist wohl die Excommunicationsfrage in der vereinigten Kirche der Pfalz vor der Hand factisch auf die Seite gerückt, allein dem Principe nach nicht entschieden.

Deine früher in dieser Hinsicht gegen mich vorgebrachten Argumente haben zwar insofern großes Gewicht, als sie sich auf klare Bestimmungen unserer Vereinigungsurkunde stützen; allein eine andere Frage ist es, ob von solchen Bestimmungen, in gegenwärtiger Zeit besonders, irgendwelcher Gebrauch gemacht werden darf. Nach meiner festesten Ueberzeugung nun und nimmermehr, wenn wir uns nicht auf ganz gleiche Linie mit der römisch-katholischen Kirche stellen wollen, deren jüngstes Verfahren gegen sehr achtbare Glieder aus ihrer Mitte so vielfachem gerechtem Tadel sich ausgesetzt hat. — Doch, ich wollte Dir ja nicht meine eigene Ansicht über den beregten Streitpunkt mittheilen, sondern den wackern Pfarrer Bauer aus Brandenburg redend einführen. So möge denn dessen höchst beachtenswerther, christliche Liebe und Duldung athmender, Kreissynodalvortrag über fraglichen Gegenstand ein Plätzchen in Deiner Morgenröthe finden und besonders von denen recht innig beherzigt und erwogen werden, denen das bedeutsame und so unendlich folgenschwere Ausschließungsrecht amtlich zustehet!

Gottes Segen sei mit Dir! In alter Liebe und Freundschaft

Th—. im März 1846.

Dein L.

Einige Gedanken über das Ausschließen in Unglauben Gefallener. *)

Ein Kreissynodalvortrag von C. Bauer, Superintendenten und Oberprediger, gehalten zu Brandenburg am 24. Juni 1845.

Wir haben in der letzten Zeit eine große Zahl von Erklärungen evangelischer Geistlichen gelesen, des Inhalts, daß die Unterzeichneten die Stimmführer der protestantischen Freunde nicht ferner als Glieder der evangel. Geistlichkeit, selbst nicht mehr als Glieder der evangel. Kirche, ja der christlichen Gemeinde überhaupt anzuerkennen vermochten. Oft ist ausdrücklich hinzugefügt: das Gewissen treibe die Unterzeichner zu dieser Erklärung, und jeder redliche und offenbarungsgläubige Diener der evangel. Kirche werde von seinem Gewissen zu einer gleichen Erklärung sich getrieben fühlen.

Außerdem wird den kirchlichen Behörden, wenigstens in deutlichen Winken, Fahrlässigkeit Schuld gegeben, insofern sie die Häupter der Lichtfreunde nicht zur Untersuchung zögen und aus ihren Pfarrämtern entfernten.

Niemanden unter uns, theuere Brüder, kann dieser Gegenstand, oder richtiger: können diese beiden, zwar verwandten, aber doch so sehr verschiedenen Gegenstände unbedeutend oder eines ernsten Nachdenkens nicht würdig scheinen. So erlaube ich mir denn, einige flüchtige Gedanken über dieselben Ihrer Beurtheilung vorzulegen und um Mittheilung Ihrer Ansichten, eventualiter um freundliche Widerlegung zu bitten.

I. Was die Ausschließung überhaupt betrifft ohne Rücksicht auf geistlichen Stand oder Pfarramt.

Um Unglaubens willen, davon ist nur die Rede. Doch wird

---

*) Der Unterzeichnete glaubt für die richtige Beurtheilung seiner folgenden Aeußerungen kurz erklären zu müssen, daß er der positiven Richtung angehört, was kaum bestritten werden dürfte, wenn er zur Begründung dieser Angabe hinzufügt, ihm stehe fest, daß der eingeborne Sohn Gottes, unser Herr, schon bei dem Vater in Herrlichkeit gewesen, ehe die Welt war, daß er wahrhaftig gestorben, durch ein Wunder der Allmacht wieder auferweckt und vor den Augen der Apostel von der Erde aufgehoben worden sei, er glaube überhaupt vest an die Wunder des Neuen Testaments, als solche.

zur Verständigung zunächst ein Blick auf die etwaige Excommunication wegen Unsittlichkeit nöthig sein, da hier die Ansichten bei weitem weniger auseinandergehen.

Daß wir Niemanden um einer Sünde, eines Lasters, ja eines Verbrechens willen, wie schwer es auch sei, aus der Kirche stoßen oder auch nur als einen solchen betrachten, der aufgehört hätte, ein Christ zu sein, wird allgemein zugestanden werden. *)

Grade um den Mörder, der zum Tode gehen soll, kümmert sich die Kirche, auch die römische, vorzüglich eifrig, nimmt sich seiner ganz besonders liebreich an, gewiß doch in der Voraussetzung, daß seine Seele noch für den Himmel zu retten sei. Und wer könnte bezweifeln, daß diese Voraussetzung richtig und das Verfahren christlich sei, wenn er an den Schächer neben dem gekreuzigten Heiland denkt! Wer dürfte überhaupt annehmen, daß irgend einer Sünde oder eines Lasters wegen ein getaufter und eingesegneter Christ nicht ferner als ein Christ könne angesehen werden? Da müßten wir zuvor die Parabel vom Herrn der Schafe vertilgen, der die 99 in der Wüste läßt und dem verlornen Schafe nachgeht, bis daß er's finde, und wenn er es gefunden hat, legt er's auf seine Achseln mit Freuden. Freilich will Jesus daran erkennen, ob wir seine Jünger sind, so wir Liebe untereinander haben. Und freilich ist in einem Geizigen, der die Armen um sich her darben läßt und seine Thaler zählt, die Liebe offenbar in hohem Grade erkaltet. Indessen gilt hier doch ohne Zweifel allen Christen das ernste Wort, welches den Pharisäern in Bezug auf die Ehebrecherin gesagt wurde:

„Welcher unter euch rein ist, der werfe den ersten Stein auf sie!"

Der Herr will an der Liebe erkennen, ob wir seine Jünger sind. Wir aber können nicht befugt sein, dies von irgend einem unserer

---

*) Wenn Paulus ein Glied der Korinthischen Gemeinde wegen unnatürlicher Sünde ausgeschlossen hat, so scheint doch jetzt die evangelische Kirche anzuerkennen, daß weder die Befugnisse, noch die übernatürlichen Gaben der Apostel noch fortdauern, daß auch die Verhältnisse der gegenwärtigen Gemeinde nicht dieselben sind, wie jene der apostolischen Gemeinde.

Mitchristen bestimmen zu wollen, denn auch unsere Liebe ist nicht von der Art, daß sie Gott und Christo genügen könnte, und außerdem sind wir nicht zu ermitteln im Stande, wie viel an dem etwa größeren Mangel des Anderen in ungünstigeren Umständen, als Erziehung, Temperament u. s. w., liegen möge. Indem wir also irgend einen getauften Christen wegen Mangels an Tugend und Liebe für ausgeschieden aus der Kirche erklärten, erklärten wir uns selbst, insofern auch uns dieser Mangel zur Last fällt, für mitausgeschieden. Wir werden nur von den Lastern und Sünden selbst sagen dürfen, sie seien unchristlich, niemals aber von einem Menschen, der Christ war und in Sünden und Laster fiel, er habe aufgehört, Christ zu sein, sondern nur sein Wandel sei weniger, vielleicht viel weniger christlich, als er früher gewesen, als es der Wandel anderer Christen ist.

Wollten wir ihn übrigens aber gar thätlich ausschließen, vielleicht eine Excommunication von Seiten der Kirche wider ihn extrahiren, so beraubten wir ihn überdies offenbar der allerbesten Bekehrungsmittel. Dies wäre jedoch gerade an uns das baare Gegentheil von dem, woran der Herr erkennen will, ob wir seine Jünger sind

Wenn dem nun so ist in Absicht der Mängel an der Tugend und Liebe, so scheint es mir in der That sich wenig anders zu verhalten mit den Mängeln am Glauben, mit dem, was wir mehr oder minder entschiedenen Unglauben nennen. Nur wird kaum zu läugnen sein, daß die Schuld desselben in den allermeisten Fällen noch weit weniger, als die der sittlichen Gebrechen, in dem Irrenden selbst liegt; sondern weit öfter und mehr in dem Gange seiner Bildung, in seinen Erziehern und Lehrern, in der Färbung derjenigen Zeit, in die seine Jugend gefallen ist. Und es wird ferner nicht geläugnet werden können, daß oft genug gar nicht zu entscheiden ist, ob nicht der, welcher ausschließt, in größeren Glaubensirrthümern befangen ist, als der, den er ausschließen will. Oft genug haben auch schon sehr eifrige Rationalisten die Theologen des entgegengesetzten Extrems für Unchristen erklärt wegen ihres falschen — weil zur Lieblosigkeit führenden Glaubens.

Das Ausschließen der nach unserer Meinung ungläubig gewor-

denen Christen aus der Gemeinschaft der Kirche kann doch unmöglich eine Sicherstellung ihrer übrigen Glieder vor Ansteckung sein sollen. Da wäre es ein sehr verfehltes Mittel, besonders in unserer Zeit. Denn die Ausgestoßenen würden ganz ebenso ungehindert und nur um so erbitterter und heftiger ihre Grundsätze verbreiten. Es kann also nur eine Strafe sein sollen. — Aber dann würden wir eben auch uns selbst zu dieser Strafe verurtheilen müssen. Denn es wird nicht leicht ein Christ behaupten, daß sein Glaube in allen Punkten der richtige und irrthumsfreie sei. Selbst der römisch-katholische denkende Christ erklärt nur den Glauben seiner Kirche für sicher rein von allem Irrthume, nicht aber seine Auffassung desselben. Dazu kommt aber noch die sehr beachtenswerthe Thatsache, daß der Weg zum vesten und freudigen Glauben denkende Christen fast immer, wenigstens in Zeiten, wie es die jetzige ist, durch leichtere oder schwerere Zweifel und Irrthümer führt. Wie leicht also kann das, was uns als Unglaube erscheint, nur das treue und redliche Ringen nach dem Glauben, oder doch das unbewußte Hinsteuern zu demselben sein, dann aber würde durch jede Härte, besonders durch jede Ausweisung aus der Gemeinde der Christen das Erreichen des guten Ziels unmöglich gemacht oder doch unendlich erschwert.

Hiernach scheint es am Tage zu liegen, daß weder um des Mangels an der Liebe, noch, und zwar viel weniger noch, um des Mangels am Glauben willen irgend ein Christ von anderen Christen aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßen, oder auch nur für ausgeschieden erklärt werden darf, so lange er nicht freiwillig ausscheidet, d. h. ausdrücklich erklärt, er trete entweder zu einer anderen Confession oder Religion über, oder aber, er wolle ohne alle positive Religion und außerhalb aller Kirche leben. Und was das subjective Urtheil über den oder jenen betrifft, dessen Ansichten wir für mehr oder weniger unchristlich halten, so muß es sich eben hierauf allein beschränken; keineswegs dürfen wir urtheilen, er selbst habe nun um deßwillen aufgehört, ein Christ zu sein, so lange er selbst das nicht unzweideutig versichert hat.

Wird aber gefragt, ob es denn gar keine Gränze der Glaubensarmuth gebe, — denn völlige Glaubenslosigkeit ist ein Un-

ding, ein bloßer Wahn,*) — über welche hinaus Jemand nicht mehr in der Christenheit geduldet werden könne: so ist dies allerdings ein Punkt, über den gestritten werden kann. Es könnte etwa gesagt werden, daß ein gewisser Grad des Irrglaubens durch sich selbst schon erkläre, Alle, die ihm huldigen, hätten die christliche Gemeinde verlassen. — Indessen scheint es nach dem vorhin Angeführten, daß doch jedenfalls zuvor die Gränze der Liebes- und Tugendarmuth angegeben werden müßte, über welche hinaus Niemand mehr Christ sein könne. So lange hingegen der Satz stehen bleibt, daß auch das höchste Maaß der Sünde eine Ausschließung aus der Christenheit nicht rechtfertige, weil sie gerade die Bekehrung verhindern würde, so lange scheint auch eine Ausschließung wegen irgend welcher Irrthümer in Glaubenssachen nimmermehr gerechtfertigt werden zu können.

Die apostolischen Anathemata, auch das bekannte Paulinische Dictum: **Αἱρετικὸν ἄνθρωπον παραιτοῦ** (Tit. 3, 10), wenn gleich der Text der **Vulgata Hereticum hominem devita** durch Zertrennung des letzten Imperativs in zwei Worte lange Zeit so übersetzt worden ist: „Ketzer sollst Du mit Feuer zum Tode bringen!“ beweiset Nichts gegen die aufgestellte Ansicht. Denn wer dieses Dictum so urgiren, also jedenfalls streng biblisch sein will, von dem ist auch zu fordern, daß er bei dem Glauben bleibe, daß die Apostel mit der Wundergabe des heiligen Geistes, die Gedanken der Herzen zu erkennen, begabt waren, was jetzt doch Niemand mehr ist. Und außerdem ist nach dem Zusammenhange jener Ausspruch nur ein Rath des Apostels für das Lehrgeschäft des Titus. Er gibt, vollständig gelesen, diesen Sinn: „Wenn du einen Irrgläubigen zu bekehren mehrmals umsonst versucht hast, so mögest du von ihm lassen, weil es dann allzu unwahrscheinlich ist, daß noch auf Erfolg gerechnet werden könne.“

II. Eine weit andere und von der vorigen auf das sorgfältigste auseinanderzuhaltende Frage ist jedoch die zweite:

Ob nicht die evangelische Kirche das Recht hat, den Geistlichen, den Prediger aus dem Amte zu entfernen,

---

*) Auch die Teufel glauben, daß ein einiger Gott ist. Jak. 2, 19.

wenn er nach ihrer Ueberzeugung in zu groben Glaubensirrthümern befangen ist und dieselben dem Volke, wie der Jugend als Wahrheit vorträgt?

Ich begnüge mich über diesen zweiten Punkt mit einigen kurzen Andeutungen meiner Ansicht.

Das fragliche Recht muß der Kirche ebenso gewiß zustehen, als das andere, solche Geistliche zu entfernen, die durch Laster oder ein unsittliches Leben Anstoß geben. Beide Rechte folgen sofort aus der Pflicht der Kirche, ihre schwachen Glieder vor Verführung und Verwirrung möglichst zu schützen. Doch scheint mir nur ein unsittlicher Pfarrer absetzbar zu sein; ein nach Ueberzeugung der Kirche irrgläubiger dürfte nur emeritirt oder anderweitig versorgt werden. Denn dieser Irrthum ist zwar sehr oft lediglich eine Folge des Hochmuths (wie wohl diese Sünde auch von der stärksten Gläubigkeit keineswegs unzertrennlich ist), aber er ist oft auch, wie vorhin gezeigt, fast ganz unverschuldet, fällt größtentheils den Lebensverhältnissen und anderen Menschen zur Last, kann also ohne große Ungerechtigkeit nicht gleich dem Laster bestraft werden.

Sodann hat auch bei der jetzigen Verfassung unserer Kirche die Entscheidung, bis zu welcher Gränze hin Irrthümer im Glauben die Entfernung aus dem Amte noch nicht nothwendig machten (ich erinnere, daß keines Christen **Fides omnibus numeris absoluta** ist), sehr große Schwierigkeiten! Und es ist gewiß eine sehr anerkennenswerthe und weise Milde der Behörden, wenn sie hierin überaus behutsam zu Werke gehen.

Welche geistliche Behörde auch entscheiden soll, sie besteht aus einer geringen Zahl Theologen und deren Glaubensrichtung, oder die der Mehrzahl unter ihnen, wird die Entscheidung bestimmen. Dann aber ist der Richter zugleich Partei. *)

Nur eine Generalsynode, aus Geistlichen und Laien einer ganzen Landeskirche zusammengesetzt, könnte hier die große Wahrschein-

*) Vorausgesetzt wird, und darf wohl mit fast allgemeiner Billigung werden, daß der einzig sichere objective Entscheidungsgrund, der Buchstabe der symbolischen Bücher, jetzt nicht mehr anwendbar ist, wo es sich um die Entfernung eines Geistlichen aus dem Dienste der evangelischen Kirche handelt.

lichkeit eines unparteiischen, d. h. dem Glauben der ganzen Landeskirche angemessenen Urtheils verbürgen. Vollkommen sicher ist allerdings auch dann Niemand vor einem ungerechten oder allzustrengen Richterspruche. Das kann aber auch niemals und in keiner Beziehung erreicht werden, so lange die Richter schwache, dem Irrthume unterworfene Menschen sind. — Nichtsdestoweniger muß überall der Zustand angestrebt werden, der das rechte und möglichst milde Gericht, besonders in Glaubens- und Gewissenssachen am wahrscheinlichsten macht.

So scheint auch in dieser höchst wichtigen Beziehung eine wohlgeordnete Synodalverfassung, wenn sie erst eine Zeit lang durch die Praxis geläutert und vervollkommnet, auch gleichsam gehörig eingeübt ist, das für die Kirche höchst Wünschenswerthe zu sein.

21.

Kirchliche Zeugnisse aus der bayerischen Rheinpfalz.*)

In Frankfurt am Main erscheint eine kirchliche Zeitschrift, welche sich den „Beobachter“ nennt, und zwar den „christlichen Beobachter,“ herausgegeben von dem Pfarrer S. Richter in Praunheim. Für diejenigen, welche sie noch nicht kennen, bemerken wir nur, daß sie derjenigen Richtung zugethan ist, welche das Prädicat „christlich“ für sich ganz allein in Anspruch nimmt. Dieser christliche Beobachter hat denn nun auch unserer pfälzischen Kirche, sodann auch dieser unserer Zeitschrift und endlich sogar der Person ihres Herausgebers seine Beobachtung zugewendet. Unseren Lesern wird es nicht uninteressant seyn, zu hören, wie wir von dieser Seite christlich beobachtet werden. Allein wir müssen auf das Vergnügen verzichten, ihnen diese christlichen Beobachtungen in extenso zu geben, da es zwei lange, lange Artikel sind, wovon der erste, unter obiger Ueberschrift, in Nro. 40 des Jahrgangs 1845 steht, und also lautet:

„Mit reger Theilnahme und besonderer Freude haben wir seit

*) Dieser Aufsatz ist schon im Monat Januar geschrieben worden, woran man sich bei einigen Stellen in demselben erinnern wolle. F.

mehr als zehn Jahren der kirchlichen Entwickelung in der evangelischen Kirche der bayerischen Rheinpfalz unsere Aufmerksamkeit zugewendet. Je größer die Verwüstungen waren, welche ein glaubensloser Zeitgeist in der evangelischen Kirche jenes Landes angerichtet hatte, um so anziehender waren für uns die dort sich kund thuenden, mit Kraft, Umsicht, Entschiedenheit und Beharrlichkeit geleiteten Bestrebungen, den kirchlichen Boden von dem aufgehäuften Schutte und wuchernden Unkraute wieder zu reinigen, die evangelische Wahrheit in ihrer Bestimmtheit und Ganzheit, in ihrer Tiefe und Leben wirkenden Kraft wieder in die Herzen des Volkes zu pflanzen, und dieselbe zur der ihr gebührenden Achtung und Geltung, die ihr von Vielen aus Unverstand und Unkenntniß oder aus bösem Willen entzogen war, wieder zu erheben. Die sichtbaren Erfolge dieser Bestrebungen, die Wahrnehmungen, wie der entschiedene Wille und das feste sichere Wirken der Kirchenbehörde für die evangelisch-kirchliche Wahrheit von vielen Seiten in steigendem Maaße Anerkennung fand und den anfänglichen Trotz einer feindlichen Partei allmählig beugte, und wie die ernste ruhige Würdigung der Wahrheit und des Rechtes dem nichtswürdigen Getriebe des Parteigeistes gegenüber mehr und mehr Raum gewann, wie Ordnung und ein geregelter Gang in den geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten die frühere Willkühr und Ungebundenheit verdrängte, wie die Zahl und der Eifer treuer Zeugen der Wahrheit unter den Geistlichen sich mehrte und den glaubensfreudigen Dienern des Wortes willige Aufnahme, Anerkennung und Liebe in vielen Gemeinden zu Theil wurde, wie christliches Leben sich hie und da zu regen begann und in der Thätigkeit für christliche Zwecke, wie namentlich für die Bibel- und Missionssache, sich kund that, — solche Wahrnehmungen gewährten uns hohe Freude und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen für den Bau der pfälzischen Kirche. Doch, — wir können es nicht bergen, — diese Freude, diese Hoffnungen sind uns während der letzten drei bis vier Jahre mehrfach getrübt worden. Es ergingen während dieser Zeit von den Behörden Maaßregeln nach verschiedenen Seiten hin, von welchen wir uns durchaus keine heilsamen Folgen versprechen konnten, und die Art, wie sie aufgenommen, und die Wirkungen, die bis jetzt bereits davon sichtbar geworden, haben

leider schon zu sehr unsere Befürchtungen in Betreff derselben gerechtfertigt. Den gewohnten, festen und entschiedenen Gang und die sichere Haltung der Kirchenbehörden mußten wir in den letzten Jahren vielfältig vermissen, und statt dessen offenbart sich ein gewisses unsicheres Schwanken, eine Getheiltheit und unklare Halbheit und muß auf Verhältnisse, wie die in der pfälzischen Kirche, die erst durch ein vorausgegangenes kräftiges Einschreiten angebahnet waren und nun der innern Festigung und folgerichtigen Entwickelung bedurften, um so störender einwirken. Woher diese Erscheinung rühre, ob innere Getheiltheit und obwaltendes Mißtrauen im Schooße der Behörde selbst, oder ob veränderte Grundsätze und dadurch bedingte wechselnde Einflüsse von einer anderen Seite her ihr zu Grund liegen, darüber wagen wir um so weniger ein Urtheil auszusprechen, je weniger uns darüber genauere Kenntniß beiwohnt. Die nachtheiligen Folgen eines solchen Wechsels in dem Verfahren der oberen leitenden Behörde wurden nur zu bald im Einzelnen und Ganzen fühlbar. Die Verhandlungen und Beschlüsse der Generalsynode des Jahres 1842, namentlich die Beschlüsse in Betreff der Einführung der Badnischen Agende, wobei, wir wissen nicht wem zu Liebe (sic!), *) der weit vorzüglichere, bereits durch mehrjährigen Gebrauch bewährt erfundene (?) Agendenentwurf des Consistorial-Rathes Dr. Rust völlig unberücksichtigt gelassen wurde, mußten wir nur bedauern. Die Bestätigung dieser Beschlüsse, die halben Maaßregeln in Betreff des eingeführten schlechten Katechismus und die fortdauernde Aufrechthaltung dieses den gläubigen Religionsunterricht beeinträchtigenden Lehrbuches, die Vertagung einer Abhülfe der so lebhaft gefühlten Mängel in Betreff des beispiellos erbärmlichen Gesangbuches, — alles dieses konnten wir als durchaus nicht im Einklang stehend erkennen mit dem, was von dem Jahre 1832 bis 1842 von der oberen Behörde ausgegangen war. Schon während der vorigen Generalsynode, bei deren Schluß und seitdem bei mehreren Gelegenheiten konnte man sich der betrübenden Bemerkung nicht entschlagen, wie Männer, von deren im Allgemeinen gläubigen Richtung man sich ein Anderes und Besseres zu versprechen berechtigt

*) In der That, eine ganz eigene, und dabei sehr liebreiche Voraussetzung! F.

war, statt mit Entschiedenheit für die Kirche, deren Bekenntniß und Recht ihre Stimme zu erheben, sich von dem Winde wechselnder Gunst wägen und wiegen ließen, und in beklagenswerther Weise nach beiden Seiten hinkten. Die denkgläubige Partei, die, der Zahl nach zwar noch immer stark und von der Masse der Halbgebildeten gestützt, aber geistig und wissenschaftlich ohnmächtig, allmählig das Feld zu räumen begonnen hatte und nur noch im Verborgenen ihr nichtswürdiges Getriebe fortsetzte, schöpfte wieder neue Hoffnung, und man kann an manchen Erscheinungen deutlich wahrnehmen, wie sie ihre verschütteten Gänge wieder aufzuscharren und den festen Boden der Kirche zu unterwühlen, ihre zerrissenen Gewebe wieder anzuzetteln und ihre jesuitischen Künste der Schmähung, Verdächtigung und Verleumdung mit erneuter Emsigkeit zu üben bemüht ist, und sich, unter der Begünstigung der vielfältig betrübenden und verwirrenden Bewegungen unserer Tage einen besseren Erfolg für ihre Kirchenverwüstenden Pläne verspricht."

So geht es nun noch auf sechs großen Quartblättern fort; ich denke aber, unsere werthen Leser werden schon an dem Vorstehenden genug haben. Aus demselben sollet ihr also, ihr protestantischen Pfälzer, lernen, daß bis anno 1833 euer kirchlicher und religiöser Zustand ein durch und durch heilloser gewesen. — Daß vor und nach dem Jahr 1833 in unseren, wie in allen menschlichen Zuständen manches Mangelhafte vorhanden war, haben wir wohl selbst gewußt, aber daß unser ganzer Zustand so radikal schlecht gewesen sei, hätten wir denn doch nicht gedacht, aber Herr Pfarrer S. Richter von Praunheim thut sein Möglichstes, uns die Augen darüber zu öffnen. Wir haben nur ein kurzes Stück seiner langen Rede hier wiedergegeben, aber welch eine schöne Blumenlese von Kraftausdrücken, womit er unsere Zustände bezeichnet, läßt sich aus derselben zusammenstellen. Da lesen wir von „Verwüstungen, die ein glaubenloser Zeitgeist angerichtet hat;" von „Unverstand, Unkenntniß und bösem Willen, welche der evangelischen Wahrheit die gebührende Achtung und Geltung entziehen;" von dem „Trotz einer feindlichen Partei;" von „Ungebundenheit und Willkühr;" von dem „nichtswürdigen Getriebe eines Parteigeistes;" von einem „schlechten Katechismus;" von einem „beispiellos

erbärmlichen Gesangbuche;" von einer „denkgläubigen Partei, die der Zahl nach zwar noch immer stark und von der Masse der Halbgebildeten*) gestützt, aber geistig und wissenschaftlich ohnmächtig, nur noch im Verborgenen ihr nichtswürdiges Getriebe fortsetzt;" und „wie sie ihre verschütteten Gänge wieder aufzuscharren und den festen Boden der Kirche zu unterwühlen, ihre zerrissenen Gewebe wieder anzuzetteln und ihre jesuitischen Künste der Schmähung, Verdächtigung und Verleumdung mit erneuter Emsigkeit zu üben bemüht ist." — Doch, siehe da! indem wir blos eine Blumenlese aus Herrn S. Richters Rede zu sammeln gedachten, gerathen wir in ein abermaliges förmliches Abschreiben derselben; es reiht sich eben unter seinen liebenswürdigen Händen Blume an Blume zu einem Kranz von fast betäubendem Wohlgeruch. Gut ein Viertelhundert solcher auserlesenen Blumen auf drei schmalen Beetchen, — wahrlich eine hübsche Anzahl! Doch weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Besonders interessant zu hören wird es allen Pfälzern sein, daß es erst seit anno 1833 „eine Zahl treuer Zeugen der Wahrheit unter den Geistlichen" in der Pfalz gegeben habe, daß „erst da christliches Leben sich in der Pfalz zu regen begann," also vorher war gar kein „christliches Leben," nicht einmal ein Funke, eine „Regung," ja nicht einmal das „Beginnen" einer Regung vorhanden. Ueber dieses Urtheil, welches der Herr Richter von Praunheim, — ganz eingedenk der Worte Jesu „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet!" — über unsere Pfalz fällt, werden die Pfälzer entweder in den Tod erschrecken, oder aber es glauben, daß wir Recht hatten, als wir zu Anfang sagten, dieser „christliche Beobachter" und Glaubens-Richter gehöre zu Denen, welche Niemand für christlich halten, als wer eben gerade so glaubt, wie sie glauben, und die über alle Andersglaubenden gar gerne die Inquisitions-Richter spielen möchten. Darum trauert und zürnt Herr S. R. denn auch so sehr, weil in unserer Pfalz ein solches Gaubensinquisitionsgericht, wie er doch gehofft hatte, nicht eingeführt worden ist, sondern daß jetzt sogar mehr als früher der

*) Auf welcher Seite werden denn wohl die „Ganzgebildeten" in der Pfalz nach des Herrn S. Richters Meinung anzutreffen seyn?

ehrlichen Aeußerung der Ueberzeugung eines Jeden freier Raum gegeben wird und Toleranz geübt wird. Aber Toleranz — ist keine Blume aus Herrn Richters Kranz. **Hinc illae irae et — lacrymae!** — Da Herr Richter erklärt, daß ihm aus Mangel an näherer Bekanntschaft mit unseren pfälzischen Verhältnissen, auch die Ursachen dieser für ihn so betrübenden — für uns aber so erfreulichen Veränderung der Dinge — Gott sei Lob, Preis und Dank dafür! — nicht bekannt seien, so wollen wir sie ihm sagen, und zwar mit großer Freudigkeit. Doch zuvor wollen wir ihn ein wenig rathen lassen, ob er es auch treffe, was unsere Gedanken darüber sind. Nun, Herr Richter, so rathen Sie einmal! — Sie denken eben, wie Sie angedeutet haben, an den Einfluß von Personalveränderungen. Nein, Herr Richter, „Ihr habt mein Räthsel nicht troffen;" rathet besser! — Nicht wahr, nun werden Sie es haben? — Ja, so höre ich Sie sprechen, das wird es seyn: jene Leute in der Pfalz werden ohne Zweifel den Eigendünkel haben, sich einzubilden, sie selbst hätten durch ihre eigene Kraft solches ausgerichtet, denn das ist so ihre Art, Selbsterhebung ist man an ihnen gewohnt. — Wo denken Sie hin, Herr Richter; nein Sie haben mein Räthsel wieder nicht gelöst. So will ich es Ihnen denn sagen, aber wundern muß ich mich doch, daß ein so „christlicher" Mann wie Sie, und noch dazu ein „christlicher Beobachter" es noch nicht beobachtet, noch nicht gemerkt hat, daß Gott, der Herr, der Allmächtige es ist, der Solches thut! Ja, sehen Sie, Herr Richter, dessen sind wir so gewiß, als Sie selbst von irgend Etwas nur gewiß seyn mögen: es ist Gott, der Herr des Himmels und der Erde, welcher Sein Licht dringen läßt durch alle Nebel, und der dem Geiste Bahn macht, daß er nicht auf die Dauer gedämpft werden kann. Ja, es ist Gott der Herr, der endlich dem guten Geist der Zeit den Sieg gegeben hat, daß er, vorher verachtet und hie und da sogar in Kerker und Banden, nun daher fährt auf seinem Triumphwagen, der, von göttlicher Kraft getrieben, unaufhaltsam vorwärts geht, und machtlos zur Seite schnellt, die es versuchen, sich ihm entgegenzustemmen oder seinen Lauf aufzuhalten. — Sehen Sie, Herr Richter, das ist des Räthsels Lösung. Sie glauben es nicht? Wenn wir in drei Jahren noch leben, wollen wir uns daran erinnern! Bis dorthin ist die Sache entschieden.

Inzwischen wird es freilich noch Kampf geben, und Kämpfer werden fallen — sei's drum! „gilt's mir oder gilt es dir" — aber der Sieg ist unser, den soll uns Niemand nehmen, denn Gott, der Herr, hat ihn uns gegeben.

Nun folgt noch ein anderer von einem ungenannten pfälzischen Geistlichen geschriebener Artikel, welcher sich über das protestantische Kirchenblatt aus der Pfalz und über dessen Herausgeber in gleichem Tone ausläßt; wir halten es aber nicht für der Mühe werth, uns weiter darauf einzulassen. F.

22.

Meine Rechtfertigung.

Ich erfülle jetzt mein im vorigen Hefte gegebenes Versprechen, mich in Ansehung aller derjenigen Beschuldigungen zu rechtfertigen, welche die Kirchenbehörde mir zur Last legt.

Das k. Consistorium zu Speyer hat nämlich in einem schon vor meiner Suspension (6. März) an alle Pfarrämter der Pfalz unterm 4. März erlassenen, gedruckten Rescripte „die von Pfarrer Frantz zu Ingenheim unternommenen Angriffe gegen die unirte protestantisch-evangelisch-christliche Kirche betreffend," und sodann in einem zweiten Rescripte vom 18. März, die schwersten Beschuldigungen gegen mich ausgesprochen, von welchen aber mein innerstes Bewußtseyn mich freispricht, und die ich darum allen meinen Amtsbrüdern, wie auch der ganzen protestantischen Kirche der Pfalz gegenüber unmöglich ohne Widerlegung auf mir lasten lassen kann. Die mich besonders belastende Stelle in dem fraglichen Rescripte lautet: „Pfarrer Frantz von Ingenheim hat nämlich, in Folge eines persönlichen polemischen Streites, welchen er in Flugschriften mit einigen anderen protestantischen Geistlichen geführt hat oder noch führt, das wissenschaftliche Gebiet verlassend, ein eigenes, von dem apostolischen Symbolum abweichendes Glaubensbekenntniß niedergeschrieben und in Druck gegeben; dasselbe seinen Gemeindsgliedern durch mißbräuchliche Auflegung von Listen in den Schulsälen

zur Unterschrift vorgelegt und Jenen die Wahl anheimgegeben: entweder zu Gunsten dieses seines Bekenntnisses zu stimmen oder gewärtig zu seyn, daß er seine Gemeinde verlassen würde. Er hat hierdurch, wie schon oben bemerkt, das wissenschaftliche Gebiet verlassen, er hat seine Gemeinde von dem Bekenntnisse der unirten protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche, auf welches alle Glieder auch in der Pfarrei Ingenheim getauft und confirmirt wurden, abzuwenden und abtrünnig zu machen versucht, er hat ihr dafür sein eigenes subjectives Bekenntniß aufgedrungen, er ist hierdurch offenbar als Gegner der unirten Kirche aufgetreten und dadurch auf den Abweg gerathen, eine eigene Secte hervorzurufen."

Alle diese vielfältigen Beschuldigungen sind irrig, und beruhen auf falschen Voraussetzungen.

Ich habe vor meiner Suspension niemals einen „persönlichen polemischen Streit in Flugschriften mit einigen andern protestantischen Geistlichen" geführt. Pfarrer Schiller zu Herschberg und Candidat Dalläus zu Pirmasens haben mich in Flugschriften angegriffen, aber ich meinestheils habe ihnen damals noch nicht einmal ein Wort, weder in Flugschriften noch in meiner Zeitschrift geantwortet. Kann dies also ein persönlicher Streit genannt werden, welchen ich („er") geführt habe, genannt werden? Was ich aber früher gethan habe, und was jene Angriffe gegen mich hervorgerufen hat, war ein begonnener und fortgesetzter Artikel in meiner Zeitschrift über die Gottheit Christi. Hier bewegte ich mich also auf dem, selbst durch das Consistorialrescript als berechtigt zugestandenen, wissenschaftlichen Gebiete. Wer hat nun dies Gebiet verlassen? Pfarrer Schiller schreibt einen „offenen Brief" gegen mich, der mit den unglaublichsten Schmähungen angefüllt ist. Hiermit also ist das wissenschaftliche Gebiet zuerst verlassen worden. Es wird dafür gesorgt, daß jene Schmähschrift in einem Volksblatte, dem Landauer „Eilboten" angekündigt werde, offenbar damit die Aufmerksamkeit meiner Gemeinde auf denselben gelenkt werden sollte, was auch geschah und unfehlbar geschehen mußte, und ebenso offenbar in der Absicht, mich bei meiner Gemeinde zu verdächtigen, vielleicht sogar in der Hoffnung, meine Gemeinde zu Schritten gegen mich zu veranlassen. Wer hat also die Sache vor die Gemeinde ge-

bracht? Nachdem nun aber einmal die Sache in die Gemeinde gebracht war, und ich nicht wissen konnte, ob nicht jene gegen mich gerichteten Verdächtigungen Manche in meiner Gemeinde in ihrem Zutrauen zu mir und zu der Lauterkeit meiner Lehre irre gemacht haben könnten, fühlte ich mich in meinem Gewissen unausweichlich dazu gedrungen und glaubte es meiner Gemeinde schuldig zu seyn, es zur bestimmtesten Entscheidung zu bringen, ob meine Gemeinde mir noch vertraue oder nicht, in welch' letzterem Falle ich mich ebenso in meinem Gewissen gedrungen gefühlt haben würde, mein Amt niederzulegen. Um aber die Gesinnung meiner Gemeinde gegen mich mit Gewißheit zu erfahren, dazu gab es kein anderes Mittel, als daß ich eine Liste auflegte, worauf Jeder für oder gegen mich unterzeichnen sollte. Damit aber meine Gemeinde auch ganz vollkommen im Klaren darüber sei, wie es denn in meinem Inneren aussehe mit meinem Glauben in Ansehung jenes Punktes, wegen dessen man mich als einen Irrlehrer darstellte, so mußte ich, — da ich über solche Streitpunkte noch nie gepredigt oder sonst geredet hatte, — meiner Gemeinde, wie ein gutes deutsches Sprüchwort sagt, — vor allen Dingen reinen Wein einschenken, d. h. ihr jetzt offen und rückhaltslos sagen, was meine Ansicht von der Person Jesu Christi sei. Dies that ich in meinem „Glaubensbekenntniß," welches sonach — wie es klar vor Augen liegt, — keineswegs dem „apostolischen" untergeschoben werden sollte, sondern ein „Glaubensbekenntniß" von mir nur in dem Sinne genannt wurde, daß ich dadurch „bekennen," d. h. offen aussprechen wollte, was ich gerade in Ansehung jenes einzigen Punctes, um dessentwillen ich verdächtigt worden war, glaube. Dies geht klar und deutlich daraus hervor, daß ich dasselbe erstens „mein" Glaubensbekenntniß überschrieben habe; zweitens daß ich nur einen einzigen Punkt, nämlich die Lehre von der Person Jesu, nach ihrer dreifachen von Christus selbst (Matth. 28, 19) ausgesprochenen Beziehung berührt habe; und daß drittens das Ganze, wie die Anführung vieler Bibelstellen beweist, nichts anders seyn sollte, als eine nähere und zugleich beweisführende Auseinandersetzung meiner Auffassung jenes Glaubenspunktes. „Abweichend" von dem apostolischen kann darum dieses Bekenntniß meines Glaubens in keiner Weise genannt werden. Dieser Ausdruck

ist nämlich zweideutig; aber in jeder Beziehung trifft er mein Glaubensbekenntniß nicht. Soll er nämlich bedeuten, mein Glaubensbekenntniß weiche darum von dem „apostolischen" ab, weil es nicht alle Worte desselben enthalte: so liegt ja klar vor Augen, daß ich nur die drei Hauptpunkte desselben anführen und besprechen wollte („Ich glaube an Gott, den Vater. — Ich glaube an Jesum, Gottes Sohn. — Ich glaube an den heiligen Geist"), indem zur Berührung der übrigen Punkte gar keine Ursache vorlag, gar kein Anlaß gegeben war. — Versteht man es aber so: mein Glaubensbekenntniß sei darum von dem „apostolischen" abweichend, weil ich in den erklärenden Zusätzen ausgesprochen, daß ich Jesum Christum für Gottes Sohn und Gesandten, nicht aber für Gott selbst halte, so ist dies ja offenbar keine Abweichung von jenem Symbolum, sondern eine Erklärung, wie ich meinestheils dasselbe in demjenigen Punkte verstehe, welcher dasselbe selbst mit kurzen Worten, ohne ihn zu erklären, ausspricht. Wenn z. B. Herr Pfarrer Schiller oder Herr Vikar Dalläus auch öffentlich ihren Glauben aussprechen, und bekennen, daß sie Jesum für den wahren Gott halten, wird da wohl Jemand sagen, sie seien von jenem apostolischen Glaubensbekenntniß abgewichen? Und doch steht in demselben kein Wort davon, daß Christus wahrer Gott sei; sondern das „apostolische" Glaubensbekenntniß läßt diesen Punkt unbestimmt und gestattet damit einem jeden Christen die Freiheit, denselben so zu verstehen und aufzufassen, wie er nach seinem eigenen Gewissen kann und muß. Gott sei Dank darum, daß die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche der Pfalz weder das Nicänische noch das Athanasianische, sondern gerade nur das „apostolische" Glaubensbekenntniß recipirt und damit allen ihren Gliedern und Geistlichen die Freiheit gegeben hat, den Artikel vom Sohne Gottes nach eigenem, bestem Wissen und Gewissen aufzufassen. Dürfen von dieser Freiheit die Herren Schiller und Dalläus Gebrauch machen nach ihrem Gewissen, so darf ich es auch nach meinem Gewissen. Steht es ihnen frei, öffentlich auszusprechen, daß sie Jesum für Gott halten, so steht es mir auch frei, öffentlich auszusprechen, daß ich ihn nicht für Gott halte. — „Aber sie haben dies nicht der Gemeinde gegenüber gethan." Das haben sie freilich gethan, indem sie ihre „offenen Briefe

und Sendschreiben" nicht nur in meine, sondern auch in viele andere Gemeinden gebracht haben. „Aber sie haben ihre Gemeinden doch kein Glaubensbekenntniß unterschreiben lassen." Das habe ich auch nicht gethan; denn eben diese Beschuldigung ist, wie schon aus dem Bisherigen erhellt, ganz und gar ungegründet; ich habe meine Gemeinde nichts unterschreiben lassen als eine leere Liste, überschrieben „Vertrauensliste," und getheilt in zwei Columnen, wovon die eine überschrieben ist: „hier unterzeichnen Diejenigen, welche mit dem Pfarrer Frantz im Glauben einverstanden sind," und die andere: „hier unterzeichnen Diejenigen, welche den Pfarrer Franz für einen Irrlehrer halten." Diese Listen hatten also offenbar keinen anderen Zweck, als daß es sich klar und deutlich herausstelle, ob die Gemeinde noch Vertrauen zu mir und zu meiner Lehre habe, oder nicht, und stehen mit dem vorher hinausgegebenen „Glaubensbekenntnisse" in gar keiner Verbindung, da jenes nur den Zweck gehabt hat, die Gemeinde vorher über den Punkt, um welchen es sich handelte, und über meine Ansicht darüber gehörig aufzuklären. Es kann also nicht davon die Rede seyn, daß ich versucht habe, der Gemeinde mein Glaubensbekenntniß „aufzudringen." Es hat sich, wie gesagt, nie um eine Annahme eines neuen Glaubensbekenntnisses gehandelt. Auch in Ansehung der Unterschriften habe ich wahrlich auch den leisesten Schein des „Aufdringens" oder des moralischen Zwanges vermieden, indem ich dieselben nicht etwa herumtrug oder schickte, sondern sie an einen dritten Ort, in das Schulhaus, niederlegte, damit in meiner Abwesenheit, ein Jeder ganz frei und unbefangen seine Meinung über mich aussprechen könne. Auch darin kann kein Unbefangener unmöglich einen der Gemeinde angethanen moralischen Zwang erblicken, daß ich, nachdem ich einmal durch die in meine Gemeinde gegen mich auf schmähliche Weise geworfene Verdächtigung mich genöthigt sah, jene Aufforderung, sich über mich auszusprechen, an die Gemeinde, nach der Predigt, richtete, auf's Tiefste ergriffen, zugleich aussprach, daß ich bereit sei, mein Amt niederzulegen, wenn die Gemeinde in ihrem Vertrauen zu mir irre geworden seyn sollte; das war wahrlich kein moralischer Zwang, sondern die Handlung eines ehrlichen Mannes und eines Geistlichen, der

ein Gewissen hat, und der es nicht hätte über sich gewinnen können, jene Verdächtigungen stillschweigend auf sich sitzen zu lassen, und, ungeachtet er nicht wissen konnte, ob Manche in der Gemeinde ihn fernerhin nicht mehr als einen treuen Verkündiger des Evangeliums betrachten würden, dennoch mit eiserner Stirne als Prediger aufzutreten.

Wenn weiter in dem Rescripte gesagt wird: ich sei ein „Geistlicher, der sich als ein warmer und eifriger Vertreter der unirten Kirche der Pfalz geltend zu machen suchte, nun aber durch einen auffallenden Angriff als Gegner wider diese unsere Kirche aufzutreten gedenkt," und dann wiederholt wird: ich hätte meine Gemeinde „von dem Bekenntnisse der unirten protestantisch=evangelisch=christlichen Kirche abzuwenden und abtrünnig zu machen versucht, und sei offenbar als ein Gegner der unirten Kirche aufgetreten und dadurch auf den Abweg gerathen, eine eigne Secte hervorzurufen," so lauten diese Beschuldigungen wahrlich schmerzhaft genug; dennoch können sie mir nicht wehe thun, weil ich mir bewußt bin, daß sie mich nicht treffen. Ja, ich bin mir bewußt, daß ich allerdings als ein „warmer und eifriger Vertreter der unirten Kirche in der Pfalz" mich zwar weiter nicht „geltend zu machen suchte," wohl aber für dieselbe, in ihrem wahren, ursprünglichen, und noch immer in der großen Mehrzahl ihrer Glieder fortlebenden Geiste zu wirken, und dem von einzelnen, zum Theil einflußreichen Geistlichen schon seit einer Reihe von Jahren gegen die Grundsätze und den Geist dieser unserer vereinigten Kirche feindlich gerichteten Treiben, als ein treuer Sohn dieser Kirche, entgegenzuwirken und zu wahren gesucht habe. Ich rede von einem gegen die Grundsätze und den Geist unserer vereinigten Kirche feindlich gerichteten Treiben. Der Geist unserer Vereinigung war ein Geist der Liebe und Einigung, und um dies seyn zu können, mußte er zugleich ein Geist der Duldung seyn, welcher nicht durch starre Glaubensformeln binden, sondern möglichst freien Raum geben wollte. Aus diesem Grunde hat die Generalsynode, welche das Werk der Vereinigung zu Stande brachte, gerade das in allgemeine Ausdrücke gefaßte apostolische Glaubensbekenntniß für die unirte Kirche angenommen. Sie hat dadurch nicht nur ihren Gliedern und Geistlichen Freiheit der Auffassung in Ansehung

jenes Punktes von der Person Jesu gegeben;*) sondern es geht daraus selbst unzweifelhaft hervor, daß man den Glauben an die Gottheit Jesu, als in dem Bewußtseyn der protestantischen Gesammtgemeinde der Pfalz nicht mehr vorhanden, wenn auch nicht ausdrücklich verwerfen, doch auch nicht für einen Grund- und Eckstein des Glaubens unserer Kirche habe erklären wollen; sonst hätte derselbe nicht allein in dem Katechismus ausgesprochen werden müssen, was nicht geschehen ist, sondern es wäre auch kein Grund gewesen, die bindende Beibehaltung des Augsburger Glaubensbekenntnisses so entschieden abzulehnen, wie die beiden ersten Generalsynoden gethan haben; denn wer die Gottheit Jesu annimmt, kann folgerichtig auch gegen die übrigen, in der Augsburger Confession enthaltenen, Glaubenssätze nicht viel einzuwenden haben. — Kurz, wer die Grundsätze und den Geist kennt, in welchen die vereinigte Kirche der Pfalz gegründet worden ist, wird, wenn er aufrichtig seyn will, gewiß nicht läugnen, daß das Vereinigungswerk auf der freieren Auffassung des Christenthums, welche man gewöhnlich „Rationalismus" nennt, auferbaut worden sei; Niemand auch, der den seitdem und noch immer bei der großen Mehrzahl sowohl der Geistlichen als der Gemeinden der Pfalz herrschenden Geist kennt, wird, — wenn er aufrichtig seyn will, — es läugnen, daß eben diese freiere Auffassung des Christenthums fast die durchgängig herrschende sei. Darum fühle ich mich unberührt von dem Vorwurfe, ich sei als Gegner unserer theueren vereinigten Kirche aufgetreten. Ja, ich weiß es, und Jedermann weiß es, und ich spreche es aus — mag es lauten wie es will, — daß kein Protestant in der Pfalz sagen darf, er sei unserer theueren vereinigten Kirche treuer ergeben, liebe sie mehr und aufrichtiger, und sei zu jedem Opfer für sie mit Gut und Blut und Leben bereitwilliger, als ich. Mag es wie Unbescheidenheit, mag es wie Selbstruhm lauten, — jener Anklage gegenüber, die mich als Gegner meiner Kirche hinstellt, meiner Kirche, die mich mit der ächten Muttermilch ihres Geistes genährt hat, — spreche ich es aus: in Treue und glühender Liebe für diese unsere Kirche stehe ich Keinem nach. Deß will und darf ich mich rühmen; es ist kein

*) Dies hat auch Herr Consistorialrath Dr. Schülein bei meiner Amtssuspension ausgesprochen.

Selbstruhm; es ist das Bekenntniß eines an seinem Heiligthum angegriffenen Herzens.

Die unseligen Zerwürfnisse, welche seit dem Jahr **1833** in unserer Kirche eingerissen sind, — wodurch sind sie entstanden? Dadurch allein, daß andere Geistliche sich gegen die Grundsätze unserer Kirche versündigt haben, indem sie in Predigten, wie in öffentlichen Schriften Diejenigen angegriffen haben, welche, dem Geist und den Grundsätzen unserer Kirche getreu, still und parteilos leben und lehren wollten. Nie haben die rational gesinnten pfälzischen Pfarrer andersglaubende Amtsbrüder in Predigten oder Schriften angegriffen; wohl aber haben sie sich zur Nothwehr gedrungen gesehen, wahrlich zu einer berechtigten Nothwehr, da man sie, die mitten in dem ächten Geist unserer vereinigten Kirche standen, angriff und ihnen gleichsam ihr väterliches Erbe aus den Händen winden wollte. — So verhält es sich auch mit dem unseligen Streite, dessen Opfer ich nun werde. Ich habe diesen Streit nicht angefangen, wie Manche vielleicht glauben, weil derselbe sich über meinen Aufsatz von der Gottheit Jesu entsponnen hat. Nie wäre dieser Aufsatz geschrieben worden, wenn nicht Herr Consistorialrath Rust in einer öffentlich gehaltenen und gedruckten Predigt alle Diejenigen als Abtrünnige bezeichnet hätte, welche nicht an die Gottheit Jesu glauben. Nie wäre ich veranlaßt gewesen, ein Glaubensbekenntniß über ebendenselben Punkt meiner Gemeinde gegenüber abzulegen, wenn nicht Pfarrer Schiller und Candidat Dalläus mich vor dieser meiner Gemeinde als Irrlehrer verdächtigt und Letzterer mich zugleich als einen unwürdigen Menschen und als einen gewissenlosen Geistlichen dargestellt hätte. Von jener Seite also ganz allein sind die Angriffe ausgegangen; von Jenen ganz allein sind die Gemeinden mit Gewalt in die Streitsache hineingezogen worden; von Jenen ganz allein ist Unruhe und Zwietracht in die Kirche gesäet worden. — Freilich glauben sie zu ihren Angriffen ein Recht zu haben, denn sie berufen sich auf die „Kirchenlehre;" wir aber berufen uns auch auf die Kirchenlehre, und zwar auf die in der Vereinigungsurkunde, wie im Katechismus, ausgesprochenen Grundsätze und gesetzlichen Bestimmungen der vereinigten Kirche. Nach diesen ist die rationale Auffassung des Christenthums eine berechtigte; das Anfeinden und Verdächtigen derselben ist daher ein

unberechtigtes und sündliches Treiben, welchem sich zu widersetzen jeder treue Sohn unserer vereinigten pfälzischen Kirche berechtigt und verpflichtet ist. Das habe ich gethan, und nichts mehr; das will ich auch ferner thun, so wahr mir Gott helfe, und so lange Er mir Leben und Kraft dazu gibt. Denen aber, welche den Hader angefangen haben, und welche fortwährend die Angreifer und Friedensstörer sind, gebe ich zu bedenken: daß sie endlich doch einmal das Unverantwortliche ihres Thuns erkennen mögen. Katholiken und Protestanten haben auch verschiedene Glaubensmeinungen, aber jeder Redliche will, daß sie in Frieden miteinander, ein Jeder von ihnen seines Glaubens, leben, und den Andern auch des seinigen leben lassen sollen; man tadelt es als verwerflichen Fanatismus, wenn die Einen die Anderen um ihres Glaubens willen anfeinden. Soll denn dies bei den verschiedenen Glaubensrichtungen der Protestanten weniger beobachtet werden? Höret nur einmal auf, ihr orthodox-Gläubigen, uns rational-Gläubige anzufeinden und als solche zu behandeln, die in der evangelischen Kirche gar keine Berechtigung haben; höret ihr nur einmal auf, uns Abtrünnige, Unchristen, Feinde Jesu zu schimpfen, dann wird bald aller Streit ein Ende haben. Denn wir unseres Theils haben euch noch nie solchen Schimpf angethan, wir haben noch nie euch für Unchristen erklärt, wir haben eurer Glaubensansicht noch nie die Berechtigung bestritten; — über was sollte also gestritten werden, wenn ihr einmal aufhörtet uns zu bestreiten?

Indem ich aber nun nachgewiesen habe, wie aller Zwiespalt in der pfälzischen Kirche keineswegs von den rationalen Geistlichen, noch auch der letzte Streit, in welchen ich persönlich verwickelt bin, keineswegs von mir ausgegangen ist, sondern alles, was ich in dieser Sache gethan, nichts als abgedrungene Nothwehr war: so glaube ich damit zugleich den vollkommenen Beweis geliefert zu haben, daß alle von der Kirchenbehörde gegen mich erhobenen Beschuldigungen durchaus ungegründet sind. Meine Sache aber stelle ich dem anheim, der da recht richtet, und der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche.

Frantz.

23.

Literatur.

Die kirchliche Krisis im Kanton Waadt. Mit den Aktenstücken. Aus dem Französischen. Zürich bei Meyer und Zeller. 1846. S. 110. Preis? —

Die waadtländischen kirchlichen Wirren sind jedenfalls ein sehr merkwürdiges Ereigniß unserer Zeit, aber durch die Zeitungen ist man nicht recht damit bekannt geworden; die Wenigsten werden genau wissen, um was es sich dort gehandelt, und wer von den beiden Theilen Recht oder Unrecht hat. Und doch sind dieselben, wie gesagt, ein sehr merkwürdiges und bedeutsames Ereigniß. Merkwürdig schon durch die äußere Thatsache, daß in einem kleinen Lande 160 Geistliche ihr Amt niedergelegt haben; bedeutsam, weil die Ursache jenes Streites zwischen der Geistlichkeit und der Regierung überhaupt die große Streitfrage zwischen Staat und Kirche in unserer Zeit ist; mit einem Worte, weil die kirchliche Krisis im Kanton Waadt nichts anders ist, als ein Bild und ein Stück von der großen, allgemeinen Krisis, in welcher sich gegenwärtig die ganze christliche Kirche überhaupt, vornehmlich aber die protestantische Kirche befindet. — Die hier anzuzeigende kleine Schrift gibt nun von jenen Vorgängen in der (französischen) Schweiz ein klares und auch ein treues Bild, da sie, wenn gleich aus dem Standpunkte der (geistlichen) Partei verfaßt, doch die sämmtlichen Aktenstücke wörtlich mittheilt, und dadurch ein unpartheiisches Urtheil möglich macht.

In dem Kantone Waadt hatte eine Revolution im Februar 1845 die Verfassung vom Jahr 1831 gestürzt. Die neue Regierung forderte die Beamten auf, binnen 5 Tagen den durch eine Volksversammlung gefaßten grundgesetzlichen Beschlüssen beizutreten; wer nicht beitrete, sei als Demissionär anzusehen. Eine große Anzahl von Geistlichen glaubte nun aber, diese Aufforderung gehe sie, als Geistliche, nichts an. Indessen gaben sie eine „Ergebenheitserklärung (acte de soumission), mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß damit kein Beitritt (adhésion) gemeint sei. Alle diese Erklärungen wur-

den angenommen; nur eine derselben wurde für ungenügend erklärt und der Pfarrer Marquis von Montreux entlassen. Hiergegen protestirten 50 Pfarrer, jedoch ohne Erfolg. Außerdem waren schon gleich anfangs vier Geistliche (Vinet, Burnier, Golliez und Recordon) „in Voraussicht der möglichen Folgen des neuen Gesetzes" aus der Nationalkirche ausgetreten (S. 2 und S. 93 Note 2). — Zum Verständniß der weiteren, nun folgenden Vorgänge muß bemerkt werden: Seit dem Jahre 1840 hatte sich im Kanton Waadt die Secte der Plymouthisten gebildet, von deren Stifter John Darby aus Plymuth so genannt. Da diese Dissidenten ziemlich viel Anhang gewonnen, so wurden von mehreren Pfarrern Betstunden in eigens dazu bestimmten Sälen (oratoires) eingeführt, um, wie hier gesagt wird, das Bedürfniß Derjenigen zu befriedigen „welche, ohne sich von der Nationalkirche im Mindesten zu trennen, an der wiederauflebenden Frömmigkeit Theil nahmen, so daß man diese Betstunden daher nicht als „Pietistenstündlein," sondern als „Hülfskirchen" ansehen müsse. Indessen sahen der größere Theil des Volkes und die Regierung die Sache doch anders an, welche im Gegentheil jenen Oratoires nicht minder als den Plymuthisten eine methodistische Richtung Schuld gaben. Die Regierung hatte indessen bisher die Einen wie die Anderen geduldet. Als aber, nach der Verweigerung der förmlichen Beitrittserklärung vieler Geistlichen zu den Volksbeschlüssen, von dem Volke auf eine allerdings sehr tadelnswerthe Weise sowohl das Bethaus der plymouthistischen Dissidenten erbrochen und zerstört wurde, auch an mehreren Orten gegen die „kirchlichen" Oratoires heftige und andauernd fortgesetzte „Scenen der Unruhe" stattfanden: sah sich der Staatsrath veranlaßt, diese außerkirchlichen Versammlungen zu untersagen. Von den 250 Geistlichen des Kantons Waadt reichten 207 eine Petition gegen diesen Beschluß ein „im Namen der religiösen Freiheit, des Christenthums und des Protestantismus insbesondere;" aber der Staatsrath antwortete: weil diese Versammlungen zu Volksmanifestationen und Aufruhr Anlaß gegeben, so müßten dieselben um der Ruhe willen verboten bleiben.

Als später vom Großen Rathe ein Gesetz gegen diese außerkirchlichen Versammlungen in Vorschlag gebracht wurde, gaben 221 Pfar-

rer eine Petition ein, „man möge über die kirchliche Freiheit keine gesetzgeberischen Maaßregeln treffen;" über diese Petition wurde jedoch zur Tagesordnung geschritten und ihr keine weitere Folge gegeben. — Vor den nun abzuhaltenden Urversammlungen des Volkes, in welchen über die Annahme der Großrathbeschlüsse entschieden werden sollte, erließ der Staatsrath eine Proclamation mit der Weisung an die Pfarrer, dieselbe von den Kanzeln zu verlesen. Dies wurde von 40 Pfarrern verweigert, weil der auf solche Verkündigungen bezügliche §. 12 des Gesetzes laute: „Der Staatsrath kann die Publication von der Kanzel verordnen für Akten, welche auf die Religion oder auf eine kirchliche Feier Bezug haben;" — sofort ließ der Staatsrath jene Beschlüsse durch weltliche Beamten von der Kanzel verkünden. Zugleich erließ derselbe ein Rundschreiben an die Gemeinden, worin er die Nothwendigkeit jenes Schrittes und die der Einschreitung gegen die ungehorsamen Pfarrer nachzuweisen sucht, und zwar mit Gründen von verschiedenem Werth; nämlich 1. der fragliche Paragraph 12 schließe nicht aus, daß der Staatsrath befugt sei, auch andere als auf die Religion bezügliche Beschlüsse von der Kanzel verkündigen zu lassen; 2. sei aber auch in der Proclamation von religiösen Gegenständen die Rede; 3. sei es von jeher so gehalten, und bisher die Verkündigung von der Kanzel noch nie verweigert worden. — Der erste Grund ist offenbar eine falsche Auslegung des Gesetzes; der zweite ist zweifelhaft, indem der Wortlaut des Gesetzes keineswegs einräumt, daß den zu verkündigenden religiösen Akten auch noch anderweitige beigefügt werden dürfen; der dritte hat wohl am meisten Gewicht, ist jedoch auch nicht unbedingt gültig, da auch das langjährigste Herkommen nie Gesetzeskraft erlangen kann, zumal wenn ein positives Gesetz entgegensteht. Unrecht hat aber jedenfalls der Verfasser, wenn er dieses Rundschreiben des Staatsrathes eine Appellation an die Leidenschaften des Volkes nennt, da doch in der Schweiz, namentlich auch im Kanton Waadt, nach der Verfassung dem Volke die Souverainetät zukommt, und das Volk in letzter Instanz über Verfassungsfragen zu entscheiden hat. Auf dieses Rundschreiben liefen nun von allen Seiten Adressen an den großen Rath gegen die 40 renitenten Pfarrer ein. Zugleich aber wurde auch von 20 Advo-

katen ein Rechtsgutachten (Lausanne 16. August 1845) abgegeben, welches sich zu Gunsten der Pfarrer ausspricht. Inzwischen gab Pfr. Manneran von Lausanne seine Entlassung ein, „weil er kein bloßer Staatsbeamter seyn wolle." Mittlerweile aber hatten verschiedene andere Pfarrer kein Bedenken getragen die Oratorien zu Lausanne wieder zu eröffnen und darin zu funktioniren. Es wurden nun die „Klassen" (d. h. Kirchencommissionen, bestehend aus den Geistlichen der verschiedenen Diöcesen) zusammenberufen und diese sprachen sowohl die 40 Renitenten, als auch die, welche die Betstunden wieder eröffnet hatten, frei. Der Staatsrath hingegen sprach die Suspension gegen dieselben aus, für Einen ein Jahr, für vier 3 Monate, für die übrigen 1 Monat. Sogleich nahmen die meisten derselben ihre Demission, und nach einer am 12. November zu Lausanne abgehaltenen berathenden Versammlung thaten diesen Schritt im Ganzen 185 Geistliche, jedoch mit dem Beifügen, daß sie diese ihre Abdankungserklärung erst am 15. Dez. in Kraft treten lassen wollten, wenn inzwischen von dem Staatsrathe keine Concessionen gemacht werden würden. Die von dieser Versammlung heimkehrenden demissionirenden Geistlichen, heißt es nun, „fanden ihre Gemeinden durch eine neue Proclamation des Staatsrathes (in welcher gesagt wird, daß die Betstunden eine der Nationalkirche feindliche methodistische Tendenz hätten) gegen sich eingenommen." — Dazu bemerken wir aber: hätte das Volk nicht ebenfalls die Ansichten über jene Betstunden und eine Abneigung gegen dieselben schon vorher gehabt, so würde es sich durch ein solches Rundschreiben schwerlich gegen die Geistlichen haben einnehmen lassen.

In jenem Rundschreiben an die Gemeinden heißt es unter anderem auch, und zwar gewiß richtig: Staat und Kirche seien mit einander verbunden, aber diese Verbindung müsse doch ein Haupt haben, „sonst wäre es keine Verbindung, sondern Trennung; dieses Haupt aber kann nur entweder der Staat oder die Kirche seyn. Und da bei uns nicht die Kirche den Staat regiert (régie), sondern im Gegentheil dieser jene, so ist doch klar, daß die Kirche dem Staate, die Geistlichkeit der Regierung untergeordnet ist." Es heißt ferner darin, der Staatsrath habe sich nie in innere Angelegenheiten der Kirche eingemischt, und — „die Geistlichen erklären frei-

lig, daß kein politisches Interesse sie leite, — aber begreifen sie nicht, daß sie Gefahr laufen das Land in politische Aufregung zu bringen, und daß das Eingehen auf ihre Ansprüche einen Umsturz der Verfassung und aller politischen Verhältnisse zur Folge hätte?" — ferner: sie seien durch die kurze Suspension nicht genöthigt gewesen ihre Demission zu nehmen, — „mehr christliche Demuth hätte der Würde ihres Amtes nicht geschadet." — In einer Großrathssitzung wurde, in Ansehung des exceptionellen Zustandes im Lande, dem Staatsrathe eine bis zum 31. Mai 1846 sich erstreckende außerordentliche Vollmacht ertheilt, wornach derselbe alle bestehenden kirchlichen Gesetze, mit Ausnahme der auf die inneren Kirchenangelegenheiten bezüglichen, zu suspendiren befugt seyn sollte. Hierauf erließ der Staatsrath (19. Nov. 1845) ein Rundschreiben an die demissionirenden Geistlichen, durch welches er denselben Gelegenheit anbieten wollte, in ihr Amt zurückzukehren. (Einige hatten schon früher ihre Demission zurückgezogen; Einer mit den Worten: „Ich halte es für christlicher, einen Irrthum auf der Stelle anzuerkennen, als darin zu verharren.") — Vierzig Pfarrer zogen ihre Amtsniederlegung zurück. Es gab nun Adressen und Petitionen sowohl für als gegen die Demissionäre. Einige Pfarrer fuhren fort Betstunden zu halten und sprachen von Bildung einer freien Nationalkirche; es gab Tumult und Schlägereien. Nun wurden die Versammlungen in den Oratoires von dem Staatsrathe förmlich, unter Strafandrohung, verboten. Eine Anzahl Pfarrer richtete ein Gesuch an den Staatsrath um Gründung einer unabhängigen Nationalkirche, welches jedoch abgelehnt wurde, „weil die große (immense) Mehrzahl des Volkes für die bestehende kirchliche Form sei." — Einige Pfarrer, welche ihre Demission zurückgezogen hatten, wurden nun auf andere Stellen versetzt, worauf sie abermals ihre Demission anboten, jedoch im Amte blieben. Die übrigen Demissionärs zogen aus den Pfarrwohnungen, 160 an der Zahl. Es bildeten sich Comite's zu ihrer Unterstützung. Die entlassenen Pfarrer denken nun, wofern nicht nachgerade der Staat selbst auf eine Umgestaltung der Kirchenverhältnisse eingehen sollte, an die Gründung einer freien Nationalkirche; und haben an ihre Gemeinden ein Schreiben erlassen, worin sie sagen: der Vorwurf, sie hätten ihr Amt verlassen, sei ungegründet?

— „Sind nicht wir es vielmehr, die man allenthalben verjagt hat? denen man, gesetzwidrig, ihren Charakter als Diener der National-kirche, ja selbst als Diener Christi, zu nehmen sich angemaßt hat? denen man die Kanzeln verboten hat (?), weil wir nichts anders als Gottes Wort auf dieselben bringen wollten?“ — Sie stellen darin vier Anklagen gegen die Regierung auf: 1. „Die Kirche gehört nicht Christo, sondern dem Staatsrath, welcher sich für ihren unumschränkten Oberherrn erklärt hat; 2. Die Kanzel Christi ist Eigenthum des Staatsrathes, welcher auf ihr kann verkündigen lassen, wann er will, was er will, und durch wen er will; 3. Der christliche Gottesdienst kann von der weltlichen Macht nach Belieben verändert und umgewandelt werden; 4. Der geheiligte Charakter eines Dieners des Evangeliums geht nicht aus vom Herrn, für das Werk des Herrn, sondern vom Staatsrath, für das Werk des Staatsraths.“ — Man wird in den Anklagen leicht einiges Wahre, neben manchem Unwahren und starken Uebertreibungen erkennen. Sie sagen dann weiter: „so erklären wir, nachdem nun die Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung mit dem Staat einmal constatirt ist, daß wir entschlossen sind, treu zu bleiben dem Glauben unserer Väter, und, der gebieterischen Nothwendigkeit, in die man uns versetzt hat, gehorchend, frei und ohne Mitwirkung des Staates, die Kirche, die unsere Reformatoren uns hinterlassen haben, wieder aufbauen wollen. Diese Kirche, wenn wir sie erleben dürfen, wird immerhin eine evangelisch-reformirte Nationalkirche, aber unbesoldet vom Staate seyn. Wir werden sie fortsetzen auf demselben Fuße, auf welchem sie bisher gestanden hat, d. h.: 1. Wir werden Lehre und Gottesdienst, wie sie in unserer Liturgie vorgeschrieben sind, unverändert beibehalten; 2. Wir werden nicht die Glieder unserer Gemeinden wählen: Jeder, der zu ihnen gehören will, ist zugelassen, vorausgesetzt, daß er getauft sei, und confirmirt, oder sich confirmiren zu lassen gesonnen ist; 3. Wir sind nicht Gegner der Verbindung von Kirche und Staat; wir glauben, daß diese Verbindung ihre Vortheile hat, aber wir halten dafür, daß sie nur unter der ausdrücklichen Bedingung stattfinden darf, daß der Staat nicht die Kirche unterdrücken, und die Kirche nicht den Staat dominiren darf. Die Rechte beider müssen anerkannt und gleichmäßig gewahrt werden. —

Einstweilen, liebe Glaubensgenossen, werden wir uns des Rechtes bedienen, das alle Christen auf Erden haben, sich zu versammeln, und Gott zu dienen nach seinem Wort . . . Demzufolge fahren wir fort in dem Dienste, den Gott uns in euerer Mitte zu versehen verordnet hat . . . . Ihr könnet, wenn ihr wollt, euch von uns entfernt halten; ihr könnt euch halten an die Trümmer einer entarteten, wankenden Institution, von welcher der Geist des Herrn nicht säumen wird sich völlig zurückzuziehen, weil die Freiheit aus ihr verbannt ist . . . Sammelt euch um euere Hirten . . . . Wir haben allezeit das Wort Gottes in der Hand, um eure Seelen zu speisen, um euere Kinder zu unterrichten, um euere Kranken und Sterbenden zu trösten und zu stärken; wir haben für euch die Sakramente Christi in der Hand, euch zu unterstützen auf der christlichen Laufbahn. Wir können jederzeit den Segen Gottes über euere Ehen erbitten, sobald ihr sie bürgerlich gültig geschlossen habt!" u. s. w.

So steht jetzt die Sache. Wir sehen mit Spannung ihrer weiteren Entwickelung entgegen. Für jetzt aber werfen wir noch einen beurtheilenden Blick auf das bereits Geschehene. Wer befindet sich im Recht, wer im Unrecht? Die Regierung oder die Geistlichen? Das Urtheil ist nicht leicht. Unserer Ansicht nach theilt sich Recht und Unrecht zwischen beiden Parteien. — Die Regierung ging, in Uebereinstimmung mit dem größeren Theile des Volkes, bei der Aufstellung der Kirchenverfassung nach der Februarrevolution, von dem Wunsche aus, die freisinnige Richtung der Religion zu fördern; die Mehrzahl der Geistlichen dagegen waren der altkirchlichen und sogar einer pietistisch-methodistischen Richtung zugeneigt. Wir stehen hier auf Seiten der Regierung; aber dennoch hat die Regierung gefehlt, indem sie ein Gesetz erließ, welches nur als ein Uebergriff des Staates betrachtet werden kann. Es heißt in demselben: „Das Ordinationsgelübde wird einem politischen Beamten, dem Präfekten, abgelegt. §. 12. Die vier Klassen der Geistlichen werden zusammengerufen, so oft der Staatsrath es nöthig findet. §. 61. Die Synode wird vom Staatsrathe zusammengerufen, so oft er es für nöthig oder nützlich hält. §. 81. Die Schlußnahmen der Synode sind bloße Gutachten, von denen der Staatsrath Gebrauch macht, je nach der Natur des Gegenstandes. §. 87. Die Glieder

der Kirchencommission werden vom Staatsrathe ernannt. §. 89. Präsident ist ein Mitglied des Staatsrathes. §. 88. Die beim h. Abendmahl Zudienenden werden vom Präfekten bezeichnet, auf Vorschlag des Pfarrers und Gemeinderathes. §. 109. — Daß nach Aufstellung eines solchen, die Kirche ganz und gar von der Staatsregierung abhängig machenden Grundgesetzes große Befürchtungen für die Freiheit und Würde der Kirche entstanden, ist nicht zu verwundern; und daß unter jenen vier Geistlichen, welche daraufhin sogleich ihre Demission einreichten, ein Name wie Vinet sich befindet, welcher als ausgezeichneter und von jeder pietistischen Richtung weit entfernter Geistlicher bekannt ist,*) dies ist schon kein geringes Zeugniß, daß die Regierung durch Erlassung jenes Gesetzes einen großen Fehler gemacht und zu großen Besorgnissen Ursache gegeben haben müsse. — Aber auch die Geistlichen haben gefehlt, indem sie jene Betstunden fortsetzten, nachdem sie doch gesehen hatten, daß bei dem größern Theile des Volkes Mißtrauen und Widerwille gegen dieselben bestehen, und daß Zwietracht und thätliche Streitigkeiten dadurch erregt werden. — Die Regierung scheint sonach ganz in ihrem Rechte gewesen zu seyn, diese außerkirchlichen Versammlungen um des Friedens willen zu verbieten, da die Form der Religionsübung unstreitig zu den äußeren Kirchenangelegenheiten, und sonach zu dem Ressort der Staatsregierung gehört. Und gleichwohl sagen wir, die Regierung hätte hier dennoch wohl anders verfahren können und sollen. Sie hatte, nach dem Grundsatze einer vollkommenen Religionsfreiheit, diese Versammlungen früher geduldet, und in einem Rundschreiben an die Präfekten und Municipalitäten vom 24. Dez. 1844 sogar ausgesprochen: „Was die religiösen Versammlungen außer der Nationalkirche und ohne gesetzliche Autorisation betrifft, die in Oratoires oder anderen dem Staate und den Gemeinden nicht angehörigen Gebäuden gehalten werden, so werdet ihr Sorge tragen, daß Niemand sie störe; und wo sie bedroht sind, werdet ihr alle Kräfte aufbieten, die Bürger zu bewegen, sie zu respectiren.“ In der That diese Verfügung gründet sich ganz auf eine vernünf-

---

*) Wir verweisen auf das nachfolgende Heft, in welchem wir absichtlich eine ausführliche Anzeige einiger Predigten von Vinet geben.

tige Ansicht von dem Verhältnisse des Staates zu dem Glauben und der Religionsübung seiner Angehörigen. Die Religion ist das heiligste Eigenthum eines jeden einzelnen Menschen; sie muß ihm daher ganz freigelassen werden; ein nach vernünftigen und gerechten Grundsätzen regierter Staat muß einem jeden seiner Bürger die völligste Freiheit in seinem Glauben und in seiner Religionsübung lassen, vorausgesetzt nur, daß sie nichts den Staat selbst Gefährdendes enthalten. An und für sich hat man nun jenen Versammlungen in den Oratoires nichts Staatsgefährliches zur Last gelegt; wohl aber schienen sie gefährlich zu werden, als der Volksunmuth sich gegen sie richtete. Allein an wem lag da die Schuld? Nicht an jenen Conventikeln, und seien sie noch so pietistisch und methodistisch gewesen; sie haben doch Niemanden etwas zu Leid gethan; daß sie aber der Mehrzahl des Volkes, und wenn auch mit Recht, zuwider waren, das gab dem Volke doch kein Recht, gewaltthätig gegen dieselben zu verfahren; denn abgesehen von dem Verbrecherischen der Gewaltthat, hat auch das Volk, ebensowenig als die Regierung, keineswegs das Recht, andere seiner Mitbürger in der Freiheit ihres Glaubens und ihrer Religionsübung zu beschränken. An der Regierung wäre es also gewesen, ihren oben ausgesprochenen, eben so vernünftigen als gerechten Grundsatz festzuhalten und die Conventikel, wenn sie auch noch so methodistisch gewesen wären, vor dem Volksfanatismus zu beschützen. Es ist immer ein Fehler, daß die Regierenden meinen, sie müssen ihre äußere Macht dazu anwenden, um dem, was ihnen als das Wahre und Bessere erscheint, und sei es auch auf dem freiesten und heiligsten Gebiete des Geistes, dem Gebiete der Religion, Geltung zu verschaffen. Dies heißt nicht allein die Freiheit der Gewissen der Menschen antasten, sondern auch der Lenkung der göttlichen Weltregierung in's Werk greifen; wodurch nichts als Widersprüche entstehen. Welch ein Widerspruch zwischen dem Gebieten und Verbieten der freisinnigen waadtländischen Regierung und dem Gebieten und Verbieten der orthodoxen päpstlichen Regierung, oder gar einer früheren spanischen Inquisitionsregierung! — und dennoch machen die einen wie die anderen sich eines und desselben Fehlers schuldig, nämlich, daß sie die Geister nicht frei lassen, sondern ihnen aufdringen wollen, was gerade sie, die Regierenden, zufällig für das Bessere

halten. — Hat aber die waadtländische Regierung darin gefehlt, so haben anderer Seits die Geistlichen wieder gefehlt, daß sie, weil sie, wenn auch mit Grund, unzufrieden mit dem Stand der Dinge und mit einer nicht allzuschweren Disciplinarstrafe (einer kurzen Suspension) belegt worden waren, darum meinten ihre Entlassung nehmen zu müssen. Dies scheint aus einer nicht ganz lauteren Vermischung von christlicher Entschiedenheit und evangelischem Freiheitssinne mit einem gewissen geistlichen Eigensinn und Starrheit, vielleicht sogar bei Manchen nicht ohne einige Zuthat von Stolz, Trotz und Herrschsucht hervorgegangen zu seyn. — Darin hingegen hatten die Geistlichen das Rechte gethan, wenn sie Petitionen und Vorschläge machten, um jenes ungeeignete kirchliche Grundgesetz durch ein angemesseneres zu ersetzen, welche Vorschläge namentlich folgende wichtige und richtige Punkte enthielten: „Es soll festgesetzt werden, daß die Schlußnahmen der Synode über die Formen des Gottesdienstes (und alle anderen inneren Angelegenheiten der Kirche) nicht mehr als bloße Gutachten angesehen, sondern dem Großen Rathe nur zur Annahme oder zur Verwerfung vorgelegt werden sollen.“ — „Die Kanzel soll gegen die Verlesung jeder politischen Kundmachung sicher gestellt seyn“ u. s. w. (S. 101). Allein diese Vorschläge wurden von dem Staatsrathe gar nicht beachtet, und das war wieder ein großer Fehler. — Auf welcher von beiden Seiten aber sind nun die größten Fehler begangen worden? Die Frage ist schwer zu entscheiden. Wir meinen aber: Thatsächlich von den Geistlichen, grundsätzlich aber von der Regierung. Der Hauptfehler lag sohin doch an der Regierung. Wir wünschten sie möchte denselben dadurch wieder gut machen, daß sie, welche offenbar das Gute will, und wohlwollend gesinnt ist, den entlassenen, und nicht von Schuld freien, sicherlich aber zum großen Theil redlichen und achtungswürdigen Geistlichen Verzeihung und Wiedereintritt in das Amt anbiete.

Bis wann aber wird der kirchliche Principienkampf, — denn ein solcher ist es — der im Kanton Waadt, und fast in allen christlichen Ländern heut zu Tage zwischen Staat und Kirche, und zwischen dem Kirchenregiment und den Kirchengliedern geführt wird, — bis wann wird er endlich einmal ausgekämpft seyn? F.

24.

Das fünfzigjährige Amtsjubiläum des protestantischen Kirchenrathes, Dekanes und Stadtpfarres Dr. Wanzel in Kirchheimbolanden.

Der 1. Mai dieses Jahres brachte die fünfzigjährige Amtsjubelfeier eines Mannes, dessen Name in der ganzen Pfalz längst bekannt ist und einen guten Klang hat. Herr Friedrich Ludwig Wanzel wurde am 27. Februar 1775 zu Kirchheimbolanden geboren, wo sein Vater damals zweiter lutherischer Pfarrer war. Er studirte auf dem Gymnasium zu Saarbrücken und auf der Universität Tübingen. Im Jahr 1796 wurde er, kaum 21 Jahre alt, Pfarrer zu Asselheim bei Grünstadt. Zehn Jahre später (1806) erhielt er die Stelle seines, inzwischen auf die Pfarrei Sippersfeld beförderten Vaters, in seiner Geburtsstadt Kirchheimbolanden, wo er seitdem, während vierzig Jahren, in einem ausgebreiteten Wirkungskreise und mit anerkanntem Segen gewirkt hat. Schon vor der Vereinigung bekleidete er die Stelle eines Kircheninspectors, und nach der Vereinigung die eines Dekanes der Diöcese Kirchheim. Ebenso bekleidete er auch eine lange Reihe von Jahren das Amt eines Schulinspectors über den ganzen Landcommissariatsbezirk mit ungefähr hundert Schulen, und seine einsichtsvolle und eifrige Thätigkeit für die Hebung des damals noch so wenig geordneten Schulwesens hat bei der k. Regierung jederzeit die ehrenvollste Anerkennung gefunden. Besondere Verdienste erwarb sich derselbe aber um das große und segensreiche Werk unserer Kirchenvereinigung in den Jahren 1817 und 1818, aus welchem Anlasse ihm auch zugleich mit den Consistorialräthen Schultz und Müller von der theologischen Fakultät zu Erlangen die Doktorwürde ertheilt wurde. Das Zutrauen der ersten Generalsynode übertrug ihm auch die Ausarbeitung eines neuen Katechismus, welche er auch lieferte; da jedoch inzwischen auch von den damaligen Mitgliedern des Consistoriums ein solcher zusammengestellt worden war, so verzichtete Wanzel, obwohl er diesem seinen Beifall nicht schenkte, dennoch auf den seinigen, um nicht in das kaum erstandene Werk der Vereinigung einen Zwiespalt zu bringen; ja er war es sogar, welcher aus eben die-

sem Grunde, mit einer seltenen Selbstverläugnung, den von dem Consistorium ausgearbeiteten Entwurf als Referent in der Synode nachdrücklich verfocht. Auch in der zur Prüfung des neuen, von Dekan Scholler verfaßten (so eben im Druck erschienenen) Katechismusentwurfes niedergesetzten, aus vier geistlichen und zwei weltlichen Mitgliedern bestehenden Commission sehen wir Dr. Wanzel abermals betheiligt; wobei wir nicht umhin können zu bemerken, daß seine und der beiden weltlichen Mitglieder Stimmen gegen viele Sätze des Entwurfes, wiewohl erfolglos, gewesen sind, da unglücklicher Weise von vornherein der Grundsatz angenommen worden war, daß bei Stimmengleichheit die Fassung des Referates angenommen sei. — Auch in der Ständekammer erschien Dr. Wanzel mehrmals als Abgeordneter der pfälzischen prot. Geistlichkeit, und hat sich dort nicht allein den Ruhm eines gewandten Redners, sondern auch eines freisinnigen und dabei stets ruhigen, leidenschaftslosen und unpartheiischen Volksvertreters erworben. Bei Gelegenheit seiner Anwesenheit bei der vorletzten Ständeversammlung (1843) legte er das, ihm anfangs lästig werdende Dekanat nieder, während er seine sämmtlichen pfarramtlichen Geschäfte noch mit großer Rüstigkeit selbst versieht. Im verflossenen Jahre wurde ihm, in Anerkennung seiner vielfältigen und ausgezeichneten Dienstleistungen, durch die Gnade Seiner Majestät des Königs, der Titel eines protestantischen Kirchenrathes, und bei Gelegenheit seines letzthin gefeierten Amtsjubiläums, der Ludwigsorden zu Theil.

Auf besondere Anordnung des k. Consistoriums fand die Feier dieses Amtsjubiläums nicht, wie es anfänglich in der Stadt Kirchheim beschlossen war, an dem nachfolgenden Sonntag, sondern auf den Tag selbst, nämlich Freitags den 1. Mai statt. Am Tage vorher wurde die Feier Nachmittags um 3 Uhr mit allen Glocken angeläutet, und Abends um 10 Uhr von dem Liederkranz aus Kirchheim dem Jubilar ein Fackelzug und Ständchen gebracht. Am folgenden Tage fand sich die Geistlichkeit der Diöcese in dem Hause des Jubilar's ein, um demselben ihre Glückwünsche darzubringen. Um neun Uhr erschien der k. Landcommissär, Hr. Wandt, um als Beauftragter der k. Regierung dem Jubilare den Ludwigsorden anzuheften. Zugleich erschien eine Deputation von der Stadt Kirch-

heimbolanden, in deren Namen der zweite Pfarrer, Herr Dörrzapf, die Glückwünsche aussprach und einen schön gearbeiteten silbernen Becher übergab, welcher die Inschrift trägt: „Einwohner Kirchheims aller Confessionen Herrn Kirchenrath Dr. Wanzel am 1. Mai 1846, dem Tage seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums, als Zeichen ihrer Liebe und Verehrung.“ — In dem gedrängt vollen Saale befand sich auch der katholische Stadtpfarrer und Dekan, Hr. Baumann, welcher ebenfalls, im Namen seiner Kirchengenossen dem Jubilar die besten Glückwünsche darbrachte und namentlich rühmend es aussprach, wie sehr die Katholiken Kirchheimbolandens es zu würdigen wüßten, daß das gute Einvernehmen der verschiedenen Confessionen in der Stadt ganz besonders durch das langjährige ächtchristliche Wirken und Beispiel des Jubilars gefördert worden sei. Auch die israelitische Gemeinde war durch einen Abgeordneten, Hrn. Levi, vertreten, welcher in einer schönen Rede dem Jubilar ebenfalls den vollen Dank seiner Glaubensgenossen für dessen stets wohlwollende Gesinnung und heilsamen Einfluß auf die in der Stadt schon seit langeher und fortwährend ungestört bestehende Toleranz und gute Eintracht zwischen allen Religionsparteien aussprach. Nachdem nun auch noch der Bürgermeister der Stadt, Hr. Lennig, einige herzliche Worte an den Jubilar gerichtet hatte, wurden demselben zwei Gratulationszuschriften aus entfernteren Diöcesen, nämlich eine von den Geistlichen und Notabeln der Synode aus der Stadt Zweibrücken, und eine zweite von dem Dekan der Diöcese Cusel im Namen sämmtlicher Diöcesanen übergeben. Diese lauten:

I. Adresse von Zweibrücken.

An Seine Hochwürden, Herrn Kirchenrath Dekan und Pfarrer Dr. Wanzel in Kirchheimbolanden, zum 1. Mai 1846, dem Tage seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums.

In rüstiger Gesundheit und in vollem Besitze der Geisteskraft, bei einem Alter von 71 Jahren, sehen Sie mit frommer Freude und tiefgefühltem Danke gegen Gott auf eine fünfzigjährige Amtsthätigkeit zurück, wo Sie mit jedem Blicke dem erhebenden Zeugnisse eines reinen Bewußtseins begegnen, daß Sie eine schöne Bahn

durchlaufen, einen guten Kampf gekämpfet und Glauben gehalten haben. Benachbarte und ferne Freunde und Verehrer versammeln sich um Sie, um Ihnen persönlich ihre frohe Theilnahme zu bezeugen, daß Sie so glücklich und so ehrenvoll an einem so hohen Ziele eines würdevollen und segensreichen Wirkens angelangt sind, und Allen, die Sie lieben und schätzen, die Hoffnung gewähren, daß dieses Ziel von Ihres Wirkens letzter Grenze noch weit entfernt ist. Ist uns auch nicht gleiches Glück beschieden, so werden Sie uns doch gestatten, uns in gleicher Absicht mit jenen Freunden und Verehrern im Geiste um Sie herzuschaaren, um Ihnen zugleich unsern innigsten Dank für alles auszudrücken, was Sie als Diener und Vertreter unserer Kirche gethan haben. Wenn Ihr heller und vorurtheilsfreier Verstand Sie nur für die Wahrheit und Geistesfreiheit in die Schranken rufen konnte, so hat eine besonnene Berücksichtigung der Verhältnisse Sie nie die Mäßigung vergessen lassen, welche desto gewisser ihren Zweck erreicht, je weniger sie anstößt, und in Ihrem versöhnenden und versöhnlichen Benehmen mußte Jeder den wahren Boten des Evangeliums der Gottes- und Nächstenliebe erkennen. Freuen Sie sich, wackerer Kämpfer und treuer Diener der erhabensten Wahrheiten, aller freundlichen und lohnenden Erinnerungen, welche ein thatenreicher Tag Ihnen für den heitern und, wie wir herzlich wünschen, langen Abend Ihres Lebens aufbewahrt; und lassen Sie Ihre Freude nicht durch vorübergehende Nebelerscheinungen am religiösen Himmel trüben, die für Sie und für uns Alle nur Mahnungen und Aufforderungen sein können, dem wahrheits- und überzeugungstreuen Geiste, der Sie immer beseelt hat, desto entschlossener und muthiger zu folgen. — Der Herr, der unsere Tage gezählet, wache gnädig über diejenigen, die er Ihnen noch zugedacht hat.

Christlichen Brudergruß entbieten Ihnen

Ihre Freunde und Verehrer im
Zweibrücker Distrikte.

Gezeichnet: Müller, Dekan. Zimmermann, Professor. Kämpf, Pfarrer. Böcking. Hertel. Krieger, Pfarrer. Postius, Pfarrer. Geul, Pfarrer.

II. Adresse von Cusel.

Cusel, den 28. April 1846.

Hochwürdigster, Hochgeehrtester Herr Kirchenrath!

Bei der Kunde, daß Ew. Hochwürden am 1. Mai dieses Jahres den seltenen und schönen Tag Ihres fünfzigjährigen Amtsjubiläums feiern, gereicht es mir zur höchsten Freude, Ihnen, Hochverehrter Mann, sowohl im eigenen Namen, als auch im Namen und aus Auftrag aller evangelisch-protestantischen Geistlichen der Diöcese Cusel, denen sich auch Herr Subrector Gelbert in Cusel anschließt, die innigste Theilnahme bezeugen, und die herzlichsten Glückwünsche darbringen zu können. Wir fühlen uns dazu gedrungen insbesondere durch die großen Verdienste, welche Ew. Hochwürden in so langjähriger Wirksamkeit um unsere pfälzische Kirche sich erworben haben.

In allen großen Ereignissen, welche seit fünfzig Jahren zum Heile dieser Kirche gereichten, ist Ihr Name auf die ehrenvollste Weise verflochten; überall standen Sie in den ersten Reihen, wo es galt in erleuchtetem Glauben, in versöhnender Liebe, mit evangelischer Weisheit für die wahre Wohlfahrt dieser theuern Kirche zu wirken; und insbesondere wird Ihr Name in der Geschichte der Gründung, der Förderung und Erhaltung des großen und von dem Herrn gesegneten Werkes der Vereinigung für alle Zeiten mit hohem Ruhme genannt werden.

Indem wir Ihnen nun zum freudenvollen Rückblicke auf eine ebenso lange, als schöne und im Dienste des Herrn reich gesegnete Laufbahn aus der Tiefe des Herzens Glück wünschen, bitten wir zugleich den, von welchem alle gute und vollkommene Gaben kommen, der Sie in seiner Gnade, durch mannigfache Stürme in schweren Kämpfen, mit ungebrochener Liebe und ungeschwächtem Geiste bis hieher geführt: — Er möge nach seiner unendlichen Macht und Vaterliebe, Sie noch manch' schönes Jahr, gesunden Leibes und heitern, freudigen Geistes, Ihrer Familie, Ihrer Gemeinde und der ganzen Kirche in fortgesetzter edler Wirksamkeit erhalten.

Mit brüderlichem Gruße und wahrer Hochachtung, zeichnet für sich und alle Pfarrer der Diöcese Kusel:

Moschel, Pfarrer und Dekan.

Um zehn Uhr bewegte sich nun der Zug aus dem Pfarrhause in die große und schöne Kirche, wo der Jubilar, welcher, wiewohl sonst noch von ungewöhnlich frischer Kraft, doch durch die vielen ihm zu Theil gewordenen Ehrenbezeigungen und Liebesbeweise, zuletzt sichtlich angegriffen war, nun dennoch mit neuer, unerwarteter Stärke die Predigt hielt über den schönen, überaus passenden Text Ps. 71, 15—18. „Mein Mund soll verkündigen deine Gerechtigkeit, täglich dein Heil, die ich nicht alle zählen kann. Ich gehe einher in der Kraft des Herrn Herrn, ich preise deine Gerechtigkeit allein. Gott, du hast mich von Jugend auf gelehret; darum verkündige ich deine Wunder. Auch verlaß mich nicht, Gott, im Alter, wenn ich grau werde, bis ich deinen Arm verkündige Kindeskindern und deine Kraft Allen, die nach kommen sollen.“ — Ganz den Texteswörten sich anschließend, brachte der Redner Gott zuerst seinen Dank für alles Heil und die unzähligen Wohlthaten, die ihm der Herr während seines Lebens erwiesen, und pries es als eine Gnade Gottes, daß er noch in seinem Alter in der „Kraft des Herrn Herrn“ einhergehen könne, daß ihm Gott nicht allein des Körpers, sondern auch des Geistes Kraft bisher erhalten habe, daß er des Herrn Wunder, Wort und Wahrheit verkündigen könne, treu und wahrhaftig, wie es ihn der Herr von Jugend auf gelehrt; bei welcher Gelegenheit der ehrwürdige Jubilar bezeugte, daß allein der Herr, durch sein Wort in Schrift, in der Natur und im eigenen Herzen, es gewesen sei, von welchem er sich habe lehren und bei seinem Lehren sich habe leiten lassen. Und dem stimmten gewiß alle Anwesenden mit voller Ueberzeugung bei. Besonders rührend war es, als der greise Redner, nach dem Inhalt des letzten Textverses, erwähnte, wie er nun schon vor vierzig Jahren den Vätern und Großvätern der jetzt im Gotteshaus Versammelten das Wort Gottes verkündigt, und wie er nun noch den „Kindeskindern“ derselben, welche er seit dieser Reihe von Jahren getauft und in der Lehre Jesu unterrichtet habe, durch Gottes Gnade, das göttliche Wort verkündigen dürfe und mit dem Gebete schloß, daß ihm der Herr auch ferner, so lange sein Lebensabend währen solle, noch Kraft verleihen möge, sein heiliges und beseligendes Wort zu verkünden. — Nachdem nun von dem Liederkranz ein herrlicher Chorgesang gesungen worden, hielt noch Herr Dekanats-

verweser Piris von Marnheim eine Anrede an den Jubilar, worin er dessen vielfache Verdienste um Staat, Kirche und Schule aussprach und besonders rühmend hervorhob, daß derselbe zu jeder Zeit seiner Ueberzeugung getreu gelebt und gelehrt habe; worauf Herr Stadtpfarrer Dörrzapf den Segen über den Jubilar und über die Gemeinde sprach, wobei Thränen der Rührung in manches Auge traten. — Nach dem Gottesdienste sammelten sich die Geistlichen und Abgeordneten der Stadt in der Wohnung des Jubilars, wo sie, von diesem freundlich bewirthet, bis zum Abend in heiterer Unterhaltung beisammen blieben. Der Gefeierte, welchem das seltene Glück zu Theil geworden ist, daß er, mit Ausnahme seiner theueren Gattin, welche ihm erst vor wenig Jahren durch den Tod entrissen wurde, noch kein anderes Familienglied verlieren durfte, hatte an diesem Tage die Freude, seine ganze Familie, mit Ausnahme der abwesenden Schwester, um sich zu sehen, einen Bruder, zwei Söhne, wovon der eine ebenfalls dem geistlichen Stande angehört, zwei Töchter und fünf jugendliche Enkel. Möge der Herr dem verehrten Manne noch der Tage viele zulegen und ihn fernerhin zum Glück der Seinigen und zur Freude seiner vielen Freunde und Verehrer mit Gesundheit, Kraft und Heiterkeit segnen!

25.

Einige nothgedrungene Bemerkungen über den „offenen Brief" des Hrn. Pfarrers Schiller von Herschberg an Hrn. Pfarrer Frantz in Jugenheim.

„Es besteht jetzt in der evangelisch-protestantischen Kirche eine aftertheologische Parthei, die sich aller besonnenen Wissenschaftlichkeit entschlägt, die unwiderlegbarsten Ergebnisse einer gesunden Exegese, Hermeneutik und Philosophie mit Füßen tritt, die heilige Weltanschauung Jesu aufs Widrigste verunstaltet, mit der Verketzerungswuth der frühern Jahrhunderte die Wissenschaftlichsten, Trefflichsten, Gediegensten und Frommgläubigsten beschimpft und mit den verächtlichsten Mitteln eine kirchliche Alleinherrschaft erstrebt, wie sie einst Rom besaß, als es durch Scheiterhaufen und Blutgerichte die Völker knechtete." — Daß Herr Pfarrer Schiller

zu dieser theologischen Parthei gehört, scheint er durch seinen gedachten „offenen Brief“ mehr als sattsam bewiesen zu haben. Denn in diesem Briefe findet sich eine solche Masse von Beschimpfungen, Verdächtigungen und gehässigen Anschuldigungen Andersdenkender und Andersglaubender, daß man von tiefem Unwillen über dessen Inhalt erfüllt wird und es aus Grund des Herzens beklagen muß, daß eine solche Stimme aus unserer vereinigten Kirche der Pfalz sich erheben konnte. Dieser Brief hat sich deßhalb aber auch selbst gerichtet; denn überall in der ganzen Pfalz hört man nur mit der größten Indignation von demselben sprechen und alle unbefangene Protestanten die Frage aufwerfen: „„Dürfen wissenschaftliche Gegenstände in diesem Tone und in dieser Manier verhandelt werden? Ist das der Geist, in welchem die theologische Wissenschaft von den Dienern Jesu Christi gehandhabt werden soll? Heißt das nicht „um Gott eifern, aber mit Unverstand (Römer **10, 2.**)?“ — Das also sind die Früchte, welche die allein seligmachen sollende Rechtgläubigkeit unserer Tage zeitigt; Früchte der Intoleranz, des Zelotismus, des Fanatismus und der Selbstgerechtigkeit, vor welcher diese Herren so fleißig und nachdrücklich die Leser warnen?““ —

Schon lange wartete der Unterzeichnetete mit Sehnsucht darauf, es möchte ein tüchtiger und gelehrter Rationalist diese gehässige Broschüre beantworten. Da jedoch eine solche Antwort unbegreiflicher Weise ausbleiben zu wollen scheint; so sieht sich der Unterzeichnete zu der unangenehmen Nothwendigkeit gezwungen, endlich das Schweigen in dieser Angelegenheit zu brechen und fragliche Schrift einer nähern Beleuchtung zu unterbreiten; und zwar aus dem Grunde, weil Herr Pfarrer Schiller in zu eindringlichen und in zu verletzenden Ausdrücken zu einer Widerlegung des von ihm Ausgesprochenen aufgefordert hat, als daß man dieselben ignoriren dürfte; und dann weil zu befürchten steht, Herr Pfarrer Schiller werde, bei völligem Schweigen der Rationalisten, triumphirend in alle Welt hinausposaunen, seine erhobenen Anklagen und Beschuldigungen seien wohlbegründet und unwiderlegbar.

Der Unterzeichnete muß aber hier im Voraus bemerken, daß er ebenfalls nicht mit allen Ansichten des Herrn Pfarrers Frantz

einverstanden ist, welche derselbe im ersten Hefte seiner Morgenröthe über Zustände der protestantischen Kirche ausgesprochen hat, namentlich nicht mit dessen Ansichten über „protestantischen Gottesdienst und protestantisch-geistliche Amtsführung;“ und daß Herr Pfarrer Schiller manches Wahre und Beherzigenswerthe gegen diese Ansichten in einer blühenden und lebendigen Sprache vorgebracht hat. — Allein, was berechtigte den Letztern zu einer so auffallend verdammenden und verlästernden Gegenrede? Weiß derselbe nicht, daß es gar viele Gegenstände im Gebiete des religiösen Glaubens und der Kirche gibt, welche von mehr als einer Seite sich auffassen lassen? Weiß derselbe nicht, wie das religiöse Leben sich eben so nothwendig, wie das politische, nach der Analogie des Naturlebens, in Gegensätzen bewegt, die Wahrheit nur aus dem Kampfe kommt und diejenigen sehr im Unrechte sind, die keine Gegensätze und verschiedene Ansichten dulden wollen? — Es wäre fürwahr ein großes Wunder, wenn in der Kirche der „Freiheit, mit welcher Christus uns befreiet hat,“ lauter Einhelligkeit und Eintönigkeit herrschte, jeder redete wie der Andere und keiner von der Ansicht seines Mitmenschen abwiche! Die Evangelisten stimmen ja auch nicht in Allem überein, ihre Berichte sind so verschieden, wie ihre Ansichten von Jesu selbst; und dennoch haben alle vier das Christenthum begründen und ausbreiten helfen. Paulus und Petrus waren ebenfalls nicht einig und zwar in Hinsicht eines Punktes, der damals gewiß von der höchsten Wichtigkeit war (Galater 2, 11 — 21); und doch lesen wir nicht, daß Paulus den Petrus aus der Kirche hinausgestoßen habe. Nach, wie vor, wirkten vielmehr Beide zur weitern Verbreitung des Evangeliums, arbeiteten gemeinschaftlich an der Stiftung Einer Kirche und trugen und duldeten voll Liebe und Nachsicht Andersdenkende in der Kirche, ganz nach den Vorschriften ihres großen Lehrers, die er so herrlich in der Parabel vom Waizen und Unkraut vorgetragen hatte (Matth. 13, 24 — 30). — Es müßte aber auch wahrlich höchst steif, einsylbig und langweilig in der Welt aussehen, wenn keinem Menschen verstattet wäre, weiter zu schauen, als sein Nachbar, oder wenn Alle so, wie man sagt, über Einen Leisten geschlagen wären, daß Gedanken, Wille und Sprache, daß Streben, Hoffen, Wirken und Handeln nur in Einem zusam-

men gingen und nirgends einer Verschiedenheit der Ansichten, nirgends einem sich Auseinanderhalten und mittelst Widerspruchs sich zuletzt einigendem Zwiespalte begegnet würde. Gewiß ist es darum nicht des Schöpfers Wille, daß jemals unter den Menschen nur Ein philosophisches oder theologisches System herrschend werde und alles Fluctuiren, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, aufhören soll. Es scheint vielmehr, als ob dieses Fluctuiren die geistige Welt vor Stagnation und Lethargie bewahren und die Kräfte der Geister immer in reger Thätigkeit erhalten solle. So wie der Krieg in der politischen Welt die Kräfte erregt, stärkt und bildet; so auch der gelehrte Krieg. Die größten und bedeutendsten Fortschritte in der Theologie wurden deßhalb immer zu den Zeiten theologischer Kriege gemacht. Am Glauben leidet darum Niemand Schiffbruch, als wer gar keinen Glauben, weder einen rationalistischen, noch supranaturalistischen hat. — Diese Verschiedenheit der Glaubensmeinungen in unserer Kirche ist sonach an sich noch kein Unglück und die Römlinge täuschen sich bitter, wenn sie aus dieser Verschiedenheit der Glaubensansichten den baldigen Untergang unserer Kirche weissagen wollen. Denn liegt in dieser Weissagung nicht dieselbe Folgerichtigkeit, als wenn etwa ein an strenge Subordination gewöhnter russischer Politiker den Untergang aller constitutionellen Regierungen vorherzusagen sich berechtigt glaubte? — Diese Verschiedenheit der Glaubensmeinungen ist es aber auch nicht, wodurch die Ruhe und der Friede in unserer Kirche nothwendig gestört werden muß; wenigstens den Kindern des 19. Jahrhunderts sollte dies kein Geheimniß mehr seyn. Wir wissen ja nun aus Erfahrung, was unsere Verfahren nicht glaubten, daß Menschen von verschiedenen Geistes- und Glaubensrichtungen brüderlich als Glieder einer und derselben Kirche mit einander leben können, wenn sie nur wollen. Ja, wir Protestanten haben auch gar nicht nöthig, gegen einander schüchtern zu schweigen über die Glaubenspunkte, über welche wir nicht einig sind. Wir können sie untereinander verhandeln in streitender Rede und Schrift, sie zu entwickeln, zu begründen und zu empfehlen suchen. Auch damit ist noch nicht Hader und Feindschaft gegeben und ein Bruch des brüderlichen Verhältnisses veranlaßt. Nein, die Feindschaft und der Widerwille entstehen erst dann, wenn

der Eine seine Meinungen für untrüglich und unfehlbar und die des Andern ohne Weiters für irrig und verderblich hält, dieselben verlästert, verketzert und verdammt. Durch diesen Hochmuth, in welchem er sich nicht mehr neben seinem Gegner auf gleicher Linie als irrthumsfähigen Bruder anerkennen will, stößt er den Andersdenkenden von sich ab und zündet ein verderbliches unheilschwangeres Feuer an. — Diesen Hochmuth nun legt Herr Schiller in dem Streite mit Herrn Frantz in höchst verletzender Weise an den Tag. Er betrachtet sich nämlich im alleinigen und ausschließlichen Besitze der Wahrheit und meint gar nicht, daß er doch am Ende auch Etwas übersehen haben möchte, nach dessen Beachtung ihm wohl die Ansicht des Herrn Frantz als wahr und christlich erscheinen könnte. Darum nimmt er die Stellung des Lehrers gegen denselben an, der doch fürwahr kein Schüler im Glauben und in der Wissenschaft mehr ist; darum wird sein Wort gebietende Zurechtweisung, statt daß es brüderliche Erklärung seyn sollte. Ja, er läßt sich sogar zu bitterm Spotte und beißendem Hohne hinreißen, weil er die Meinung seines Gegners nur für eitel Wahn und Thorheit hält. Durch solches hierarchische, unchristliche Auftreten, durch solchen unbegränzten Hochmuth, welcher den Gegner wie ein unmündiges Kind oder wie einen verstockten Sektirer behandelte, wurde erst der Friede in unserer vereinigten Kirche gestört, das brüderliche Verhältniß der Liebe gelöst und in Haß und Bitterkeit verwandelt, und eine Glaubensfeindschaft ins Leben gerufen, die wahrlich unserer Kirche nicht zum Heil und Segen gereichen wird. — Hätte Herr Schiller nur einen Augenblick bedacht, wie Herr Pfarrer Frantz stets und immerdar die strengste Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Amtspflichten bewies; sowie derselbe stets und immerdar einen durchaus unbescholtenen, frommen und gottesfürchtigen Wandel führte und sein ganzes Leben hindurch nach immer größerer Ausbildung und Veredlung seines Geistes und Herzens strebte, fromme Andachtsübungen in seinem Hause anstellt, Tischgebete hält 2c.; und wie sich derselbe dadurch das Vertrauen, die Achtung und Liebe nicht nur seiner braven, wackern Gemeinde, sondern auch Aller derer erwarb, die sein edles Betragen und sein bescheidenes, anspruchloses, thatkräftiges Wirken für das Reich Gottes

näher zu kennen Gelegenheit hatten: — gewiß, er würde nicht jene lieblosen Urtheile, nicht jene feindseligen Schmähungen über ihn haben ausstoßen können. Allein Herr Schiller mußte das Alles übersehen; er mußte außer Acht lassen, wie entschieden und begeistert Herr Frantz für Bibelverbreitung, für Missionswesen ꝛc. eiferte, und den Rationalismus für einen unächten erklärte, welcher sich mit den genannten Gegenständen nicht zu befreunden vermöchte, um seine verletzenden und kränkenden Invektiven gegen den Angefeindeten, so wie gegen sämmtliche Rationalisten vorbringen zu können.

Ist es aber ehrlich und christlich, so fragen wir mit Recht, einem Manne von solchem makellosen Rufe, solcher allgemeinen Achtung, solcher gediegenen Wissenschaftlichkeit und solcher großen Liebe und Anhänglichkeit an seine Kirche zuzurufen: „Gehen Sie und schämen Sie sich vor Ihrer Gemeinde, vor Ihren Confirmanden, vor Ihren kleinsten Schulkindern?" Herr Schiller möge sich vielmehr schämen ob seines Fanatismus, der, konsequent durchgeführt, die Zeiten zurückbringen würde, wo ein Servet, Olden-Barnevelbt, Caspar Peuzer und Crell der schmachvollsten Behandlung ausgesetzt und selbst einem grausamen Tode übergeben wurden. O! wie mag Herr Schiller, der offen erklärt, er habe „einen großen Respekt vor Märtyrern," in seinem Innern sich freuen, daß er über seinen Gegner ein solches Märtyrerthum gebracht hat. Denn sein „offener Brief" trieb ja bekanntlich Herrn Frantz zu jenem Schritte hin, welcher dem Königl. Consistorium Gelegenheit und Veranlassung gab, amtlich gegen Letztern einzuschreiten und die Strafe der Suspension über ihn zu verhängen. Gönnen wir Herrn Schiller und allen gleichgesinnten Brüdern diese fromme Freude! Herr Frantz aber möge sich trösten mit dem Bewußtsein, nach bester Einsicht und Kraft das Rechte und Wahre gewollt und angestrebt zu haben (Hebräer 13, 18; 1. Joh. 3, 21); derselbe möge sich trösten mit der allgemeinen Achtung und dem ungetheilten Beifalle, welcher allenthalben in und außerhalb der Pfalz seinem unerschrockenen und glaubensfreudigen Auftreten gezollt wird. Derselbe möge sich endlich trösten mit dem Gedanken, daß alles Schöne, Gute und Edle nur aus Kampf und Schmerz geboren wird; daß erst nach rauhen Wintertagen der heitere Frühlingsmorgen anbricht, unter Sturm

und Ungewitter die Ernte reift und nur **Dornenpfade** zu den **Höhen der Wahrheit und Tugend führen.** — Damit jedoch sein Vertrauen auf den Höchsten in dieser seiner großen Noth und in diesem seinem schweren Ungemache unerschüttert bleibe, möge er an jedem Morgen und jedem Abende betend sprechen:

Du wirst, o Gott, mich nie vergessen.
Du, der des Wurmes nicht vergißt.
Auch mir sind Freuden zugemessen,
Von Dir, der Du die Liebe bist;
Auf mich ist auch Dein Blick gewandt,
Auch mich führt Deine Vaterhand.

Wenn gleich mich Dunkel jetzt umhüllet,
Wenn ängstlich schlägt das bange Herz:
So wird von Dir der Gram gestillet,
So kehrst in Freude Du den Schmerz;
Und eh' ich's selber noch gedacht,
Ist schon entfloh'n die Leidensnacht.

Drum blick' ich immer voll Vertrauen,
O guter Gott, hinauf zu Dir!
Auch in den Stunden, voll von Grauen,
Bist Du, Allgütiger, bei mir.
Mein Geist ist stets erfüllt mit Muth;
Denn Du, o Vater, führst mich gut.

Der Du das Lamm im Thale nährest,
Du wirst auch Nahrung mir verleihn:
Der Du den Fluren Pracht gewährest,
Wirst gegen mich auch gütig seyn.
Ich bin getrost bei Schmerz und Harm,
Du schließest mich in Deinen Arm!

Wie mag aber auch Herr Pfarrer Schiller verantworten die arge Lieblosigkeit, mit welcher er über den verstorbenen Herrn Regierungs- und Consistorialrath Butenschön urtheilte, über einen Mann, der so viele Jahre höchst segensreich in und für unsere protestantische Kirche der Pfalz wirkte, das allgemeine Vertrauen, die allgemeine Liebe in einem ungewöhnlich hohen Grade genoß, stets unbescholten in seinem Wandel war, und sich durch einen erleuchteten religiösen Sinn und muthiges, unerschrockenes Gottvertrauen in den gefahrvollsten Stunden seines Lebens auszeichnete? Nur ein Glück für den edeln Verstorbenen, daß ihn der **gute Klang**

seines Namens bei allen Pfälzern auch nach seinem Tode noch vor den höhnenden Verunglimpfungen eines jungen altgläubigen Theologen schützt; wie ihn einst sein deutscher Name vor der Guillotine des Wütherichs Robespierre schützte!

Wie mag Herr Schiller zudem sich rechtfertigen in Ansehung der gehässigen und feindseligen Seitenblicke, die er auf den hochgefeierten, wackern Ronge und alle Deutschkatholiken wirft? Oder hält vielleicht dieser protestantische Geistliche, mit seinem an die Spitze aller gelehrten Theologen Deutschlands gestellten Hengstenberg, alle jene neuen Glaubensgenossen für Antichristen? — Aber wie? Sollten das Antichristen seyn, die sich feierlich und öffentlich zum Glauben an Gott, den Allmächtigen und an Jesus Christus, den Heiland und Erlöser der Welt, bekennen, die das erste und vornehmste Gebot des Christenthums, das Gebot der Gottes- und Bruderliebe für die Seele aller ihrer reformatorischen Bestrebungen erklären und sich eines heiligen, frommen Wandels vor Gott befleißigen? Sagt doch Christus, der Herr selbst (Joh. 17, 3), davon hänge das ewige Leben ab, daß man den Vater für den allein wahren Gott und Jesum für den von Gott gesandten Christus halte; und zu Nikodemus spricht er (Joh. 3, 3.), daß nur der zum Reiche Gottes eingehen werde, der durch Wasser und Geist, d. i. durch den bei der Taufe empfangenen Geist ein göttlich geborner Mensch werde. Der Glaube an den Einen wahren Gott und an Jesum, als den von ihm gesandten Christus, und ein Leben nach dem Bilde Gottes, das war es, was Jesus von allen Gliedern seiner Kirche als Bedingung des ewigen Lebens forderte; man vergleiche auch Joh. 5, 24. Mehr also ist vom Glauben für den Christen, um von Christo für den Seinen erkannt zu werden und zum ewigen Leben zu gelangen, nicht erforderlich, als der Glaube an Gott und Jesum, verbunden mit einem Leben nach Gottes Bilde und Jesu Vorbilde. Dem Glauben nach ist daher Jeder für einen Christen zu halten, der an Gott und Christus glaubt, und dem Leben nach Jeder, der nach der Idee der göttlichen Vollkommenheit sich selbst und sein Leben zu bilden strebt. In der Einfachheit dieses von Jesu geforderten Glaubensbekenntnisses müssen wir aber die hohe Weisheit Jesu anerkennen, welche weder das Christ-

seyn, noch das ewige Leben von ausführlichen Glaubensbekenntnissen, oder wohl gar von künstlich ausgebildeten Dogmen abhängig machte, indem die Auffassung der religiösen Vorstellungen in dem menschlichen Gemüthe immer sehr verschieden ist und der menschliche Geist darin Freiheit haben muß. — „Der Egoismus der christlichen Particularkirchen daher, nach welchem jede Kirche in ihrem besondern Bekenntnisse und in ihren Unterscheidungslehren das Wesentliche des Christenthums und die ausschließliche Bedingung des ewigen Lebens zu haben behauptet, und ein Recht zu haben glaubt, andere Kirchen und Partheien für verdammt zu erklären, ist eine unchristliche Härte und Ungerechtigkeit, welche Christi Aussprüchen geradezu entgegen ist, und also an Christo selbst nicht die geringste Stütze hat."

Doch Herr Schiller begnügt sich nicht mit den gehässigen Vorwürfen gegen die vorgedachten Männer und neuen Glaubensgenossen in der katholischen Kirche, sondern er beschuldigt auch Männer, wie Semler, Teller, Eichhorn, Lessing 2c. „daß sie den ihnen anvertrauten Gemeinden das lautere Gotteswort vorenthalten, die Sakramente verstümmelt und jeder Unart, Unsitte und Unzucht Thüre und Thor aufgesperrt hätten." Ja, er behauptet sogar, „von diesen Männern stamme aller Schaden und alles Unheil in unserer theuern evangelischen Kirche." — So spricht ein junger Mann, der kaum wenige Jahre das Amt eines Geistlichen bekleidet, über Resultate vieljähriger Forschungen ab, die er vielleicht noch nicht einmal geprüft hat; so spricht er über den Werth und das Gewissen von Männern, denen religiöser Sinn nur der streitig machen kann, der das Wesentliche von dem Zufälligen nicht zu unterscheiden vermag, und engherzig nur da Religion sieht, wo er die Worte und die Geberden findet, in welcher *seine* Religion sich ausspricht. Was hat denn jener fromme Verketzerer vorgebracht, das bewiese, er hätte jene hochverehrten Männer auch nur *gefasset*?

Semler, ein Mann, der nach einem frommen, rechtschaffenen Leben auf seinem Todesbette, der *Ueberzeugung, die ihn bei seinen Bemühungen immer leitete, getreu*, freudig sagte: „Ich habe, Gottlob! mein neues Testament nicht umsonst gelesen. Da hab' ich gelernt, daß das Reich Gottes *in uns*;

nicht bei Lutheranern, Calvinisten rc. ist; daß es dem, der es recht kennt, Friede und Freude in seinem Geiste gibt. Was soll ich denn fürchten? Es ist mutatio status; weiter nichts. Es ist nur diese irdische Hülle (ἐπίγειος οἰκία τοῦ σκήνους), die abgebrochen werden kann: — dieser Mann wäre kein Christ und sein Wirken wäre unchristlich und Unheil verbreitend gewesen?

Teller, ein Mann, der durch keine Drohungen und durch keine noch so empfindliche Beleidigungen sich bewegen ließ, wider seine Ueberzeugung zu lehren und zu handeln, und nicht schalt, wenn er gescholten wurde, sondern die gute Sache der Religion dem anheimstellte, der da recht richtet, nicht nur gelehrten, sondern auch ungelehrten Widerspruch geduldig ertrug und sanftmüthig sagte: Vater! vergib ihnen; sie thun unwissend, was sie thun: — dieser Mann dürfte eines unchristlichen Sinnes und eines Schaden stiftenden Wirkens beschuldigt werden?

Einem Eichhorn, welcher in dem Christenthume eine Anstalt verehrte, deren Zweck sei Freude an Gott, Zufriedenheit mit seiner Regierung in Absicht der Gegenwart und Zukunft und Heiligung des Herzens, und der an sich selbst und an Andern diesen Zweck zu befördern eifrig strebte: — diesem Manne dürfte mit solchen niedrigen Beschuldigungen begegnet werden?

Ein Mann endlich, wie Lessing, der sich so unsterbliche Verdienste um die deutsche Sprache erwarb, den starren, grassen Dogmatismus geißelte, die geistige Lethargie der damaligen Zeit durch seinen Forschungsgeist zu verbannen und das Christenthum vom Kirchenthum zu trennen suchte; der voll erleuchteten Glaubens an Gott hing, jeder Zeit mit der größten Hochachtung von Jesus Christus und dessen unsterblichem Verdienste um die ganze Menschheit sprach und in seinen letzten Lebensstunden mit Vertrauen und Hoffnung in die bessere Welt hinauf schauete: — dieser Mann sollte jene schnöden und tief verletzenden Vorwürfe verdienen?

„Aber alle diese Männer huldigten ja dem Irrthume! Sie wandelten auf unrechtem Wege!“

Das ist es aber, was der gelehrte Herr Schiller zu beweisen schuldig geblieben ist; wiewohl, auch wenn er bewiesen hätte, daß sie irrten, er dennoch nicht berechtigt wäre, so über sie zu sprechen,

wie er es sich erlaubt. Denn daß jene Männer nach Wahrheit strebten und Wahrheit zu verbreiten suchten, das kann nur die Unverschämtheit läugnen. „Und wenn du, sagt Mathias Claudius, den Trieb zu Wahrheit und dem Guten im Menschen nicht ehren willst; was hat er denn noch, das du ehren mögest?“

Was will also Herr Schiller mit seinem Verdammungsurtheile? Was redet er von unrechtem Wege? Hat derselbe schon bedacht, wie Wahrheit an sich Uebereinstimmung des Denkens und Urtheilens mit dem Seyn ist? Erkennt er aber vielleicht das reine Seyn? oder bildet sich nicht Alles erst in seiner Vorstellung, wie in anderer Sterblichen Vorstellung, zu dem, was es ihm ist?

Die Idee der Wahrheit ist in uns, und wer durch sie begeistert ist, durch sie sich leiten läßt, der ist aus der Wahrheit (Joh. 18, 37). Dadurch aber gelangt der Mensch, wenigstens in seinem jetzigen Zustande, nicht zur Anschauung der Wahrheit an sich, „die in einem Lichte wohnet, dazu Niemand kommen kann.“ (1. Timoth. 6, 16.) Doch die orthodoxen Herren schreiben sich ja nähere Kunde von dem zu, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und meinen genauer, als Andere, Rede und Antwort darüber geben zu können, weil sie Formeln dafür haben; und da gehts denn nicht selten, wie mit den Abderiten. Als ein Philosoph die Welt mit einer Zwiebel verglich, so glaubten sie nun recht gut zu wissen, was die Welt sei, weil sie wußten, was eine Zwiebel war. — Möchten doch diese Herren das Folgende recht tief beherzigen:

Die Idee, aus der mehr oder minder jedes Urtheil hervorgeht, ist unaussprechlich und soll doch im Urtheile ausgesprochen werden. Sie nimmt also eine Gestalt an, welche ihr an sich nicht zukommt. Eben darum aber kann sie mehr als Eine annehmen; und so können sehr verschiedene menschliche Urtheile zugleich wahr sein, in sofern sie im Grunde nichts sind, als verschiedene Gestalten Einer Wahrheit, die von verschiedenen Gemüthern auf verschiedene Weise reflectirt wird. Jeder also, der ein Philosoph und wahrer Christ seyn will, ist es desto weniger, je mehr er seine Meinung für die Vernunft und die Vernunft für seine Mei-

nung hält, die objective Wahrheit mit seiner Ansicht verwechselt, seine Ansicht für die einzige achtet, die gelten könne und dürfe. „Jeder Sterbliche, sagt der fromme Lavater, sieht einen Theil der Alles erfreuenden Wahrheit und sieht ihn auf eine besondere Weise, wie ihn kein anderer Sterbliche sehen kann. Jedem erscheint das Universum durch ein eigenes Medium. Zeugen, wie uns, in unserm Gesichtspunkte, die Dinge vorkommen, heißt königlich (Joh. 18, 37,) denken und handeln. Das ist Menschenberuf und Menschenwürde! Durch dies redliche Zeugniß wirst du am meisten auf die Menschheit wirken, die dir Aehnlichsten am kräftigsten anziehen und unter sich vereinigen. — Je mehr aus eigenem Gesichtspunkte, nach eigenem persönlichem Gefühle ein Mensch die Wahrheit lehrt und bezeugt, das ist, die Eindrücke merken läßt, die die Natur der Dinge auf ihn macht, ohne rechts und links, ohne vor sich und hinter sich zu schauen, welche Eindrücke sie auf Andere mache oder zu machen scheine; je mehr, je genauer Einer das bezeuget, was ihm als gewiß einleuchtet, desto königlicher denkt und handelt er. — Wer allenthalben Ueberzeugung hoch hält, nie wider, nie ohne Ueberzeugung handelt, urtheilt, spricht, der ist der redliche Rechtschaffene." —

Solche Rechtschaffene nun waren Semler, Teller, Eichhorn und Lessing. Solche redliche Rechtschaffene sind aber auch die von Herrn Schiller so arg beschimpften Männer, wie Uhlich, Wislicenus, König ꝛc. „jene Bundesgenossen Beelzebubs," wie er sie voll heiligen Eifers nennt. Diese Männer, welche an der Spitze „der protestantischen Freunde" stehen, ringen und streben nach Wahrheit; sie wollen und beabsichtigen nichts, als Wahrheit und Wahrhaftigkeit; sie sind ein nothwendiges Gegengewicht gegen die unerhörten Uebergriffe und Anmaßungen einer Parthei in unserer Kirche, welche sich ausschließlich „die Evangelische" nennt, sie wollen Kirchenthum von Christenthum, als Menschliches von Göttlichem getrennt wissen. Mag sich bei ihren christlich-edeln Bestrebungen auch manches Ungehörige herausgestellt haben, so fällt das doch weniger ihnen selbst zur Last, als vielmehr jenen maaßlosen Ketzerrichtern, welche Verdammungsurtheile auf Verdammungsurtheile über sie

schleuderten, und dadurch wohl manchen sonst höchst besonnenen Mann zu Aeußerungen veranlaßten, die er unter andern Umständen gewiß nicht gemacht haben würde! —

Zum Beweise aber, wie Unrecht Herr Schiller den „protestantischen Freunden" thut, wenn er sie der Unchristlichkeit beschuldigt, mögen hier einige Stellen über Christus aus ihren „Blättern für christliche Erbauung" Platz greifen. „Wir haben einen Heiland, und darin liegt ein Segen, größer als wir auf unserm beschränkten Standpunkte übersehen können. Wir haben ein Heiland; das ist zu dem Inbegriff der erhabenen Weisheit, welche das Christenthum enthält, eine Zugabe von unendlich hohem Werthe. Gerade dadurch wird erst das Christenthum zu dem, was es ist, zu der rechten Religion für das Menschengeschlecht." — „Die höchste Weisheit, die jemals von Weisen verkündigt worden war, und mehr als diese, schwebte vor seinem klaren Geiste, sie floß in allverständlichen Lehren von seinen Lippen. Die reinste Tugend, die jemals von den Besten des menschlichen Geschlechts erstrebt worden war, erstrebt, aber nicht erreicht, sie war bei ihm zur That und Wahrheit geworden. Der Friede, den jeder Mensch, aber gewöhnlich auf Irrwegen sucht, und darum nicht findet, er hatte ihn, und aus seiner Brust floß er in die Brust eines Jeden über, der willig seiner Leitung folgte. Die Flammen eines neuen Lebens, das bisher nur in vereinzelten Funken, Strahlen vorhanden gewesen war, er zündete sie unter den Menschen an, so wie sie in ihm selbst loderte, und sie brennt fort mit unvergänglicher Kraft, und wird nicht erlöschen, als bis das widerstrebende Dunkle, Kalte, das in der Welt ist, der Irrthum, die Sünde in Asche verwandelt, und die Welt in ein Himmelreich umgeschaffen ist." — „Groß ist die Masse der Lehren, welche das Christenthum in sich faßt, und welche aus seinen Sätzen herfließen. Sie alle aber haben einen einzigen, lebendigen Mittelpunkt, und der ist der Heiland. Da, im Leben und im Sterben Jesu, steht es einfach, anschaulich vor aller Welt Augen da, was wir glauben, was wir hoffen, was wir in den Aufgaben des immer wechselnden Lebens thun sollen. Da schaut es der Ungelehrteste, dessen Gedanken nur ein kleines Gebiet umfassen; da tritt es dem Leichtsinnigen zu ernster Erinne-

rung vor die Seele, wenn er die Lehren und Sprüche seiner Jugend im Geräusch der Welt hat untergehen lassen; da hat das geängstete Herz seinen Trost in freundlicher Brudergestalt bei sich, wenn sich ihm in der Angst des Lebens und der letzten Stunde die Gedanken verdunkeln. Der Gelehrte aber, der tiefe Denker, der Geist, dessen Gedankenfluge keine Höhe zu hoch ist, sie ruhen aus im Anschauen des „Menschensohnes," und wo es darauf ankommt, daß sie die ernsten Anforderungen des Lebens erfüllen, da wird ein Blick auf Jesum sie sicherer leiten, als alle Gelehrsamkeit und aller Gedankenflug." —

Und Männer, die also aus der Fülle ihres Herzens voll heiligen Glaubens sprechen, sollten keine wahren Christen, keine wahren Verehrer des einigen Herrn und Meisters, keine wahren Protestanten sein?

Doch Herr Schiller verdammt ja nicht blos alle jene vorgenannten Männer; nein, er erlaubt sich sogar, gegen alle Rationalisten die tief verletzende Beschuldigung auszusprechen: „Ihr (nämlich die Rationalisten) gebt nichts davon, d. i. von den irdischen Gütern, es wäre denn für Pläsir oder Profit, weil euer Herz daran hängt, was die heilige Schrift „Götzendienst" heißt. Frägt man nach ihren Bibliotheken, so führen sie einem in den Weinkeller, in den Kuhstall, auf den Fruchtspeicher, an den Düngerhaufen oder zu einem Kartenspielchen!" — Solche unwürdige, verächtliche Rationalisten mag es wohl auch in unserer Pfalz geben, die an allen Zerstreuungen und die Sinne in angenehme Bewegung setzenden Unterhaltungen, Gesellschaften und Spielen Antheil nehmen und darüber vergessen, ihres heiligen Berufes treulich zu warten, sich fortzubilden, den Schaden der Kirche sich zu Herzen gehen zu lassen, sich um die Erscheinungen am theologischen Himmel zu bekümmern und mit den Feinden vernünftiger Bibelauslegung und geistesgesunder Denkweise allenfalls selbst eine Lanze zu brechen. Ja selbst solche unwürdige Rationalisten mag es geben, die, abhold aller und jeder geistigen Fortbildung, und nur „nach irdischen Gütern strebend, die Motten und Rost fressen," — ohne einen Laut der Verwunderung oder einen Schrei des Mißfallens von sich zu geben, sich mit wahrem Knechtsinn auch den Geboten und Vorschriften fügen, welche offen-

bar vom Geiste der Herrschsucht und des Hierarchismus eingegeben werden, — und die da, wo frei und würdiges Protestiren an der rechten Stelle wäre, höchstens eine Faust in der Tasche machen. Allein ist dieß die Schuld und nothwendige Folge des Rationalismus? dann müßte ja Herr Pfarrer Frantz, den Herr Schiller selbst einen Vorkämpfer des Rationalismus nennt, vorzugsweise jenes gemeinen Sinnes und jener gemeinen Handlungsweise geziehen werden können. Allein Herr Frantz huldigt, nach dem wahrhaftigen Zeugniß Aller derer, die ihn genau kennen, in keiner Weise jener üppigen Zerstreuungssucht, sondern führt vielmehr ein höchst eingezogenes, nüchternes und mäßiges Leben und besitzt eine so reichhaltige Bibliothek, wie sie Herr Schiller wahrscheinlich nicht besitzen wird. Der Unterzeichnete kennt überdieß sehr viele andere Geistliche, die der rationalen Geistesrichtung zugethan sind, welche treu und gewissenhaft ihre heiligen Amtspflichten erfüllen, sich eines frommen Wandels vor Gott befleißigen und auf ihre eigene Fortbildung alle ihre Musezeit verwenden. Dagegen könnte derselbe mehrere altgläubige Kandidaten und Geistliche, besonders aus dem jenseitigen Bayern, namentlich aufführen, welche ihre früher begangenen Fehltritte mit dem Mantel äußerer Frömmigkeit zudecken müssen und welche selbst jetzt noch nicht immer einen gottseligen Lebenswandel führen. Allein von dem Einzelnen auf das Ganze schließen und die gehässige Behauptung aufstellen zu wollen, alle Orthodoxen machten sich eines unsittlichen Lebens oder gar grober Vergehen schuldig; das wär eine Infamie sonder Gleichen! — Sollte dieß nicht aber auch in umgekehrtem Verhältnisse auf die Rationalisten seine Anwendung finden dürfen und müssen? —

Doch Herr Schiller behauptet auch: „der Rationalismus gilt als liberal, wahrscheinlich weil ihm die fettesten Pfründen die liebsten sind." Eine recht christliche Beschuldigung; nur Schade, daß sie keinen rechten Sinn hat! — Dieser argen Beschuldigung gegenüber, muß vor Allem festgehalten werden, daß fast sämmtliche protestantische Pfarreien in der Pfalz sehr niedrig dotirt sind, und daß es sonach auch einem rational gesinnten Geistlichen mit Familie nicht verargt werden kann, wenn er mit der Zeit auf recht-

liche Weise und ohne Schleichwege eine bessere und einträglichere Stelle zu bekommen sucht, um die Seinen ordentlich versorgen und Standesgemäß erziehen zu können. Wohl mögen einige Rationalisten ohne Noth und ohne durch besondere Umstände gezwungen zu sein, öfters ihre Stellen wechseln; allein gilt dies nicht in viel höherm Grade von den s. g. Orthodoxen? Wechseln diese nicht alle paar Jahre ihre Stellen, wie Herr Schiller selbst gethan, um ihre Jahreseinnahmen zu erhöhen? Wo gibt es ein erledigtes Decanat, wo eine erledigte gute Stadtpfarrei, wo sie nicht würdigern, aber weniger frommen (versteht sich nach ihrem Sinne frommen) Geistlichen den Rang abzulaufen suchen? Haben deßhalb nicht Einzelne dem Rationalismus entsagt, nur um sich bei denen zu insinuiren, von welchen ihre Versorgung oder ihr Weiterkommen abhängt? Werden nicht die Altgläubigen jetzt in allen Ländern mächtig bevorzugt, und, das Jagen nach den „fettesten Pfründen" sollte blos und allein dem Rationalismus zu Last gelegt werden dürfen? — O möchte doch endlich einmal eine solche Einrichtung getroffen werden, daß jeder Pfarrer, gleichviel welchem theologischen System er zugethan, seine ganze Lebenszeit auf einer und derselben Stelle zubringen könnte! Tausend Uebelstände würden dadurch auf Einmal gehoben und beseitigt werden. —

Th. L.

(Fortsetzung folgt.)

26.

Die Synodalpredigt des Herrn Consistorialrathes Dr. Rust.

Bekanntlich ist es diese Predigt, welche den ersten Anlaß zu den Bewegungen gegeben hat, welche neuerdings in der protestantischen Kirche der Pfalz ausgebrochen sind. Ich hatte mich gedrungen gefühlt, gegen das in dieser Predigt ausgesprochene Urtheil, daß Alle, welche nicht an die Gottheit Jesu glauben, Abtrünnige seien, einen öffentlichen und feierlichen Protest auszusprechen (s. Hft. V, J. 1845 dieser Zeitschrift), zugleich aber auch die Berechtigung zu diesem Proteste darzuthun durch den Nachweis, daß „von der Gottheit Jesu gar nichts in der Bibel stehe." Gegen diesen in Heft I und

II begonnenen Aufsatz erhoben sich zuerst die Herren Pfarrer Schiller und Candidat Dalläus in Streitschriften, welchen bald noch eine ganze Schaar anderer nachfolgte. Die, namentlich durch die Schiller'sche Flug= und Schmähschrift in meine Gemeinde geworfene Verdächtigung nöthigte mich zur Veröffentlichung eines „Glaubensbekenntnisses", — welches zwar von meiner Gemeinde vollkommen beifällig aufgenommen, von dem k. Consistorium jedoch irriger Weise als der Versuch eines neuen, sectirerischen Symbolums angesehen wurde und so zu meiner Amtssuspension Anlaß gab. Diese aber gab nun ihrer Seits wieder Anlaß zu einer großen Aufregung in der ganzen Pfalz unter Geistlichen und Gemeinden, welche sich theils in Adressen an mich und an die hiesige Gemeinde,*) theils durch Erklärungen von Geistlichen in öffentlichen Blättern, theils durch Eingaben an das k. Consistorium und an S. Majestät den König kund gab und noch, und zwar immer mehr, kund gibt.

Daß nun zu dieser ganzen Aufregung die Synodalpredigt des Herrn Dr. Rust den ersten Anlaß gegeben habe, ist so klar wie der Tag. Gleichwohl bemühen sich mehrere der inzwischen erschienenen Streitschriften, dies in Abrede zu stellen, wenigstens alle und jede Schuld von dem Herrn Dr. Rust ab= und dagegen auf mich zu wälzen. Das Interessanteste dabei ist nun aber der Widerspruch, worein dieselben unter einander selbst gerathen und wodurch sie sich selbst einander gegenseitig zu Nichte machen; denn während die Einen beweisen, Herr Dr. Rust habe in seiner Predigt gar kein Verdammungsurtheil ausgesprochen, am wenigsten gegen Die und Die, — so erklären die Andern dagegen: Herr Dr. Rust sei zu einem solchen Urtheil vollkommen berechtigt, ja verpflichtet gewesen, und zwar seien es gerade Die und Die (nämlich die nicht an die Gottheit Jesu glauben), welche als solche Abtrünnige bezeichnet werden müßten. Beide Aussprüche widerlegen sich gegenseitig auf das Treffendste. Die Letzteren nämlich widerlegen die Behauptung der Ersteren, als sei gar kein Verdammungsurtheil ausgesprochen worden, indem sie

*) Bis jetzt aus den Städten Landau, Neustadt, Dürkheim, Zweibrücken, Grünstadt; aus den Dörfern Steinweiler, Mörzheim, Wolmesheim, Heuchelheim, Klingen, Winden, Mußbach; sodann auch aus der Ferne von Magdeburg und Halle.

nicht nur gestehen, es sei dies geschehen, sondern sogar, es sei Recht und Pflicht gewesen; die Ersteren aber, indem sie läugnen, es sei ein solches Urtheil in der Predigt enthalten, geben damit, im Widerspruch mit den Letzteren, zu, daß solche Urtheile in einer Predigt nicht erlaubt seien.

Besonders aber ist es ein Aufsatz in dem Aprilheft der Darmstadter Allgemeinen Kirchenzeitung (Nro. 66), *) welche wir in dieser Beziehung einer näheren Beleuchtung unterwerfen müssen. In demselben heißt es von der fraglichen Predigt des Herrn Dr. Rust: „Diese Predigt wurde gedruckt und bald nach ihrer Veröffentlichung wurden ihr die anerkennendsten Beurtheilungen zu Theil, und was man sonst vernahm, sprach die ehrendste Zustimmung und den tiefen günstigen Eindruck aus, den sie gemacht hatte:" Sodann: „Aber laut wurden von dieser (gegnerischen) Seite keine Urtheile über sie, bis Pfarrer Frantz von Ingenheim, welcher durch seine neuesten Angriffe auf die vereinigte Kirche der Pfalz, so wie durch seinen neuerdings zu wiederholten Malen kund gegebenen Abfall von den positiven Glaubenslehren der evangelischen, und der vereinigten Kirche der Pfalz insbesondere, sich einen Namen gemacht hat, Anstoß an jener Predigt nahm und in ihr vorgeblich Verdammungsurtheile gegen sich und alle diejenigen finden wollte, welche die positiv-kirchliche Lehre, besonders die Gottheit Jesu verwerfen." Weiter: „Wo ist in derselben ein v e r d a m m e n d e s Urtheil ausgesprochen? Es kommt das Wort Verdammen unseres Wissens in ihr gar nicht vor. Zwar sind ernste und beherzigenswerthe Worte darin ausgesprochen; aber was in ihr gerügt und gestraft wird, ist die Sünde, der Un-

---

*) Auch in Nro. 60 desselben Heftes befindet sich ein ähnlicher Aufsatz, ohne Zweifel von demselben Verfasser, welcher, nach seiner bekannten Manier (vergl. „Sendpredigt" rc.) die Sache dadurch zu verdrehen sucht, daß er dieselbe so berichtet, als sei ich Knall und Fall mit einem neuen Glaubensbekenntniß hervorgetreten, um eine neue Secte zu stiften, und dadurch seien erst die Streitschriften von Schiller et Comp. hervorgerufen worden; während umgekehrt erst durch diese mein Glaubensbekenntniß hervorgerufen wurde, welches, wie jeder Unbefangene einsieht, durchaus keinen andern Zweck hatte, als der gegen mich öffentlich ausgesprochenen Verdächtigungen gegenüber, ebenfalls öffentlich meine Glaubensansicht auszusprechen.

glaube, welcher nach Gottes Wort gerichtet wird. Den Abfall aber und die Abtrünnigen straft die heilige Schrift, das Textwort selbst; mit dem mag also Pfarrer Frantz rechten. Dagegen findet sich von einer Hindeutung auf gewisse Personen in der Predigt auch nicht die geringste Spur, am allerwenigsten von einer Rücksichtnahme auf Pfarrer Frantz, (!) welcher sich höchlich irren würde, wenn er wähnen wollte, der Prediger habe ihn dabei im Sinne gehabt." — Ferner: „Nicht minder unredlich verfährt Pfarrer Frantz gegen jene Predigt, wenn er sie nur*) gegen diejenigen gerichtet findet, welche die Gottheit Christi läugnen, als ob sie nur eine bestimmte Partei und mit ihr gewisse Personen im Auge habe. Vielmehr spricht dieselbe zuerst und vor Allem von dem Abfalle von dem Glaubensgrunde der evangelischen Kirche, von der heiligen Schrift; ebenso spricht sie von der falschen, unevangelischen Richtung, welche die Haupt- und Kernlehre der protestantischen Kirche verkennt und verwirft, daß alles Heil allein aus dem Glauben an Christum und seine versöhnende Gnade stammt. Warum hat nun Herr Frantz in seiner Anklage von diesen beiden Arten des Abfalles geschwiegen? Wer aber jene Predigt aufmerksam durchliest, wird sicherlich finden, daß sie bei allem Ernste den Geist christlicher Liebe und Versöhnlichkeit athmet, und daß in ihr in der That eingehalten ist, was der Prediger selbst ausspricht in den Worten: „Liebe, heilige Liebe erfülle mich und euch; Liebe zu unserm Gott und zu unseren Brüdern, zu der theueren evangelischen Kirche, die wir nicht glühend genug umfassen, nicht mannhaft genug vertreten können." Allermeist weist derselbe alle Feindseligkeit auf das Entschiedenste zurück: „„Eins ist noth, soll Hülfe kommen. Ist dies Haß und Verfolgung der Abtrünnigen? Nein, wir sündigten sonst gegen des Herrn Befehl; — es ist die unbedingte Hingabe an den Herrn in Allen, die noch zur evangelischen Kirche gehören."" „Wie kann nun Herr Pfarrer Frantz sich erkühnen, solchem ächt evangelischen Geiste, dem Geiste der wahren evangelischen Liebe in einer Predigt gegenüber, von Haß, Lieblosigkeit und Verfolgungssucht zu reden?" Zuletzt schließt der Aufsatz mit dem Trumpf: „Hat er (der Pf. Frantz)

---

*) Dieses „nur" ist selbst eine sehr große Unredlichkeit. F.

keine bessere Mittel zu seiner Vertheidigung, (!) als die bisher gebrauchten, so wird er mit seiner Sache wenig Ehre bei den Wohlgesinnten einlegen, welchen die Wahrheit noch im Herzen liegt. Nur mit tiefer Indignation kann man sein bisheriges Benehmen ansehen."

Vor allem müssen wir bemerken, daß wir in dem anonymen, mit „tiefer „Indignation" meinem bisherigen Benehmen zusehenden Einsender Einen und Denselben zu erkennen glauben, welcher sich schon seit längerer Zeit ein Geschäft daraus macht, mich durch Einrücksel sowohl in wissenschaftlichen Zeitschriften als in Wochenblättern und zuletzt auch in einer „Sendpredigt" auf eine ebenso hinterlistige als plumpe Weise anzufeinden. Ebenso glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir in ihm den Verfasser der die Predigt des Herrn Dr. Rust sehr belobenden Recension im Litteraturblatte (Nro. 130, J. 1845,) auf welche er sich nun selbst wieder beruft, zu erkennen meinen. Irren wir uns, so möge er sich von der Redaction das Gegentheil bescheinigen lassen. Haben wir aber, wie wir nicht zweifeln, die Wahrheit errathen, so wäre es in diesem Falle eine ganz eigene Taktik, zuerst einen Artikel schreiben, und sich dann, wie auf das Zeugniß eines dritten, darauf zu berufen. Doch dem sei, wie ihm wolle, die Hauptsache ist, was der „indignirte" Herr Anonymus hier vorbringt. Erstlich bringt er nämlich vor: die fragliche Predigt hätte, abgesehen von der Beurtheilung in wissenschaftlichen Zeitschriften, die günstigste Aufnahme gefunden: „was man sonst davon vernahm, sprach die ehrendste Zustimmung und den tiefen, günstigen Eindruck aus, den sie gemacht hatte." Der Herr Einsender muß entweder wenig in Berührung mit anderen Leuten kommen, oder aber andere Leute müssen nicht Lust haben, ihm gegenüber sich auszusprechen, sonst hätte er wohl vernehmen müssen, so wie wir aller Orten vernommen haben, daß die Predigt in der ganzen Pfalz mit dem tiefsten Unwillen aufgenommen worden ist. Darüber war und ist nur Eine Stimme. Zweitens aber behauptet der Herr Anonymus, es sei kein verdammendes Urtheil in jener Predigt ausgesprochen; ja, es komme das Wort Verdammen seines Wissens nicht einmal darin vor. — Letzteres mag richtig seyn, aber man kann auch verdammen, ohne dies Wort auszusprechen, denn was versteht der Herr Anonymus unter Verdammen, wenn er

kein „verdammendes Urtheil“ in einer Predigt finden will, in welcher es heißt: Ich rede „von den Abtrünnigen, die Ehre für sich suchen und zu Schanden werden; von den Unglücklichen, deren Namen nach Gottes allgemeiner Erbarmung im Himmel angeschrieben werden sollten, die aber in heilloser Verblendung nicht ruhen und nicht rasten, bis sie in den vergänglichen Erdenstaub geschrieben sind und Gott ihrer nicht gedenkt. Von denen soll ich reden.“ Es soll doch wohl etwas bedeuten, wenn es hier, noch dazu mit gesperrter Schrift gedruckt, heißt „Unglückliche, deren Namen in den vergänglichen Erdenstaub geschrieben sind, deren Gott nicht mehr gedenkt;“ — heißt das aber etwas anderes als „Unglückliche, welche auf immer und ewig verdammt sind?“ Wenn es dies nicht bedeutet, so sage man uns doch einmal, was es denn sonst bedeuten soll? Nein, nein, es ist kein Zweifel, was es bedeuten soll; jeder Leser sieht auf den ersten Blick, daß diese Ausdrücke eben ein Verdammungsurtheil sind und seyn sollen, und zwar das allerstärkste, denn wenn man sagt: Jemandes Name sei in den vergänglichen Erdenstaub geschrieben, und Gott gedenke seiner nicht mehr, so heißt das ja doch offenbar, wer von Gott vergessen ist, ist auch von ihm verstoßen, und wessen Name in den vergänglichen Erdenstaub geschrieben ist, der ist von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen, d. h. eben verdammt. Man hütet sich heut zu Tage wohl, das Wort „Verdammen“ in Predigten zu gebrauchen, weil man weiß, daß der heutige Zeitgeist allzu einstimmig durch solche fanatische Worte würde empört werden; so weicht man denn wohl dem Zeitgeiste, wenigstens wagt man es nicht, ihm offen entgegenzutreten, aber statt dem unerträglichen Wort „ewig verdammt“ sagt man dann euphemistisch „in den vergänglichen Erdenstaub geschrieben rc.“ — was nicht so fürchterlich lautet, aber dem Sinne nach vollkommen dasselbe ist. Ein Verdammungsurtheil hat demnach Herr Dr. Rust ausgesprochen, und zwar ein ganz förmliches; das bleibt dabei. Aber er hat ja keine Personen bezeichnet, am wenigsten den Pfarrer Frantz zu Ingenheim. Was sollen wir dazu sagen?!! Dieser Einwand bedürfte eigentlich gar keiner Widerlegung; da er indessen erhoben worden ist, so diene darauf folgendes: Personen, als bestimmte Individuen, sind aller-

dings in der Predigt nicht bezeichnet, weder namentlich, noch auch durch andere Kennzeichen; aber Personen überhaupt sind freilich bezeichnet, nämlich unter Anderen und vor Allen die, welche an die Gottheit Jesu nicht glauben; wenn auch nicht sie allein als die Abtrünnigen und ewig Verdammten bezeichnet werden, so sind sie doch offenbar als mit dazu gehörig dargestellt, wenn von ihnen gesagt wird: „Nur einen Theil des Jammers habe ich geschildert, — — Andern ist Christus nichts weiter als ein Mensch; Keinem zugleich wahrer Gott, allmächtig, allwissend und allgegenwärtig. Und doch soll und muß das Haupt, das wahre Haupt der Kirche Alles in ihr erfüllen, bestimmen, ordnen, zum Ziele führen. Wie kann ihnen Christus ein solches Haupt seyn? Nein sie haben auch in diesem Stücke den Herrn, der Kirche Ruhm und Hoffnung, verlassen. Sie wollen die Häupter sein in der Kirche; die Ehre, die Gott gebührt, legen sie den Sterblichen bei. Sie treiben eine gräuelhafte Abgötterei mit sich und mit Anderen; — — O Gott wohin verirrt sich der Mensch, wenn er von dir weicht" ꝛc. Hier werden also die, welche nicht an die Gottheit Jesu glauben, als in „gräuelhafte Abgötterei" Verfallene, als von Gott „Gewichene" dargestellt, d. h. also als „Abtrünnige," welchen das früher ausgesprochene Verdammungsurtheil gilt.

Wenn aber der Herr Anonymus sagt: „Wer aber jene Predigt aufmerksam durchliest, wird sicherlich finden, daß sie bei allem Ernste den Geist christlicher Liebe und Versöhnlichkeit athmet," — so berufen auch wir unserer Seits uns gerade darauf, daß man, wenn man die ganze Predigt durchliest, von einem durch dieselbe wehenden Geiste der herbsten Art sich abgestoßen fühlt; was schon durch die ersten Worte der Vorrede geschieht, wo es heißt: Es gebe auf Erden zwei Reiche, das des Lichtes und das der Finsterniß und des Teufels, zu welchem letzteren sodann, und noch mehr im Verlaufe der Predigt selbst, Alle, welche nicht die Glaubensmeinungen des Herrn Dr. Rust theilen, gerechnet werden. Der Teufel wird zwar auch wieder nicht genannt; das wagt man dem Zeitgeist gegenüber ebenfalls nicht, aber es ist das nämliche, wenn man ihn etwas verblümt den „Gebieter des Reiches der Finsterniß nennt." Es versteht sich daher schon von selbst, daß in einer Predigt, die

von der Ansicht ausgeht, daß Andersglaubende nicht Irrende, sondern böswillige Genossen des Reiches der Finsterniß seien, — es versteht sich ganz von selbst, daß in einer solchen Predigt ein Verdammen dieser Kinder des Teufels, schwerlich aber ein „christliche Liebe und Versöhnlichkeit athmender" Geist zu suchen seyn werde. Auf's Herbste spricht sich dieser Geist denn auch aus in den Worten: „Aber es haben sich, lasset mich's mild ausdrücken, unverständige Kinder aus ihrem Schooße erhoben. Sie verschuldet's nicht. Es sind Kinder, die sich nicht haben weisen lassen. Warum soll ich nicht sagen: ungezogene, böse Kinder?" Was hilft es, wenn nun vor und nachher auch wieder von der Liebe geredet wird? denn die Liebe eifert nicht und stellet sich nicht ungeberdig (1 Cor. 13), bekanntlich aber ist das Wort „ungezogen" ein sehr ungeberdiges Wort, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ein Schmähwort, und wenn es gar heißt „ungezogene, böse Kinder," so weiß Jeder, was das zu bedeuten hat. Der Ausdruck „ungezogen" gehört überhaupt in keine Predigt; doppelt aber hätte er vermieden werden sollen, da dem Redner gegenüber die Mitglieder der Generalsynode saßen, von welchen demselben nicht unbekannt sein konnte, daß sie, sowohl Geistliche als Notabeln, der großen Mehrheit nach, seine Glaubensmeinungen, namentlich den Glauben an die Gottheit Jesu nicht theilten, also nothwendiger Weise sowohl jenes Verdammungsurtheil, als diesen mehr als bitteren Ausdruck „ungezogen" darum auch mit auf sich beziehen mußten. Doch nicht sie allein, sondern Alle, welche, die Meinungen des Herrn Dr. Rust nicht theilend, die Predigt hörten oder später gedruckt lasen, mußten dies thun. Wir haben schon gesagt, daß hierüber in der ganzen Pfalz auch nur eine Stimme war und noch ist. Aber könnte man sagen: wenn es so wäre, warum hat denn die Synode ihr Mißfallen über jene Predigt nicht ausgesprochen? Und man hat dies gesagt. In einer neuerdings erschienenen Streitschrift „Worte der Verständigung" u. s. w. sagt Pfarrer Helffenstein (S. 25): „Weder der Dirigent der Synode, noch der kgl. Commissär, noch die Mitglieder der Generalsynode, noch sonst ein Geistlicher oder Laie in der Pfalz hat gegen die genannte Predigt Einsprache gethan; woraus hervorgeht, daß Niemand sich durch dieselbe in seinem Gewissen beengt

oder verletzt gefühlt haben müsse; denn was hinderte im entgegengesetzten Falle, sich dagegen auszusprechen?" Dies ist erstens nicht wahr, daß kein Geistlicher und kein Laie sich gegen die Predigt ausgesprochen; es haben sich vielmehr Tausende darüber und dagegen ausgesprochen, die Predigt ist eine Zeitlang das allgemeine Gespräch in der Pfalz gewesen. Auch öffentlich hat ein Laie sich darüber ausgesprochen (vergl. Heft II. S. 80, J. 1846 dieser Zeitschrift,) welcher zugleich seine Verwunderung darüber zu erkennen gibt, daß die Synode dazu geschwiegen habe. Warum aber dies geschehen sei, ist nicht unbekannt geblieben. Von allen heimgekehrten Synodalmitgliedern, welche wir zu sprechen Gelegenheit hatten, haben wir gehört, daß die fragliche Predigt mit dem allgemeinsten Unwillen angehört worden sei, und daß man nur darum keine öffentlichen Proteste wider dieselbe eingelegt habe, weil man den in neuerer Zeit begonnenen aber noch wenig befestigten kirchlichen Frieden und die Eintracht der unter guten Aussichten zusammengetretenen Synode nicht habe stören wollen, überdies auch, bei der überwiegenden Mehrzahl der jener starren Richtung nicht zugethanenen Mitglieder der Synode, geglaubt habe, von der Predigt, wie mißliebig sie auch gewesen, doch keine weitere Wirkungen befürchten zu müssen und sohin sie ignoriren zu können. Ueberdies hätte man geglaubt, es sei eine hinlängliche Demonstration gegen diese, daß ein von einem Synodalmitgliede gemachter Vorschlag, den Druck der Predigt „auf Verlangen der Synode" zu veranstalten, — wie dies nicht ungewöhnlich ist, — allgemein abgelehnt worden sei.

Wenn nun aber auch noch eine andere, „von J. L. Göppel" herausgegebene, Stimme („das ewige Evangelium" ꝛc.) sich über diese Predigt dermaßen (S. 73, 74) vernehmen läßt: „Es ist uns außer dem Kirchenblatte noch nichts bekannt geworden, daß sich die Welt so verletzt fühlte durch diese Predigt, wohl aber Mehreres von dem allgemein wohlthätigen Eindruck, den sie machte." — „Der Redakteur des Kirchenblattes lasse, statt daß er in einer so entscheidenden Sache die Stimme derselben führen will, die Geistlichkeit der Pfalz aufgefordert werden, ohne Gefahr der Absetzung, wenn es ihr beliebte, in corpore gegen die Lehre von der Gottheit Christi zu protestiren, und wir wetten Eins gegen Hundert, seine große

Mehrheit würde sich noch besinnen dies zu thun," — so nehmen wir diese Wette an. Ja! wir wünschen nichts mehr, als dies: die Geistlichkeit in corpore, d. h. die Diöcesansynoden möchten aufgefordert werden, nicht sowohl über die dogmatische Streitfrage bezüglich der Gottheit Jesu, — denn dies ist nicht der Punkt, um den es sich hier handelt, — sondern darüber sich auszusprechen, ob sie es für erlaubt halten, Die, welche nicht an die Gottheit Jesu glauben, von der Kanzel, als Abtrünnige zu bezeichnen und zu verdammen, und ob sie namentlich der Ansicht seien, daß dies von Herrn Dr. Rust geschehen sei, und ob sie etwas davon wissen, oder nicht, daß dessen fragliche Predigt im ganzen Lande Unwillen erregt habe. Ja, das ist der Weg, auf welchem allein es sich bald herausstellen müßte, was die Meinung der Geistlichen und der ganzen protestantischen Pfalz über diese Sache sei. Wenn aber auch eine solche Aufforderung an die nahe bevorstehenden Diöcesansynoden nicht ergeht, so werden diese wohl selbst erkennen, daß in einer Zeit, wo die höchste Aufregung in der Kirche herrscht, es die Aufgabe und Pflicht der zur Berathung des Wohles und des Gedeihens der Kirche eingesetzten Synoden sei, sich nicht blos mit dem Besprechen über eine wissenschaftliche Synodalrede, und den sonstigen, gewöhnlichen, meist wenig wichtigen Gegenständen zu beschäftigen, sondern vor Allem ihr Augenmerk auf denjenigen Punkt zu richten, an welchem zu dieser Zeit der kirchliche Friede schon jetzt schwer leidet und für die Zukunft noch weit mehr mit schwerer Gefahr bedroht ist. Denn wenn in einem kleinen Ländchen, wie die Pfalz, nach einander in einem kirchlichen Streite gegen ein Dutzend Flugschriften, eben so viele Adressen, mehrere Eingaben an die Kirchenbehörden und an den König abgefaßt werden, die größere Zahl von Artikeln in theologischen und politischen Zeitschriften nicht gerechnet,— so läßt sich nicht länger mehr läugnen, daß ein großes Zerwürfniß vorhanden sei, und wenn die zur Berathung des kirchlichen Wohles zusammentretenden Synoden solche das ganze Land bewegenden, üblen Zustände unbeachtet lassen und mit Stillschweigen übergehen wollten, so würden sie — das scheuen wir uns nicht auszusprechen — ihre Schuldigkeit nicht gethan haben. Frantz.

27.
Sieben Blättchen in Uniform, d. h. die bisher erschienenen orthodoxen Streitschriften aus der Pfalz.

Nachdem bereits binnen kurzer Zeit ein ganzes kleines, auch so ziemlich uniformirtes, Regiment solcher theils persönlich gegen mich, theils gegen die Sache des vernünftigen Christenthums überhaupt gerichteten Flugschriftchen erschienen ist, so wollen wir dieselben nun einmal die Revue passiren lassen, und eine jede derselben unseren verehrlichen Lesern, wenigstens um der Bekanntschaft willen, vorstellen und einige Bemerkungen darüber machen, ohne uns auf eine förmliche Widerlegung derselben einzulassen; denn wer würde da fertig werden? Auch wäre kein Zweck dabei abzusehen. Die Sache, wofür sie sich in den Harnisch geworfen haben, widerlegt sich von selbst und in dem Bewußtseyn unserer Pfälzer ist sie auch schon widerlegt, bedarf also weiter keiner besondern Widerlegung mehr. Was aber die Herren selbst betrifft, so wäre eine Widerlegung mit Vernunftgründen, ihnen gegenüber, etwas sehr Unvernünftiges, da sie bekanntlich den Richterspruch der Vernunft nicht anerkennen, und darum, man sage, was man wolle, bei ihren sieben Augen stehen bleiben.

1) Den Anfang machte Herr Candidat Dalläus, damals Pfarrverweser zu Pirmasens, mit einem „offenen Sendschreiben.“ Da dasselbe an mich persönlich gerichtet ist, so ist es billig, daß ich dem Herrn Verfasser auch persönlich antworte. — Sie sprechen, mein junger Herr Amtsbruder, die Ueberzeugung aus, daß „der Umstand, daß ein Candidat und kein Pfarrer das Wort hier gegen mich ergreife, mir nicht zum Anstoß gereichen werde.“ In so weit haben Sie mich richtig beurtheilt. Es gereicht mir nicht zum Anstoß, wenn Jemand, er sei, wer er wolle, das Wort gegen mich ergreift; allein bergen kann ich Ihnen doch nicht, daß ich es nicht für sehr geeignet und schicklich halte, daß ein Candidat glaubt berufen zu seyn, als erster Vorkämpfer für die, wie er meint, angegriffene Kirche aufzutreten. Sie haben dabei gleich auf das Titelblatt Ihres Schriftchens ein Motto gesetzt, welches mir von dem in der Schrift

selbst zu suchenden Inhalt und Ton zum Voraus einen sehr üblen Begriff beibrachte, worin ich mich jedoch geirrt habe, da dieselbe im Ganzen ruhig und leidenschaftslos geschrieben ist. Aber jenes Ihr Motto müssen wir doch ein wenig näher besehen. Es heißt: „Der gesunde Menschenverstand ist, wie der Friede Gottes, höher denn alle Vernunft. „Ich traue Ihnen ganz aufrichtig zu, daß Sie es mit diesem Motto nicht so böse gemeint haben, als dasselbe seinem Sinne nach wohl genommen werden müßte. Denn wenn wir diesen analysiren, so liegt (außer einem völligen Unsinn) eine ungeheuere Anmaßung darin. Da nämlich Ihr Motto einer Schrift vorgesetzt ist, welche gegen eine andere Schrift gerichtet ist, und zwar gegen eine solche (meine Zeitschrift), welche die Vernunft (Rationalismus) zu ihrem Losungswort hat, so besagt Ihr Motto nichts anders als: hier, in dieser **meiner** Schrift ist ein gesunder Menschenverstand, welcher weit erhaben ist über das, was in jener Schrift für Vernunft ausgegeben wird. Oder sagen Sie selbst, ob man Ihr Motto anders auslegen kann? Zweitens muß ich mich darüber wundern, daß Sie Sich vorzugsweise „gesunden" Menschenverstand beimessen, da doch Ihr Glaubenssystem Ihnen zu glauben vorschreibt, daß es gar keine gesunde, sondern nur eine durch Adam's Apfelbiß und die daraus erfolgte Erbsünde erkrankte und total verfinsterte Vernunft gebe. Doch Sie sagen ja auch nicht „gesunde Vernunft," sondern „gesunder Menschenverstand;" aber gerade hierauf muß ich Ihnen bemerken, daß Sie, indem Sie den Verstand als ein über der Vernunft stehendes Vermögen bezeichnen, ganz gegen alle Grundsätze der Psychologie verstoßen; denn, abgesehen von allen zweifelhaften Definitionen der Begriffe Verstand und Vernunft, steht soviel unwidersprochen fest, daß **Verstand** dasjenige niedrigere Denkvermögen bezeichnet, welches der Mensch auch mit den Thieren gemein hat, während wir unter **Vernunft** gerade das specifisch menschliche, also höhere, Denkvermögen verstehen. Glauben Sie mir das nicht auf meine Autorität, so will ich Ihnen eine andere anführen, welche Sie gewiß nicht verwerfen werden. Herr **Dr. Rust** nämlich stellt in seinem Schriftchen „Philosophie und Christenthum" folgenden, den menschlichen Seelenkräften entsprechenden, Stufengang in der Religions-

entwickelung auf: 1) das Heidenthum, die Religion des Gefühles (unterste Stufe), 2) das Judenthum, die Religion des Verstandes (zweite Stufe), 3) das Christenthum, die Religion der Vernunft (höchste Stufe). Sie sehen also, daß Sie in Ihrem Motto einen gewaltigen psychologischen Schnitzer gemacht haben. Ich habe denselben aber deßwegen an das Licht gezogen, um erstens eine sehr wesentliche Bemerkung daran zu knüpfen, daß es mir nämlich immer geschienen hat, als ob Ihr Herren Orthodoxen bei euerem Studium nach nichts trachtetet, als nur in euerer Dogmatik recht kapitelfest zu werden, und gewöhnlich über der Theologie die Anthropologie gänzlich vernachläßigtet, und, während ihr euch vermesset, das geheimnißvolle Wesen der Gottheit in seinen tiefsten Tiefen zu durchdringen, wenig oder gar nicht daran denket, das Wesen eueres eigenen Geistes näher kennen zu lernen, was man überhaupt Euerem ganzen System stark anmerkt, indem es demselben zwar keineswegs an scharfsinnigen Theorien und tiefsinnigen Speculationen fehlt, wohl aber an klaren Untersuchungen, welche auf eine solide Kenntniß des uns Bekannten und Erkennbaren, d. h. der menschlichen Natur gegründet sind; sonst würde die Vernunft nicht so herabgesetzt, und nie verkannt worden seyn, daß, weil der Mensch außer ihr kein anderes Vermögen hat, die Wahrheit zu erkennen und zwischen Wahr und Falsch zu unterscheiden, folglich auch sie, die Vernunft, allein die Richterin in Ansehung des für wahr zu Haltenden, des zu Glaubenden und nicht zu Glaubenden, seyn kann. — Zweitens aber habe ich Ihr Motto darum näher beleuchtet, weil daraus hervorgeht, daß ein junger Schriftsteller, welcher seinem Erstlingsversuch so pompös einen Satz an die Spitze stellt, welcher, beim Lichte betrachtet, alles Sinnes ermangelt, noch wenig in seinem Denken im Klaren ist, folglich auch von seiner ganzen Arbeit nichts sehr Gründliches erwartet werden kann. In der That ist auch Ihr Motto der Typus Ihrer ganzen Schrift. Wie dasselbe einen gewissen Klang, aber in Wahrheit keinen Sinn hat, dabei aber doch jedenfalls ein starkes Zutrauen zu sich selbst ausdrückt, so ist auch in Ihrer ganzen Schrift ein Ton eingehalten, welcher den oberflächlichen Leser leicht bestechen und von ihm für Gründlichkeit gehalten werden kann, während es doch meist nichts

als durch eine gewisse Wortfertigkeit zuwege gebrachter Schein ist. Da Ihre Schrift unter allen bis jetzt erschienenen die manierlichste, und von Gehässigkeit frei gehalten ist, so könnte ich mich wohl dazu entschließen, auf eine Widerlegung einzugehen. Daß ich dies aber demohngeachtet nicht thue, dazu habe ich, wie man gleich sehen wird, guten Grund. Ihre Schrift ist vornehmlich gegen Zweierlei gerichtet, 1) gegen die Art und Weise, wie meine Zeitschrift redigirt wird. In Ansehung dieses Punctes hätte ich mich nun jedenfalls in keine Entgegnung eingelassen; denn hierüber haben die öffentlichen Literaturblätter zu urtheilen, die es auch bereits in einer ziemlich von der Ihrigen verschiedenen Weise gethan haben. 2) Hauptsächlich aber suchen Sie die Nichtberechtigung des Rationalismus in der protestantischen, insonderheit in der vereinigten Kirche der Pfalz darzuthun. Hierauf würden ich Ihnen sicherlich geantwortet haben, wenn es nicht eine ganz andere Bewandtniß mit diesem Puncte hätte. Nämlich gerade über diesen Gegenstand habe ich den ausführlichsten Artikel meiner Zeitschrift (Jahrgang 1844, Heft III) verfaßt, welcher auch als besondere Broschüre in den Buchhandel gekommen ist, unter dem Titel „der Rationalismus und seine Berechtigung und Bedeutung in der protestantisch-evangelischen Kirche überhaupt und insbesondere in der vereinigten Kirche der Pfalz." Diesen Aufsatz haben Sie nun auffallender Weise in Ihrer Controversschrift gar nicht berührt, während Sie ihn doch gelesen hatten, da Sie einmal, aber nur beiläufig, ein Wort aus demselben anführen. Das ist nun aber doch eine sonderbare Manier, die Berechtigung des Rationalismus, namentlich mir und meiner Zeitschrift gegenüber, anzugreifen, und dabei gerade den Artikel mit Stillschweigen zu übergehen, in welchem diese Berechtigung nachgewiesen ist. Sie können mir daher unmöglich zumuthen, daß ich, was Sie nun vorbringen, widerlegen, und nochmals besonders für Sie sagen soll, was ich dort schon gesagt habe, ohne daß Sie davon Notiz zu nehmen für gut fanden. Daß Sie dies aber nicht thaten, nämlich eine Widerlegung meines Aufsatzes nicht versuchen wollten, dies werden Sie mir erlauben so anzusehen, als hätten Sie das in dem Gefühle unterlassen, daß sie es eben nicht gekonnt hätten.

Im Uebrigen gebe ich Ihnen das Zeugniß, daß Sie ruhig und würdig, Sich an die Sache haltend, geschrieben haben, was ich Ihren andern Kampfgenossen nicht nachrühmen kann; — daher ich hier auch in direkter Rede zu Ihnen gesprochen habe, wozu mir die übrigen Herren keine Lust machen.

2) Offener Brief von Pfarrer Schiller zu Herschberg (an mich). Daß ich mich auf diese Probe einer ächt fanatischen Schmähschrift nicht näher einlasse, wie ich schon im Märzheft erklärt habe, wird mir Niemand verdenken. Eine Antwort verdient ein solches Machwerk nicht; wohl aber verdienen einige Punkte darin, daß die ganze Geistlichkeit auf den Synoden sich darüber ausspreche, und Bestrafung darüber verlange, daß 1. ein Geistlicher der Pfalz sich nicht entblödet, einen großen Theil der pfälzischen Geistlichen als „Meineidige" und als Solche zu bezeichnen, deren Predigten nichts anderes als „göttliche Comödien" seien; wie auch 2. dafür, daß er sich erfrecht, dem gesetzlich eingeführten Katechismus das Prädikat „dummperfid" beizulegen.

(Fortsetzung folgt.)

28.

Literatur.

a) Die drei Erwachen. Zwei Rathschläge der Weisheit, drei Reden von A. Vinet. Aus dem Französischen übersetzt von J. Schmidt. Zürich bei Meier und Zeller. 1846. Preis 30 kr.

Wir geben diese ausführliche und empfehlende Anzeige dieser Schrift nicht blos weil wir sie für trefflich und ausgezeichnet halten, sondern weil wir auch der Meinung sind, daß der Inhalt derselben gerade das betreffe, was die Gebildeten, oder sagen wir lieber — die Denkenden unserer Zeit vorzugsweise zu beherzigen haben. Wir empfehlen ferner diese Schrift nicht blos darum, weil der Ertrag derselben für die — sei es mit Recht oder Unrecht — abgesetzten, jedenfalls in der Noth befindlichen waadtländischen Geistlichen bestimmt ist, sondern vorzugsweise auch deßwegen, weil dieselbe, ohne

jene Vorfälle mit einem Worte zu berühren, dennoch ein besonderes Licht auf diese wirft. Der Verfasser derselben, Pfarrer Vinet zu Lausanne, ist als ein höchst achtungswürdiger Geistlicher anerkannt; derselbe war jedoch Einer jener ersten Vier, welche gleich nach der Annahme der grundgesetzlichen Großrathsbeschlüsse nach der Februarrevolution ihr Amt niederlegten, erkennend, daß nach solchen allgemeinen Bestimmungen die Kirche der Regierung gegenüber in eine ganz falsche, unwürdige und unheilbringende Stellung versetzt sei. Vinet ist ein kirchlich orthodoxer Geistlicher, und da er zu den vier Ersten gehört, die dem Staat gegenüber ihr Amt niederlegten, so wird Jedermann erwarten, daß die Predigten dieses Mannes zweifelsohne, wo nicht fanatisch, doch wenigstens äußerst dogmatisch seyn werden. Wenn man aber in dieser Erwartung das Büchlein zu Hand nimmt, so findet man mit Erstaunen, daß hier von fanatischem Eifern oder starrem Dogmatisiren auch nicht die leiseste Spur zu finden ist. Nein, was Vinet, der orthodoxe Vinet, einzig und allein mit aller Kraft der Rede seinen Zuhörern einzuprägen sucht, das ist, — hört es ihr rechtgläubigen Eiferer, — hört es und schaudert! — das ist gar kein Christenthum, sondern Heidenthum, Judenthum und Türkenthum. So sagen nämlich die Herren Pfarrer Schiller in einer gedruckten Zuschrift an die Gemeinde Jugenheim und der Verfasser der „Ostergabe oder einige Bedenken gegen das Glaubensbekenntniß des Pfarrers Frantz." Denn Vinet, der orthodoxe Vinet, bringt in diesen seinen drei Reden, als auf das Eine was Noth ist — auf Belebung des Gottesbewußtseyns in der Menschenseele, und redet von Christus nur als von Dem, durch welchen dies bei uns bewirkt werden soll. Wir lassen nun einige Auszüge, namentlich aus der ersten Rede „Die drei Erwachen" folgen, aus welchen man sehen wird, daß der Verfasser mit eben so warmer Frömmigkeit und Eindringlichkeit als auch auf sehr geistreiche Weise seinen Gegenstand behandelt. Nur eins fehlt diesen Predigten: populär sind sie nicht. Selbst Gebildete möchten beim bloßen Zuhören dem Gedankengang schwerlich folgen können, wiewohl der Vortrag viel nachhilft, — desto mehr aber eignen sich diese Reden für das Lesen und Ueberlegen derselben.

Die erste derselben über Eph. 5, 14: „Wache auf der du schläfst

und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten," — führt den Titel: „die drei Erwachen," und spricht im Eingang den Gedanken aus: Alle Menschen sind Eingeschlafenen gleich, und zwar in einem gefährlichen Schlaf, wie ein Wanderer auf dem Schnee, — und doch, welches lebenvolle, unruhige Treiben unter den Menschen! — aber sie sind gleichsam Nachtwandler, handelnd ohne sich selbst bewußt zu seyn, mit offenen Augen schlafend, — „welche sehen, was nicht ist, und nicht sehen, was ist," — nicht wissen, daß sie nicht wachen, sondern träumen. „Man schläft, wenn man ohne Gott lebt und, mit nothwendiger Folgerichtigkeit, sich selber zu seinem eigenen Gott macht. Auf diesem Fuße, meine Brüder, — wie Viele schlafen ganz wachend!" — S. 6. „Ja, meine Brüder, der Mensch, dessen Wünsche diese Welt gefangen hält und begrenzt, ist ein Mensch, welcher schläft. Diese Welt ist in der That nur ein Schatten, — der Schatten des allmächtigen Gottes. Wie der Schatten die Gegenwart des Körpers anzeigt, und doch nur ein Schatten ist, so offenbart auch diese Welt das Daseyn Gottes als der einzigen Wirklichkeit; sie verweist eure Gedanken auf Gott; das ist alles was sie thun kann; und wenn sie es nicht thut, so hat sie nichts gethan. Von da an ist diese Welt ohne Sinn; sie ist etwas ganz und gar Ueberflüssiges; euer eigenes Daseyn selbst ist ein Räthel und eure wichtigsten Handlungen sind nur Luftstreiche. Es gibt nur zwei wirkliche Dinge: Gott an sich selbst und der Gedanke Gottes im Menschen. In dem Maaße, als dieser Gedanke sich entfernt, entfernt sich auch die Wirklichkeit. Der Mensch ohne Gott ist kein Mensch mehr; ja er ist gar nichts mehr, es sei denn, er mache sich selbst zum Gott. Farben und Formen, Raum und Zeit, unser Lieben und unser Denken, unsere Leiden und unsere Freuden — das Alles sind Hirngespinnste, Trugbilder, leere Worte. Das beschäftigste Leben ist nur ein verlängertes Schlafwandeln. Die Menschen, die man praktische nennt, sind Träumer und Diejenigen, welche sie selber wahrscheinlich Träumer nennen, sind die wahrhaft praktischen; denn nur das ist praktisch, was von Gott kommt und was zu Gott zurückführt. Das glänzendste und geräuschvolleste Leben macht keine Ausnahme; das eines

Napoleon, von der weltlichen Seite genommen, war nur ein riesenmäßiger Traum, und die Begeisterer seiner Bewunderung, wie das Erstaunen seiner Gegner, ist nur der Traum eines Träumers." — S. 10. „Es gehört dazu, meine Brüder, entweder die ganze Tiefe unseres Schlafes, oder jene Art Erstarrung, welche er uns zurückläßt, sogar nachdem wir schon erwacht sind, wenn wir es dazu bringen sollen, unseren Geist mit dem Gedanken eines Lebens ohne Gott vertraut zu machen; und wenn wir nicht von dem lebhaftesten Gefühle durchdrungen werden sollen, daß ein Leben ohne Gott kein Leben ist." — S. 11. „Diejenigen, welche zu allen Zeiten, das Bewußtsein der Menschheit aussprechend, wiederholt haben, das Leben sei ein Traum, sahen nicht deutlich, oder sahen nicht, daß Gott in demselben fehlte; aber ohne dieser Lücke einen Namen geben zu können, fühlten sie dieselbe, gleichwie der Blindgeborne, ohne zu wissen, daß er blind ist, weiß, daß er eines Vermögens beraubt ist, welches die Anderen besitzen; oder gleichwie ein Kranker, ohne den Sitz seines Uebels unterscheiden zu können, sehr gut weiß, daß er krank ist; jene Menschen fühlten sich vom wahren Gut geschieden, ohne zu wissen, daß das wahrhaft Nothwendige und das wahrhaft Gute Gott ist; deßwegen, weil sie die Ursache der Armuth nicht kannten, fühlten sie nicht weniger ihre Armuth, und weil sie über ihr Unglück weniger aufgeklärt waren, waren sie nicht weniger unglücklich." — Es gibt nun für alle diese Träumenden verschiedene Arten von Erwachen: I. Das Erwachen des Todes. Erst in einer anderen Welt werden einem Menschen die Augen aufgehen. „Aber wie wird dieses ihr Erwachen seyn?" II. Ein Erwachen der Verzweiflung. Nämlich bei Vielen schon in diesem Leben, wenn sie einsehen, daß ihr Leben und Streben ein eitler unbefriedigender Traum gewesen sei. „Man verzweifelt, wenn man aufgehört hat zu hoffen. Was liegt übrigens in diesem Falle daran, ob uns Alles auf einmal gemangelt habe, oder ob, da das Eine uns mangelt, alles Uebrige uns gleichgültig geworden sei. Und endlich ist ja die Verzweiflung nicht immer eine rasende; bisweilen ist sie eine ruhige, sie urtheilt, sie ist der Berechnung fähig. So ist, oder so wird mit der Länge die Verzweiflung jener Menschen, welche, nachdem sie ihr ganzes Leben dem

Dienste einer Idee gewidmet hatten, ihr Hirngespinnst verschwinden sahen, kein zweites fanden, und welche, verzichtend, etwas Neuem nachzujagen — was für sie verzichten heißt zu leben — sich hingesetzt haben, in schlaffe Gleichgültigkeit versunkene Zuschauer, mit stumpfer Geringschätzung das Schauspiel des menschlichen Lebens zu betrachten wie einen eitlen Wirbel, der sie nicht mehr fortzureißen, und nur noch traurig ihre trostlose Langeweile zu vertreiben vermag. Unter einem ruhigen und fast lachenden Anscheine sind es dennoch Verzweifelte: die Zahl derselben ist größer als man denkt, und ihre Verzweiflung würde sich in Gotteslästerungen Luft machen, wenn die Welt, an die sie aufgehört haben zu glauben, ihnen nicht noch Stoff gebe, sich zu zerstreuen." — S. **21**. „Ach! Menschen ohne Glauben und ohne Gott, Menschen, deren Gott diese Welt ist, was seid ihr anders als Schlafwandler, die eingeschlafen am Rand des Abgrundes hingehen, vielleicht auch singend und von Festen träumend." — „Nein jeder Weltmensch ohne Gott geht mit einem Selbstmorde schwanger. Dabei ist keine Uebertreibung. Was aber wunderbar dabei ist, ist nicht die Verzweiflung, sondern im Gegentheil der Umstand, daß die Verzweiflung nicht gewöhnlicher ist" u. s. w. — **III**. Es gibt aber auch ein Erwachen des Glaubens. „Nennen wir es, wenn ihr wollt, das göttliche Erwachen, weil, auf welche Weise es auch bewirkt werde, durch den Menschen, oder ohne den Menschen, Gott der Urheber desselben ist und Gott allein es seyn kann. Nennen wir es göttlich, weil es uns mit Gott vereinigt. Dieses Erwachen des Glaubens ist so voll Lieblichkeit und Schönheit, als die beiden andere voll Entsetzen. Man kann sich keine bessere Vorstellung davon machen, als wenn man sich das Erwachen einer Person vergegenwärtigt, welche, mehrere Tage lang in eine von ermüdenden und traurigen Träumen beunruhigte Schläfrigkeit versunken, allmählig von derselben frei wird, endlich die Augen öffnet und beim ersten Blick alle die sanften und liebevollen Gesichter ihrer Verwandten, ihrer Freunde, ihrer Kinder, und besonders Derjenigen um ihr Bett hersieht, deren zärtliches Lächeln während ihrer Kindheit ihr Erwachen segnete. Noch lieblichere Bilder, ein noch zärtlicheres und huldvolleres Antlitz bieten sich dem ersten Blicke Dessen dar, in dem jenes

selige Erwachen des Glaubens statt hat; und er selbst wird hinfort nichts Lieblicheres kennen bis an dem Tage, wo er, aus einem anderen Schlafe hervorgehend, den feuchten Grabesmoder abschüttelnd im Himmel erwachen wird zu den Füßen seines himmlischen Freundes, unter Lobgesängen und Palmen, mitten unter Denen, die er auf Erden beweinte, oder die ihn selbst beweinten. Ja, so ist, wenn es im Schauen vollendet wird, das heilige Erwachen des Glaubens, und so würde es von dem ersten Augenblicke seyn, wenn es nicht durch unseren Unglauben gestört wäre; denn was gibt es Liebenswürdigeres, Entzückenderes an sich selbst, als der erste Gegenstand, der sich unseren Augen darstellt: Es ist ein Gott! — ein versöhnter Gott.“ — (**NB.** Dies ist der einzige orthodoxe Ausdruck, der uns aufgestoßen ist, statt dieses der Mißdeutung fähigen Wortes sagen wir Rationalisten lieber: ein Gott der Liebe und Gnade). — Dieses Erwachen des Glaubens nun ist einestheils zwar eine Gnade von Gott, aber auch ein Befehl „Wache auf, der du schläfest!“ (Text). — Wie man vom Schlaf unwillkürlich erwacht, aber sich durch sein eignes Wollen wach erhalten und aufstehen muß, so weckt Gottes Gnade den Menschen, aber der Mensch muß diese Gnade auch ergreifen wollen. „Darum sagt der Apostel: „Wache auf, und stehe auf von den Todten, so wird Dich Christus erleuchten. Ja, Christus wird dich mit seinem eigenen Glanze erleuchten, denn er ist das Licht selbst.“ — S. **31.** „Und gleichwie beim Anbruch des Tages zuerst die höchsten Spitzen sich schwach von der Finsterniß ablösen, dann allmählig das Licht tiefer hinabfällt und den Fuß derselben einhüllt, wie dann jenes nämliche, immer lebhafter werdende Licht, von einem Gegenstande zum andern strahlend, in die kleinsten Windungen und in die kleinsten Zwischenräume sanft eindringt, so daß sich am Ende alles losmacht, alles deutlich hervortritt, alles erkennbar wird: also wird uns von Wahrheit zu Wahrheit am Ende die ganze Wahrheit bekannt; also, indem das Licht das Licht gebiert, die Erfahrung sich mit der Offenbarung verbindet, die Offenbarung der Erfahrung einen Sinn gibt, umfaßt unsere Erkenntniß der Gegenstände immer mehr, durchdringt sie besser, beurtheilt alle Dinge mit mehr Sicherheit; und wir erfahren, daß der Weg des Glaubens der nämliche ist, wie der Pfad des Gerechten, wo das Licht ohne

Aufhören zunimmt bis auf den vollen Tag. Das ist die Verheißung des Apostels an alle Diejenigen, welche, wenn sie ihrem Gewissen Gehör gegeben haben, bis auf einen gewissen Punkt erwacht und auferstanden sind von den Todten; Christus wird sie erleuchten! Ja, Christus und kein Anderer; denn Er allein kennt zugleich alle Geheimnisse Gottes und alle unsere Geheimnisse, was Gott ist und was wir sind, was Er für uns seyn will und was wir für Ihn seyn müssen, was wir sollen und was wir können, unsere Gefahren und unsere Rettungsmittel, unsere Lebensordnung, die Anwendung jedes unserer Augenblicke, die Kunst glücklich zu seyn und die zu leiden; endlich, um nichts auszulassen, die Kunst zu wissen und die Kunst nicht zu wissen. Das ist es, was wir von Christus zu erwarten haben, das ist es, was der Glaube je mehr und mehr von ihm empfangen wird. O seliges Licht des wahrhaft erwachten, wahrhaft auferstandenen Menschen! o einziges Licht unter den Finsternissen der Welt! o Licht, und allzumal Leben, Freude und Stärke des Menschen! erhebe dich über unseren Häuptern, erleuchte unsere mühsamen Pfade, umgebe uns von allen Seiten; ein einziger Strahl von dir entzückt eine in Trauer versunkene Seele, was wäre es erst mit allen deinen Klarheiten! was wäre erst ein Tag ohne Untergang. O Geist des Lichtes, verweigere uns nicht das Licht; und wenn du uns aus diesem schweren, verhängnißvollen Schlafe erweckt hast, der das ganze Geschlecht Adams darniederdrückt: dann habe uns nicht vergebens erweckt, weder für uns noch für die Anderen, sondern damit wir das Licht empfangen und damit wir das Licht ausbreiten, so daß sie, wenn sie unsere Werke des Lichtes sehen, mit uns, und wir mit ihnen, unsern Vater im Himmel preisen!" —

Es folgen nun noch „zwei Rathschläge der Weisheit;" d. h. zwei Reden über Luc. 12, 35. „Lasset eure Lenden umgürtet seyn und eure Lichter brennen." Die erste Rede behandelt die erste Hälfte des Spruches unter der Ueberschrift: (Rath der Weisheit) „an Diejenigen, welche verreisen;" die andere, nach des Textes zweiter Hälfte, Rath der Weisheit „an Diejenigen, welche im Dunkeln wandeln." In der ersten Rede wird das menschliche Leben unter dem Bild einer Reise dargestellt, und gesagt, was zur

glücklichen Ausführung dieser Reise nothwendig sei. In der zweiten Rede wird gezeigt, woher wir allein in den Dunkelheiten (Trübsalen) des Lebens Licht (Trost und Erquickung) nehmen können. Wir geben hier keine Auszüge, sondern empfehlen die Lektüre der kleinen Schrift selbst, mit der Versicherung, daß nicht leicht Jemand, welcher sie anschafft, sein Geld reuen wird; wenigstens Denjenigen gewiß nicht, welcher die darin niedergelegten köstlichen Gedanken über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen wohl überdenkt und beherzigt. F.

---

b) Das gute Recht der vereinigten Kirche der Pfalz. Ein Wort der Verständigung an ihre Freunde, hervorgerufen durch die offenen Briefe der Herren Dalläus und Schiller, von Pfarrer Hofer in Weisenheim am Berg. Landau, Verlag von E. Kaußler 1846. Preis 18 kr.

Während die Geschäftigkeit der Gegner des Rationalismus in der Pfalz schon eine ganze Reihe von Flugschriften producirt hat, ist obige Schrift, mit Ausnahme dessen, was der Herausgeber dieser Zeitschrift in dieser Sache geschrieben hat, bis jetzt die erste und einzige, welche als besondere Broschüre herausgegeben worden ist. Wir empfehlen dieselbe unsern Lesern bestens. Ihr Inhalt ist folgender: Der Rationalismus, kein fertiges System, sondern ein Princip; a) nothwendig durch die Beschaffenheit der heiligen Schrift; b) berechtigt in der Wissenschaft (Luther, Dorner, Fikenscher und die evangelische Kirchenzeitung), die Gottheit Christi; c) unabweisbar vom Standpunkt der symbolischen Bücher (Eichhorn, Lehrfreiheit); d) gesetzlich in der vereinigten Kirche der Pfalz (Geschichte der Vereinigung; die Vereinigung und die baierische Verfassung; der wahre Sinn der Vereinigung; die neue Agende; besonders das Ordinationsformular und das apostolische Glaubensbekenntniß; e) die Sittlichkeit fördernd. Schluß. Nachtrag: die Suspension des Pfarrers Frantz. — Interessant und wichtig wird die kleine Schrift für alle Protestanten der Pfalz, welche sich für ihre kirchliche Angelegenheiten interessiren, besonders dadurch, daß dieselbe, — wovon

so viele Protestanten so wenig wissen — eine kurze Geschichte der Kirchenvereinigung in der Pfalz gibt, und daraus das Wesen und den Geist dieser Kirche, das Fundament, auf welches sie erbaut ist, und die Grundsätze, welche darum in ihr gültig sind und seyn müssen, sehr gut entwickelt, und dadurch ganz geeignet ist, unsern protestantischen Pfälzern, welche Licht, Vernunft und Toleranz in der Religion wollen, klar zu machen, daß es bei uns, nicht wie in anderen Staaten, erst der Erwerbung, sondern nur der Erhaltung dieser durch unsere Kirchenverfassung uns zugesicherten Güter bedarf, und daß vorzugsweise gerade unserer Kirche der Zuruf gelte: „Halte, was Du hast, daß Niemand deine Krone nehme!" F.

29.

Ein trauriges Ereigniß,

zur Steuer der Wahrheit, wie auch zur Rechtfertigung von dem Unterzeichneten der Oeffentlichkeit übergeben.

Das schauerliche Ereigniß in Spirkelbach, einem Filial der Pfarrei Wilgartswiesen, hat großes Aufsehen erregt und in ganz schuldloser Weise auch mich mit demselben in Berührung gebracht. Der dortige Schullehrer Löwenberg erkrankte am 25. April l. J. an einer Brustentzündung; doch hatte dieselbe nach der Versicherung des thätigst besorgten Arztes einen, Genesung versprechenden Verlauf genommen. Am 28. April ließ er sich, unter dem Vorwande die Fingernägel zu beschneiden, ein Federmesser geben und in einem unbewachten Augenblick, wo er allein im Zimmer lag, geschah es, daß er sich den Leib aufschlitzte und die Gedärme herauszog. Diese gräßliche Verwundung mußte den Tod herbeiführen. Am späten Abend verlangte er einen Notar; machte eine testamentarische Verfügung zu Gunsten seiner Frau und zuletzt auch die, daß die Leichenpredigt nicht von mir, sondern von Pfarrer Geib sollte gehalten werden. Am 29. war der Unglückliche Abends 5 Uhr verschieden und die Anzeige davon, so wie von der letzten Willensäußerung durch Zufall mir bekannt worden. Auf meinen an das k. Dekanat ergangenen Bericht erfolgte der Bescheid, daß ohne freiwilliges Zugeständniß die pfarramtlichen Rechte nicht dürften geschmälert

werden, und daß kein Grund vorhanden sei, von den streng geregelten Verordnungen Umgang zu nehmen. Ich war bereit, mein Recht zur Abhaltung der Leichenpredigt in der Kirche einem andern Geistlichen abzutreten, unter der Bedingung, daß eine kurze Grabrede mir überlassen werde. Das war nun auch der Wunsch der trauernden Familie und das Verlangen der ganzen Gemeinde. Nur der Bruder des Verstorbenen legte Widerspruch ein und bestand mit Trotz und Drohung auf dem Vollzug des Testaments. Am 2. Mai fand nun das stille Leichenbegängniß statt, wobei jedoch mit allen Glocken geläutet und von mehren anwesenden Schullehrern am Leichenhaus und auf dem Friedhofe ein mehrstimmiger Gesang geführt wurde!? Am folgenden Morgen, Sonntag den 3. Mai, hatte ich zu Spirkelbach einen jungen Menschen zu beerdigen; dies gab mir Veranlassung über den besprochenen, beklagenswerthen Vorgang, am Schlusse folgende Worte zum nähern Verständniß und meiner Rechtfertigung zu reden:

„Gestern war der Begräbnißtag eines Mannes, der am Mittwoch Abend, in den schönsten Jahren männlicher Kraft unerwartet und oben drein unter höchst bedauerlichen Umständen das Ziel seiner Lebensreise gefunden hat. Die junge Frau konnte der Leiche ihres Gatten nicht folgen, indem sie am Abend vorher ihr siebentes Kind gebar. An der Grabstätte jammerten 6 Kinder, die viel zu früh vaterlose Waisen geworden. Welch ein trauriges Schicksal. Welche trübe, bange Aussicht in eine dunkle Zukunft! Wäre der Vollendete in Folge einer natürlichen Krankheit gestorben, so würden die Seinigen sich eher beruhigen können; so aber verursacht die unheilvolle That, die sein Ende beschleunigte, doppelten Schmerz. — Einen großen Werth hat das Leben; doch ist Sterben das Gesetz der Natur. Sterben muß der Mensch, aber er kann seine Tage verkürzen; vor der Zeit den Faden seines Lebens zerreißen. Gewöhnlich sind Krankheiten die Vorboten des Todes; aber leicht und bald kann durch Verdruß, Aergerniß, Gram, Zorn, ungezügelten Ehrgeiz, oder sonst eine unselige Leidenschaft die schwache Hülle des Leibes zerstört werden. Ob eins oder das andere bei dem Entschlafenen der Fall gewesen, darüber wollen wir nicht voreilig urtheilen, das wollen

wir in Demuth dem Allwissenden überlassen. — Ich habe mit dem Abgeschiedenen fast 11 Jahre in Friede gelebt, ihn immer mit Achtung und Wohlwollen behandelt, mir nie eine Härte oder Kränkung gegen ihn zu Schulden kommen lassen. Nur einmal vor anderthalb Jahren gebot mir Amtspflicht, bei einer besondern Veranlassung über ein anstößiges Verhalten hinsichtlich einer Dienstverrichtung, auf die schonendste Art eine Zurechtweisung auszusprechen. Von jener Zeit an zeigte sich bei ihm eine Aenderung seines früheren freundlichen Benehmens gegen mich; bei mir jedoch nicht der mindeste Wechsel meiner Achtung gegen ihn. Noch am 21. vorigen Monats war ich sein Freund und hätte gern das, was ihm bei der an jenem Tag von der k. Distriktsschulinspektion abgehaltenen Schulvisitation wehe that, von ihm abgewendet. Stand er etwa darüber in Zweifel, oder ist er gar in einer vorgefaßten bösen Meinung von mir gestorben, so hat er einen ungerechten Verdacht, ein mit ungegründetem Argwohn beschwertes Gewissen mit in die Ewigkeit genommen. Seine schwere Kränkung gegen mich wolle ihm Gott verzeihen; von mir ist sie vergeben und soll verschmerzt werden. — Der tief gebeugten Wittwe und Mutter, den betrübten vaterlosen Waisen bezeuge ich ungeheuchelte Theilnahme. Wann, wo und wie ich in irgend einer Weise etwas für sie thun kann; es wird zu jeder Zeit gewiß und gern geschehen. Verwandte, Freunde und gute Menschen werden sie nicht ohne Rath und Beistand lassen. Vor allem empfehle ich die Bekümmerten der Huld und Barmherzigkeit Gottes. Auf den allliebenden Vater im Himmel sei ihre Zuversicht gerichtet. Möchten die, die gegenwärtig Leid tragen, sich aufrichten mit den tröstlichen Worten Ps. 34, 19. Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenes Herzens sind und hilft denen, die ein zerschlagenes Gemüth haben."

Das Vorstehende zu sagen, mit Offenheit und Schonung, war ich mir, der Pflicht meines Amtes und der Gemeinde Spirkelbach schuldig.

Wilgartswiesen, den 3. Mai 1846.

Ullmann, Pfarrer.

30.
Der neue Katechismusentwurf von Dekan Scholler zu Homburg.

Ueber diesen schreibt uns ein Freund aus dem Laienstande: . . . „Seit ich gestern den neuen Entwurf zu einem Katechismus für unsere vereinigte protestantische Kirche der Pfalz gelesen, treten mir alle andern Angelegenheiten in den Hintergrund. Man meint wirklich nicht, daß es möglich wäre, daß man den mit dem Geiste des 19. Jahrhunderts (mehr als an vielen anderen Orten Deutschlands) erfüllten, geistlichen und weltlichen Mitgliedern dieser Kirche ein solches Machwerk zum Religionsunterricht für unsere Kinder bieten könnte, und es gehört wirklich ein unglaublicher Muth dazu, ein solches Werk unseren Zeitgenossen als Religionsbuch vorzulegen. Ich erkläre Ihnen feierlich, daß wenn dieses Machwerk bei der nächsten Synode als Unterrichtsbuch für die Jugend angenommen werden sollte, ich mit meiner ganzen Familie aus dieser Kirche austreten würde.“ —

Seien sie vollkommen beruhigt, werther Freund, es hat keine Noth mit der Annahme dieses Katechismusentwurfes. Man ist zu allgemein erstaunt und verblüfft über denselben, als daß dessen Einführung zu befürchten wäre. Es ist leider buchstäblich eingetroffen, was wir bereits vor zwei Jahren prophezeit haben. (S. dieser Zeitschrift, des Jahrgangs 1844 zweites Heft, Seite 55, Zeile 21, und Seite 57, Zeile 16.) — Später ein Mehreres. — F.

31.
Erklärung.*)

In der zweiten Beilage des Frankfurter Journals vom 21. Mai hat Pfarrer Schiller von Herschberg eine „abgedrungene Gegenerklärung“ gegen die in einer früheren Nummer erschienene Erklä-

*) Diese Erklärung war zur Aufnahme in das Frankfurter Journal eingesendet worden, wurde jedoch von der Censur gestrichen.

rung von dreizehn Geistlichen aus dem Dekanate Frankenthal einrücken lassen, worin derselbe auch über mich sich wieder mehrfach ausläßt. So wie nun wahrscheinlich meine Amtsbrüder aus dem Dekanate Frankenthal es nicht der Mühe werth finden werden, sich weiter mit Herrn Schiller zu befassen, so würde auch ich nicht daran denken, wenn derselbe nicht unter anderen einen Punkt aufgebracht hätte, welcher, wenn ich dazu schwiege, wohl für wahr gehalten werden könnte, und dann ein zweideutiges Licht auf mich werfen müßte. Pfarrer Schiller sagt nämlich: ich hätte früher behauptet, „von der Gottheit Jesu stehe nichts in der Bibel;" dies ist wahr; aber er behauptet weiter: „jetzt gestehe Pfarrer Frantz nothgedrungen, daß von der Gottheit Jesu allerdings in der Bibel stehe;" dies ist nicht wahr; da vielmehr der in meiner Zeitschrift „die Morgenröthe" angefangene Beweis, daß „von der Gottheit Jesu Nichts in der Bibel steht," fortgesetzt werden wird, sobald die auf mich losgelassene Fluth von Streitschriften der Herren Zionswächter, vor deren Gelärm man bis jetzt sein eigen Wort nicht hören konnte, sich ein wenig verlaufen haben wird.

Ingenheim, den 22. Mai 1846.

Fr. Th. Frantz.

32.

Eingabe des Pfarrers Frantz zu Ingenheim an sämmtliche Diöcesansynoden in der Pfalz.

Das Institut der Diöcesansynoden ist errichtet, um das Wohl der Kirche in ihre Berathung zu nehmen. Daher ist wohl auch eine Sache für diese Berathung geeignet, welche nicht blos meine, des ehrerbietigst Unterzeichneten, Person, sondern unsere ganze Kirche angeht. Indem ich diese meine Angelegenheit hiermit vor die sämmtlichen Diöcesansynoden der Pfalz bringe, verlange ich nicht etwas, was denselben nicht zusteht, ich verlange keinen Richterspruch, sondern nur ein gutachtliches Urtheil. Wer aber die Berechtigung zu diesem den Diöcesansynoden nicht zuerkennen, wer vielleicht sogar alle und jede Besprechung dieser, bereits die ganze Pfalz schon seit geraumer Zeit bewegenden Angelegenheit von den Synoden ausgeschlossen wissen wollte, ein Solcher wäre sicherlich kein Protestant, und hätte von protestantischer Freiheit, und von dem Grundwesen der protestantischen Kirche gar keinen Begriff. Es wäre die größte Herabwürdigung und Beschimpfung sowohl der Synoden, als der ganzen protestantisch-evangelischen Kirche, wenn man den Synoden, diesen zur Berathung des Kirchenwohles berufenen Versammlungen zumuthen wollte, in einer aufgeregten Zeit wie die gegenwärtige, sich blos mit gewöhnlichen, alljährlich wiederkehrenden, oft sehr unwichtigen Gegenständen zu beschäftigen, und dagegen diejenige Angelegenheit mit Stillschweigen zu übergehen, welche jetzt nicht allein im ganzen Lande besprochen wird, sondern von deren Entscheidung auch so viel für unsere ganze Kirche abhängt.

Zwar ist diese Angelegenheit leider nur allzusehr bekannt geworden, dennoch wird es nothwendig seyn, der richtigen Beurtheilung wegen, hier eine kurze Uebersicht der Hauptpunkte zu geben.

Es war, wie Jedermann weiß, schon seit mehr als einem Jahrzehent in die vereinigte Kirche der Pfalz Unfriede gebracht worden, welcher, wenn auch bisher mehr im Stillen, doch sehr allgemein und tief, und zwar von Geistlichen wie von Laien, beklagt wurde. Nachdem man nämlich früher in der Pfalz von jedem Glaubens- und Lehrzwang nichts wußte, sondern gewohnt war, daß die Geist-

lichen frei nach ihrer Ueberzeugung lehrten, sei es, daß sie mehr der älteren orthodoxen, oder mehr der neueren rationalen Glaubensrichtung zugethan waren, daß sie dabei unter einander in Friede und Eintracht lebten, und daß ein Jeder nur nach seiner Würdigkeit und seiner Amtstreue beurtheilt wurde: — so hörte man später die vielfältige Klage, daß das Alles anders geworden sei; daß die orthodoxe Richtung ausschließlich begünstigt würde, dagegen die der rationalen Richtung ergebenen Geistlichen nur Zeichen der Ungunst empfingen. Niemand wird es läugnen, daß dies die allgemeine Meinung in der Pfalz war. Und konnte eine solche allgemeine Meinung wohl ohne Grund entstehen und fortdauern? — Wie schädlich aber, wie tief verderblich ein solcher Zustand für Religion und Kirchenwesen werden mußte, liegt leider nur zu sehr vor Augen. Daß diejenigen Geistlichen, welche ihrer Ueberzeugung treu blieben, vielfältig Ungunst, Zurücksetzung und herbe Behandlung zu erfahren hatten, wäre noch das Geringste, was dabei zu beklagen ist. Viel unglückseliger war es, daß manche Geistliche dadurch in die Versuchung gebracht wurden, ihre Ueberzeugung ihrem Vortheil nachzusetzen, wodurch ihrer Predigt die Wahrhaftigkeit, ihrem Wirken der Segen, und dem geistlichen Amte überhaupt die Achtung und Ehrwürdigkeit — wo nicht verloren ging, doch auf eine beweinenswerthe Weise vermindert werden mußte. Die nothwendigste Eigenschaft und die schönste Zierde eines christlichen, evangelischen Geistlichen ist, daß er wahr und überzeugungstreu, gewissenhaft nur im Namen Gottes und Jesu Christi sein Amt und sein Leben führe. Der größte Jammer aber ist es, wenn an die Stelle dieser strengen Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit ein scheues Verbergen der inneren Ueberzeugung tritt, wenn an der Stelle eines nur Gott und das Gewissen vor Augen habenden Verhaltens, ein schwaches sich Hingeben und Anbequemen aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit Platz greift. Ist dies überhaupt dem Wesen und den Grundsätzen des Christenthums zuwider, so ist es namentlich und insbesondere das Gegentheil von dem, was in der protestantischen Kirche gelten, und was von protestantischen Geistlichen erwartet und gefordert werden muß. Daß aber jenes traurigste Uebel in der vereinigten Kirche unserer Pfalz zum Vorschein gekommen sei, darüber

hat die allgemeine Stimme längst entschieden. Es knüpften sich noch weitere Uebel daran. Nicht wenige unter denjenigen Geistlichen, welche, sei es um äußerer Rücksichten willen, sei es aus Ueberzeugung, namentlich der jüngeren Viele, welche auf einer unserer vereinigten Kirche nicht angehörenden, und ihren Grundsätzen entschieden abgeneigten und entgegenstehenden Universität gebildet wurden, traten nun, im Bewußtseyn der herrschenden Verhältnisse, immer mehr und mehr in einen offenen und schroffen, oft feindlichen Gegensatz gegen die Grundsätze der vereinigten Kirche und gegen deren Anhänger, nicht blos bemüht, diese Grundsätze zu bekämpfen und damit das geistige Fundament unserer vereinigten Kirche zu untergraben, sondern auch sich bereits anmaßend, die, gerade auf diesem Fundament ruhende, freiere Glaubensrichtung als eine völlig unberechtigte, unchristliche und heillose darzustellen, und so zugleich, statt der früher in der Pfalz herrschenden Glaubensfreiheit, Glaubenszwang, statt der früher bestandenen Eintracht und Toleranz, Unduldsamkeit, Zwietracht und Glaubenshaß in unsere unglückliche Kirche zu verpflanzen.

So hatten sich die Verhältnisse in immer zunehmendem Maaße gestaltet, als ich vor dritthalb Jahren die Herausgabe einer Zeitschrift, „protestantisches Kirchenblatt für die Pfalz,“ unternahm. Meine Absicht dabei war einestheils, überhaupt Leben und Regsamkeit in unserer Kirche zu erwecken und ihre gedeihliche Entwickelung im Allgemeinen zu befördern, insbesondere aber auch allerdings, dem eingerissenen schlimmen Geiste entgegen zu wirken. Doch war es mein aufrichtigster Wille und Vorsatz, dies auf durchaus friedlichem, versöhnlichem Wege zu thun. Den auf entgegengesetztem Glaubensstandpunkte stehenden Amtsgenossen hatte ich gleich von Anfang brüderlich die Hand dargeboten und sie zu einträchtiger Mitwirkung eingeladen. Dieses wurde zwar nicht angenommen, sondern herbe genug abgewiesen, doch fuhr ich, meinem Vorsatz getreu, fort, ruhig und leidenschaftlos unsere kirchlichen Angelegenheiten zu besprechen, und unpartheiisch darzulegen, was mir als Mängel und Gebrechen auf beiden Seiten erschien, in der Hoffnung, daß doch noch die Zeit einer Versöhnung und Verständigung der Partheien kommen werde.

Da ereignete sich ein Vorfall, durch welchen die Sache plötzlich eine ganz veränderte Gestalt erhielt. In einer bei Eröffnung der letzten Generalsynode (am 8. September 1845) gehaltenen Predigt wurden von dem Herrn Consistorialrathe Dr. Rust die härtesten Urtheile über Diejenigen ausgesprochen, welche nicht mit ihm auf dem orthodoxen Glaubensstandpunkte stehen, und namentlich wurden als „Abtrünnige" d. h. als Abgefallene und Unchristen, „deren Namen in den vergänglichen Erdenstaub geschrieben seien, daß Gott ihrer nicht mehr gedenke," d. h. also als von Gott auf ewig Verworfene, — unter Anderen besonders auch Diejenigen bezeichnet, welche nicht an die wahrhaftige Gottheit Jesu glauben. Gegen dieses in einer öffentlich gehaltenen und später gedruckten Predigt enthaltene, alle der rationalen Richtung ergebenen Christen auf's Tiefste verletzende, namentlich aber alle rationalen Geistlichen als die greulichsten Irrlehrer und Seelenverderber hinstellende Urtheil fühlte ich mich unwiderstehlich gedrungen, eine feierliche Protestation auszusprechen. Dies that ich im Oktoberhefte meiner Zeitschrift. Zugleich aber sah ich auch ein, daß der Widerspruch dagegen nicht ausbleiben werde, — wie es denn bald darauf auch in verschiedenen Aufsätzen in mehreren theologischen Zeitschriften geschah, — deßhalb war es nothwendig und sogar Pflicht für mich, die Berechtigung zu jener Protestation nachzuweisen. Dieses unternahm ich, indem ich in dem folgenden Januarhefte meiner Zeitschrift einen Aufsatz begann, welcher nachweisen sollte, daß die Gottheit Jesu gar keine Bibellehre sei. Nicht sobald aber war im folgenden Februarhefte die erste Fortsetzung dieses Artikels erschienen, als auch schon, ohne dessen weitere Fortsetzung und Beendigung abzuwarten, zwei Flugschriften („offenes Sendschreiben" von Pfarrverweser Dalläus zu Pirmasens, und „offener Brief" von Pfarrer Schiller zu Herschberg) gegen mich im Druck erschienen. Diese Flugschriften wurden in dem Landauer Wochenblatte angezeigt und so meiner Pfarrgemeinde in die Hände gespielt. Da nun die letztere derselben mit der maaßlosesten Leidenschaft abgefaßt und mit ganz unerhörten Beschimpfungen und Verdächtigungen gegen mich angefüllt war, und ich namentlich darin als ein völlig ungläubiger Mensch und als ein der Führung des Pfarramtes ganz

unwürdiger Geistlicher dargestellt wurde, so konnte ich unmöglich meiner Gemeinde gegenüber diese Verdächtigungen auf mir lassen. In einer gedruckten und in allen Häusern vertheilten Erklärung legte ich meiner Gemeinde offen und unverholen „mein Glaubensbekenntniß,“ namentlich in Ansehung des angegriffenen Punktes, nämlich der Gottheit Jesu, vor, überzeugt, daß ein ehrlicher Geistlicher, wenn er vor seiner Gemeinde des Unglaubens verdächtigt worden, derselben seine innerste Glaubensmeinung nicht verhehlen dürfe, und war entschlossen, mein Amt niederzulegen, falls meine Gemeinde, nach dieser offenen Glaubensdarlegung kein Zutrauen zu mir und zu meiner Predigt mehr haben könnte. Damit dies nun an den Tag komme, bat ich meine Gemeindsglieder, durch ihre Unterschriften auf einer Liste zu erkennen zu geben, was von nun an, nach meinem ihnen offen bekannten Glauben, ihre Meinung von mir und ihre Gesinnung gegen mich sei. Die Gemeinde sprach sich, ohne das geringste Zureden, so zu sagen einstimmig für mich aus. Nur Wenige unterschrieben jene Vertrauenslisten nicht, und diese nicht aus Glaubensrücksichten, sondern aus anderen Ursachen, wegen welcher ich mir keine Vorwürfe zu machen brauche. Nur ein Gemeindeglied auf dem Filialort gab anfänglich seine Glaubensverschiedenheit zu erkennen, zu welchem erst später noch eine zweite Familie in dem Pfarrorte hinzukam.

Dieses mein Glaubensbekenntniß, welches offenbar nichts anderes war, als die einem ehrlichen Mann und gewissenhaften Geistlichen mit Gewalt abgenöthigte offene Erklärung über seine Glaubensüberzeugung, und welches eben so offenbar keinen anderen Zweck hatte, als meiner an mir irre gemachten Gemeinde offen, wahr und aufrichtig, wie auch schuldiger Maaßen, zu bekennen, weß sie sich zu mir und zu meinem Glauben und Lehren zu versehen habe, wurde nun aber von dem k. Consistorium als ein von dem apostolischen Glaubensbekenntniß abweichendes, und die Aufstellung desselben wo nicht als ein förmlicher, beabsichtigter, sectirerischer Abfall von der vereinigten Kirche, doch wenigstens als ein die Kirche mit der Gefahr des Abfalls bedrohender Schritt angesehen, und meine Suspension deßwegen verfügt. Die ganze Pfarrgemeinde zu Ingenheim und Appenhofen, mit Ausnahme jener er-

wähnten Wenigen, machte sogleich eine Eingabe (mit 132 Unterschriften) um Aufhebung meiner Suspension. Diese wurde jedoch von dem k. Oberconsistorium bestätigt, mit dem Beifügen, daß, wofern ich nicht binnen sechs Monaten mein Glaubensbekenntniß und namentlich die Nichtannahme der Lehre von der Gottheit Jesu, als der ersten Grundlehre des Christenthums, widerriefe, meine Absetzung beantragt werden würde.

Hierauf habe ich nun die Erklärung gegeben, daß mein Gewissen es mir nicht zulasse, jemals zu widerrufen. — Nachdem meine Gemeinde dies erfahren, beeilte sie sich abermals, eine Eingabe zu machen, welche diesmal sogar noch einige Unterschriften mehr (140) erhielt, worin sie um Abwendung der angedrohten Absetzung bitten und der Kirchenbehörde vorstellen, welche schlimmen Folgen für die Gemeinde daraus entstehen müßten, da sicherlich der Kirchenbesuch dadurch nicht allein gestört, sondern gänzlich zu Grunde gerichtet werden, und außerdem die größte Aufregung, Unzufriedenheit und andere nicht voraus zu berechnende Zerwürfnisse in der Gemeinde unausbleiblich entstehen würden. — Als bald darauf die jährliche Kirchenvisitation (am 11. Juni) abgehalten wurde, (zu welcher ich gar nicht zugezogen worden bin), richtete man von Seiten der Gemeinde an den k. Dekan die Bitte, man wünsche, bei diesen außergewöhnlichen Verhältnissen möge nicht blos das Presbyterium, sondern die ganze Gemeinde vernommen werden, wie früher bei einer Voruntersuchung geschehen war. Da dies aber abgelehnt, jedoch bewilligt wurde, daß, nach der Abhör des Presbyteriums, sich eine Anzahl von Bürgern einfinden könne, so geschah dieses. Die Bürger erschienen und wurden angehört, jedoch ihre Erklärungen nicht, wie sie begehrten, zu Protokoll genommen; wodurch diese denn freilich so gut wie nicht geschehen waren, und wobei auch nicht wohl einzusehen ist, zu welchem Zweck die Vortragung derselben bewilligt worden sei. Daraufhin entschloß sich nun die Gemeinde ihre nicht zu Protokoll genommenen Erklärungen vor die Diöcesansynoden zu bringen, umsomehr als ihr bereits bekannt war, daß auch ich eine Eingabe an diese Kirchenversammlungen zu machen gesonnen sei.

Ich gehe nun zur Beleuchtung der Anklagen über, welche man

gegen mich erhebt, und der Bedingungen, die mir zur Fortbehaltung meines Amtes gestellt worden sind.

Die erste ist: ich solle mein Glaubensbekenntniß widerrufen, weil es ein dem apostolischen widersprechendes, und darum sectirerisches sei. — Dies ist nicht gegründet; denn 1) widerspricht es dem apostolischen Glaubensbekenntniß keineswegs. Wenn es a) nicht alle Punkte desselben berührt, so ist dies noch kein Widerspruch, und es geschah darum, weil gar kein Anlaß war, jene Punkte, sondern allein den im Streite liegenden, von der Gottheit Jesu, zu berühren. Was aber b) eben diesen Punkt betrifft, so ist die Lehre von der Gottheit Jesu in dem apostolischen Symbolum eben so wenig ausdrücklich ausgesprochen, als verworfen; weßhalb mein „Glaubensbekenntniß" nicht als ein Widerspruch gegen das apostolische, sondern vielmehr als eine Erklärung desselben anzusehen ist. Wenn es nun aber in der vereinigten Kirche, welche keinen andern Glaubensgrund erkennt, als allein die heilige Schrift, den orthodoxen Geistlichen freisteht, mit Berufung auf die h. Schrift, das apostolische Glaubensbekenntniß so zu verstehen und auszulegen, daß sie die Gottheit Jesu darin enthalten finden, so muß es mir ebenso freistehen, mit gleicher Berufung auf die h. Schrift, das apostolische Glaubensbekenntniß so zu verstehen und auszulegen, daß ich die Gottheit Jesu nicht darin enthalten finde. — 2) Eben darum kann auch mein Glaubensbekenntniß kein sectirerisches genannt werden; a) weder der Absicht nach; denn diese liegt klar am Tage, daß sie keine andere war, als meiner Gemeinde offen zu bekennen, was ich — und zwar namentlich in Ansehung der Person Jesu — glaube, wie ein ehrlicher Geistlicher seiner Gemeinde dieses Bekenntniß schuldig ist, wenn er des Unglaubens verdächtigt wird, so daß die Gemeinde an ihm irre wird und nicht mehr weiß, weß sie sich zu ihm zu versehen hat. Hat man ja doch früherhin schon so oft den rationalistischen (der Vernunft huldigenden) Geistlichen mit Hohn und Spott zugerufen, sie dürften es gar nicht wagen, ihren Gemeinden offen zu bekennen, was sie glaubten, sonst würden diese sie als Ungläubige von den Kanzeln verjagen. Ich zweifle auch nicht, daß bei jener ersten, in meine Gemeinde geworfenen heftigen und mit Verdächtigung aller Art angefüllten Schmähschrift, die Absicht war,

mich dadurch zu offenen Erklärungen zu nöthigen, in der Hoffnung, meine Gemeinde werde dann wohl selbst gegen mich auftreten und so meine Absetzung, zum Schrecken und zur Einschüchterung aller Rationalisten, nothwendig herbeiführen. Wenn dies geschehen wäre, hätte man sicher nicht allein höchlich frohlockt und triumphirt, sondern man würde mich sogar wegen meiner Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit belobt, und von den anderen rationalen Geistlichen eine ähnliche aufrichtige Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses gefordert haben. Da aber, wider alles Erwarten meiner Gegner, nicht allein meine Gemeinde sich einstimmig im Glauben völlig mit mir einverstanden erklärt hat, sondern auch viele andere Gemeinden inzwischen durch Adressen ihre gleichfallsige Beistimmung zu erkennen gegeben haben, und auch in den meisten übrigen Gemeinden der Pfalz ein gleiches Glaubensbewußtseyn täglich mehr hervortritt, da ist Jenen, welchen anfänglich mein offenes Glaubensbekenntniß gewiß sehr erwünscht war, dieses nun nachgerade äußerst unerwünscht geworden. Aber so gewiß die Gegner des Rationalismus schon bei anderen Gelegenheiten, das mit Gefahr des Amtsverlustes verbundenene offene Bekennen der Glaubens-Ueberzeugung, als ehrlich und gewissenhaft belobt haben, so gewiß wird auch mir jeder Unbefangene das Zeugniß geben, daß ich bei der Veröffentlichung meines Glaubensbekenntnisses keinerlei böse, am wenigsten eine sectirerische, sondern vielmehr nur die schwerlich zu tadelnde Absicht gehabt, offen und aufrichtig zu seyn, koste es auch, was es wolle. — So wenig aber, als bei Aufstellung meines Glaubensbekenntnisses die Absicht eine sectirerische war, so wenig konnte durch dasselbe b) die Gefahr der Sectirerei und der Lossagung von der vereinigten Kirche entstehen; denn war mein Glaube auch ohnehin Glaube meiner Gemeinde, so blieb ja damit alles unverändert; wie es sich denn hier auch gezeigt hat, und wie noch keiner Seele eingefallen ist, der Pfarrer Frantz habe eine neue Lehre aufbringen oder gar die Gemeinde zum Abfall verleiten wollen. Für den Fall aber, daß die Gemeinde mit dieser meiner Glaubensansicht nicht einverstanden gewesen wäre, hatte ich ja, — sowohl von der Kanzel, als auch in dem gedruckten Glaubensbekenntniß, — feierlich erklärt, daß ich in diesem Falle auf der Stelle mein Amt niederlegen werde. Und das

weiß Gott, daß dies mein fester, unter Schmerzen und tiefem Seelenweh gefaßter Entschluß war. Also hätte ich nicht ehrlicher und gewissenhafter handeln können, und es kann weder von einer Absicht, noch von einer Gefahr der Verführung der Gemeinden die Rede seyn. 3) Was den andern Punkt anbelangt, daß nämlich das k. Oberconsistorium erklärt, ein Geistlicher, welcher nicht an die Gottheit Jesu glaube, könne nicht im Pfarramte belassen werden, weil jenes die erste Grundlehre des Christenthums sei, — so ist darauf zu bemerken: ob dieses die erste Grundlehre des Christenthums sei, darüber besteht schon lange ein Streit zwischen den Theologen. In der protestantischen Kirche aber, steht es einer Kirchenbehörde keineswegs zu, Richter in dieser Glaubens- und Gewissenssache zu seyn; am wenigsten in einer Kirche, wo kein symbolisches Buch, welches jenen Glauben enthält, als Glaubensnorm gilt; und am allerwenigsten gerade in dieser unserer vereinigten Kirche, welche nicht allein nur in ihrem §. 3. die heilige Schrift allein als Glaubensquelle und Norm aufgestellt hat, sondern auch einen Katechismus eingeführt hat, welcher von jener Lehre (von der Gottheit Jesu) auch nicht die geringste Spur enthält; während es doch eine ausgemachte Sache ist, daß in einem Katechismus, aus welchem die Jugend im Christenthum nach der besonderen Glaubensauffassung irgend einer Kirche unterrichtet werden soll, eine Lehre nicht fehlen dürfte, welche von dieser Kirche als die „erste Grundlehre" angesehen würde. Dies also, daß in unserem Katechismus von der Gottheit Jesu Nichts steht, beweist hinlänglich, daß die vereinigte Kirche der Pfalz diese Lehre keineswegs für eine Grundlehre des Christenthums erklärt hat. Auf diesen Katechismus darf sich ein jeder Geistliche fest und getrost berufen, denn die gesetzlichen Repräsentanten der Pfalz haben ihn geprüft und angenommen, und, durch S. Maj. den König gesetzlich eingeführt, besteht er auch noch immer gesetzlich in Kraft, und es entzieht seiner Gültigkeit in dieser Beziehung auch nicht das Mindeste, daß die Einführung eines neuen (und noch dazu meist aus ganz anderen, mehr die Form als den Inhalt betreffenden Gründen) in Berathung gezogen worden ist. — Auch gibt es in der That unter den 240 protestantischen Geistlichen in der Pfalz, mehr als hundert, vielleicht auch zweihundert, welche eben so wenig

als ich an die Gottheit Jesu glauben, es auch zum größeren Theil nicht hehl halten, und deßwegen doch ihr Amt nicht verlieren. Wollte man aber sagen, sie hätten doch keinen Streit darüber angefangen und die Sache nicht vor die Gemeinden gebracht: so muß ich auf das Nachdrücklichste erinnern, daß nicht ich, sondern der Herr Consistorialrath Dr. Rust diesen Streit angefangen hat. Denn sobald es einmal fest steht, daß es in unserer vereinigten Kirche Geistliche geben darf, welche nicht an die Gottheit glauben, so steht auch fest, daß kein Geistlicher, sei er wer er wolle, von der Kanzel herab Diejenigen für Unchristen erklären darf, welche jenen Glauben nicht haben. Wer dies thut, der thut damit nicht allein etwas unerlaubtes und strafbares, sondern er ist es auch, der Streit anfängt, und mit Gewalt den Gegenstreit provocirt; denn es kann einem Geistlichen nicht verdacht werden, wenn er nicht dazu schweigen will, wenn man seinen und seiner gleichgesinnten Amtsbrüder Glauben für Unglauben und Abtrünnigkeit erklärt. Sohin habe nicht ich, sondern Herr Consistorialrath Rust hat den Streit angefangen und denselben durch seine öffentlich gehaltene und dann gedruckte Predigt in die Gemeinden im Allgemeinen gebracht. In meine Gemeinde aber habe wiederum nicht ich, sondern der Pfarrer Schiller diese Streitsache gebracht, indem ich vorher nichts gethan, als ruhig gegen Herrn Rust's Predigt protestirt, ruhig einen wissenschaftlichen Artikel über die Gottheit Jesu begonnen, Pfarrer Schiller aber nun, das wissenschaftliche Gebiet verlassend, und das Gebiet der für das Volk berechneten Flugschriften, so wie das Gebiet des persönlichen Angriffes und der persönlichen Beschimpfung erwählend, mich dermaßen angefallen hat, daß eine Abwehr dieser Abscheulichkeiten, im Angesicht meiner Gemeinde, durch mein offenes Glaubensbekenntniß mir nicht zum Vorwurf gemacht werden kann.

Nach diesen den Sachverhalt aufklärenden Erörterungen erlaube ich mir nun, folgende zwei Hauptvorträge an die Diöcesansynoden zu richten:

I. Dieselben wollen zur Beurtheilung und Entscheidung der fraglichen Angelegenheiten die Abhalung einer **Generalsynode** beantragen; und außerdem

II. ihr eigenes gutachtliches Urtheil darüber aussprechen.

Ad. I. Eine Generalsynode ist darum zu begehren, weil diese allein in einer solchen Angelegenheit eine gültige Entscheidung fällen kann. Daß der Kirche selbst in rein kirchlichen Angelegenheiten die Entscheidung zusteht, liegt in der Natur der Sache; ebenso, daß die Gemeinde die Kirche ist, und daß ihr darum die höchste Autorität zukommt, wie dies auch Christus selbst angedeutet hat (Matth. 18, 17), wo er die Gemeinde als die letzte Instanz bezeichnet, an welche Christen, bei Streitsachen, welche sie als Christen unter einander haben, appelliren sollen. Ebenso klar ist es, daß die kirchliche Gesammtgemeinde nur durch eine Synode repräsentirt werden kann, wie dies auch von jeher anerkannt worden ist. Schon die Apostel haben in streitigen Fällen durch Synodalversammlungen entschieden, und ebenso ist es auch späterhin zu jeder Zeit gehalten worden, bis die Päbste sich das Recht der Entscheidung angemaßt haben, obwohl dennoch auch in der katholischen Kirche, wenn auch nicht thatsächlich, doch grundsätzlich den Synoden noch immerfort die höchste Autorität kirchlicher Entscheidung zugeschrieben wird. Wie viel mehr muß die protestantische Kirche diesen Grundsatz festhalten, da eben die Protestation gegen jene päpstliche Autorität das innerste Wesen des Protestantismus ausmacht. Sicherlich aber wäre es vollkommen einerlei, ob diese Autorität von einem Einzigen, unter dem Namen Papst, oder von einem aus mehreren, nicht von der Kirche erwählten, sondern von der weltlichen Regierung ernannten, Gliedern einer Kirchenbehörde, unter dem Namen Oberconsistorium, ausgeübt würde. Daß einer solchen obersten kirchlichen Verwaltungsbehörde das Recht, in kirchlichen Glaubens- oder Principienfragen zu entscheiden, nicht zustehe, wird heut zu Tage auch so allgemein anerkannt und so tief gefühlt, daß selbst in einem Lande, wo bisher noch keine Synoden bestanden, in Preußen, von dem Landesherrn selbst solche eingeführt werden, während doch in Preußen noch die symbolischen Bücher gelten, nach welchen die Kirchenbehörden, — wenn auch nicht evangelisch rechtlich, doch wenigstens positiv gültig, — über Principienfragen entscheiden könnten. Wie viel weniger aber kann in unserer vereinigten Kirche von einem

solchen Entscheidungsrechte der Kirchenbehörden die Rede seyn, da bei uns die symbolischen Bücher keine bindende Kraft haben? Wie viel weniger noch kann dem k. Oberconsistorium, welches unserer vereinigten Kirche gar nicht angehört, ein solches Entscheidungsrecht zustehen? Wie viel weniger noch kann im einem Falle, wo die Kirchenbehörde selbst als die eine, und das Volk, d. h. ein großer, selbst weithin der größte Theil sowohl der Geistlichen und der Gemeinden, als die andere Parthei erscheint, — wie kann es da zu Recht bestehen, daß die eine Parthei zugleich auch Richter sei, und zwar, daß diejenige, welche ohne alles Verhältniß die kleinere ist, über die andere richte, welche nicht allein die unendlich größere ist, sondern welcher sogar, sofern sie wirklich die Mehrzahl der Geistlichen und Laien umfaßt, nach evangelischem Recht das Richteramt zusteht. Mag nun aber diese Mehrzahl sich finden auf welcher Seite sie will, — es handelt sich von einem Principienstreit in der Kirche, und in dem Kampfe erscheinen, — das kann Niemand läugnen — wenigstens ein großer Theil der Kirche und die Kirchenbehörde als gegenüberstehende Partheien; — nur die Synode kann darum Richter seyn. Doch wozu dies lange beweisen? — Es braucht ja nichts, als daß man sich nur die Frage vorlege: wozu sind denn die Synoden? Sie waren von jeher vorzugsweise gerade dazu bestimmt, zu entscheiden, wenn Meinungsverschiedenheiten in der Kirche einander gegenüber stunden, namentlich wenn dadurch eine Benachtheiligung für die Kirche zu befürchten stand. — Daß nun jetzt Meinungsverschiedenheit bestehe, und daß diese in einen Kampf gerathen sei, der, wenn er nicht geschlichtet wird, der vereinigten Kirche der Pfalz im höchsten Grade verderblich werden muß, — wer möchte dies wohl in Abrede stellen? Auf diese urchristlichen und evangelischen Grundsätze gestützt, glaube ich daher, daß alle Mitglieder der Diöcesansynoden, welcher Glaubensrichtung sie auch angehören mögen, sofern sie nur in der That Protestanten sind, und nicht wollen, daß protestantische Kirchenbehörden päbstliche Rechte ausüben, — keinen Anstand nehmen werden, zu erklären, daß wenn je, so jetzt der Fall eingetreten sei, wo das Zusammentreten einer Generalsynode als nothwendig erscheine. Möge aber der Antrag auf eine frei zu wählende Synode gestellt werden, damit die Kirche auch wahr-

haft repräsentirt werde. Und möge dieser Antrag nicht blos in dem Synodalprotokolle an das k. Consistorium, sondern, nach dem Vorgang der Geistlichen mehrerer Dekanate, zugleich auch direct an Sr. Majestät den König gerichtet werden.

Ad. II. Die Punkte aber, über welche ich das gutachtliche Urtheil der Diöcesansynoden wünsche und erbitte, sind folgende:

1) Ob mein Glaubensbekenntniß
   - a. an und für sich unchristlich,
   - b. in böser (sectirerischer) Absicht aufgestellt,
   - c. oder wenigstens gefährlich sei?

2) Ob die Gottheit Jesu
   - a. in der vereinigten Kirche für die erste Grundlehre das Christenthums erklärt werden könne?
   - b. Ob demnach Herr Consistorialrath Dr. Rust befugt gewesen sei, Diejenigen, welche nicht an die Gottheit Jesu glauben, für Abtrünnige zu erklären?
   - c. Oder ob ich befugt gewesen sei, gegen ein solches Verdammungsurtheil zu protestiren?
   - d. Ob ich ferner befugt gewesen sei, zur Begründung dieses Protestes den wissenschaftlichen Nachweis zu unternehmen, daß von der Gottheit Jesu nichts in der Bibel stehe?
   - e. Oder ob meine Gegner das Recht hatten, mich wegen dieses Artikels eines schweren Verbrechens zu zeihen?

3) Ob ferner bei dem ganzen Streite ich, oder meine Gegner, namentlich Pfarrer Schiller, das wissenschaftliche Gebiet verlassen und den Streit theils zu einem persönlich gehässigen gemacht, theils dieselben mit Gewalt vor die Gemeinden gebracht haben?

4) Ob endlich die Angriffe, welche meine Gegner, namentlich Pfarrer Schiller, nicht allein gegen mich, sondern auch gegen den ganzen rational gesinnten Theil der pfälzischen Geistlichen, so wie auch gegen die vereinigte Kirche selbst, theils in ihren Repräsentanten den ersten constituirenden Generalsynoden, (welche in einer Flugschrift als unwürdig und unfähig für die Repräsentation der Kirche bezeichnet werden), — theils auch gegen ihren gesetzlichen Katechismus (welcher in ver-

schiedenen anderen Flugschriften ohne Scheu gelästert wird), — sich haben zu Schulden kommen lassen, von der Art seien, daß sie mit Stillschweigen übergangen werden können, oder ob dieselben eine Genugthuung fordern?

Nicht verlangend, daß die Diöcesansynoden, eine persönliche Rücksicht für mich nehmen sollen, aber hoffend, daß dieselben die Sache, das Recht und die Wohlfahrt unserer Kirche mit Ernst in's Auge fassen, und mit protestantischem Muthe, nach ihrer innern Ueberzeugung sich aussprechen werden,

bin ich

Der hochehrwürdigen Diöcesansynoden

ehrerbietigst ergebener

Fr. Th. Franz.

Ingenheim, den 16. Juni 1846.

33.

Eingabe der Gemeinden Ingenheim und Appenhoffen an die sämmtlichen protestantischen Diöcesansynoden der Pfalz.

Seit dem 6. März d. J. besteht für uns ein trauriges, schlimmes Verhältniß; an diesem Tage wurde die Amtssuspension gegen unsern Herrn Pfarrer ausgesprochen. Darüber ist unsere Gemeinde nicht allein in beständiger Unruhe und Aufregung und in steter Besorgniß über den Ausgang, sondern wir sind auch selbst schon mehrfach angegriffen, des Irrthums und Unglaubens verdächtigt worden.

Wir haben uns zwar schon öfters an das kgl. Consistorium gewendet, mit der Bitte, um Aufhebung der über unsern Herrn Pfarrer verhängten Suspension, glauben aber, auch an die Synoden — wenn auch nicht als an die Richter in dieser Sache, so doch als an unsere natürlichen und gesetzlichen Sachwalter, als an die Stimme der vereinigten Kirche, auf die man hören wird, — uns wenden zu müssen.

Es sei daher gestattet, über unsern kirchlichen Zustand uns hier

etwas näher auszusprechen und Hochehrwürdigen Diöcesansynoden unsere Wünsche vorzulegen.

Herr Pfarrer Frantz hat, während seiner achtjährigen Amtsführung in hiesiger Gemeinde, in jeder Beziehung als ein treuer und würdiger Diener des Evangeliums sich bewährt. Wir haben ihn als einen eifrigen und unermüdlichen Beförderer eines lebendigen, thätigen Christenthums, als unsern wahren Seelsorger, als den treuen Lehrer unserer Kinder hochschätzen und lieben gelernt. Die religiöse, sittliche Erziehung der Jugend ist ihm eine Herzensangelegenheit, eine Gewissenssache. Er war, durch Lehre, Predigt, und eigenes, gutes Beispiel, durch Uneigennützigkeit und Ausübung christlicher Liebe und Wohlthätigkeit, stets angelegentlichst bemüht, für Erweckung und Belebung eines kirchlichen Sinnes, eines ächtchristlichen, glaubensthätigen Lebens. Seine Predigten athmen reine Liebe zu Gott, zu unserm Erlöser und zu unsern Mitmenschen. Er war immer ein liebreicher Tröster und Helfer der Kranken und Armen, ein Beförderer des Friedens und der Eintracht in der Gemeinde, sowohl unter den Protestanten selbst, als wie auch zwischen Protestanten, Katholiken und Juden. Er hat in allen Stücken, wie ein guter Hirte, mehr gethan, als nach Pflicht und Recht von ihm verlangt werden konnte, und nie, wie ein Miethling, sein heiliges Amt als blosen Broddienst angesehen. Unser Kirchengang, unser Gottesdienst, war daher auch und namentlich in den letztverflossenen Jahren ein erfreulicher. Nicht daß nur an den Morgengottesdiensten die Leute die Kirche fleißig und gerne besuchten, sondern daß auch, und nicht etwa blos die Schuljugend, nein, auch erwachsene und alte Leute, an den Nachmittagsgottesdiensten, der Christenlehre, gerne Theil nahmen.

Und gegen diesen Mann wurde die Amtssuspension ausgesprochen, und gerade als von seiner Wirksamkeit der beste Fortgang zu erwarten stand.

Als Grund hievon wird angegeben 1) sein gedrucktes Glaubensbekenntniß, als vorgebliche Sektenstiftung, und 2) seine offene Erklärung, daß er nicht an die Gottheit Jesu glaube.

Was das Glaubensbekenntniß betrifft, so hat in der ganzen Gemeinde es Niemand für einen Versuch zum Glaubensabfall ge-

nommen, sondern als das einem gewissenhaften Geistlichen durch heftige Angriffe und Verdächtigungen abgenöthigte Bekenntniß seiner inneren Ueberzeugung.

Was aber den Glauben unseres Herrn Pfarrers betrifft, so hat er, wenn er auch die Gottheit Jesu nicht glaubt, noch lehrt, doch jederzeit Jesum Christum als den Sohn Gottes gelehrt, in dem Sinne, wie wir und fast alle Glieder unserer vereinigten Kirche in der Pfalz, sowohl Geistliche als Laien daran glauben, weßhalb wir um so weniger glauben, daß weder wir, noch unser Herr Pfarrer uns von der vereinigten Kirche losgesagt haben, da ja sowohl in der Vereinigungsurkunde, als auch im Katechismus der Glaube an die Gottheit Jesu nicht gefordert wird.

Da nun das Kgl. Oberkonsistorium Herrn Pfarrer Frantz aufgefordert hat, zu widerrufen, oder seiner Absetzung gewärtig zu sein, und er nicht widerrufen hat, so müssen wir nun allerdings seiner Absetzung entgegensehen, wofern nicht die allgemeine Stimme der ganzen vereinigten Kirche in den Synoden dies abwendet.

Wir bitten die hochehrwürdigen Diöcesansynoden darum, zu erwägen, ob nicht die Absetzung des Herrn Pfarrers Frantz ungerecht sei, da er glaubt und lehrt, was die meisten andern Herren Pfarrer auch glauben und lehren?

Zweitens wollen die hochehrw. Diöcesansynoden in Betracht ziehen, ob diese Absetzung nicht auch sehr schädlich für die hiesige Gemeinde sei? weil diese eben so glaubt, und ebendeßwegen auch nicht anders gepredigt haben will, weßhalb, wie auch weil sie die Absetzung für ungerecht ansehen müßte, nicht allein die Kirche nicht besuchen würde, sondern auch unfehlbar viele andere Unruhen und Mißverhältnisse in der Gemeinde entstehen würden.

Drittens bitten wir die hochehrw. Diöcesansynoden zu erwägen, ob nicht sogar die Absetzung unsers Herrn Pfarrers gefährlich für die ganze vereinigte Kirche sei? weil dadurch nicht allein er selbst, sondern auch die hiesige Gemeinde, so wie die meisten andern Geistlichen und Gemeinden für abgefallen vom Glauben erklärt werden würden, indem wir und sie mit unserm Hrn. Pfarrer im Glauben ganz übereinstimmen, wodurch auf jeden Fall großer Unfrieden im Lande entstehen müßte, wie er auch jetzt schon da ist,

aufgeregt durch die vielen Flugschriften, welche von uns als Ungläubigen und Abgefallenen reden, wiewohl viele Adressen aus Stadt- und Dorfgemeinden es ausgesprochen haben, daß sie uns als Glaubensbrüder ansehen und im Glauben mit uns einig sind. Aber wenn auch die Anzahl derer, die mit uns übereinstimmen, noch so groß, und die unserer Gegner noch so gering ist, so entsteht doch durch diese Vorgänge Unfriede und Zwietracht.

Wir müssen hier noch, was unsere hiesigen Ortsverhältnisse betrifft, bemerken, daß in einer jeden der beiden Gemeinden, Ingenheim und Appenhoffen, sich nur eine einzige Familie befindet, welche mit unsern und unsers Herrn Pfarrers Glaubensansichten nicht übereinstimmt. Außerdem gibt es zwar noch Einige, wiewohl nur ganz Wenige, welche sich bisher uns nicht angeschlossen haben, jedoch keineswegs wegen Verschiedenheit ihrer Glaubensmeinung, sondern aus ganz andern Ursachen, die Herrn Pfarrer Frantz und seiner Amtsführung viel eher zum Lob als zum Tadel gereichen. Dadurch ist zwar bis jetzt noch keine Zwietracht entstanden, diese würde aber unausbleiblich und auf die verderblichste Weise einreißen, wenn unser Herr Pfarrer abgesetzt werden sollte, da dessen fortwährende Bitten und Ermahnungen allein es waren, welche bisher den Ausbruch der Zwietracht zurückgehalten haben. Wir sind sicher, daß es demselben, wenn er wieder in sein Amt eingesetzt wird, gelingen wird, die völlige Einigkeit in der Gemeinde bald wieder herzustellen, was aber einem andern Geistlichen unter den jetzigen Umständen unmöglich gelingen könnte. Das Unheil aber, welches bei seiner Absetzung in unserer Gemeinde entstehen würde, wäre vor Gott nicht zu verantworten.

Um diesem vorzubeugen, stellen wir an die Synoden der Pfalz folgende Bitte:

I. Die Hochehrwürdigen Diöcesansynoden möchten, sowie manche Geistlichen und Gemeinden schon gethan haben, auf Abhaltung einer Generalsynode antragen, weil in der protestantischen evangelischen Kirche die Generalsynode allein ein gültiges Urtheil in solchen Angelegenheiten fällen kann.

II. Außerdem bitten wir aber die Hochehrwürdigen Diöcesansynoden, ihr eigenes Urtheil und Gutachten darüber auszusprechen:

1) Ob sie glauben, daß unser Herr Pfarrer Frantz die Absetzung verdient habe; und ob sie

2) glauben, daß wir selbst bei unsern offen ausgesprochenen Glaubensgrundsätzen von der vereinigten Kirche abgefallen seien?

Wir wünschen und bitten, daß eine jede der pfälzischen Diöcesansynoden ihr über unsere Angelegenheit gefälltes Urtheil uns abschriftlich mittheilen möchte.

Wir fürchten nicht, daß dies Urtheil zu unseren Ungunsten ausfallen werde, da wir ja wissen, daß fast alle Geistlichen und Gemeinden in der ganzen Pfalz das Nämliche glauben, wie wir es bekannt haben. Wir hoffen aber auch gewiß, daß die Synoden, als die rechtmäßigen Stimmführer der Kirche, in dieser gegenwärtigen, ernsten und traurigen Zeit einen ächt protestantischen Sinn und Muth zeigen, und nicht anders reden werden, als sie innerlich selbst denken und glauben. Mögen alle Mitglieder der Hochehrwürdigen Synoden bedenken, daß es sich hier um eine Gewissenssache handelt, worauf eine Verantwortung liegt, nämlich nicht allein um die Absetzung eines pflichtgetreuen Geistlichen, sondern auch um den Frieden und die Ruhe einer ganzen Gemeinde, ja sogar um die evangelische Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit in unserer ganzen Kirche überhaupt, welche uns doch durch die Vereinigungsurkunde gesetzlich garantirt ist.

Indem wir nichts weiter begehren, als daß die Hochehrwürdigen Diözesansynoden nach ihrem Gewissen und nach ihrer innern Ueberzeugung sich über diese Punkte aussprechen möchten, verharren wir mit schuldiger Ehrerbietung

Ingenheim und Appenhoffen, am 1. Juli 1846.

(Folgen 128 Unterschriften.)

Einige nothgedrungene Bemerkungen über den „offenen Brief“ des Hrn. Pfarrers Schiller von Herschberg an Hrn. Pfarrer Frantz in Ingenheim.

(Fortsetzung)

„Der Rationalismus predigt alle Kirchen leer,“ behauptet Herr Schiller weiter und fügt an einer andern Stelle hinzu: Ihr, die

Ihr den Glauben abgethan, wißt allerdings die Predigt nicht mehr zu placiren, zumal euer Paar moralische Phrasen zuletzt auch die Langweiligsten langweilen." Eine wirklich kühne Behauptung! Herr Schiller scheint an Idiosynkrasieen zu leiden und hat wohl, als er dieses niederschrieb, nicht daran gedacht, daß er selbst in höchst eigner Person seine frühern Pfarrgenossen aus der Kirche hinaus gepredigt hat. Die Predigtweise des Herrn Pfarrer Schiller ist überdies stadt- und landkundig geworden, hat aber doch gottlob noch keinen Rationalisten zur Nachahmung angefeuert! — Wo sind denn die Kirchen der Rationalisten leer? Möchte Herr Schiller früher doch einmal nach Jugenheim gegangen seyn; er würde gewiß jederzeit ein zahlreiches kirchliches Auditorium gefunden haben! Möchte derselbe einmal in unser schönes, friedliches Thal kommen, er würde staunen über die zahlreiche, andächtig dasitzende Versammlung der Gläubigen an einem jeden Sonn- und Festtage! Wie sieht es aber in vielen Kirchen aus, wo altgläubige Pfarrer angestellt sind? Hört man da nicht ebenfalls viele Klagen über schlechten Kirchenbesuch? O, machte blos die Orthodoxie den beliebten Prediger; warum haben denn so Viele, die ganz im Geiste der alten Dogmatik predigen, leere Kirchen und leere Stühle? Wenn dagegen einzelne Altgläubige gerne und viel gehört werden, so liegt in Wahrheit der Grund davon nicht in ihrem Eifer für's Luterthum und die Orthodoxie; sondern in ihrer geistreichen oder gemüthlich ansprechenden Predigtweise; und sie würden gewiß nicht weniger gern, vielleicht noch lieber gehört werden, wenn sie die Vernunft weniger verunglimpften und verdammten. Aber wodurch füllten dann einst Zollikofer, Tschirner, Schulz ꝛc.; womit füllen jetzt Röhr, Uhlich, Paniel und viele andere lebende Kanzelredner, welche die priesterliche Geberde nicht annehmen, ihre Kirchen?

Ueberhaupt weiß der Unterzeichnete nicht, ob eine Kirchlichkeit auf dem Grunde der Dogmatik des 17. Jahrhunderts einen Werth haben und ob ihr Verfall wirklich zu bedauern seyn sollte. Sie war nicht frei, jene Kirchlichkeit, von vielfach verderblichem Aberglauben. Sie war oft nichts, als das Erzeugniß der Furcht vor dem Zorne Gottes und den Schlingen des Satans. Oft suchte man Gott blos aus Furcht vor dem Teufel, und je mehr man durch das

Aeußerliche das ewige Leben bei Gott zu verdienen suchte, desto weniger fragte man nach dem innerlichen Gottesdienste eines reinen Herzens und heiligen Lebens. Auch Beichte und Abendmahl wurden weniger aus religiöser Empfindung und moralischer Absicht gesucht, als vielmehr als ein Mittel betrachtet, seine Rechnung einmal mit dem Himmel abzuschließen und das Gewissen über eine unrühmliche Vergangenheit zu beruhigen. Diese falsche und unfruchtbare Art der Kirchlichkeit war es ja auch, welche der treffliche Spener in jenen Zeiten so laut tadelte und welcher er auf moralischem Wege nicht ohne gute Wirkung entgegen arbeitete.

„Der Rationalismus ras't über vorgebliche Opfer mystischer Verrückung!" spricht Herr Schiller ferner, „seine eigenen wirklichen Opfer aber in Zuchthäusern, auf Galeeren und Schaffotten ignorirt er vornehmst!" — Wiederum eine ganz seltsame Anklage! — Nach diesem Ausspruche sollte man meinen, früher, ehe der Rationalismus als Denkweise sich allgemeine Geltung verschaffte, müßte es lauter Heilige auf Erden gegeben haben; müßten die Zuchthäuser ganz leer gestanden seyn. Allein was sagt die Geschichte früherer Jahrhunderte hiezu? Was lehrt die Geschichte unserer Tage von jenen Gegenden, worin der altorthodoxe Glaube der vorherrschende, wo nicht der einzige ist? Dieselben Klagen über unsittliche und lasterhafte Erscheinungen hören wir da, wie anderwärts, nur oft noch in einem viel erhöhtern Grade; ein sicherer Beweis, daß die Menschen überall Menschen sind und bei jedem theoretischen Glauben, bei jedem theoretischen System, viel- und mannigfach fehlen und sündigen können und auch wirklich fehlen und sündigen! Auch unter den rationalisch gesinnten Völkern gibt es viele verworfene und entartete Subjekte, und der Rationalismus ist weit entfernt, dieses je in Abrede stellen zu wollen; nur behauptet er, seine Anhänger würden eher zu einem wahren Wandel in der Gottseligkeit ermuntert und angefeuert, als die Anhänger des Supranaturalismus. — Bei des Rationalisten Ansicht wird erfordert zuerst Kenntniß Gottes, des göttlichen Gesetzes, seiner Verbindlichkeit und der Bedingung, es ganz zu erfüllen, der Unsterblichkeit; fester Beifall, den man diesem Glauben gibt, und Festhaltung der Pflichtgebote und ihrer Gründe im Bewußtsein, daß sie vermöge ihrer Lebendigkeit

im Bewußtsein das Handeln ausschließlich bestimmen und die Vorstellung des Angenehmen beherrschen; dann Beharrung in diesem Streben und nach jeder vorkommenden Abweichung davon Reue und Rückkehr zum Gehorsam. — Während nach der augustinischen Theorie das Ganze ausgehen soll von der Kenntniß einer völligen und totalen Verdorbenheit der menschlichen Natur, über welche es, weil sie von so vielem Zweifeln umringt ist und mit der Idee der Gottheit in mehrfachem Widerstreit zu sein scheint, so schwer zu einer wahren Ueberzeugung kommt, und welche, wenn sie wirklich treu geglaubt wird, die Erreichung des Zieles in diesem Leben geradehin als unmöglich erblicken läßt; — so geht der Rationalismus von dem Glauben an das dem menschlichen Geiste vom Schöpfer gegebene Vermögen, seine Vorstellung und sein Handeln zu beherrschen, oder dem Glauben an die gegebene Möglichkeit und die Verbindlichkeit der Tugend aus, wodurch der Muth belebt und durch den Gedanken noch mehr gehoben wird, daß es eine von Gott gestiftete Erziehung zur Frömmigkeit gebe, welche des Menschen Kraft unterstütze. — „Die Theorie von der Erbsünde," spricht ein geistreicher Theolog," hat offenbar nichts Erhebendes für das moralische Gefühl, sondern etwas Niederschlagendes. Der Gedanke, so durch und durch vergiftet und zu allem Guten untüchtig zu sein, ist doch der traurigste und ängstlichste, den der Mensch fassen kann. Und nun in gleichem Lichte die ganze Menschheit erblicken und sich sagen, daß alles dieses Elend Schuld eines Einzigen und dessen Unvorsichtigkeit sei! Wo könnte da Muth, Frohsinn, Vertrauen auf die Menschen, Lust zur Besserung Hand anzulegen kommen? — Und nimmt man dazu die Lehre des alten Systems von des Teufels Stricken und Versuchungen; wie sollte dadurch der Mensch nicht niedergeschlagen und entmuthet werden?"

Doch ist der Rationalismus billig genug anzuerkennen, daß man bei jedem System ein guter, frommer und gottesfürchtiger Mensch seyn kann, und daß die Moralität bei Alt- und Neugläubigen jeder Art immer so ziemlich dieselbe ist. — Wozu also jene unwahre Verlästerung?

„Der Rationalismus," so ruft Herr Schiller ferner aus, „predigt auf Kanzel und Katheder die allumfassende Bruderliebe, und man

sollte fast meinen, dem Gläubigen predige er sie; denn diese thaten bis dato sämmtliche Liebeswerke, die die Polizei nicht eintrieb. Der Rationalismus verwirft allen Unterschied in der Nächsten- und Bruderliebe und läßt die armen Heiden, circa 600 Millionen, in Noth und Tod verkümmern."

Sonderbare Anklagen! Wohl mögen sehr viele Orthodoxen, von Herrn Schiller κατ᾽ἐροχήν Gläubige genannt, im Stillen und Oeffentlichen fromme Liebeswerke in ächter, wahrer Christengesinnung ausüben; allein sollte dieß nicht auch bei sehr vielen Rationalisten der Fall sein? Der Unterzeichnete kennt eine große Anzahl von rational gesinnten Geistlichen und Nichtgeistlichen, die fürwahr in christlicher Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit den Andersglaubenden nicht nachstehen. — Warum also den Rationalismus auf solche unwürdige und unwahre Weise brandmarken und verächtlich machen wollen! Und hat Herr Schiller überdieß nicht bedacht, was der Heiland spricht Matth. 6, 1? und was 1. Cor. 13, 3; 1. Tim. 5, 8 geschrieben steht? Wozu also diese große Ruhmredigkeit? — Was Herr Schiller von den Anstalten zur Heidenbekehrung als Folge des alten Systems sagt, kann und darf nicht in Abrede gestellt werden. Allein derselbe hätte bedenken sollen, daß der Rationalismus wenigstens in Baiern nicht die Schuld allein trägt, daß hisher von seiner Seite nicht mehr für jenes herrliche, Gott wohlgefällige Werk geleistet und gethan wurde. Bekanntlich ist es erst seit zwei Jahren in Baiern erlaubt, Missionsvereine zu gründen, und seit dieser Zeit haben führwahr auch viele rational gesinnte Pfarrer und Laien gern und freudig ihr Scherflein zur Mission beigetragen. Doch möchte der Unterzeichnete Herrn Schiller die Grundsätze seines Systems von der Verdammniß aller Heiden, von der Herrschaft des Teufels über sie, von ihren Tugenden, als bloßen glänzenden Lastern, zur Seite setzen, und ihm das Urtheil selbst überlassen, ob wahre, ächte Christen- und Bruderliebe überall die Triebfeder zu jenen an sich so herrlichen Missionsanstalten war, und noch ist. Und sollte er noch zweifelhaft seyn, so möchte der Unterzeichnete ihn erinnern an die Wirkungen jenes Grundsatzes in der Geschichte, an die gewaltsamen Heidenbekehrungen, die Ketzerverfolgungen und was damit zusammenhängt, welches Alles man aus

dem Lehrsatze zu rechtfertigen wußte, daß die Aufhebung der Verdammniß, welcher die Menschen unterliegen, das Ziel dieser Gewalthätigkeit sei.

„Der Rationalismus nennt Jesum den vornehmsten aller Sterblichen, um so am Bequemsten mit seiner Auferstehung fertig zu werden. Der Rationalismus läßt den Sohn Gottes, von einem Manne gezeugt werden, um ein Kind der Liebe übrig zu behalten!" — So spricht Herr Schiller, offenbar in der liebevollen Absicht, den Rationalismus als blasphemisch zu verdächtigen. Nun aber sei ihm und allen seinen Geistesverwandten klar und offen und unumwunden gesagt: Derjenige Rationalismus, der in Jesu weiter nichts sehen will, als einen gewöhnlichen jüdischen Rabbi oder Lehrer, muß als ein flacher zurückgewiesen werden. Der christliche Rationalismus ersiehet vielmehr in dem Leben Jesu das ursprüngliche Menschenleben, die allseitigste und harmonischste Vollendung der menschlichen Natur mit einer Kraft, Klarheit und Herrlichkeit dargestellt, daß er dieses Leben als ein Ideal sittlich religiöser Vollkommenheit und Christus selbst als das vollendetste Vorbild und Urbild der Menschheit betrachtet. In diesem Sinne nannte sich wohl auch Jesus mit Vorliebe den Menschensohn, um nämlich damit zu sagen, daß in ihm ein geistig aus Gott geborner Mensch, welcher aller sittlichen Zwecke geistig mächtig ist, zur Anschauung gebracht werden sollte. Der Rationalismus ehrt auch in Jesu den Sohn Gottes; aber er läßt allerdings bei dieser Verehrung die Denkkraft walten. Er sieht deutlich ein, daß mit Gott, dem geistigen Wesen, eine Person, eine Sache in keiner andern als in einer geistigen oder moralischen Verbindung oder Verwandschaft stehen könne, und entfernt daher aus seiner Vorstellung von einem Sohne Gottes alles Anthropomorphistische; er ehrt in Jesu den moralischen Sohn Gottes, der mit Recht den Namen des erstgebornen Sohnes Gottes verdient, weil er der Erste gewesen ist, der den Begriff: Vater, in seinem ganzen Umfange auf Gott angewendet und sich durch Gehorsam, durch Liebe und Vertrauen des Verhältnisses würdig bewiesen hat, in welchem er sich mit Gott, als mit dem Vater verbunden dachte und wußte. Der Rationalismus weiß es, wie alle jene mißverstandenen Stellen

der heiligen Schrift nie die innere Natur Jesu bezeichnen, sondern nur sein äußeres (Messias) Amt veranschaulichen sollen und deßhalb nicht in einem Sinne genommen werden dürfen, der ihm, dem nach den deutlichsten Aussprüchen dem Vater stets Untergeordneten, eine Gott gleiche Natur beimessen möchte.

Der Rationalismus ehrt in Jesu einen göttlichen Gesandten, den höchsten und vornehmsten, durch welchen Gott sich den Menschen geoffenbaret hat; aber er läßt bei dieser Anerkennung wieder die Denkkraft walten. Ein Gesandter hat ein Creditiv nöthig. Der Rationalismus findet dieses Creditiv in Joh. 7, 17: „Wer da will den Willen thun deß, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede;" er findet es in dem strahlenden Beispiele Jesu und in seiner Weisheit, die Alles weit, sehr weit hinter sich zurückläßt; er findet es in den großartigen, seltenen Schicksalen des Heilandes und Erlösers &c. Ein Gesandter ist aber nicht der Herr, der König oder Fürst selbst, sondern er repräsentirt seine Person. Wenn dem Herrn Ehre gebührt, so darf sie auch rechtlich dem Gesandten nicht versagt werden; wird sie ihm versagt, so wird der Herr, den er vorstellt, dadurch verunehrt und beschimpft. Joh. 5, 23. Luc. 10, 16. — Wer aber z. B. den Gesandten eines Königs Ew. Majestät nennen wollte, der würde ihm gewiß, indem er ihm zu viel Ehre erzeigte, keine Ehre erweisen, aber auch der König würde nicht gebührend geehrt, sondern vielmehr verunehrt werden. Wie könnte es bei dieser Ansicht dem Rationalismus je in den Sinn kommen, verächtlich von Christo, als einem „Kinde der Liebe" reden zu wollen? Derselbe verehrt ja in Jesu Christo auch seinen Heiland und Erlöser und spricht glaubens- und hoffnungsvoll: „Es ist in keinem Andern Heil &c. Jesus Christus gestern, heute, derselbe in alle Ewigkeit." Auch der Rationalismus glaubt an die Auferstehung des Herrn und betrachtet dieselbe als ein herrliches Zeugniß Gottes für die Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit Jesu als eines göttlichen Gesandten, als eine siegreiche Bürgschaft für die Unsterblichkeit unseres Geistes und als das mächtigste Vehikel zur Ausbreitung der christlichen Religion. — Wozu also diese gehässigen Anklagen und falsche Beschuldigungen?

Hiermit steht und fällt denn auch die andere Anklage des Herrn Schiller: „Der Rationalismus heuchelt in jeder Predigt und Christenlehre, wenn er nicht lügt oder meineidig wird.“ — Wer freilich nicht glaubte an Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; wer nicht glaubte an Christus, den Herrn, den Heiland und Erlöser, wer nicht glaubte an das ewige Walten und Wirken des heiligen Gottes-Geistes; wer nicht glaubte an die Verbindlichkeit und Verpflichtung des Menschen zum reinen und gewissenhaften Vollbringen des Willens Gottes oder zur Tugend und Frömmigkeit; wer nicht glaubte an ein höheres, besseres Leben rc.; ein Solcher müßte allerdings schnöde und niedrig heucheln und lügen, wenn er demohnerachtet mit Begeisterung von diesen hohen übersinnlichen Dingen reden und predigen wollte. Kann und darf aber dieses dem christlichen Rationalismus aufgebürdet werden? Wo ist auch nur Ein Rationalist in der Pfalz, der nicht jenen hohen beseligenden Glauben in sich trüge? — Wer ferner Jesum und seine Apostel für Betrüger hielte, wäre ein Heuchler, wenn er sie priese. Wer aber in ihnen Männer erkennt, die redlich Wahrheit gesucht und gewollt und ihre Ueberzeugung ausgesprochen haben, und in diesen Aussprüchen Uebereinstimmung mit dem findet, was er als Wahrheit anerkennen muß; wenn sie ihm Männer sind, die Gott geschickt gemacht und erwählt hat, die Welt zu erleuchten; der darf fürwahr der Heuchelei nicht beschuldigt werden. Jesus Christus sagt: „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mir Bruder, Schwester, Mutter (Matth. 12, 50)“ — und: „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete (Joh. 15, 14),“ und: „Der den Willen Gottes thut, der ist ein rechter Christ (Matth. 7, 21).“ — Wer nun die Menschen durch Gründe, die er selbst anerkennt, dahin zu führen sucht, daß sie den Willen Gottes und Jesu thun, ist der ein Heuchler, wenn er Eins oder das Andere, was Manchem als Grund gilt, nicht dafür hält, nicht als Grund gebraucht; aber auch denen, die es mißverstehen und mißbrauchen würden, nicht sagt, daß es nichts tauge? „Heuchler“ sind diejenigen, die predigen, was sie nicht glauben, also auch alle diejenigen, welche die alten (orthodoxen?) Lehrbestimmungen nur darum vertragen, weil sie meinen, dadurch werde das Volk am

besten im Zaume gehalten. „Heuchler und Betrüger“ sind alle die, deren Absicht nicht ist, die Erkenntniß der Wahrheit zu erleichtern, die vielmehr den Irrthum unterbauen und befestigen wollen. Jesus hielt sich „dazu geboren, daß er die Wahrheit zeugete (Joh. 18, 37);“ und so ist der ein rechter christlicher Lehrer, der Jesum als Lehrer der Wahrheit verehrt und die erkannte Wahrheit lehrt und zur Anerkennung und zur Befolgung derselben mit dringenden, als richtig erkannten Gründen zu bewegen redlich strebt, ob er auch Manches nicht sagt, was seine Lehrlinge nicht würden tragen können. „Verschweigen darf der Rechtschaffene, wie Jacobi sagt, und muß oft der Weise; lügen aber muß und darf er nie; nie seiner trüglichen Weisheit, nie seinem Willen, wie rein er ihn auch halte, die Wahrheit unterwerfen, und es unternehmen, was ihm gut, oder das Bessere dünkt, durch Betrug in die Höhe zu bringen.“ Wer so, wie dieser gelehrte Mann denkt, der wird vor Gott, vor sich selbst und dem Volke bestehen. Herr Schiller behauptet endlich: „Der Rationalismus hat nicht einen Schein von Recht in der evangelischen Kirche und revoltirt gegen die treuen Bekenner des lautern Evangeliums darin. Der Rationalismus hält sich vor Allem an die Aussprüche Jesu selbst, und straft den Mund der Wahrheit ein über das andere mal Lügen. Der Rationalismus will keine symbolischen Bücher, um das Ansehen der heiligen Schrift nicht zu beeinträchtigen und läßt die Bibel das Gegentheil sagen deß, was sie wirklich sagt. Der Rationalismus will vorzugsweise Protestantismus sein, um bequemer gegen Gottes Wort zu protestiren, wofür die Reformatoren einzig und allein gekämpft.“ — Und an einer andern Stelle ruft er aus: „Was hindert euch dasselbe zu thun (nämlich: wie die neue schottische Kirche)? Ihr habt ja doch sonst so viel Geld für Lustbarkeiten aller Art; warum verlustirt ihr euch denn nicht auch einmal, eure Häuflein oder Haufen zu einer Kirche zu sammeln?“ — Harte, schwere, tiefverletzende und mächtig ergreifende Anklagen! Anklagen aus dem Munde eines s. g. protestantischen Geistlichen! „Der Rationalismus sollte nicht einen Schein von Recht haben in der protestantischen Kirche?“ — Statt aller Antwort könnte man Herrn Schiller blos auf den bis jetzt noch nicht widerlegten trefflichen Aufsatz des Herrn Pfarrer Frantz im dritten

Quartalhefte seines Kirchenblattes von 1844 verweisen. — Allein der Unterzeichnete will es ebenfalls versuchen, das Irrige und Falsche dieser Schiller'schen Behauptung darzuthun. — Herr Schiller erklärt: „Auf Luthern viel zu halten," woran er sehr recht und weise thut. — Nun möchte man aber vor Allem Herrn Schiller fragen: Bildete sich deßhalb die protestantische Kirche, weil Luther den Ablaß verwarf? Allein schon Viele vor ihm hatten darüber geklagt und dennoch blieben sie in ihrer Kirche. Oder weil er die Lehre des Augustinus von der Erbsünde vortrug? Allein schon häufig waren ja Dogmen so oder anders gestaltet worden. Oder, weil er die Bibel ins Deutsche übersetzte? Allein es gab ja bald auch in der katholischen Kirche dergleichen Uebersetzungen. Oder weil er das Cölibat und das Mönchsthum verwarf? Allein beides mißbilligen ja noch heute viele aufgeklärte katholische Theologen und Laien öffentlich. Oder weil er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gefeiert wissen wollte? Allein das Concilium zu Basel hatte ja schon längst den Böhmen das Abendmahl sub utraque erlaubt. Oder weil er in der heiligen Schrift eine göttliche Offenbarung fand? Allein dieß war von jeher und noch bis auf den heutigen Tag die Meinung der Römischkatholischen. — Es liegt also am Tage, das Unterscheidende des Katholicismus und Protestantismus ist weder jenes, noch dieses Dogma; es besteht vielmehr in gewissen heuristischen Maximen, die aus Vernunft und Schrift entwickelt sind. Folgende Sätze sprechen sie aus:

Luther verwarf die Tradition, die fortgehende Inspiration, die Gültigkeit der Concilien und Päpste; er verwarf alle menschliche Autorität.

Er verpflichtete sich einzig und allein auf die heilige Schrift; mit klaren Schriftstellen wollte er beweisen, wollte er widerlegt sein.

Er ließ sich von andern nicht erst vorschreiben, was die heilige Schrift enthalten solle, sondern forschte in ihr selbst nach eigener Einsicht und strebte den wahren Sinn derselben immer vollkommner zu erfassen.

Was er nach seiner Ueberzeugung in der heiligen Schrift fand, das hielt er fest, das bekannte er frei und ließ sich im Bekenntnisse seiner freien Ueberzeugung von keiner menschlichen Autorität wankend

machen. Hören wir doch den großen Gottesmann selbst: „der hochwürdige Herr Legat oder der Papst selbst verdammen nur, lehren oder deuten meine Sache wie sie wollen: allein, daß sie nicht sagen: du hast geirrt, unrecht gelehrt, sondern verzeichnen schriftlich meinen Irrthum, beweisen, daß ich unrecht gelehrt habe, zeigen Ursache an, wie sie schuldig sind, verlegen die Sprüche der heiligen Schrift, die ich angeführt habe, . . . unterrichten mich, der da begehrt, belehrt zu werden, der ich darum bitte und ein groß Verlangen darnach habe, welches mir auch kein Türke versagen würde. So ich dann sehen werde, daß die Sprüche, die ich angezogen habe, anders sollen verstanden werden, denn ich sie verstanden habe, und dann nicht widerrufe rc., so sollen Eure churfürstlichen Gnaden mich verfolgen rc." „Weil denn eine schlichte, einfältige, richtige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit hellen und klaren Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde, und ich also von den Sprüchen, die von mir angezeigt und eingeführt sind, überzeugt, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist; so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher, noch gerathen ist, Etwas wider das Gewissen zu thun."

Luther erscheint mit diesen Ansichten und Erklärungen, durchaus als Rationalist. Im Geiste schon losgerissen von der katholischen Kirche, stand er ganz allein da, und weder ein Papst, noch eine eigene Offenbarung sagte ihm, was er thun solle. Luther stellte die heilige Schrift als einzige Glaubensnorm auf; allein da mußte er doch zuvor von ihrer Gültigkeit überzeugt sein; und wer anders konnte ihn davon überzeugen, als seine Vernunft? Luther verwarf die Autorität der Concilien, weil sie sich oft widersprechen; allein wer anders als seine Vernunft sagte es ihm, daß Gott sich unmöglich widersprechen könne? Luther verwarf die Autoritöt des Papstes; allein wer anders, als seine Vernunft, lehrte ihn, daß die Päbste,

die der Bibel und sich selbst widerstreitende Glaubenssätze decretirten, die so vielfache Greuelthaten verübten und zuließen, daß solche Päpste unmöglich von einem göttlichen Geiste getrieben seyn könnten? Luther nahm sich die Erlaubniß, nach eigener Einsicht in der Bibel zu forschen; allein wer anders, als seine Vernunft bezeugte ihm, daß eine solche Denk- und Gewissensfreiheit ein unbedingtes und unveräußerliches Menschenrecht sei? — Aus diesem Geiste der freien Schriftforschung also, aus diesem Geiste der Denk-, der Gewissens- und Glaubensfreiheit ging das große Werk hervor, das Luther unternahm; durch diesen Geist wird Alles zusammengehalten, wodurch er es rechtfertigte. Ohne diesen Geist fällt seine ganze Befugniß weg, Luther zu seyn und als Luther zu handeln, und die ganze Reformation ist verdammlich, wenn der Geist nicht der rechte ist. Bei diesem Geiste will der wahre Nachfolger Luthers geschützt seyn; und dieser Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit fortzugehen hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen wirklichen oder vermeinten Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen; man will wenigstens daran verhindern, wenn man durch Verketzerung und Beschimpfung Andere zurückschrecken will, ihre Einsichten und Ansichten mitzutheilen; man würde wenigstens daran verhindern, wenn man es dahin brächte, daß ihnen der Mund mit Gewalt gestopft würde, worauf es hin und wieder recht stark und augenfällig angelegt scheint.

Je mehr wir Menschen mit denkendem Kopfe und rechtschaffenen Herzen, je mehr wir wahre Protestanten sind, desto mehr sind wir auch Rationalisten, nicht blos in der weitern, sondern auch in der engern Bedeutung, sowie wir überhaupt nur eine einzige kennen. Wollte man unter Rationalismus aber diejenige Denkungsart verstehen, wo man nur das Begreifliche und Demonstrable annimmt, so würde sie sich ja selbst zerstören und eben so willkührlich seyn, als wenn man sagen wollte, der Supranaturalismus sei die dogmatische Methode, nach welcher man blos das, was man nicht begreift, für wahr hält. — „„Rational heißt vernünftig, wie ein achtungswerther Gelehrte spricht, oder mit vernünftigen Grundsätzen

übereinstimmend. Ein Rationalist ist ein nach vernünftigen Ansichten und Gründen sich entscheidender Mann. Rationalismus ist folglich die nach statthaften Vernunftprincipien fragende und diesen allein zu Ehren sich zur Annahme und Mittheilung oder Verbreitung entschließende Denkweise. Rationalisiren, wenn man ein Zeitwort von rational bilden wollte, ist nicht etwa das französische „Raisonniren," obgleich raison auch Vernunft bedeutet, sondern nach Inhalt und Form vernünftig urtheilen. Häufig aber wird das Eine mit dem Andern verwechselt. Tadelt Jemand den denkenden Rationalisten, so vereinerleiet er den Rationalismus mit dem Vernünfteln und beschuldigt ihn der Rationalisterei oder der Unart und Gewöhnung, auch das Ideale und Uebersinnliche unter die Formen des Verstandes zu bringen, und was sich nicht in diese, wäre es auch mittelst des Nothstalles der Dialektik und Sophistik, fügen will, zu verhöhnen, zu persifliren, wenn nicht völlig abzuthun. Rationalismus in der Religion ist folglich das Erkennen religiöser Wahrheiten aus und das Beurtheilen und Darstellen derselben nach Vernunftprincipien,"" oder, wie ein anderer wackerer Gelehrter sagt, „„Rationalismus ist kein aus anmaßlichem Menschendünkel hervorgehendes Attentat gegen die Autorität einer positiven göttlichen Offenbarung und Vernichter der heiligen Geschichte. Er beruht vielmehr auf dem Grundgedanken, daß der Mensch nur in seiner Vernunft das Organ und den Maaßstab für Alles hat, was sich ihm von Außen her als göttlich ankündigt: daß jede positive Offenbarung nur in ihrer durch vernünftige Prüfung bewährten Uebereinstimmung mit der ihm von Gott in's Herz geschriebenen ihre Bestätigung findet.""

Ein Glaubenssatz, welcher der Vernunft widerspricht, kann sich niemals als göttliche Offenbarung geltend machen; denn der wahrhafte Gott würde mit sich selbst in Widerspruch gerathen, wenn er sich uns anders durch die Vernunft und anders durch unmittelbare Belehrungen offenbart hätte. „Der heilige und unwandelbare Regent der sittlichen Weltordnung würde dadurch auf gleiche Linie mit solchen irdischen Regenten herabsteigen, welche sich anders auf dem gesetzlichen, officiellen Wege und wieder anders in vertrauten Besprechungen äußern, um zu gewissen Zwecken die gesetzlichen Bestimmungen zu umgehen; eine Vergleichung, die jedes fromme Ge-

müth empören muß." — Spricht ja auch doch Luther: „Was der Vernunft entgegen ist, ist gewiß, daß es Gott vielmehr entgegen ist. Denn wie sollte es nicht gegen die göttliche Wahrheit seyn, das wider Vernunft und menschliche Wahrheit ist." Daß aber keine geoffenbarte Lehre der Vernunft entgegen seyn darf, daß vielmehr Alles das, was die besondere Offenbarung an ewigen Religionswahrheiten enthält, auch von der Vernunft erkannt werden könne und müsse, geht schon aus dem Umstande hervor, daß keine Offenbarung an vernünftige Wesen anders als auf die Vernunft wirken und durch die Vernunft Eingang finden kann. Und eben deßwegen, weil bei einer besondern göttlichen Offenbarung vernünftiger Weise kein anderer Zweck gedenkbar ist, als daß sie ein Anregungs- und Beförderungsmittel des wahren Vernunftgebrauchs seyn solle, wäre es auch der grellste Widerspruch, wenn man behaupten wollte, daß sie eine Führerin zu einem blinden Autoritätsglauben und zur Unterdrückung des Vernunftgebrauchs sei. Darum betrachten wir aber unter allen angeblichen Offenbarungen die christliche, gerade als diejenige, welche mit dem größten und vollkommensten Rechte ihre Würde als Offenbarung behauptet, weil nicht nur keine ihrer unverfälschten und unentstellten Lehren mit den unwandelbaren Principien der Vernunft in Widerspruch steht, sondern alle der Vernunft in so hohem Grade einleuchtend und faßlich sind, daß sie sie augenblicklich als die ihrige anerkennt und aufnimmt. Ja, die höchste Würde des Christenthums ist in seiner vollkommenen Uebereinstimmung mit der Vernunft zu suchen und es ist die größte Absurdität, Christenthum und Vernunft als einander entgegengesetzt zu betrachten, und dennoch jenes für göttliche Offenbarung auszugeben. — Wie demnach Vernunft und Offenbarung in schönem, harmonischem Einklange stehen, eben so stehen Rationalismus und Protestantismus auf gleicher Linie im Begriffe nicht nur, sondern auch in der Wirklichkeit und in Erfahrung. Unzertrennliche Gefährten sind sie und können so wenig aufgehoben und abgeschafft werden, als das Vernunftvermögen selbst. —

Th. L.

(Schluß folgt.)

Sieben Blättchen in Uniform.

(Fortsetzung.)

3) Sendpredigt an die Gemeinde Jugenheim u. s. w.; ohne Namen des Verfassers, jedoch steht auf dem Titel „von einigen Freunden der Wahrheit und des Friedens," welches sich aber schon im Contert als eine Lüge herausstellt; indem öfters Ausdrücke in der ersten Person „ich," „meine" vorkommen. Wie unter allen bisher erschienenen Streitschriften der Schiller'sche „offene Brief" die roheste und gemeinste ist, so ist diese „Sendpredigt" unter allen die hinterlistigste und ränkevollste. Ihr Zweck ist, der Jugenheimer Gemeinde ein Quidproquo vorzumachen, sie glauben zu machen, von gegnerischer Seite lasse man einen Jeden seines Glaubens leben, aber sie, die Jugenheimer hätten sich verleiten lassen, in die Glaubensfreiheit Anderer einzugreifen, sie hätten sich von diesen losgesagt u. s. w.; dabei wird nun bald der Glaube ganz frei gegeben, bald aber auch wieder der Glaube an die Gottheit Jesu für unerläßlich nothwendig erklärt, kurz hin und her geredet, damit die Leute am Ende nicht wissen sollten, wo ihnen der Kopf stehe, und nur so viel merken möchten, sie befänden sich jedenfalls auf einem sehr gefährlichen Irrweg, auf welchen sie natürlich der Pfarer Frantz geführt habe (der aber klüglich — ja fast unklüglich — gar nicht genannt wird). Hingegen hat sich der Verfasser zu diesem Zwecke einer andern Tücke bedient, indem er erstens auf den Titel setzte, „dem Herrn Prediger Johannes Ronge ꝛc. gewidmet." Dies sollte nämlich bezwecken, erstens, daß das Machwerk starken Absatz fände, zu welchem Ende man auch nicht verschmähte, durch die Herumträger den Leuten weiß machen zu lassen, Pfarrer Frantz sei der Verfasser, — und zweitens, daß die Leute, namentlich die Jugenheimer, welchen die Sendpredigt gewidmet ist, wenn sie mit dem Lesen zu Ende gekommen und kein Wort von Ronge darin gefunden, sich fragen sollten: was soll denn dieses „Ronge" auf dem Titel bedeuten, und daß sie denn hoffentlich die Antwort finden möchten: Aha, der Prediger Ronge ist der Pfarrer Frantz gemeint, der die Protestanten von ihrem Glauben abfallen machen will, wie Ronge die Katholiken von dem ihrigen. Dabei ist alles mit dem süßesten, sanftesten

Tone vorgebracht. Und gerade dies hat mich vermocht, auf dieses elende, falsche und perfide Machwerk einmal, was ich sonst noch nie gethan, derb und ohne Schonung loszuhauen („Sendpredigt oder Sandpredigt?" ꝛc.). Denn wenn auf die nichtswürdigste Weise, aus dem Versteck der Anonymität her, alle Ränke und Kniffe aufgeboten werden, um eine gerade, ehrliche Sache zu verdrehen und zu verderben, da ist es am Platze, daß man der Schlange den Kopf zertrete, wie ich gethan habe.

4) Ostergabe. Einige Bedenken über das Glaubensbekenntniß des Pfarrers Frantz. Eine Stimme aus der Gemeinde. (Verfasser nicht genannt.) Ein über die Maßen fanatisches Schriftchen, welches Alle, die nicht an die Gottheit Jesu glauben, ohne Weiteres mit „Heiden, Juden und Türken" gleichstellt, und sie dabei als unrettbar der Hölle verfallen bezeichnet. Die Ingenheimer werden von diesem Weg der Verdammniß zurückzubringen versucht, in Ansehung ihrers Pfarrers aber, der als ihr Verführer auf diesem Weg des Verderbens dargestellt wird, wird alle Hoffnung aufgegeben. Von diesem heißt es, er habe Jesum, weil er ihn nicht für Gott hält, „seiner Schöne entkleidet." Dabei fällt mir ein, daß ich vor vielen Jahren einmal in einem, — ich weiß nicht mehr in welchem,— bekannten theologischen Buche gelesen habe: Wer Jesum nicht für Gott halte, der mache ihn zu einem „schäbichten Juden." Da Urtheile dieser und ähnlicher Art heut zu Tage wieder häufig ausgesprochen werden, und sich auch fast in allen hier in Rede stehenden Streitschriften, mehr oder minder grell ausgedrückt, wiederfinden, so ist es der Mühe werth, näher darauf einzugehen. Und da frage ich: Wer ist es, der Jesum lästert und ihn seiner Schöne entkleidet? Dabei fällt mir wieder eine, ebenfalls vor vielen Jahren irgendwo gelesene, Reminiscenz ein, lautend:

„Aber Christ!" sprach ein Atheist,
„Wenn der Himmel eine Fabel ist?"
„„Aber Atheist!"" sprach der Christ,
„„Wenn die Hölle keine Fabel ist?""

Der Atheist wollte damit sagen, wenn der Christ sich in seinem Glauben an eine Vergeltung in der Ewigkeit irren sollte, so wäre ja sein, in dieser Hoffnung, der Tugend geweihtes Leben

und Streben vergeblich. Der Christ seinerseits läßt sich auf keine Widerlegung ein, sondern gibt dem Atheisten zu bedenken, daß er, der Christ, in seinem Glauben doch jedenfalls sicherer gehe, als er, der Atheist, in seinem Unglauben, da Jener, eine Vergeltung in der Ewigkeit nicht glaubend, also keine Bestrafung der Sünde fürchtend, sorglos in der Sünde lebe. Was werde aber wohl sein Gefühl seyn, wenn er einmal aus dieser Täuschung erwache, und, im ewigen Leben angelangt, nun Vergeltung zu erwarten habe? Ich sehe im Geiste, daß die rechtgläubigen Herren sich äußerst verwundern, daß ich dieses Verschen anführe, denn es handelt sich hier von Glauben und Unglauben, und die gefährliche Thorheit des Unglaubens wird aufgedeckt. Das spricht ja, denken sie wohl, für sie und gegen uns, denn sie, — das sagen sie unverholen und oft genug, — sie sind ja die „Gläubigen" und wir die „Ungläubigen." Und sie möchten wohl sagen: wenn wir also, laut jenem Verschen, das die Frage zu bedenken gibt: Wer geht sicherer? der, welcher an die Vergeltung in der Ewigkeit glaubt, oder wer nicht daran glaubt, selbst wenn diese noch keine ausgemachte Sache wäre? — sie möchten da wohl triumphirend fragen: Nun denn, wer geht sicherer? Wer an die Gottheit Jesu glaubt, oder wer nicht daran glaubt, selbst wenn diese keine ausgemachte Sache wäre? — Wir aber möchten ihnen zu bedenken geben, daß die Sache noch eine andere Seite hat. Wir, die wir in Jesum nur den Gesandten Gottes erblicken, wir sagen zwar gewiß nicht, daß Jene von ihm verworfen werden würden, welche ihn, wenn auch fälschlich, für Gott selbst halten. Sie aber sagen solches von der entgegengesetzten Ansicht, und setzen noch hinzu: war Christus nicht Gott, so war er nicht der Erlöser der Menschen, nicht der verehrungswürdige, heilige Gottessohn, sondern ein „schäbichter Jude," „ein Betrüger" oder „ein Schwärmer" u. s. w. — Nun nehmen wir einmal beide Fälle an. Ich setze den Fall: Einer, der an Jesum als seinen Heiland, aber nicht als Gott glaubt, — wenn ihr wollet, ich selbst, — stürbe heute noch, und, vor dem Throne Gottes, des ewigen Richters, angelangt, müßte ich da erfahren, daß Christus Gott sei; freilich würde ich dann erkennen, daß ich in einem großen Irrthume gelebt hätte; dennoch aber wollte ich getrost sprechen: „Herr,

du weist es, daß ich dich geliebt habe, und dir zu dienen gesucht habe, wenn auch in Schwachheit," und ich meine, Er, der das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen will (Jes. 42), Er werde auch den Irrenden nicht verstoßen. Setzen wir nun aber auch den andern Fall: Einer, der an die Gottheit Jesu nicht allein glaubt, sondern der auch die Anderen, die nicht daran glauben, schon so und so oft „Ungläubige" geheißen, und Jesum, wenn er nicht Gott gewesen wäre, für einen Betrüger u. s. w. erklärt hat, — stürbe, und müßte nun in der Ewigkeit erfahren, daß er sich geirrt, daß Jesus wohl von Gott gesandt gewesen zum Heiland der Welt, aber daß er nicht Gott selbst gewesen sei, — womit wollte ein Solcher sich denn entschuldigen, daß er Jesum verunehrt, daß er die Anderen als Ungläubige von sich abgestoßen, und so, statt der Liebe, Haß geübt, statt der von Jesu gebotenen brüderlichen Eintracht, unbrüderliche Zwietracht unter die Bekenner Jesu gebracht? Dies, dies möchten wir mit großem Ernste allen Jenen zu bedenken geben, welche Andere um ihres Glaubens willen verdammen. Wir unserer Seits halten ihre Glaubensansicht von der Person Jesu für falsch, grundfalsch, aber wir denken nicht daran, daß sie deßwegen verdammt würden; das aber denken wir, mag Einer eine Glaubensansicht haben, welche er will, verdammt aber dabei den Andersglaubenden, so sündigt er gegen das, was vornehmlich der Geist des Christenthums und dessen größtes und vornehmstes Gebot ist, gegen die Liebe, und zwar auf die gräulichste Weise, und darum mag er zusehen, ob er es dereinst werde verantworten können, denn es steht geschrieben und ist ein wahrhaftiges Gotteswort: „Verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammet!" Und wenn es sich dereinst einmal herausstellen sollte, daß diejenigen Recht gehabt, welche Jesum als Gottes Gesandten, aber nicht als Gott selbst, ehrten, — wie dann? Waren denn nicht alle euere Schmähungen, welche ihr gegen sie gerichtet, nicht zugleich gegen ihn selbst und gegen sein ganzes, von euch verkanntes, Werk gerichtet? Wird es denn nicht, nur in einer anderen Beziehung, heißen: „Wahrlich, ich sage euch, Alles was ihr den Geringsten unter diesen meinen Brüdern (zu Leid) gethan habt, das habt ihr mir gethan!" —? Ihr wollet dies umkehren und auf

uns anwenden? — Ihr könnet nicht, denn nimmer noch haben wir euch um eures Glaubens willen verdammt und verlästert, nimmer noch nur deßwillen angegriffen; der Kampf, den wir gegen euch führen, ist nicht ein Kampf gegen Glaubensmeinungen, sondern ein Kampf gegen Intoleranz, und dieser werde denn geführt auf Tod und Leben, denn das ist ein rechtmäßiger, heiliger Kampf. Wer aber sagt, der Tolerante müsse auch gegen die Intoleranz tolerant seyn, der weiß nicht was er redet. — Uebrigens ist es gut, daß solche intolerante, fanatische Büchlein gedruckt werden, wie die hier in Rede stehende „Ostergabe" oder wie Pfarrer Schiller's offener Brief; denn daran sieht die Welt, was für ein Christenthum von jener fanatischen Parthei heut zu Tage wieder eingeführt werden will, und wird es desto entschiedener von sich weisen. — Das Büchlein gibt sich, durch den Beisatz auf dem Titelblatt, „eine Stimme aus der Gemeinde" (nicht aus der Ingenheimer, wie Einige es mißverstanden haben) für das Werk eines Laien aus. Ob es wahr sei, kann man nicht unbedingt wissen, da nicht allein die „Sendpredigt" sich hinter eine Lüge („von Freunden der Wahrheit") versteckt, sondern auch auf dem Titelblatte dieser Ostergabe selbst etwas sehr Verdächtiges zu lesen ist, nämlich auf einigen Exemplaren steht: „zweiter Abdruck," auf anderen „dritter Abdruck," auf anderen nichts, welche sammt und sonders zu gleicher Zeit erschienen sind, und zwar gleich bei der Ankündigung im Landauer Wochenblatt, wo man doch (der Ingenheimer wegen) die Ankündigung noch jedesmal sehr beeilt hat. Sollte nun, wie Manche vermuthen, der Verfasser ein Geistlicher seyn, so wäre es eben betrübt, daß ein solcher nicht allein solchem Fanatismus huldigte, sondern auch so unredlich zu Werke ginge. Sollte er aber ein Laie seyn, — und wenn er es ist, warum tritt er nicht offen hervor, und erspart den Geistlichen seiner Glaubensrichtung einen falschen Verdacht? — so ist es doch nicht minder betrübend; denn da würde man aus dem Schriftchen sehen, daß nicht allein Geistliche, wenn sie sich einmal in den Orthodoxismus gleichsam professionsmäßig festgerannt haben, zu Fanatikern werden können, sondern daß die „Rechtgläubigkeit" es fast so mit sich zu bringen scheint. Und ist der Verfasser wirklich ein aufrichtiger, in seiner Art frommer Christ, so ist es um so bejammernswürdiger, wenn

man bedenkt, wie jene Richtung selbst das Edelste des Menschen, die Frömmigkeit, welche nach dem Geiste des Christenthums ein Engel der Liebe seyn soll, in einen grimmigen Götzen verwandelt, welcher, eisernen Herzens, mit ewigem Verderben Die bedroht, die nicht zu seiner Partei gehören.

5) Abermals tritt Herr Schiller in die Schranken, mit einer gedruckten Antwort an die Gemeinde Ingenheim auf deren gegen denselben im Frankfurter Journal erschienene Erklärung. Da ihm in dieser Erklärung von Bauersleuten zu Gemüth geführt worden war, wie übel es sich ausnehme, wenn ein christlicher Pfarrer so unchristlich gegen einen Amtsbruder schimpfe und haselire, wie er in seinem offenen Briefe gethan, so gesteht er nun, daß er „höflicher" hätte schreiben können, und schreibt diesmal auch ganz höflich, aber der alte Adam kommt unwillkührlich manchmal doch wieder in irgend einem Worte hervor, und grell genug; denn auch Herr Schiller bedient sich hier, wo er sonst zart reden will, des Ausdruckes, wer nicht an die Gottheit Jesu glaube, sei Heiden und Türken gleich. Beachtenswerth zugleich, wie die frommen Herren in ihren Ausdrücken zusammentreffen. Wir werden nämlich alsbald noch einem Dritten begegnen, welcher sich ebendesselben Ausdruckes bedient. **Les beaux ésprits se rencontrent.** Interessant ist es ferner, daß Herr Schiller sich bitter beklagt, ihm, der mich so sehr geliebt habe, sei von mir so sehr Böses vergolten worden! Nämlich er habe mich nicht denuncirt, wohl aber habe ich ihn denuncirt! Daß ich ihm aber vorwerfe, er habe mich durch seinen offenen Brief bei meiner Gemeinde denunciren, als einen Ungläubigen verdächtigen wollen, dies sei ganz ungegründet, „habe er doch nicht gedacht, daß jener offene Brief den Ingenheimern zu Gesicht kommen würde." Wir erstaunen! — nicht darüber, daß Herr Schiller dies nicht gedacht hat, denn — er nehme es uns nicht übel, — das glaubt ihm kein Mensch. Zu welchem Zwecke erschien denn die Ankündigung seines offenen Briefes im Eilboten, gerade in dem Landauer Volksblatt? Und selbst wenn er dies nicht veranlaßt hätte, — wie kann er glauben, eine solche persönlich gegen einen Pfarrer gerichtete Flugschrift könne dessen Gemeinde unbekannt bleiben? Nein, darüber erstaunen wir, daß sich Herr Schiller,

welchen wir, wenn auch für einen recht fanatischen und dabei recht groben Menschen, doch wenigstens für ehrlich und aufrichtig gehalten hatten, sich nun auf einer so platten Unwahrheit betreten läßt. — Diese seine letzte Flugschrift hat die Gemeinden Ingenheim und Appenhofen zu einem, in ihrem Namen durch das Presbyterium veröffentlichten, „offenen Brief und Bericht an die protestantischen Glaubensgenossen in der Pfalz" veranlaßt.

6) Ferner ist erschienen: „Das ewige Evangelium in seinem Kampfe mit der Religion des Zeitgeistes. Ein freimüthiges Wort von J. L. Göppel, Pfarrer zu Lambsheim. Wir begreifen nicht recht, inwiefern dieses Schriftchen ein freimüthiges Wort zu nennen seyn möchte, es sei denn, daß eine gewisse Art von Muth dazu gehört hat, auf das Titelblatt drucken zu lassen „von Jakob Ludwig Göppel." Wer Herrn Göppel früher gekannt hat, kann dieser Schrift nur das Kompliment machen, daß sich in derselben Eigenschaften finden, welche man sonst an ihm nicht bemerkt hat, nämlich logische Anordnung und Zusammenhang, Belesenheit in der alten und neuen Litteratur, eine gewandte Sprache und ein in bedeutendem Selbstgefühl gehaltener, sehr von oben herab, wie ex cathedra, tönender Vortrag; wobei sich jedoch hin und wieder unverkennbar eine gewisse Rusticität, und was sonst damit zusammenhängt, verräth. Das Schriftchen, 116 Seiten stark (das dickste unter allen) bringt zur Sprache I. Allgemeine und kirchliche Zustände, II. Die vereinigte Kirche in der baierischen Pfalz, III. Das protestantische Kirchenblatt für die b. Pfalz in seinem Verhältnisse zur evangelischen Kirchenlehre, namentlich zur Lehre von der Gottheit Christi. Sodann in einem „Schluß" und einem „Nachtrag" die Erörterung verschiedener dogmatischer Punkte. Der bei weitem größere Theil dreht sich um eine Rechtfertigung der bekannten Synodalpredigt des Herrn Consistorialrathes Dr. Rust, und um den Protest des Pfarrers Frantz gegen diese, wobei Letzterer gewöhnlich der „Kritiker" genannt wird, wozu ich nur zu bemerken habe, daß ich durchaus keine Kritik über jene Predigt geliefert, sondern nur einen feierlichen Protest gegen einen einzelnen Punkt in derselben ausgesprochen habe, nämlich gegen die Bezeichnung der nicht an die Gottheit Jesu Glaubenden als „Ab-

trünnige" u. s. w. Bemerken muß ich noch, daß S. **103** irrig vorausgesetzt wird, ich hätte in meinem angefangenen Artikel „von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel" das „großmüthige Zugeständniß gemacht, daß wenn der Glaube an die Gottheit Christi im neuen Testament noch vorkomme, es sich von selbst verstehe, daß es auch im alten nicht viel weniger zu suchen sei." Das Ganze beruht auf einem Druckfehler, welcher auch (am Schlusse des Aprilheftes) angezeigt ist, freilich abermals mit verdruckter Seitenzahl (**10** statt **100**); dort (S. **100**) sind nämlich in der angeführten Stelle die Worte „noch" und „nicht," auf eine freilich mir unerklärliche Weise verwechselt worden, und es soll heißen: „Zwar haben Einige auch im alten Testamente Spuren von der Gottheit Jesu finden wollen; wir halten es aber nicht für der Mühe werth, hierüber mehr zu sagen, als: wenn sich nachweisen läßt, daß jener Glaube im Neuen Testamente nicht vorkommt, so versteht es sich von selbst, daß er im Alten noch viel weniger zu suchen ist." Wie man nun, wenn man dieses im Zusammenhang liest, und in Betracht, daß es in einem Aufsatz vorkommt, welcher beweisen will „von der Gottheit Jesu stehe nichts in der Bibel," wie man dennoch einen solchen Druckfehler nachschreiben konnte, ohne zu merken, daß es der baarste Unsinn sei, dies begreife ich nicht. Uebrigens, obwohl in dem Schriftchen viel bittere Stellen über mich vorkommen, so rufe ich dennoch dem Herausgeber desselben, meinem alten Freund und Bekannten, ganz aufrichtig zu: „Darum keene Feenschaf nich!" Es fällt mir um so leichter, ihm von Herzen zu verzeihen, weil ich ihm die Herausgabe dieses Büchelchens, ungeachtet sie auf dem Tittel eine Freimüthigkeit genannt wird, blos als eine kleine Schwachheit anrechne, und ihm weiter Nichts dabei zur Last lege, als daß, — wenn Andere, welche Streitschriften gegen mich drucken ließen, ohne ihren Namen dazu herzugeben, — Freund Göppel, in das directe Gegentheil verfallend, einmal zu viel gethan hat. Das ist Alles, was ich ihm zur Last lege. Und darum, wie gesagt, „keene Feenschaf nicht!"

7) Zuletzt kommen noch „Worte der Verständigung in der Sreitsache über die Gottheit Jesu ꝛc., von K. Helffenstein, Pfarrer in Zeiskam. Dies Schriftchen

ist wieder an mich gerichtet, und redet mich an, Hochgeehrter Herr Pfarrer!" Es ist bemerkenswerth, wie die Herren alle, welche gegen mich schreiben, mich wohl „Pfarrer" nennen, aber nie „Amtsbruder," — das sei ferne! Nein nicht einmal „College." Indessen nennt mich Herr Helffenstein „hochgeehrt." Daß er dies thut, ist mir auffallend; meine äußere Stellung, namentlich ihm, der auch Pfarrer ist, gegenüber, erfordert dies nicht, und mich persönlich ehrt er gewiß nicht sonderlich hoch, wie sich aus dem Ganzen ergibt, und wie wir hernach an einigen Ausdrücken sehen werden. Auch ist mir nicht klar geworden, warum er seine Schrift „Worte der Verständigung" nennt. Hiernach sollte man erwarten, daß er unpartheiisch sich zwischen mich und meine Gegner zu stellen, und etwa nachzuweisen beabsichtige, daß auf beiden Seiten einiges Wahre und Gute, auch einiges Irrige und Unrechte sich finde, und wie dies berichtigt und damit die Partheien gegenseitig verständigt und versöhnt werden könnten. Aber davon ist bei Herrn H. keine Rede, er tritt vielmehr selbst ganz als Partheimann auf. Man weiß aber nicht recht, was seine ganze Schrift will und soll. Sie geht die bisher erschienenen Schriften meiner Gegner durch, und scheint nur mir bedeuten zu wollen, was und wie ich darauf zu antworten habe. Dabei versichert Herr H., er wolle „mit ruhigem Ton und wahrer Liebe" reden; wir geben ihm auch das Zeugniß, daß er sich dessen sehr bemüht, aber unversehens gar oft aus der Rolle fällt, wenn er z. B. S. 10. den Kraftausdruck gebraucht: „So muß ich Ihnen in's Gewissen hinein rufen," und, mit sichtlicher Vorliebe für derlei Ausdrücke, gleich darauf S. 11. sagt: „Das sei Ihnen zuerst hiefür unverholen in's Angesicht gesagt," und nochmals S. 15: „Da sei Ihnen denn vorerst offen in's Angesicht hineingesagt." In der That dieses wiederholte „hinein" und „in's Angesicht„ lautet gerade so, als ob es bedeuten sollte „in's Angesicht hineinschlagen," wo nicht gar „hineinspeien." Bei diesen und anderen Ausdrücken in der Schrift des Herrn H. habe ich unwillkürlich an das Wort denken müssen: „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über;" denn ungeachtet der Versicherung und des Bestrebens des Herrn H., „mit ruhigem Tone" reden zu wollen, findet sich doch kaum in einer der anderen Gegnerschriften ein so gallsüchtiges Wesen, als in dieser.

Jedenfalls stimmt es nicht sonderlich zu der versicherten „wahren Liebe,“ wenn er S. 11 sagt, ich hätte „mit keckem, schmutzigem Finger das Höchste und Heiligste angetastet,“ und wenn er mir S. 18 „eine freche Lüge“ und S. 19 „eine andere offenbare Lüge“ zumißt. Das ist also bei Herrn H. „ruhiger Ton“ und „wahre Liebe“? — Es seien nun noch einige besondere Punkte in dem Schriftchen berührt. S. 9 und 10. Ich solle beweisen, „daß die Stellen (der Bibel), welche bisher von der Gottheit Jesu des Erlösers verstanden worden sind, diese Lehre nicht enthalten. Hier, Herr Pfarrer! hier stehen Sie Rede und Antwort: **hic Rhodus — hic salta**! So muß ich Ihnen noch einmal in's Gewissen hineinrufen.“ Es dünkt mir sehr abgeschmackt, wenn man mir, als eine Aufgabe, an die ich gleichsam noch gar nicht gedacht, ein **hic Rhodus** rc. (was auch dreimal vorkommt) zuruft, und noch sogar in's Gewissen hinein ruft, was ich thun zu wollen, in meinem Artikel „von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel“ bereits angekündigt habe. Da kommt nun aber eine Schaar fanatischer junger Herren, welche in ihrer Ungeduld die Fortsetzung und Beendigung dieses Artikels nicht abwarten können, und dermaßen ein Geschrei erhoben, daß ich bisher weder Zeit noch Raum für die Fortsetzung eben jenes angefangenen Artikels finden konnte; aber nur ein wenig Geduld, meine Herren, sie wird nicht ausbleiben, obgleich Herr Helffenstein, mit seinem „ruhigen Ton“ und in seiner „wahren Liebe,“ S. 11. meint, daß ich mein „Unvermögen fühlte, den Kampf wissenschaftlich aufzunehmen;“ und darum „den wissenschaftlichen Kampfplatz verlassen und mich feige hinter meine Gemeinde geflüchtet“ habe. Was dazu sagen? — Erstens: wer hat den wissenschaftlichen Kampfplatz verlassen? Ich, der ich ruhig, und, mich rein an die Sache haltend, meine Ansichten in meiner Zeitschrift aussprach, oder jene Schreier, welche Flugschriften voll Schimpfwörter und Verdächtigungen gegen mich abfaßten und diese in meine Gemeinde brachten, und dadurch mich nöthigten, meiner Gemeinde ein offenes Bekenntniß meines Glaubens über den verdächtigten Punkt (die Person Jesu) abzulegen? Es ist zweitens ein wohlfeiler Muth, wenn Herr H. dies „feige“ und ein „Flüchten hinter die Gemeinde“ nennt. Herr H. riskirt damit sein Amt schwerlich. Aber

wollten diese muthigen Herren doch auch einmal zuerst offen und ehrlich ihren Gemeinden Alles sagen, was sie glauben und nicht glauben, und dann ein Vertrauensvotum von der Gemeinde durch deren Unterschriften begehren, wie ich gethan, die Sache sollte vielleicht ganz anders ausfallen, als sie wünschten; denn wenn ich auch nicht behaupte, noch behauptet habe, wie Herr H. mir S. 17 unterschiebt, daß „kein Protestant" in der Pfalz mehr an die Gottheit Jesu glaube, so möchte sich doch Herr H. sehr in Irrthum befinden, wenn er meint, „der Kern unserer protestantischen Bevölkerung, besonders die Masse der Landgemeinden" glaube noch daran, — „wenn auch die Predigt des Evangeliums auf ihren Kanzeln längst nicht mehr zu hören" gewesen sei. Dieser letztern Behauptung das Gebührende widerfahren zu lassen, ist nicht an mir, sondern an der „Masse" der Geistlichen, welche hier beschuldigt werden, schon längst das Evangelium nicht mehr zu predigen. Ist es erlaubt, solche unverholene, namenlos freche Ausfälle gegen eine Menge im Amt stehender Geistlicher zu thun? Mögen die Herren nun sagen, ich denuncire, oder was sie wollen, so sage ich: das darf nicht geduldet werden; nicht allein die Kirchenbehörden, sondern auch die Repräsentanten der Kirche, die Synoden haben die Pflicht, solche öffentliche Lästerungen und Verunglimpfungen nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Hierher rechnen wir auch, wenn Hr. H. den gleich maaßlosen, von unserem Katechismus gebrauchten Ausdruck „dummperfid," zuerst zwar durch das dabei stehende „mitunter" zu entschuldigen meint, dann aber sich sogar selbst diesen Ausdruck aneignet, indem er S. 14 zu beweisen sucht, es fänden sich allerdings Stellen in dem Katechismus, welche theils „dumm," theils „perfid" seien. Es ist hier nicht der Ort, auf eine nähere Erörterung jener Stellen einzugehen; mag immerhin etwas, mag noch so viel daran zu tadeln seyn, — so darf doch ein im Amte stehender Geistliche sich nicht erfrechen, ein rechtmäßig eingeführtes und noch immer gültiges, in allen Schulen gebrauchtes Religionsbuch, welches er auch selbst gebrauchen soll und muß, öffentlich mit groben Schimpfwörtern zu belegen, denn daß die Worte „dumm" und „perfid" Schimpfwörter sind, und namentlich letzteres dabei noch eine Beschuldigung der ärgsten Art einschließt, wird Niemand läugnen. Wir erwarten daher, daß

die bevorstehenden Diöcesansynoden gegen solche Injurien auf die geeignete Weise aufzutreten nicht unterlassen werden. — Als minder wichtige Punkte sei noch berührt, daß Herr H. S. 22 mir „Ingrimm, persönlichen Haß und Rachegefühl u. s. w. gegen den Verfasser der „Sendpredigt" vorwirft. Hierauf sei ihm in aller Ruhe erwiedert, daß ich mich von den Leidenschaften des persönlichen Hasses und der Rachsucht frei weiß, daß ich aber allerdings auch in Zorn gerathen kann, und zwar über nichts mehr, als wenn ein heimtückischer Mensch die Scheinheiligkeit zum Deckmantel seines persönlichen Hasses macht und zu seinen Ränken, durch welche er der Person seines Gegners schaden will, die heilige und göttliche Sache der Religion mißbraucht und ihr zugleich mitschadet.

Daß dies bei jener „Sendpredigt" der Fall, daß sie durch und durch voller Verstellung und Lüge sei, habe ich in meiner Entgegnung („Send- oder Sandpredigt") nachgewiesen, und darum durfte ich auch schärfer gegen dieselbe auftreten als sonst erlaubt ist, wozu namentlich auch das kommt, daß der Verfasser nicht genannt ist, was einen großen Unterschied ausmacht. Wenn aber Herr H. die Sendpredigt sogar so weit in Schutz nimmt, daß er mir zumuthet, ich hätte die offenbare Lüge auf dem Titelblatt „von Freunden der biblischen Wahrheit ꝛc." als einen Druckfehler betrachten, und nicht als eine offenbare Lüge (Sehen Sie, so Etwas darf man eine „offenbare Lüge" heißen!) nennen sollen, — so frage ich ihn, wie das wohl zugegangen seyn solle? **Si tacuisses, philosophus mansisses!** zu deutsch: dadurch, daß Herr Helffenstein sich bemüht, eine von einem Andern begangene grobe und offenbare Unwahrheit durch eine solche an den Haaren herbeigezogene Ausflucht zu bemänteln, dadurch können wir uns nicht veranlaßt finden, in seine eigene Wahrhaftigkeit großes Zutrauen zu setzen. — Wenig zu bedeuten hat es, daß Herr H. die Leute auch glauben machen will, der Pfarrer Frantz „habe es gar keinen Hehl, daß er dem Baum des Christenthums die Art an die Wurzel gelegt habe" und daß er „es rund heraussage, daß auch alle andere Lehren des uralten, seligmachenden Evangeliums unter seinen Streichen fallen sollen." Zu solchen, auf einfältige Leser berechnete Insinuationen kann man nur lachen. — Nicht zum Lachen aber ist es, sondern zum Wei-

nen, daß in der Person des Herrn H. abermals ein christlicher Geistlicher auftritt, welcher, mit Hrn. Schiller und dem Verfasser der Ostergabe, „in dem Bunde der Dritte," S. 26 ausspricht: „Wer diese Lehren (von der Gottheit Jesu und von der Trinität) verwirft, verläßt den Boden der christlichen Kirche und stellt sich auf gleiche Stufe mit den Juden, Muhamedanern und Heiden. Siehe da, das ist euer Christenthum!" Weniger hat es dabei zu sagen, wenn Herr H. das Nichtglauben an die Gottheit Jesu einen „öffentlich sich spreizenden Unglauben" nennt. Solche liebevolle Bezeichnungen zu hören, sind wir schon längst gewohnt; hoffentlich aber wird es doch einmal ein Ende mit diesem Verdammen nehmen. Denn wenn gleich Herr H., und mit ihm so manche Andere, wähnen und frohlocken, der Rationalismus, d. h. die vernünftige Auffassung des Christenthums, sei im Absterben begriffen und liege bereits in den letzten Zügen, so möchten sich die Herren doch gewaltig irren. Wenn aber Herr H. mich S. 7 auffordert „thatsächlich zu erweisen, daß der Rationalismus Lebenskraft habe," so überlasse ich es dem Rationalismus selbst, diesen Beweis zu führen. Er wird ihn „thatsächlich" führen à coups de canons, wie die Franzosen sprüchwörtlich sagen, d. h. der Rationalismus wird, unbekümmert um alle Angriffe, und wenig bekümmert, ihnen gegenüber, lange Beweise zu führen, fortfahren, wie er bisher gethan hat, alle denkenden Geister an sich zu ziehen, und wird so, indem er die Liebhaber der Unvernunft ruhig bei Seite stehen läßt, zuletzt sich allgemeine Geltung verschaffen. Denn: „die Vernunft stirbt nicht!" und — „La raison finira par avoir raison!" F.

36.

Der neue Katechismusentwurf.

„In diesen Adern fließt kein Blut."
Göthe.

Der neue Katechismusentwurf ist in den Händen sämmtlicher geistlichen und weltlichen Synodalmitglieder der Pfalz; wir haben daher, wenn wir unser Urtheil über denselben aussprechen wollen, nicht nöthig, zu dessen Begründung, Sätze aus demselben anzuführen, auch nicht

uns in's Einzelne einzulassen, da nach unserm Dafürhalten das Ganze nach Form und Inhalt so durch und durch verfehlt ist, daß es sich gar nicht der Mühe verlohnt, das Einzelne einer näheren Kritik zu unterwerfen. Wir wollen daher auch keine Kritik, sondern nur unser Urtheil im Allgemeinen darüber aussprechen. Und dies geht dahin: Der Entwurf ist 1) in seinem Inhalt verfehlt. Wer in der Religion Wahrhaftigkeit liebt, und sie als erstes Erforderniß des christlichen Glaubens und Lehrens erkennt und verlangt, der wird, — er sei Orthodoxer oder Rationalist, — er wird mit diesem Katechismus sich nicht befreunden können. Von welchem Glaubensstandpunkt geht der Katechismus aus? von dem orthodoxen? nein. Von dem rationalen? nein. Von welchem denn? Antwort: von gar keinem; es sei denn von dem diplomatischen, welcher beide entgegengesetzte Parteien befriedigen will, indem er beide täuscht. Der Katechismus enthält in der Anlage die ganze Orthodoxie, aber überkleistert, damit sie den Rationalisten nicht allzu sehr zum Anstoß gereiche; er enthält in der Ausführung den ganzen Rationalismus, aber eingewickelt, damit er den Orthodoxen nicht allzu sehr zum Aergerniß werde. So ist derselbe denn eines Weges ein wahres Kunstprodukt zu nennen, er ist orthodox und ist doch keine Orthodoxie darin, er ist rational, und ist doch kein Rationalismus darin. Er verspricht den Anhängern beider, einem Jeden, was er begehrt, damit sie beide meinen sollten, sie hätten es, während beide nichts davon bekommen, als einen Schatten an der Wand. — Was 2) die Form anbelangt, so kann derselbe sich in Ansehung des unkindlichen und ungemüthlichen Tones, der trockenen Sprache, der dürren Begriffsspalterei mit dem alten Katechismus nicht blos messen, sondern übertrifft ihn weit, so wie alle andere. — Kurz es ist kein Saft und keine Kraft, kein Blut und kein Leben darin. Es fehlen ihm die drei christlichen Lebenselemente: Glaube, Liebe und Hoffnung. Es ist kein Glaube darin, welcher ein frisch und fröhlich Bekenntniß ablegt, sondern, an dessen Stelle, eine leise auftretende Politik, welche ihre eigene Meinung nicht bekennt, sondern verbirgt. Es ist keine Liebe darin, die die Herzen warm macht für Gott und für die Brüder, sonst wäre die Sprache nicht so frostigkalt, und die Pflichten gegen Gott und die

Menschen wären nicht so in Pausch und Bogen mit ein Paar Fragen abgefertigt. Und eben darum kann auch keine Hoffnung darin seyn, noch daraus hervorgehen. Nimmer wird der Katechismus, so gewiß in seinen Adern kein Blut fließt, nimmer wird er im Stande seyn, die Kinderherzen mit dem warmen Lebensblut der Religion, mit Freudigkeit und mit Hoffnung für die Erde und für den Himmel, für die Zeit und für die Ewigkeit zu erfüllen.

Und mit solchen Mitteln will man unserer darnieder liegenden Kirche aufhelfen, mit solchen Arzneien unsere kranke Zeit kuriren? — Religiöse Gegenstände soll man nicht profaniren; aber jener Entwurf hat so wenig irgend einen religiösen Eindruck auf uns gemacht, daß wir uns nicht scheuen, nebst obigem Göthe'schen Motto, auch ein Wort aus dem Claudius'schen Rheinweinlied auf ihn anzuwenden, wo es heißt:

Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht; man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich seyn.

Nein, dieser Katechismus schlägt keine Seite des Gemüthes an, und wird nimmer die Kinder anregen zu jener Glaubensfreudigkeit, die der Apostel Paulus meint, wenn er ausruft: „singet und spielet dem Herrn in euerem Herzen!“ Kann man auch Leben von den Todten nehmen? — Ehe daher von diesem Katechismus die Weckung religiösen Lebens in den Kinderseelen gehofft werden kann, müßte zuvor noch mit ihm selbst ein schwieriges Experiment vorgenommen werden, nämlich wie 1. Mos. 2, 7 geschrieben steht: „und er blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase; und also ward der Mensch eine lebendige Seele.“ — Aber da blase Einer! — F.

37.

Eine gegen die protestantische Kirche der Pfalz begangene, und noch nicht gesühnte Schmach betreffend.

Der protestantische Pfarrer Lehmann zu Kerzenheim hat neulich in seiner „diplomatischen Geschichte des heil. Philipp von

Zell" (vergl. das Aprilheft dieser Zeitschrift S. 162) ein so unerhörtes Beispiel — nicht des Kryptokatholicismus, sondern einer offen zur Schau getragenen, von einem protestantischen (!!!) Pfarrer dem Katholicismus dargebrachten Huldigung — gegeben, und damit der protestantischen Kirche dermaßen in das Angesicht geschlagen, daß dadurch unter den Protestanten der Pfalz das höchste Erstaunen und die tiefste Entrüstung hervorgerufen werden mußte. Dennoch hat Herr Lehmann, auf das in dem angeführten Hefte öffentlich über in gefällte, ihn als Protestant und noch mehr als protestantischen Geistlichen äußerst belastende Urtheil, nicht einmal für nöthig befunden, irgend eine öffentliche Erwiederung oder Erklärung zu geben. Das heißt nicht, sich mit dem Bewußtseyn der Unschuld beruhigen, sondern es heißt, die öffentliche Stimme und die Meinung aller Glaubensgenossen, also die Kirche selbst, verachten. Da nun aber Herr Pfarrer Lehmann über die gegen ihn erhobenen, schweren Anklagen sich entweder nicht rechtfertigen will, oder nicht kann, — darf nun auch die protestantische Kirche dazu schweigen, als sei das alles in der Ordnung, und als dürfe auch fernerhin von Pfarrer Lehmann, oder von einem jeden anderen (un-)protestantischen Geistlichen ein Gleiches gethan werden? Wenn die protestantische Kirche der Pfalz noch einen Funken von Selbstachtung in sich hat, so wird und darf sie sich nicht mit Füßen treten lassen. — An wem aber zunächst die Reihe ist, in dieser Sache den protestantischen Mund aufzuthun, das sind die Diöcesansynoden, — vor allen aber die von Kirchheimbolanden,*) als wohin Pfarrer Lehmann gehört. — Mögen die Mitglieder der Synoden bedenken, daß sie im Namen der Kirche dastehen, daß sie der Mund seyn sollen, durch welchen die Kirche spricht, und daß sie darum aber auch von dem, was sie reden oder schweigen, der Kirche Rechenschaft schuldig sind. Frantz.

*) Da wir so eben vernehmen, daß Hr. Lehmann auf die Pfarrei Nußdorf befördert worden sei, so wird nun auch, und zwar vornehmlich der Diöcesansynode von Landau diese Pflicht zukommen.

38.

Anekdote

(und zwar eine ganz frische.)

In dem Dekanatssprengel B. kamen einige weltliche Synodalmitglieder aus Landgemeinden zusammen, um sich, ganz aus eigenem Antrieb, miteinander darüber zu besprechen, was, bei den gegenwärtigen kirchlichen Kämpfen, auf der diesjährigen Diöcesansynode geschehen müsse. Da einer ihrer Collegen, der mannhafte Bürgermeister H. zu K. krank war, so scheueten sie nicht 26 Grad Hitze, um diesen zu besuchen. Sie trafen denselben zwar nicht mehr bettlägerig, aber noch sehr schwach und leidend an. Auf ihre Frage: er werde sich wohl diesmal nicht bei der Diöcesansynode einfinden können? antwortete der kranke siebenzigjährige Mann: „Ich werde diesmal dabei seyn, und wenn ich mich bis vor die Thüre müßte fahren lassen!" — Nutzanwendung: Die Pfälzer merken anfangs, was man will, und sie legen Hand an das Schwert. Es wird blank gezogen werden, wenn es seyn muß. — Ob's überall so ist? — Wir wissen's nicht; — aber das wissen wir: es wird überall so kommen, wenn es seyn muß. Sie werden halten, was sie haben, und ihre Krone, Vernunft und Glaubensfreiheit sich nicht rauben lassen. F.

39.

Anzeige.

So eben ist bei A. H. Gottschick in Neustadt a. d. H. erschienen: „Bedenken gegen den neuen Katechismusentwurf für die vereinigte Kirche der Pfalz. Den Mitgliedern der Diöcesansynoden besonders zur Beherzigung empfohlen." Preis 6 Kr. — Die kleine Schrift geht den Katechismusentwurf ausführlich durch, beurtheilt ihn im Ganzen und im Einzelnen mit Einsicht und Gründlichkeit, und spricht sich entschieden gegen denselben aus. Nur ist Schade, daß dieselbe nicht populär geschrieben ist. Da der ungenannte Herr Verfasser, der sich übrigens hier, wie auch schon sonst, als einen tüchtigen Arbeiter bewiesen hat, uns hier etwas zu beherzigen gibt, so möchten wir ihm (und Anderen) auch etwas zu beherzigen geben, nämlich, daß die Zeit herum ist, wo wer auf dem Gebiete der Religion und Kirche etwas wirken will, blos für die Theologen und „wissenschaftlich" Gebildeten schreiben darf. Eins ist heute noth: — mit Deutschen deutsch reden. Das müssen wir Alle noch besser lernen. F.

40.

Es ist genug.

Jam satis terris nivis atque dirae
Grandinis . . . *) Horaz.

Ja wahrlich genug des Schneees der kalten Unliebe und des grimmen Hagels des Zornes und Haders auf Erden, — im Reich Jesu Christi, im Reich der Liebe, unter christlichen Geistlichen, unter Predigern der Versöhnung, — in Schriften, welche christlich seyn und das Christenthum fördern wollen. Genug auch in unserer Zeitschrift. Wir wenigstens haben genug und übergenug. Der geneigte Leser nicht auch? Mancher wohl schon eher, als wir selbst.

So geht es. Mit aufrichtig friedlicheren Vorsätzen und Grundsätzen konnte eine Zeitschrift nicht eröffnet werden, als vor dritthalb Jahren die unsrige. Wir hatten's uns zum Grundsatz gemacht, jeden Streit zu vermeiden, — und nun stehen wir auf einmal mitten darin, und seit einigen Monaten ertönt kaum ein anderer Laut als Waffenlärm und Kriegsgeschrei. Wir bezeugen zwar Angesichts aller Welt und vor Gott, daß wir den Streit nicht gesucht und nicht begonnen haben, sondern daß dieß von Seiten der Gegner geschehen ist. Wir bezeugen, daß man uns mit Gewalt zum Kampf, als zu einer Nothwehr, gezwungen hat; und den Kampf selbst halten wir für einen gerechten und heiligen, der geführt werden muß. Aber es ist ein Unterschied zwischen Kampf und Streit. Der Kampf, der um die Sache und um Wahrheit und Recht geführt wird, ist gerecht und nothwendig; aber der Streit, in welchen sich Bitterkeit und Gereiztheit mischt, ist ein Uebel. Daß auch wir von diesem Uebel uns nicht frei gehalten haben, sei hiermit bekannt. Zwar dürfen wir wohl sagen, nicht allein der Kampf, welcher der Sache gilt, sondern auch der Streit, der die Personen mit Bitterkeit trifft, ist nicht von uns, sondern von den Gegnern begonnen worden; und, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch einigermaßen verzeihlich möchte

---

*) „Genug bereits auf Erden des Schneees und des grimmen Hagels."

es erscheinen, wenn Einer, der von allen Seiten auf's Heftigste angegriffen und angefeindet wird, auch einmal die Geduld verliert, so daß auch in sein Kämpfen Gereiztheit und Bitterkeit sich einmischt, zumal wenn er die unterdrückte Partei ist. Zudem können wir sagen, daß wir denn doch nicht den zehnten Theil der Bitterkeit unserer Gegner uns haben zu Schulden kommen lassen. Indessen, wir gestehen es, ob mehr oder weniger, was unrecht ist, ist unrecht; und ob auch gereizt, — man soll sich nicht reizen lassen. Da aber in Bröders Grammatik geschrieben steht: **Ego sum homo, nos omnes sumus homines,** *) so sagen wir: es ist uns etwas Menschliches widerfahren, und wem es noch nicht widerfahren ist, nämlich wer sich noch nicht hat reizen lassen, der Bitterkeit Bitteres entgegenzusetzen, der mag den ersten Stein auf uns werfen. — Sagen wir das, um Geschehenes zu beschönigen, und dann, weil es denn doch verzeihliche Menschlichkeiten sind, getrost damit fortfahren? Nein! sondern unsere Meinung ist die: wenn man sich zu einer Menschlichkeit hat hinreißen lassen, so mag es verzeihlich seyn, weil man eben Mensch ist, und Menschen solches alle Tage begegnet, auch wenn sie Christen sind, auch wenn sie die Besten wären. Das ist unvermeidlich; aber vermeidlich ist es, damit fortzufahren, und wer nicht blos ein Mensch, sondern auch ein guter Mensch seyn will, der darf nicht fortfahren wollen. Zumal, wenn er ein Christ seyn will, der auf seines Meisters Stimme hört, welcher gesagt hat: „vergeltet nichts Böses mit Bösem, und nicht Scheltworte mit Scheltworten!" —, der auch zu Petrus gesagt hat: „stecke dein Schwert ein!" — obwohl Petrus sein Schwert zur Vertheidigung seines Meisters gezogen hatte. Da denn unser Herr und Meister nicht mit dem Schwert vertheidigt seyn will, so wollen denn auch wir, seinem Gebot gehorsam, das unsrige einstecken. Wohlverstanden, nicht das Schwert des geistlichen Kampfes, sondern das Schwert des fleischlichen Streites. Der Kampf um die Wahrheit werde geführt! Wir wollen ihn muthig und standhaft kämpfen, und keinen Fuß breit zurückweichen; aber wir wollen ihn kämpfen mit dem Schwert der Wahrheit und uns decken mit dem Schild der Gerech-

*) „Ich bin ein Mensch, wir Alle sind Menschen."

tigkeit; kurz, kämpfen mit Waffen, wie sie nach dem Kriegsrecht gesitteter und christlicher Nationen erlaubt sind; die vergifteten Pfeile aber, deren die heidnischen Wilden in ihren barbarischen Kämpfen sich bedienen, wollen wir Denen überlassen, welche Lust haben sich jenen gleichzustellen. Dies ist für die Zukunft unser fester Vorsatz, welchen wir hiermit, ohne Haß und ohne Furcht, Freund und Feind kund thun. Und hiermit Gott befohlen! Frantz.

41.

Einige nothgedrungene Bemerkungen über den „offenen Brief“ des Hrn. Pfarrers Schiller von Herschberg an Hrn. Pfarrer Frantz in Jugenheim.

(Schluß.)

Bei dieser selbstthätigen Auffassung des dargebotenen Unterrichts geschieht es aber unvermeidlich, daß die Vernunft ihn im Anfange nur auffaßt nach dem Maaße der noch ungebildeten Kräfte; daher, wie im Judenthume, nicht in voller Klarheit, mit manchen ihrer zeitherigen Nebenvorstellungen versetzt, durch bloße Gründe ad hominem unterstützt, an Umfang und Inhalt beschränkt und wohl mit Vorurtheilen und Falschem vermischt. Ja, nicht einmal bei den Aposteln ging eine gewaltsame Umschaffung vor; auch ihre Ueberzeugung muß menschlich, allmählig ausgebildet, ihr erworbenes Eigenthum werden; wie Luther selbst erklärt: „Sanct Peter irrte, nachdem er schon den heiligen Geist empfangen.“ Die Apostel schrieben zudem meist unter besondern Umständen und Verhältnissen an einzelne Gemeinde und einzelne Personen und mischten deßhalb viel Locales und Temporäres in ihre sittlich religiösen Belehrungen, Ermahnungen und Vorschriften ein. Hieraus folgt schon von selbst, daß nur die recht erklärte Bibel die Norm unseres Glaubens seyn kann. Allein bis jetzt ist es noch nicht möglich gewesen, von irgend einer Erklärung und irgend einem Lehrbegriff allgemein gültig zu beweisen, daß sie die einzig richtigen seyen;

sonach ist es ein arger Zirkel und eine thörichte Anmaßung, wenn einzelne Partheien oder Personen verlangen, daß ihre Auslegung der heiligen Schrift und ihr aus dieser Auslegung gezogener Lehrbegriff für den Inhalt der Bibel selbst gelten sollen. Wer also als Protestant Anspruch auf die Achtung derer haben will, deren Achtung allein ehrt, der muß sich begnügen, das „was er vermittelst seiner Vernunft als Wahrheit und Christenthum erkennt, so gründlich und einleuchtend darzuthun, als er kann, und dabei seinen „Glauben“ und dessen Vorzug „durch Werke zu zeigen,“ (Jac. 2, 17, 18) zugleich aber jedem Andern die nämliche Freiheit gestatten. Hier handelt es sich nicht um Autoritäten, sondern um Wahrheit und diese haben alle redliche und denkende Männer von jeher nur da gefunden, wo vernünftige Gründe sie überzeugten. Hiernach zerfällt schon von selbst jene harte Anschuldigung des Herrn Schiller, als ob die Rationalisten die Bibel nur nach Gefallen und Belieben erklärten und bei ihrer Bibelerklärung gleichgültig gegen die Wahrheit verführen.

Daß aber auch die strengsten Supernaturalisten sich noch heute ihrer Vernunft bei Erklärung der Bibel bedienen, beweiset doch wohl schon der Umstand, daß sie ebenfalls nicht alles **verbotenus** verstehen und annehmen, daß sie über den Werth, Ursprung und Inhalt der einzelnen Bücher und Stellen oft sehr verschiedene Urtheile fällen, daß sie Locales und Temporäres vom Wesentlichen unterscheiden und oft sich selbst widersprechend unterscheiden. — Wenn Luther „die Offenbarung Johannis fast gleich achtet dem vierten Buche Esra's und nicht spüren kann, daß sie von dem heiligen Geiste gestellet sei,“ späterhin sich zwar wieder stark und entscheidend ausdrückt, aber es doch „im Zweifel will bleiben lassen, ob es St. Johannis, des Apostels, sei“, und „den andern und höhern Geistern nachzudenken geben;“ — dagegen Bengel dieses Buch vor andern schätzet und als göttliche Weissagung erkennt und auslegt,— Crusius es für den Schlüssel aller übrigen prophetischen Bücher und für ein vollständiges System von Weissagungen hält: so stehen sich hier Männer entgegen, die selbst die Orthodoxesten für fromme Christen gelten zu lassen doch keinen Anstand nehmen können.

Daß aber Luther als Exeget ein vollkommener Rationalist war,

beweisen seine kühnen, von den jetzigen besonnenen Rationalisten nicht immer unterschriebenen Aeußerungen über den Werth der einzelnen Bücher der Bibel hinlänglich. Wie konnte er solche Urtheile, deren wir jetzt mehrere anführen werden, fällen, wenn er den Inhalt der Schrift nicht seiner Vernunft unterwarf? „Der Prediger Salomonis sollte völliger seyn; spricht der große, freisinnige Reformator, ihm ist zu viel abgebrochen, er hat weder Stiefel noch Sporn, er reitet nur in Socken, gleichwie ich, da ich noch im Kloster war. Dazu so ist's, wie ein Talmud aus vielen Büchern zusammengezogen, vielleicht aus der Liberei des Königs Ptolomäus Evergetes in Egypten. Wie denn auch die Sprüche Salomonis von Andern zusammengebracht und aus des Königs Munde, wenn er sie also über Tische oder sonst geredet, gefaßt und wohl verzeichnet sind.“ — „Die Historia des Propheten Jonä ist so groß, daß sie unglaublich ist, ja lautet lügerlich und ungereimter, denn irgend der Poeten Fabeln eine; — diese Historia soll uns der höchsten Trost einer und ein Zeichen der Auferstehung der Todten seyn; sie ist lügerlich.“ — „Johannes Evangelium ist das einzige zarte, rechte Hauptevangelium und denen andern dreien weit vorzuziehen. — Also auch St. Pauli und Peters Episteln weit über die drei Evangelia Matthäi, Marci und Lucä vorgehen. Darum ist St. Jakobi Epistel eine recht ströherne Epistel gegen sie, denn sie doch keine evangelische Art an ihr hat.“

„Hieronymus entschuldigt Petrum und saget, wie er in allen Stücken recht und wohl gehandelt habe. Solches aber heißt dem Text (Galat. 2, 11) Gewalt thun und ihn böslich verkehren, welcher klärlich saget, daß St. Petrus sei sträflich gewesen und habe sich von der Wahrheit verirret.“ — Aber auch die Verfasser der symbolischen Bücher machten einen großen Gebrauch von ihrer Vernunft bei Erklärung der heiligen Schrift. — Offenbarung Johannes (10) lehrt ausdrücklich ein tausendjähriges Reich Christi auf Erden und eine doppelte Auferstehung und doch verwirft die Augsburger Confession im 17. Artikel diesen Lehrsatz als einen jüdischen Irrthum. Artikel 18 wird die apostolische Vorschrift (Art. 15, 20) für unverbindlich erklärt, weil es die Apostel nur um Aergernisses willen eine Zeitlang verboten hatten. —

Wie nun? wenn auch die Rationalisten heutiges Tages bei Erklärung der Bibel von ihrer Vernunft Gebrauch machen und nicht jedes Wort der heiligen Schrift für inspirirt und darum für ewig verpflichtend achten, sondern das Temporelle von dem Ewigen, das Locale von dem Allgemeinen ausscheiden und auf das Wesentliche des christlichen Glaubens dringen, — sollten sie dadurch „gegen Gottes Wort protestiren?" Sollten sie dadurch die rechte Ehrfurcht gegen dasselbe verläugnen? Sollten sie dadurch unwürdige Nachfolger Luthers seyn, welcher den Inhalt der heiligen Schrift ebenfalls seiner Vernunft zur Prüfung unterwarf?

Wollte man jedes Wort der heiligen Schrift wörtlich und buchstäblich nehmen, wie es da steht, dann müßte man auch glauben, daß Thiere, wie Schlangen (1. Mos. 3, 1,) Esel (4. Mos. 22, 28) reden können; daß die Sonne auf das Geheiß eines schwachen Sterblichen stille stehen muß (Josua 10, 12); dann müßten wir, nach Matth. 5, 39, 40, die andere Wange auch hinhalten, wenn uns Jemand auf die rechte Wange schlüge; wir müßten, nähme uns Jemand den Rock, auch den Mantel dazu hingeben: — wir müßten nach Matth. 5, 29, 30 uns die Augen ausreißen, Hände und Füße abhauen, wie uns diese Gliedmassen Veranlassung geben, Böses zu wollen, oder zu thun. Aber wo ist selbst der strenggläubigste Supernaturalist, der das thut, wenn er nicht, wie die Kirchengeschichte von Origines erzählt, ein Fanatiker ist, der, anstatt moralisch sich zu besiegen, sich lieber verstümmelt.

Daraus folgt: die Offenbarung muß nicht, wie die Worte und Buchstaben da stehen, blind geglaubt, sondern mit der Denkkraft muß der Geist, der Genius, der Sinn erforscht werden, der in den Worten liegt; denn Jesus Christus sagt sehr deutlich, Joh. 6, 63, „die Worte, die ich rede, die sind Geist, und sind Leben."

Doch Herr Schiller stellt auch, um seinem Werke die Krone aufzusetzen, an die Rationalisten das freundliche Ansinnen: „Warum verlustirt ihr euch denn nicht auch einmal, euer Häuflein, oder Haufen zu einer Kirche zu sammeln?" — Diese Worte des frommen Mannes von Jenseits enthalten wohl nur diesen Sinn: „Wir wollen euch euern Glauben nicht wehren, wenn ihr mit der symbolischen Lehre nicht übereinstimmt. Nur wollet dann

auch nicht Mitglieder der Kirche, noch viel weniger Lehrer in der Kirche seyn. Gehet vielmehr mit Hermann Tast unter die Linde und bauet euch eure eigne Kirche, wenn ihr euern Glauben nicht für euch behalten könnt. Forschet immerhin in der Schrift, wie tief ihr wollt und könnt; nur, wie gesagt, wenn ihr auf andere Resultate, als die in den symbolischen Büchern enthaltenen, kommt, so hört ihr von demselben Augenblicke an auf, Mitglieder der Kirche zu sein, deren Bau schon Vollständigkeit und Vollkommenheit hat, in der also kein weiteres Fortschreiten zu denken ist. Kein Gewissenszwang wird euch also auferlegt und ihr habt völlig freie Wahl, in oder außer der Kirche zu seyn!"

Welch' eine liberale Gesinnung, welch' eine Humanität liegt in diesen Worten! — Schade nur, daß dieß Alles auf einem falschen Begriffe von der Kirche überhaupt beruht, und auf die vereinigte Kirche der Pfalz insbesondere gar keine Anwendung finden kann.

Diese Worte setzen, wie Jeder leicht sieht, voraus: die wahre Kirche sei nur da, wo das geglaubt und gelehrt werde, was die symbolischen Bücher enthalten. Wäre dieß richtig, dann freilich müßte Jeder, der in irgend einem Punkte nicht mit der symbolischen Lehre übereinstimmte, gleich von dem Augenblicke seines Dissensus an aus der Kirche treten, und wäre schon eo ipso außerhalb derselben. Allein gerade hier liegt der Grund alles Uebels. Es läßt sich leicht zeigen, daß dieser Begriff ein durchaus falscher und willkürlich bestimmter ist.

Warum nennt sich denn unsere Kirche eine protestantische, eine evangelische Kirche? — Protestantische heißt sie darum, weil sie gegen allen papistischen Irrthum, gegen allen Glaubens- und Gewissenszwang ewigen Widerspruch einlegt. Das Wesen des papistischen Irrthums lag und liegt aber noch in dem Kleben an menschliche Satzungen, in dem Befolgen dessen, was menschliche Willkür auferlegte, in dem Glauben auf menschliche Autorität. Gegen Alles dieß protestirt die wahre protestantische Kirche und eben darum perhorrescirt sie auch alle und jede symbolischen Bücher, sobald sie als unabänderliche Glaubensvorschriften angesehen werden. Mithin ist da,

wo man die Symbole als solche unabänderliche Glaubensvorschriften ansieht, ein weit ärgeres Papstthum, ein weit unbiegsamerer Katholicismus, als der in der Wirklichkeit bestehende. — Ja, die Kirche, die um der Schrift willen den Papst verwarf und an die Autorität der symbolischen Bücher die Geister binden will, wird ihrem Principe offenkundig untreu. Sie trägt dann mit ihrer katholischen Schwester dieselbe Zwangsjacke des Glaubens, wenn auch der Schnitt etwas anders ist, nur mit dem Unterschiede, daß jene dabei grundgesetzlich verfährt; die stolze protestirende aber ihrer lächerlichen Inconsequenz sich schämen muß. — Folglich ist die wahre protestantische Kirche nicht da, wo man Symbolzwang übt oder üben will.

Warum aber heißt unsere Kirche evangelisch? Weil sie nur auf den Grund des Evangeliums gebaut seyn will und nur das Evangelium vorzugsweise als Norm und Richtschnur des Glaubens und Lebens ansieht. Nun aber hat Christus kein systematisches Lehrbuch mit abgerundeten Definitionen der Glaubensartikel, und mit dem erbaulichen Schlusse aufgestellt, wie ihn strenge, vermeinte Rechtgläubigkeit noch immer festhalten möchte: „das ist der rechte christliche Glaube, wer denselben nicht fest und treulich glaubt, der kann nicht Mitglied der christlichen Kirche, der kann nicht selig werden.“ Nein, im neuen Testamente findet sich nirgends auch nur die geringste Spur davon. Nirgends haben Jesus und die Apostel eine bestimmte Summe von Glaubenslehren vorgeschrieben, die man annehmen müsse, um zur christlichen Kirche zu gehören. Und noch weniger konnte von einer bestimmten Auslegung des neuen Testaments die Rede sein, zu einer Zeit, wo es noch gar nicht geschrieben war. Dieß letztere ist also ganz offenbar nur Menschensatzung, und darf mit dem Evangelium nicht identificirt werden. — Die wahre christliche Kirche ist also nicht da, wo man eine bestimmte Ansicht, eine bestimmte Auslegung der heiligen Schrift annimmt, so daß Alle, die nicht mit derselben übereinstimmen, nicht zur Kirche gehören dürfen, sondern nur da, wo man, selbst bei verschiedenen Ansichten, wahren Glauben an Christum und seinen und unsern Vater hat, und wo man den Letztern im Geiste und in der Wahrheit, d. i. durch rechtschaffene Gesinnung, Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit zu verehren sucht.

Damit stimmt auch der siebente Artikel der Confessio Augustana überein: Dieses ist genug zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche, daß da einträchtiglich nach reinem Verstande das Evangelium gepredigt und die Sakramente, dem göttlichen Worte gemäß, gereicht werden."

Was sollen wir nun aber von denen sagen, welche die wahre Kirche nur da zu finden wähnen, wo diejenige Auslegung der Schrift, und diejenige Modification und Ansicht des christlichen Glaubens angenommen wird, welche in den Bekenntnißschriften der Anhänger Luthers im 16ten Jahrhunderte sich finden? Sie sind es, die, indem sie allein die Wahrheit gefunden zu haben vorgeben, sich allwissend und untrüglich denken, also wahrhaft katholisch und papistisch genannt werden müssen. Sie sind es, die, indem sie Menschensatzungen zur Norm des Glaubens machen, im eigentlichen Sinne des Wortes „einen andern Grund legen, als den, der da gelegt ist, Jesus Christus. — Und wie können sie gar ihre Grundsätze mit den Grundsätzen unserer protestantischen Kirche der Pfalz vereinigen? Diese lehrt ja im §. 3 ihrer Stiftungsurkunde mit klaren Worten: „Die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche hält die allgemeinen Symbola und die bei den getrennten protestantischen Confessionen gebräuchlichen symbolischen Bücher in gebührender Achtung, erkennt jedoch keinen andern Glaubensgrund und Lehrnorm, als allein die heil. Schrift." Und daß die entschiedene Mehrheit der protestantischen Geistlichen und gebildeten Laien der Pfalz in der heiligen Schrift jene Dogmen nicht zu finden weiß, von welchen jene Herrn das Christseyn und das Recht, in der vereinigten Kirche als Lehrer aufzutreten, abhängig machen wollen, möge eine Stelle aus einem Aufsatze darthun, welche im Jahre 1837 die Diöcesansynode H. einstimmig ihrem geistlichen Mitgliede der damaligen Generalsynode als Gutachten über den Agendenentwurf mitgab; — wobei zu bemerken, daß aus jedem Decanate damals ganz ähnliche Eingaben gemacht wurden. Die fragliche Stelle lautet:

„„„Die protestantische Kirche des Rheinkreises kennt keinen Teufel mit seiner Gewalt, seinen Versuchungen und Anläufen, keine athanasianische Trinität, keine Erbsünde, keine satisfactio vicaria, keine Verwandlung im Abendmahl und keine Gnadenwahl.

Wer aber gab ihr das Recht, solche Lehren zu übergehen? Jener Grundsatz, welcher das Lebensprinzip des Protestantismus ist, und an welchem unsre Kirche mit der protestantischen Kirche in unbestrittener Eintracht festhält, der Grundsatz nämlich, ohne Rücksicht auf menschliche Autorität und Meinung, stets bei Feststellung seiner religiösen Ueberzeugung zu fragen: „was lehrt die heilige Schrift?" — Dieser Grundsatz untergrub einst die Säulen des Papstthums im Herzen von Deutschland und in der Schweiz; er zerstörte das neue Papstthum des Symbolzwanges, wenigstens theilweise in der protestantischen Kirche und er läßt sich durch die Anmaßungen der sogenannten berufenen Gottes-Gelehrten, durch die sophistische Schmiegsamkeit und den Verrath der Heilstheologen so wenig, als durch Wöllnerische Dekrete abschrecken, „das edelste Recht des vernünftigen Menschen, frei und redlich in der Erkenntniß der wohlgeprüften Wahrheit fortzuschreiten, mit christlichem Muthe in Anspruch zu nehmen, gegen alle Geistesknechtschaft, wie gegen allen Gewissenszwang ewigen Widerspruch einzulegen und ungestörte, innere Glaubensfreiheit zu behaupten."

Nach diesem Grundsatze halten auch wir an dem Rechte, Antheil zu nehmen an den glücklichen Resultaten, welche die Forschungen so vieler geistreicher und gelehrter Männer zu immer tieferer Erkenntniß christlicher Wahrheit und zur wahren Fortbildung des Christenthums zur Völker beglückenden Weltreligion gehabt haben. Diese Resultate sind keine individuellen Ansichten und Meinungen, ihrer erfreut sich vielmehr die christliche Kirche überall, wo sie diesem Namen Ehre machte, zumal in dem erleuchteten Deutschland, das der eminenten Mehrzahl nach sich der altvettelischen Fabeln entschlagen hat (1. Timoth. 4, 1) und einen vernünftigen und erleuchteten Christenglauben zum wahrhaften geistigen Heile der Gläubigen bekennt, welchen Selbsttäuschungen von Voranschritten in Rückschritten die sogenannten Neuevangelischen sich auch hingeben mögen. Mögen sie ihre **Athanasios** und **Anselmos redivivos**, ihre **Calovios** und **Hollazios** behalten: nur unserer Kirche sollen sie den gedeihlichen religiösen Frieden nicht stören, den Glauben unseres Volkes nicht antasten und nicht mit vollen Händen die unheilvolle

Saat religiöser Zwietracht ausstreuen; denn diese Saat bringt nur bittere Früchte für die selbst, welche sie gesäet haben!“‟‟ —

Unsere vereinigte Kirche ist also auf das Evangelium und nicht auf die Symbole früherer Jahrhunderte gegründet; wie gut könnte man darum, wenn es nicht zu intolerant wäre, jenen fremden Herren den eigenen Rath, nur in etwas veränderter Gestalt, zurückgeben: „Gehet mit Hermann Tast unter die Linde und bauet euch da eine symbolische Kirche, oder wie ihr sie sonst nennen wollt; nur nennet sie nicht eine evangelische.“

Aber nein, sie mögen bleiben; wir wollen sie als Brüder in Christo achten und ehren: nur sollen sie uns nicht verdammen, wenn wir auf einem andern Wege zum Ziele wandeln, als sie; nur sollen sie uns nicht verklagen als Verstörer des Heiligthums, was wir nicht sind, sondern davon denken, daß es nicht die Prediger sind, welche den Gang des Zeitalters bestimmen; sondern daß sie dem Einflusse des Zeitalters eben so unterworfen sind, wie jeder andere Stand, der sich mit Wissen und Glauben beschäftigt. Das Ziel, dem wir nachstreben, ist ja Eins, nämlich Religiosität und Tugend. Ein anderes suchen ja auch sie nicht beim Gebrauche des alten Systems zu erreichen! — Uns soll der Grundsatz einigen: „laßt uns nach Wahrheit streben mit Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus.“ (Ephes. 4, 15) Vis unita fortior! Symbolische Formelklauberei und eitles Wortgezänke dagegen seien aus unserer Mitte verbannt; denn sind sie nicht papistisch, so sind sie doch abergläubisch und verkehrt! (1. Timoth. 1, 4; — 6, 4. 5.)! — Die altgläubige Partei bedenke und beherzige übrigens wohl, was dieser Schlußreim sagt:

„Das Christenthum in fixe Formeln forciren
„Und die Vernunft hinaus spediren,
„Heißt: den heiligen Geist insultiren,
„Die Schätze der Menschheit spoliren
„Und die Kirche zum Tollhause constituiren.“

Th. — am 5. April 1846.

L.

42.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

Erster Theil.

Nachweis, daß die Vorstellung von der Gottheit Jesu der Bibel nicht nur durchaus fremd, sondern auch geradezu entgegen ist.

A. Altes Testament.

Obgleich der eigentliche, hier versprochene Nachweis nur durch das Neue Test. geliefert werden kann, so hat sich doch der im N. T. herrschende Begriff von Christus aus dem A. T. entwickelt, weßhalb es von wesentlichem Nutzen ist, sich eine klare Vorstellung von der im A. T. herrschenden Christusidee zu machen, indem dadurch auf die später in die Untersuchung zu ziehenden Neutestamentlichen Stellen vielfach ein aufklärendes Licht fallen wird.

Die Bedeutung des Wortes „Christus" und den Begriff desselben müssen wir zuerst klar machen. Denn daß wir gewohnt sind, diese Benennung mit dem Namen Jesu zu verbinden, dieß kommt daher, weil dieselbe nichts anderes ist, als eben die Bezeichnung dessen, wofür Jesus sowohl selbst gehalten seyn will, als auch nach übereinstimmender Ansicht der Apostel und Evangelisten und der ganzen Christenheit gehalten werden soll. So sagt z. B. Johannes: „Wer da glaubet, Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren" (**1. Joh. 5, 1**), und diesen Ausspruch finden wir, wie wir später sehen werden, im Munde Jesu und der Apostel sehr häufig wieder.

1. Was heißt Christus auf deutsch?

Das griechische Wort Christus ist gleichbedeutend mit dem hebräischen „Messias" und heißt wörtlich ein Gesalbter und bezeichnet zunächst einen König, weil die Könige, namentlich die israelitischen zum Zeichen ihrer Würde gesalbt wurden. Zum Erstenmale geschah dies durch den Priester Samuel an Saul, welcher diesen zum ersten Könige der Israeliten salbte. M. vergl. **1. Sam. 10, 1**: „Da nahm Samuel ein Oelglas und goß es auf sein (Saul's) Haupt und sprach: Siehest Du, daß dich der Herr zum Fürsten über sein Erbtheil gesalbt hat." Da diese Salbung im Namen Gottes geschah, so erhielt sie die Bedeutung einer gött-

lichen Weihe; der König ist ein „Gesalbter des Herrn" (Psalm 132, 10. 17) und wird als eine geheiligte, gleichsam im Namen Gottes regierende Person angesehen.

2. Was bedeutet die Benennung „Christus" nach ihrem später allgemein geltend gewordenem Begriffe?

Es ist bekannt, daß schon lange vor der Zeit Jesu die Juden einen Messias erwarteten. Was sie sich darunter dachten, und wie diese Erwartung entstand, geht aus Folgendem hervor. Die Juden waren gewohnt, sich als das auserwählte Volk Gottes anzusehen, welches allein den wahren Gott kenne, an dem es auch nur allein Theil habe, der schon in der ältesten Zeit ihrem Stammvater Abraham die Verheißung gegeben, daß er seinen Nachkommen gnädig seyn, sie zum Hauptvolke der Erde machen, ja alle Geschlechter auf Erden durch sie segnen werde*) (1 Mos. 12, 3) und daß

*) Wir erkennen hier auf eine höchst merkwürdige Weise, mitten in der Hülle der menschlich beschränkten und theilweise irrigen, — weil selbstsüchtig aufgefaßten — Begriffe der Israeliten von Gott und ihrer Erwählung, doch zugleich auch einen Kern der Wahrheit. Die Geschichte hat es gezeigt, daß Gott allerdings das Volk Israel ausersehen hatte, daß aus seinem Schooße das Heil für die ganze Welt ausgehen sollte. Die Juden hatten zuerst den Glauben an den einen Gott, und unter ihnen wurde Christus geboren, welcher unläugbar der Grund- und Eckstein alles Besseren ist, was die christliche Welt heute an Erkenntniß und Sittlichkeit vor anderen Völkern besitzt; wie es auch nicht minder gewiß ist, daß eben diese christlichen Elemente es sind, welche einst noch bei allen Völkern werden Geltung erlangen; und so nach jenem vor mehr als dreitausend Jahren im Namen Gottes ausgesprochene Worte, durch Abrahams Saamen alle Geschlechter auf Erden werden gesegnet werden.

Wenn wir diese und viele andere Stellen der Bibel, mit welchen es eine gleiche Bewandtniß hat, erwägen, so müssen wir staunend ausrufen: Siehe, das ist ein Wunder vor unseren Augen; dann müssen wir, — so unmöglich es uns auch ist, an eine wörtliche Eingebung der Bibel zu glauben, so unmöglich es uns ist, die mancherlei, namentlich im Alten Test. vorkommenden Menschlichkeiten zu verkennen, dennoch voll Bewunderung und tiefer Ehrfurcht bekennen: Wahrlich, „Gott hat manchmal und auf mancherlei Weise zu den Vätern geredet durch die Propheten!" Ja, die Bibel enthält wahrhaftig Gottes Wort. Aber das göttliche Wort in der Schrift gleicht einer köstlichen Frucht, die aus Kern und Schaale besteht. Wer weise ist sucht die Schaale zu öffnen, und den Kern zu gewinnen, während der Thor behauptet, die Schaale sei eben so viel werth, als der Kern, und sich an derselben entweder die Zähne ausbeißt, oder sich den Magen daran verdirbt.

Gott, dieser seiner Verheißung eingedenk, mit seinem besondern Schutz über diesem Volke walte und denselben schon auf die vielfältigste Weise fort und fort bethätigt habe. Sie dachten sich dieses ihr Verhältniß zu Gott als einen Bund, welchen Jehovah mit ihnen geschlossen („Der Herr, unser Gott hat einen Bund mit uns gemacht zu Horeb“ 5. Mos. 5, 1; vergl. 1. Mos. 17, 1. 7; 2. Mos. 19), darin bestehend, daß Israel nur den einen Gott Jehovah anerkennen, verehren und seine durch Moses gegebenen Gebote und Satzungen halten solle, wofür Jehovah seinerseits sie schützen und ihnen Glück und Segen geben werde. Würden nun die Israeliten diesen Bund halten, so werde Jehovah ihn auch halten; würden sie aber denselben brechen, so werde Jehovah sie dafür strafen und seine Gnade, Glück und Segen ihnen entziehen; vergl. 5 Mos. 29, 9 „So haltet nun die Worte dieses Bundes und thut darnach, — — daß du einhergehest in dem Bunde des Herrn, deines Gottes, auf daß er dich heute ihm zum Volk aufrichte und er dein Gott sei, wie er dir geredet hat und wie er deinen Vätern, Abraham, Isaac und Jakob geschworen hat.“ — Wofern aber Israel „sein Herz von dem Herrn wende, daß es hingehe und diene den Göttern dieser Völker (Heiden), — — da wird der Herr nicht gnädig seyn, — — so wird sein Zorn rauchen wie über Sodom und Gomorrha, und die Völker werden sagen: warum hat der Herr diesem Lande also gethan? Was ist das für ein großer, grimmiger Zorn? So wird man sagen: Darum, daß sie den Bund des Herrn, ihrer Väter Gott, verlassen haben, den er mit ihnen machte, da er sie aus Aegyptenland führete, und sind hingegangen und haben anderen Göttern gedienet und sie angebetet, solche Götter, die sie nicht kennen und die ihnen nichts gegeben haben; darum ist der Zorn des Herrn ergrimmt über dies Land, daß er über sie hat kommen lassen alle Flüche, die in diesem Buche stehen; und der Herr hat sie aus ihrem Lande gestoßen mit großem Zorn, Grimm und Ungnade, und hat sie in ein anderes Land geworfen, wie es stehet heutigen Tages.“ — Als nämlich das Volk Israel, nachdem es längere Zeit, vornehmlich unter der Regierung des gottesfürchtigen Königs David und seiner Nachkommen, eines glücklichen und ruhmvollen Zustandes sich zu erfreuen gehabt, späterhin in üble Verhältnisse, in Abgötterei

und Unsittlichkeit und in innere Zerüttung aller Art, und eben dadurch auch bald in äußere Unterjochung gerieth, so daß ein großer Theil des Volkes sogar mehrmals in die bekannte assyrisch-babylonische Gefangenschaft (in dem Zeitraum zwischen 600 und 500 vor Christi Geburt, geendigt durch den gegen die Israeliten freundlich gesinnten (Esr. 1, 7; 5, 14. Dan. 6, 28; 10, 1) Perserkönig Cyrus oder wie die Bibel sagt Kores, nachdem er den Assyrer Nebukadnezar besiegt hatte, (Esr. 1, 1. 3. gegen das Jahr 530 vor Chr.) weggeführt wurde, so erblickten sie hierin eine göttliche Strafe in Folge ihrer Bundbrüchigkeit. Daß dies Unglück eine verdiente Strafe besonders für ihre Abgötterei sei, dies sprechen fromme Männer in Israel aus. Jesaias (24, 5) ruft aus: „Das Land ist entheiligt von seinen Einwohnern; denn sie übergehen das Gesetz und ändern die Gebote und lassen fahren den ewigen Bund. Darum frißt der Fluch das Land, denn sie verschulden es. Darum verdorren die Einwohner des Landes; der Weinstock verschmachtet, die Freude der Pauken feiert, das Jauchzen der Fröhlichen ist aus, die leere Stadt ist zerbrochen; — eitel Verwüstung ist in der Stadt geblieben und die Thore stehen öde." — Aber eben hieran mußte sich auch der Gedanke knüpfen: dieser Fluch Gottes kann durch Rückkehr zu Gott wieder gewendet werden, der Herr wird seines mit Israel geschlossenen Bundes, — denn er ist als ein „ewiger" Bund geschlossen worden, — wieder gedenken und Israel auf's neue gnädig seyn (3 B. Mos. 26 ganz). Vergl. auch Hos. 6, 15 ff. „Wenn sie ihre Schuld erkennen und sagen: Kommet wir wollen wieder zum Herrn, denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen, — — dann wird der Herr hervorbrechen wie die schöne Morgenröthe; — — wie will ich dir dann so wohl thun Ephraim und Manasse." Vergl. auch Jes. 54, 7—10. „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser; denn solches soll mir seyn wie das Wasser Noah's, da ich schwur, daß die Wasser Noah's sollten nicht mehr über den Erdboden gehen. Also habe ich geschworen, daß ich nicht über dich zürnen, noch dich schelten will; denn es sollen wohl

Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer." Ferner Ezechiel 16, 59. 62. „Denn also spricht der Herr Herr: Ich will dir thun, wie du gethan hast, daß du den Eid verachtest und brichst den Bund. Ich will aber gedenken an meinen Bund, den ich mit dir gemacht habe zur Zeit deiner Jugend, und will mit dir einen ewigen Bund aufrichten, — — daß du erfahrest, daß Ich der Herr sey. S. auch Kap. 36, 33. „So spricht der Herr Herr: zu der Zeit, wenn ich euch reinigen werde von allen eueren Sünden, so will ich die Städte wieder besetzen und die Wüsten sollen wieder gebauet werden." Und Hos. 14, 6. „Dann soll mein Zorn sich von ihnen wenden; ich will Israel wie ein Thau seyn, daß es blühen soll wie eine Rose und seine Wurzeln sollen ausschlagen wie Libanon." — Bei solchen Hoffnungen der Erlösung aus ihrem Elende richteten sich die Gedanken der Israeliten ganz besonders auf das von Alters her um seiner Frömmigkeit und seiner ruhmvollen Regierung willen in hohen Ehren stehend und gewissermaßen für heilig gehaltene Haus Davids, welches überdieß die besondere göttliche Verheißung empfangen hatte 2 Sam. 7, 16. „Dein (Davids) Haus und Königreich soll beständig seyn ewiglich vor dir, und dein Stuhl soll ewiglich bestehen." — Vergl. V. 12 ff. „Ich will deinen Saamen nach dir erwecken, der von deinem Leibe kommen soll, dem will ich sein Reich bestätigen, und will den Stuhl seines Königreichs bestätigen ewiglich!" Salomo, dem Sohne Davids, wird diese Verheißung erneuert 1 Kön. 8, 5.— „So will ich bestätigen den Stuhl deines Königreichs über Israel ewiglich; wie ich deinen Vater David geredet habe und gesagt: es soll dir nicht gebrechen an einem Manne vom Stuhl Israels." — Vergl. auch Ps. 89, 21—37. „Ich habe gefunden meinen Knecht David, ich habe ihn gesalbt mit meinem heiligen Oel. . . . Ich will ihm ewiglich behalten meine Gnade und mein Bund soll ihm fest bleiben. Ich will ihm ewiglich Saamen geben, und seinen Stuhl, so lange der Himmel währet, erhalten. Wo aber seine Kinder mein Gesetz verlassen, und in meinen Rechten nicht wandeln — so will ich ihre Sünden mit der Ruthe heimsuchen und ihre Missethat mit Plagen. Aber meine Gnade will ich nicht von ihm

wenden, und meine Wahrheit nicht fehlen lassen. Ich will mein Bündniß nicht entheiligen, und nicht ändern, was aus meinem Munde gegangen ist. Ich habe geschworen bei meiner Heiligkeit: Ich will David nicht lügen; sein Saame soll ewig seyn, und sein Stuhl vor mir wie die Sonne." — Gestützt auf diese Verheißungen bildete sich bei den Israeliten, zur Zeit ihres Unglücks, allmählig in immer bestimmterer Form und in immer ausgedehnterem Maße der Gedanke, die Hoffnung, die Zuversicht, welche zuletzt als abermalige, göttliche Verheißung von den Propheten ausgesprochen wurde, daß aus David's Stamme auf's Neue Heil über Israel kommen werde in der Person eines gottesfürchtigen und darum von Gott geliebten, mit Weisheit und Macht begabten Königs, welcher sein Volk aus der fremden Sclaverei befreien, und im Gegentheil als siegreicher Eroberer ihm die Herrschaft über andere Völker verschaffen, sein Reich mit Weisheit und Milde regieren und beglücken, und gleichsam ein goldenes Zeitalter herbeiführen werde. Vergl. Ezech. **24**, **23** ff. „Und ich will ihnen einen einigen Hirten erwecken, der sie weiden soll, nämlich meinen Knecht David. Der wird sie weiden und ihr Hirte seyn — — und sie sollen nicht mehr den Heiden zum Raube werden — — und sollen erfahren, daß Ich, der Herr, ihr Gott bei ihnen bin rc."; oder Jes. **11**, **1**. „Es wird eine Ruthe aufgehen vom Stamm Isai (Davids Vater) und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen, auf welchem ruhen wird der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn." Ferner Ezech. **37**, **24** — **28**. „Und mein Knecht David soll ihr König und ihr einziger Hirte seyn. Und sollen wandeln in meinen Rechten, und meine Gebote halten und darnach thun. Und sie sollen wieder im Lande wohnen, das ich meinem Knechte Jakob gegeben habe, darinnen euere Väter gewohnt haben. Sie und ihre Kinder und Kindeskinder sollen darinnen wohnen ewiglich, und mein Knecht David (d. h. David's Geschlecht) soll ewiglich ihr Fürst sein. Und ich will mit ihnen einen Bund des Friedens machen, das soll ein ewiger Bund sein mit ihnen, und will sie erhalten und mehren und mein Heiligthum soll unter ihnen seyn ewiglich. Und will unter ihnen wohnen und will ihr Gott

seyn, und sie sollen mein Volk seyn; daß auch die Heiden sollen erfahren, daß ich der Herr bin." — Dan. 7, 27. Das Reich, Gewalt und Macht unter dem ganzen Himmel wird dem heiligen Volk (Israel) gegeben werden." — Jes. 35, 10. Die Erlöseten des Herrn werden wieder kommen (aus der Gefangenschaft) und gen Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte seyn."

Ursprünglich war der Messiasbegriff unstreitig vorzugsweise der eines Erlösers von leiblicher Noth, wenn gleich immer damit der Gedanke verbunden war, daß Rückkehr des Volkes zu Gott und Gottes Geboten die Bedingung seiner Erlösung sei. Allmählich aber trat das Letztere mehr und mehr in den Vordergrund und gestaltete sich namentlich bei den erleuchteten Männern Israels, den Propheten, zur Hauptidee, und was anfangs nur als Bedingung, daß Gott den helfenden Messias senden werde, gedacht war, das wird nun immer mehr als der Zweck seiner Sendung selbst gedacht, nämlich die religiöse und sittliche Besserung des Volkes; die Messiasidee wird immer mehr eine geistige, wiewohl die Erwartung auch eines äußerlich glücklichen Zustandes immer damit verbunden bleibt. Jerem. 33, 14—16. „Siehe es kommt die Zeit, — daß ich dem David ein gerecht Gewächs aufgehen lassen will, und soll ein König seyn, der wohl regieren wird und soll Recht und Gerechtigkeit anrichten auf Erden." Noch mehr Kap. 31, 31—34. „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen. Nicht wie der Bund gewesen ist, den ich mit ihren Vätern machte, da ich sie bei der Hand nahm, da ich sie aus Egyptenland führete, welchen Bund sie nicht gehalten haben, und ich sie zwingen mußte, spricht der Herr; sondern das soll der Bund seyn, den ich mit dem Hause Israel machen will, nach dieser Zeit, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk seyn und ich will ihr Gott seyn. Und es wird Keiner den Andern, noch ein Bruder den andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn, sondern sie sollen mich Alle kennen, beide klein und groß. Dann will ich ihnen ihre Missethat vergeben und ihrer Sünden nicht mehr gedenken." Auch die Heidenvölker werden nun

nicht mehr sowohl als Israels Herrschaft zu Unterwerfende, als vielmehr durch es Gesegnete und mit ihm an dem Heil geistiger Erlösung Theilnehmende gedacht. Jes. 55, 5. „Siehe, du wirst einst Heiden rufen, die du nicht kennest, und Heiden, die dich nicht kennen, werden zu dir laufen um des Herrn willen deines Gottes." Jes. 25, 7 ff. „Und zu der Zeit wird der Herr die Hüllen wegthun, womit alle Völker verhüllet sind und die Decke, womit alle Heiden zugedeckt sind; — — zu der Zeit wird man sagen: siehe, das ist unser Gott; das ist der Herr auf den wir harren, daß wir uns freuen und fröhlich seien in seinem Heil" Indessen war dieser reinere, höhere Messiasbegriff wohl zu keiner Zeit der eigentlich im Volk herrschende; dort, bei den roheren Naturen, blieb immer die Erwartung eines zeitlichen Heils der Hauptgedanke. Alles dies ist in der menschlichen Natur selbst gegründet. Die Sehnsucht und die Hoffnung nach einer besseren Zeit liegt tief im menschlichen Gemüth. „Die Welt wird alt, und wieder jung, der Mensch hofft immer Verbesserung" sagt Schiller. Diese Sehnsucht verbunden mit einer Ahnung des Kommens einer solchen bessern Zeit ist von dem Schöpfer selbst dem Menschen eingepflanzt, als eine der Hauptbewegkräfte, welche den Menschen und die Menschheit selbst zur Erfüllung ihrer Bestimmung, zum Fortschreiten antreiben sollen. Diese angeborene Sehnsucht nach einer besseren Zukunft regt sich aber natürlich am stärksten in Zeiten der Noth und des Elendes, wie es bei den Israeliten der Fall war. Sie gestaltet sich ferner, nach Maßgabe der edleren oder roheren Naturen, zu einem mehr das menschlich Höhere oder Niedere, mehr das Geistige oder das Körperliche darstellenden Bild. So ging es denn auch bei den Juden; begreiflicher Weise blieb bei der Masse des Volkes, in der Idee des Messias und des von ihm zu erwartenden Heils, das äußere Irrdische und Leibliche vorherrschend, während nur die geringere, vielleicht sehr geringe Zahl der Höherstehenden unter den Israeliten die von den Propheten ausgesprochene erhabene Idee des Messias als eines geistigen Helfers, Erlösers und Beglückers in sich aufzunehmen vermochten. Doch mischten sich beide Vorstellungen mit einander und zwar je länger desto mehr, und nachdem einmal die Messiashoffnung sich zu einer bestimmten festen Gestalt im Volk Israel ausgebildet hatte, so be-

stand sie ohne Zweifel in der Erwartung eines von Gott aus den Nachkommen Davids zu erweckenden mit äußerem Glanz auftretenden Befreiers und Beglückers Israels, welcher jedoch zugleich auch im Namen Gottes, mit prophetischer und hohepriesterlicher Weihe bekleidet, göttliche Wahrheit und göttliches Recht in seinem Reiche aufrichten werde. — Daß nicht gar lange vor Jesu Zeit, wo die Juden wieder unter einem anderen drückenden Joche, dem der Römer, seufzten, der Messias namentlich als Erlöser von diesem gehaßten Römerjoch erwartet wurde, ist bekannt, indem mehrere fasche Messiasse aufstanden, welche alsbald großen Anhang bei dem Volk gewannen, aber auch im Aufruhr gegen die Römer einen schnellen Untergang fanden. Vergl. Apostelgesch. 5, 36. „Vor diesen Tagen stand auf Theudas und gab vor, er wäre etwas (der Messias) und hingen ihm an eine Anzahl Männer bei vierhundert; der ist erschlagen und Alle, die ihm zugelaufen, sind zerstreut und zu nichte worden. Darnach stand auf Judas aus Galiläa und machte viel Volks abfällig, und er ist auch umgekommen und Alle, die ihm zufielen, sind zerstreuet.“ Auch zu Jesu Zeit sehen wir diese Vorstellung vom Messias im Volk herrschen. Obgleich er selbst nie im Entferntesten durch irgend eine Aeußerung Anlaß dazu gegeben hatte, daß er ein Messias in diesem Sinn, ein Befreier Israels durch äußere Gewalt seyn wolle, vielmehr, wie er vor Pilatus ausdrücklich erklärte „mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Joh. 18, 36), so auch während seines ganzen Lebens gelehrt hatte, z. B. Luc. 17, 21: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch,“ — so sehen wir doch, daß nicht allein das Volk anfänglich keinen anderen Messias in ihm erblickte als einen äußeren Gewaltherrscher, wie sie den Erwarteten sich zu denken gewohnt waren, weßhalb sie Jesum auch einmal mit Gewalt zu ihrem König ausrufen wollten (Joh. 6, 15), sondern sogar seine eigene Jünger sehen wir lange Zeit in ähnlichen Vorstellungen und Erwartungen befangen z. B. Ap.-Gesch. 1, 6: „Die (Jünger Jesu) aber, welche zusammengekommen waren, fragten ihn, Herr willst du auf diese Zeit das Reich Israel wieder aufrichten?“ Und die Mutter des Jakobus und Johannes, des Zebadäus Weib, stellt das Bittgesuch an Jesum: „Herr, laß diese meine zwei Söhne sitzen in deinem (weltlichen) Reiche zu deiner

Rechten und Linken;" worauf Jesus antwortet: „Ihr wisset nicht was ihr bittet." (Matth. 20, 21.) *) — Indessen sehen wir auch deutliche Spuren, daß doch zugleich auch im Volke allgemein die Vorstellung bestand, der Messias werde auch als Prophet, und als Lehrer und Offenbarer der göttlichen Wahrheit auftreten; nachdem z. B. Jesus einmal mit einen samaritanischen Weibe über die wahre Gottesverehrung geredet hatte, sagt diese zu ihm: „Ich weiß, daß der Messias kommt, den man auch Christus heißt. Wenn derselbige kommen wird, so wird er es uns alles verkündigen." (Joh. 4, 25.)

(Fortsetzung folgt.)

20.

Statistische Notizen über Erledigungen und Besetzungen prot. Pfarreien in der bayerischen Pfalz zc. seit 1833 bis Ende 1845.

Der ganze Consistorialbezirk Speyer ist in 15 Dekanate mit 239 Pfarreien eingetheilt. Das Dekanat Neustadt ist am größten und umfaßt 27 Pfarreien; das Dekanat Winnweiler dagegen ist am kleinsten und umfaßt nur 8 Pfarreien. Die übrigen Dekanate bestehen aus 24 Pfarreien bis zu 9 Pfarreien herab.

Die Gesammtseelenzahl der Protestanten in der Pfalz beträgt circa 300,000.

Seit 1833 bis 1. Januar 1846 fanden 201 Besetzungen erledigter Pfarreien mit folgenden Geistlichen und Candidaten statt:

*) Daß auch noch nach Jesu Zeit die Erwartung eines irdischen Messias fortbestand, ist bekannt, indem gerade sie es war, welche die Zerstörung Jerusalems und des ganzen jüdischen Reiches herbeiführte. Einem gewissen Simon, zugenannt Bar-Chochba (Sohn des Sterns), war es gelungen, sich als Messias Anerkennung und allgemeinen Anhang zu verschaffen, die Römer wirklich aus dem Lande zu vertreiben und drei Jahre lang als vermeintlicher Messias zu regieren; bis die Römer, nach mehreren mißlungenen Feldzügen gegen ihn, mit ungeheuerer Uebermacht, unter Vespasian im Jahr 75, Stadt und Land eroberten und verheerten, und den Ueberrest des israelitischen Volkes in alle Welt zerstreuten.

1. Im Jahre 1833.

Gaugrehweiler (Dekanat Obermoschel) Pfr. Pöhn von Hochstätten.
Vorderweidenthal (Bergzabern) Candidat Herche von Weitersweiler.
Altdorf (Landau) Pfarrer Reitz von Heuchelheim.
Schiersfeld (Obermoschel) Candidat Ney von Zweibrücken.
Annweiler (Bergzabern) Pfarrer Geib von Leinsweiler.
Ruchheim (Speyer) Candidat Römich von Gangloff.
Speyer (Speyer) Dr. Theol. Rust von Erlangen.
Oggersheim (Speyer) Pfarrer Jacob von Wolfstein.
Heuchelheim (Bergzabern) Pfarrer Höpffner von Offenbach.
Leinsweiler (Landau) Pfarrer Ehrhardt von Schmalenberg.
Wörth (Germersheim) Candidat Rink von Landau.
Hochstätten (Obermoschel) Candidat Heintz von Zweibrücken.

2. Im Jahre 1834.

Offenbach (Landau) Pfr. Bruckner von Böbingen.
Wolfstein (Lauterecken) Pfr. Fröhlich von Trippstadt.
Mimbach (Zweibrücken) Pfr. Müller von Winterbach.
Schmalenberg (Pirmasens) Candidat Köhler von Frankenthal.
Ernstweiler (Zweibrücken) Pfr. Geul von Walsheim.
Steinwenden (Homburg) Pfr. Gutheil von Reichenbach.
Rüssingen (Kirchheimbolanden) Pfr. Glaser von Altleiningen.
Böbingen (Landau) Candidat Müller von Zweibrücken.
Gangloff (Lauterecken) Candidat Ley von St. Alben.
Mechtersheim (Speyer) Candidat Schimper von Cusel.
Reichenbach (Homburg) Candidat Remy von München.
Walsheim (Zweibrücken) Pfr. Gassert von Herschberg.
Lachen (Neustadt) Pfr. Krafft von Katzweiler.
Rumbach (Pirmasenz) Candidat Kalbfuß von Albersweiler.
Zweibrücken (Zweibrücken) Professor Krieger von Zweibrücken.
Zeiskam (Germersheim) Candidat Gerlach von Kaiserslautern.
Trippstadt (Kaiserslautern) Candidat Göppel von Speyer.

3. Im Jahre 1835.

Billigheim (Bergzabern) Pfr. Augustin von Weilerbach.
Cusel (Cusel) Pfr. Welsch von Gönnheim.
Winterbach (Zweibrücken) Pfr. Serini von Hermersberg.

Herschberg (Pirmasenz) Pfr. Lebachelle von Altripp.
Altleiningen (Frankenthal) Candidat Mathias von Contwig.
Sembach (Kaiserslautern) Candidat Fleischmann von Mannheim.
Katzweiler (Kaiserslautern) Pfr. Fischer von Rothselberg.
Alsenborn (Kaiserslautern) Pfr. Blasius von Marienthal.
St. Alben (Obermoschel) Candidat Welsch von Odernheim.
Freckenfeld (Germersheim) Pfr. Dörr von Otterberg.
Weilerbach (Kaiserslautern) Candidat Dahl von Webenheim.
Gönnheim (Neustadt) Pfr. Römmich von Ruchheim.
Gommersheim (Landau) Pfr. Knobeloch von Otterberg.
St. Julian (Cusel) Candidat Eller von Ebertsheim.
Luthersbrunn (Pirmasenz) Candidat Baumann von Einöllen.
Hermersberg (Pirmasenz) Candidat Bollinger von Rieschweiler.
Altripp (Speyer) Candidat Renner von Meckenheim.
Speyer (Speyer) Pfr. Wagner von Dielkirchen.
Winnweiler (Kaiserslautern) Pfr. Saul von Mittelbrunn.
Otterberg (Kaiserslautern) Pfr. Schimper von Mechtersheim.

4. Im Jahre 1836.

Altenglan (Cusel) Candidat Müller von Altenglan.
Marienthal (Obermoschel) Candidat Fabricius von Pirmasenz.
Ruchheim (Speyer) Candidat Scholler von Neustadt.
Lambsborn (Homburg) Candidat Stähler von Walsheim.
Rothselberg (Lauterecken) Candidat Lattermann von Grünstadt.
Otterberg (Kaiserslautern) Candidat Blaul von Speyer.
Dielkirchen (Obermoschel) Pfr. Schmidtborn von Morschheim.
Mittelbrunn (Homburg) Candidat Wild von Zweibrücken.
Wachenheim (Neustadt) Pfr. Weber von Neustadt.
Frankweiler (Landau) Professor Michel von Landau.
Morschheim (Kirchheimbolanden) Pfr. Clauer von Großbockenheim.
Rüssingen (Kirchheimbolanden) Pfr. Jung von Gundersweiler.
Neustadt (Neustadt) Pfr. Börsch von Mußbach.

5. Im Jahre 1837.

Albisheim (Kirchheimbolanden) Pfr. Gyßling von Mauchenheim.
Lambsheim (Frankenthal) Pfr. Baum von Gerolsheim.
Mußbach (Neustadt) Pfr. Grün von Sausenheim.

Digitized by Google

Mauchenheim (Kirchheim) Pfr. Ruppelius von Imsbach.
Großbockenheim (Frankenthal) Pfr. Lattermann von Rothselberg.
Gundersweiler (Kaiserslautern) Candidat Dietzsch von Rorheim.
Frankenthal (Frankenthal) Seminardirektor Zöller von Kaiserslautern.
Westheim (Germersheim) Pfr. Roos von Haardt.
Gerolsheim (Frankenthal) Pfr. Hoos von Finkenbach.
Sausenheim (Frankenthal) Pfr. Baumann von Luthersbrunn.
Winterbach (Zweibrücken) Pfr. Reu von Schiersfeld.
Rohrbach (Bergzabern) Pfarrer Antz von Ingenheim.
Altleiningen (Frankenthal) Candidat Mathias von Neuhornbach.
Imsbach (Kaiserslautern) Candidat Heintz von Limbach.

6. Im Jahre 1838.

Cusel (Cusel) Pfarrer Bietz von Mühlheim.
Haardt (Neustadt) Candidat Cullmann von Niederkirchen.
Luthersbrunn (Pirmasenz) Candidat Frey von Winzigen.
Schiersfeld (Obermoschel) Pfarrer Schmidt von Niederhausen.
Finkenbach (Obermoschel) Pfarrer Welsch von St. Alban.
Rothselberg (Lauterecken) Candidat Berkmann von Homburg.
Ingenheim (Bergzabern) Candidat Frantz von Sippersfeld.
Zweibrücken (Zweibrücken) Decanatsverweser Müller v. Neuhornbach.
Frankenthal (Frankenthal) Pfarrer und Decanatsverweser Lattermann von Großkarlbach.
Niederhausen (Obermoschel) Candidat Welsch von Kaiserslautern.
Mühlheim (Frankenthal) Candidat Zinn von Ilbesheim.
Contwig (Zweibrücken) Candidat Piton von Fußgönnheim.
St. Alban (Obermoschel) Pfarrer Gerlach von Zeiskam.
Nünschweiler (Pirmasenz) Pfarrer Mathias von Elmstein.
Neuhornbach (Zweibrücken) Pfarrer Maurer von Wallhalben.
Großkarlbach (Frankenthal) Candidat und Studienlehrer Löhlein aus Altbaiern.

7. Im Jahr 1839.

Cusel (Cusel) Pfarrer Ney von Winterbach.
Ilbesheim (K.-Bolanden) Pfarrer und quiescirter Consistorialrath Müller von Erpolsheim.
Mutterstadt (Speyer) Pfarrer Lipps von Rechtenbach.

Elmstein (Neustadt) Candidat Dannheimer v. Kempten in Altbaiern.
Zeiskam (Germersheim) Candidat Hütwohl von Alsenborn.
Schmalenberg (Pirmasenz) Candidat Höpffner von Herschberg.
Wallhalben (Pirmasenz) Candidat Lippert aus Altbaiern.
Niederkirchen (Kaiserslautern) Pfarrer Dahl aus Weilerbach.
Winterbach (Zweibrücken) Pfarrer Mayer von Theisbergstegen.
Dielkirchen (Obermoschel) Pfarrer Machwirth von Kerzenheim.
Erpolzheim (Neustadt) Pfarrer Schaffner von Germersheim.
Rechtenbach (Bergzabern) Pfarrer Humbert von Bellheim.
Theisbergstegen (Cusel) Candidat Vogt von Glanmünchweiler.
Neuhornbach (Zweibrücken) Pfarrer Kremer von Tiefenthal.

8. Im Jahre 1840.

Weilerbach (Kaiserslautern) Candidat W. Stepp von Meckenheim.
Kerzenheim (Kirchheimbolanden) Pfarrer Lehmann von Weisenheim am Berg.
Bellheim (Germersheim) Pfarrer Kalbfuß von Rumbach.
Sausenheim (Frankenthal) Pfarrer Mathias von Altleiningen.
Germersheim (Germersheim) Pfarrer Weißmann von Erlenbach.
Kleinfischlingen (Landau) Pfarrer Dörr von Freckenfeld.
Niederkirchen (Cusel) Pfarrer Rink von Wörth.
Rumbach (Pirmasenz) Candidat und Subrector Vögelé von Annweiler.
Erlenbach (Germersheim) Pfarrer Dietzsch von Gundersweiler.
Weisenheim am Berg (Frankenthal) Candidat Gröber aus Sachsen-Altenburg.
Tiefenthal (Frankenthal) Pfarrer Ullmann von Altenbamberg.
Altleiningen (Frankenthal) Candidat Wischan von Kriegsfeld.

9. Im Jahre 1841.

Kaiserslautern (Kaiserslautern) Pfarrer und Dekan Börsch von Neustadt.
Freckenfeld (Germersheim) Pfarrer Hepp von Oppau.
Gundersweiler (Kaiserslautern) Candidat Biebinger v. Mutterstadt.
Wörth (Germersheim) Candidat F. Stepp aus Meckenheim.
Mauchenheim (Kirchheimbolanden) Pfarrer Fleischmann v. Sembach.
Landau (Landau) I. Pfarrstelle. Pfarrer Heintz aus Landau.

Digitized by Google

Neustadt (Neustadt) Pfarrer Saul von Winnweiler.
Sembach (Kaiserslautern) Candidat Fleischmann von Rockenhausen.
Altenbamberg (Obermoschel) Candidat Klippel von Kallstadt.
Herschberg (Pirmasenz) Candidat Brünings von Haßloch.
Oppau (Frankenthal) Lehrer und Candidat König von Dürkheim.
Bergzabern (Bergzabern) Dekan Wagner von Speyer.
Laumersheim (Frankenthal) Pfarrer Schmidt von Konken.

10. Im Jahre 1842.

Drußweiler (Bergzabern) Pfarrer Fröhlich von Mörzheim.
Fußgönnheim (Speyer) Pfarrer Vollmar von Hochspeyer.
Speier (Speier) Dekan Neu von Cusel.
Winnweiler (Kaiserslautern) Candidat Hollensteiner aus Altbaiern.
Mörzheim (Landau) Pfr. Schmidt v. St. Lambrecht.
Cusel (Cusel) Pfr. Moschel v. Altenkirchen.
Konken (Cusel) Pfr. Eller v. St. Julian.
Hochspeier (Kaiserslautern) Pfr. Wild v. Mittelbrunn.
Iggelheim (Speyer) Pfr. Frei v. Luthersbrunn.
Speier (Speier) Pfr. Cullmann v. Bergzabern.
Kaiserslautern (Kaiserslautern) Pfr. Schimper v. Otterberg.
Altenkirchen (Homburg) Pfr. Bollinger v. Hermersberg.
Rieschweiler (Zweibrücken) Candidat Candidus von Weilerbach.
St. Lambrecht (Neustadt) Candidat Ritter v. Hardenburg.

11. Im Jahre 1843.

St. Julian (Cusel) Candidat Schätzler aus Altbaiern.
Einöllen (Lauterecken) Pfr. Heintz v. Hochstetten.
Feil (Obermoschel) Pfr. Schmidt v. Schiersfeld.
Mittelbrunn (Homburg) Candidat Schiller aus Altbaiern.
Luthersbrunn (Pirmasenz) Candidat Rosenbauer aus Altbaiern.
Landau (Landau) Pfr. Löhlein v. Großkarlbach.
Otterberg (Kaiserslautern) Pfr. Blaul von Otterberg.
Bergzabern (Bergzabern) Pfr. Riehm von Barbelroth.
Schiersfeld (Obermoschel) Candidat Bastian v. Zweibrücken.
Hermersberg (Pirmasenz) Candidat Schäffer von Zweibrücken.
Hochstetten (Obermoschel) Candidat Stepp v. Meckenheim.
Albersweiler (Bergzabern) Pfr. Knobeloch v. Gommersheim.

Schwegenheim (Germersheim) Pfr. u. Dekan Weber v. Homburg.
Otterberg (Kaiserslautern) Pfr. Dannheimer v. Elmstein.
Großkarlbach (Frankenthal) Pfr. Esch v. Asselheim.
Böchingen (Landau) Pfr. Jakob von Oggersheim.
Barbelroth (Bergzabern) Pfr. Herche v. Vorderweidenthal.
Iggelheim (Speyer) Pfr. Berkmann von Rothselberg.

12. Im Jahre 1844.

Elmstein (Neustadt) Candidat Kalbfuß v. Kriegsfeld.
Homburg (Homburg) Pfr. und Dekan Scholler von Ruchheim.
Asselheim (Frankenthal) Cand. u. Studienlehrer Setzer v. Dürkheim.
Zell (Kirchheimbolanden) Candidat und Studienlehrer Wantzel von Kirchheimbolanden.
Gommersheim (Landau) Pfr. Haas v. Gerolsheim.
Oggersheim (Speier) Pfr. Baum v. Lambsheim.
Vorderweidenthal (Bergzabern) Candidat Heintz aus Zweibrücken.
Rothselberg (Lauterecken) Candidat Völker aus Altbaiern.
Lautersheim (Kirchheim) Pfr. Grün v. Mußbach.
Ruchheim (Speier) Pfr. Gröbe v. Weisenheim a. B.
Rhodt (Landau) Pfr. Stähler v. Lambsborn.
Kirchheimbolanden (Kirchheimbolanden) Pfr. Dörrzapf v. Oberndorf.
Speyer (Speyer) Pfr. Lippert v. Wallhalben.
Dürkheim (Neustadt) Pfr. Römich v. Gönnheim.
Herschberg (Pirmasenz) Pfr. Schiller v. Mittelbrunn.
Lambsheim (Frankenthal) Pfr. Göppel v. Trippstadt.
Dannenfels (Kirchheimbolanden) Pfr. Müller v. Steinbach.
Gerolsheim (Frankenthal) Pfr. Ley v. Gangloff.
Waldfischbach (Pirmasenz) Pfr. Pöhn v. Gaugrehweiler.
Alsenz (Obermoschel) Pfr. Welsch v. Niederhausen.
Weisenheim (Neustadt) Candidat Hofer v. Zweibrücken.
Homburg (Homburg) Pfr. Mathias v. Sausenheim.
Mußbach (Neustadt) Pfr. Hütwohl v. Zaiskam.
Lambsborn (Homburg) Pfr. Höpffner von Schmalenberg.
Wallhalben (Pirmasenz) Pfr. Wischan von Altleiningen.
Oberndorf (Obermoschel) Pfr. Blasius v. Alsenborn.

13. Im Jahre 1845.

Gangloff (Lauterecken) Candidat Zinn v. Rockenhausen.

Steinbach (Kirchheimbolanden) Candidat Gumbert v. Impflingen.
Niederhausen (Obermoschel) Candidat Bosch v. Ilbesheim.
Trippstadt (Kaiserslautern) Candidat Hepp v. Alsenborn.
Gönnheim (Neustadt) Subrektor u. Candidat Eckhardt v. Kallbach.
Weidenthal (Neustadt) Candidat Rompf v. Neustadt.
Mittelbrunn (Homburg) Candidat Frank aus Altbaiern.
Speyerdorf (Neustadt) quiescirter Pfr. Boos v. Rumbach.
Altleiningen (Frankenthal) Candidat Chelius v. Neustadt.
Schmalenberg (Pirmasenz) Candidat Medicus v. Grünstadt.
Gaugrehweiler (Obermoschel) Pfr. Heintz v. Imsbach.
Sausenheim (Frankenthal) Candidat Hahn v. Zweibrücken.
Zeiskam (Germersheim) Candidat Helfenstein v. Neustadt.
Alsenborn (Winnweiler) Candidat Diffiné von Grünstadt.
Landau (Landau) Pfr. und Dekan Lattermann v. Frankenthal.
Bergzabern (Bergzabern) Pfr. Fröhlich v. Drußweiler.
Neustadt (Neustadt) Pfr. Saul v. Neustadt.
Candel (Germersheim) Pfr. Hänchen v. Gauersheim.
Gimmeldingen (Neustadt) Pfr. Schaffner v. Erpolzheim.
Schönau (Pirmasenz) Candidat Kittler aus Altbaiern.
Mechtersheim (Speyer) Candidat Hessig v. Speyer.
Rinnthal (Bergzabern) Pfr. Rott v. Dörrenbach.

Von diesen **201** Pfarreien tragen **7** die Summe von **1000** und mehr Gulden und **22** weniger als **300** fl. *); die meisten dagegen haben **400**, **500**, **600** fl., einzelne auch **700** oder **800** fl. Einkünfte.

Am Schlusse des Jahres **1845** waren noch folgende Pfarreien erledigt:

1.	**Quirnbach**	**im Decanat**	**Cusel (neu gegründet).**
2.	**Ebertsheim**	„	**Frankenthal.**
3.	**Büdesheim**	„	**Kirchheimbolanden.**
4.	**Pirmasenz**	„	**Pirmasenz.**
5.	**Imbsbach**	„	**Winnweiler.**
6.	**Meckenheim**	„	**Neustadt.**
7.	**Frankenthal**	„	**Frankenthal.**
8.	**Drußweiler**	„	**Bergzabern.**

*) D. h. nach der Fassion. — D. Red.

Digitized by Google

9. Neustadt im Decanate Neustadt.
10. Gauersheim " Kirchheimbolanden.
11. Erpolzheim " Neustadt.
12. Nußdorf " Landau.
13. Obernheim " Obermoschel.
14. Dörrenbach " Bergzabern.

Unter diesen Pfarreien trägt Pirmasenz über 1000 fl. und Imsbach nur 299 fl. ein.

Während dieses 13jährigen Zeitraumes starben folgende 79 Pfarrer.

1. Im Jahre 1833.

1. Pfarrer Zimmer von Schiersfeld, alt 44 Jahre.
2. " Piris von Erpolzheim, alt 73 Jahre.
3. " Serini von Oggersheim, alt 77 Jahre.
4. " Weyrich von Mimbach, alt 63 Jahre.
5. " Gink von Ernstweiler, alt 62 Jahre.
6. " Zinn von Zeiskam, alt 88 Jahre.
7. " Zinn von Rüssingen, alt 39 Jahre.
8. " Treviran von Lachen, alt 90 Jahre.
9. " Engelmann von Steinwenden, alt 43 Jahre.

2. Im Jahre 1834.

1. Pfarrer Seelinger von Zweibrücken, alt 63 Jahre.
2. " Dörrzapf von Gangloff, alt 65 Jahre.
3. " Blum von Billigheim, alt 36 Jahre.
4. " Balzer von Cusel, alt 74 Jahre.
5. " Simon von St. Julian, alt 57 Jahre.

3. Im Jahre 1835.

1. Pfarrer Streuber von St. Alban, alt 44 Jahre.
2. " Schmelzer von Freckenfeld, alt 83 Jahre.
3. Dekan Spatz von Speyer, alt 59 Jahre.
4. Pfarrer Rulffs von Winnweiler, alt 67 Jahre.
5. " Viser von Gommersheim, alt 40 Jahre.
6. " Sauerbrei von Lambsborn, alt 43 Jahre.
7. " Müller von Altenglan, 66 Jahre.

4. Im Jahre 1836.

1. Pfarrer Eggerling von Wachenheim, alt 45 Jahre.
2. „ Kalbfuß von Frankweiler, alt 70 Jahre.
3. „ Glaser von Rüssingen, alt 37 Jahre.
4. „ Herman von Albisheim, alt 49 Jahre.
5. „ Winkelblech von Lambsheim, alt 67 Jahre.
6. „ Reichold von Frankenthal, alt 57 Jahre.

5. Im Jahre 1837.

1. Pfarrer Bopp von Westheim, alt 75 Jahre.
2. „ Anz von Rohrbach, alt 72 Jahre.
3. Dekan Kräuter von Frankenthal, alt 68 Jahre.
4. Pfarrer Welsch von Cusel, alt 37 Jahre.
5. Dekan Klöckner von Zweibrücken, alt 69 Jahre.

6. Im Jahre 1838.

1. Pfarrer Zinn von Ilbesheim, alt 65 Jahre.
2. Dekan Müller von Cusel, alt 69 Jahre.
3. Pfarrer Höpffner von Nünschweiler, alt 78 Jahre.
4. „ Bruckner von Mutterstadt, alt 65 Jahre.

7. Im Jahre 1839.

1. Pfarrer Köhler von Schmalenberg, alt 33 Jahre.
2. „ Schmidtborn von Dielkirchen, alt 66 Jahre.
3. „ Erb von Neuhornbach, alt 75 Jahre.
4. „ Born von Niederkirchen, alt 71 Jahre.
5. „ Baumann von Sausenheim, alt 34 Jahre.

8. Im Jahre 1840.

1. Pfarrer Culmann von Niederkirchen, alt 83 Jahre.
2. „ Fabricius von Kleinfischlingen, alt 84 Jahre.
3. Dekan Gerlach von Kaiserslautern, alt 68 Jahre.
4. Pfarrer Ruppelius von Mauchenheim, alt 41 Jahre.
5. Dekan Roos von Landau, alt 68 Jahre.

9. Im Jahre 1841.

1. Pfarrer Düpré von Laumersheim, alt 76 Jahre.
2. Dekan Händchen von Bergzabern, alt 74 Jahre.
3. Pfarrer Candidus von Drußweiler, alt 60 Jahre.

4. Pfarrer Piton von Fußgönnheim, alt 60 Jahre.
5. " Fontaines von Ebertsheim, alt 72 Jahre.

10. Im Jahre 1842.

1. Quiesc. Consistorialrath Schultz v. Speyer, alt 68 Jahre.
2. Pfarrer Bechtold von Iggelheim, alt 74 Jahre.
3. Dekan Hepp von Kaiserslautern, alt 91 Jahre.
4. Pfarrer Leonhardt von Einöllen, alt 40 Jahre.
5. " Greiner von Albersweiler, alt 73 Jahre.

11. Im Jahre 1843.

1. Dekan Watzenborn von Schwegenheim, alt 70 Jahre.
2. Pfarrer Knerr von Böchingen, alt 51 Jahre.
3. " Frey von Iggelheim, alt 37 Jahre.
4. " Golsen von Zell, alt 69 Jahre.
5. " Blosch von Dürkheim, alt 70 Jahre.

12. Im Jahre 1844.

1. Pfarrer Cullmann von Speyer, alt 51 Jahre.
2. " Brachel von Lautersheim, alt 75 Jahre.
3. " Brämer von Rhodt, alt 49 Jahre.
4. " Hepp von Kirchheimbolanden, alt 58 Jahre.
5. " Brünnings von Herschberg, alt 33 Jahre.
6. " Hahn von Dannenfels, alt 69 Jahre.
7. " Kiefer von Pirmasenz, alt 78 Jahre.
8. " Wernigk von Waldfischbach, alt 71 Jahre.
9. " Aulenbach von Homburg, alt 75 Jahre.
10. " Welsch von Alsenz, alt 64 Jahre.
11. Dekan Wagner von Bergzabern, alt 51 Jahre.

11. Im Jahre 1845.

1. Pfarrer Heintz von Landau, alt 53 Jahre.
2. " Wilhelmi von Neustadt, alt 51 Jahre.
3. " Wolf von Gimmeldingen, alt 74 Jahre.
4. " Stepp von Meckenheim, alt 73 Jahre.
5. " Wolff von Candel, alt 76 Jahre.
6. " Schimpf von Nußdorf, alt 74 Jahre.
7. Dekan Welsch von Obernheim, alt 79 Jahre.

Während des Zeitraumes von 1833 — Ende 1845 wurden 8 Pfarrer abgesetzt, nämlich: Pfarrer Hill von Wörth, Pfr. Hochdörfer von Sembach, Pfr. Faber von Alsenborn, Pfr. Klöckner von Luthersbrunn, Pfr. Lebachelle von Herschberg, Pfarrer Zimmer von Feil, Pfr. Wagner von Büdesheim und Pfr. Gutheil von Weidenthal; — 3 Pfarrer wurden quiescirt, nämlich: Pfr. Boos von Auerbach (welcher im Jahre 1845 wieder reactivirt wurde), Pfr. Matthias von Altleiningen und Pfr. Isemann v. Rieschweiler; — 2 Pfarrer resignirten freiwillig auf ihre Stelle, nämlich: Pfr. Serini von Winterbach und Pfr. Theysohn von Contwig.

Unter den oben angeführten 79 Pfarrern starben in einem Alter: von 30 und mehr Jahren 8; von 40 und mehr Jahren 10; und 50 und mehr Jahren 9; von 60 und mehr Jahren 21; von 70 und mehr Jahren 25; von 80 und mehr Jahren 4; und endlich von 90 und mehr Jahren 2.

Am Schlusse des Jahres 1845 haben 30 Pfarrer ihr 70tes Lebensjahr überschritten; Einer, Dekan Lebachelle von Dürkheim, hat sogar das 87te Lebensjahr zurückgelegt.

Seit dem Jahre 1816 — Ende 1845 wurden 190 Candidaten in der Pfalz als Pfarrer angestellt, nämlich:

1.	Im Jahr	1816 —	8	Candidaten		
2.	"	" 1817 —	6	"		
3.	"	" 1818 —	2	"		
4.	"	" 1819 —	1	"		
5.	"	" 1820 —	2	"		
6.	"	" 1821 —	13	"	Zehnjähriger Durchschnitt 5 Candidaten.	
7.	"	" 1822 —	1	"		
8.	"	" 1823 —	9	"		
9.	"	" 1824 —	4	"		
10.	"	" 1825 —	5	"		
	Zusammen		51			

1.	Im Jahr	1826 —	5	Candidaten	Von 1826—1836:
2.	" "	1827 —	8	"	
3.	" "	1828 —	6	"	Zehnjähriger Durchschnitt $7\,^{7}/_{10}$ Candidaten.
4.	" "	1829 —	6	"	
5.	" "	1830 —	6	"	

6.	„ „ 1831 — 13 „		Von 1826—1836:
7.	„ „ 1832 — 11 „		Zehnjähriger Durchschnitt 7 7/10 Candidaten.
8.	„ „ 1833 — 5 „		
9.	„ „ 1834 — 9 „		
10.	„ „ 1835 — 8 „		
	Zusammen 77 „		

Von 1816—1836: zwanzigjähriger Durchschnitt — 6 7/20 Candidaten.

1.	Im Jahr 1836 — 8 Candidaten.		
2.	„ „ 1837 — 3 „		Von 1836—1846.
3.	„ „ 1838 — 8 „		Zehnjähriger Durchschnitt 6 3/10 Candidaten.
4.	„ „ 1839 — 5 „		
5.	„ „ 1840 — 4 „		
6.	„ „ 1841 — 6 „		
7.	„ „ 1842 — 3 „		
8.	„ „ 1843 — 5 „		
9.	„ „ 1844 — 6 „		
10.	„ „ 4845 — 14 „		
	Zusammen 62 Candidaten.		

Von 1816—1846: Dreißigjähriger Durchschnitt 6 1/3 Candidaten.

Seit 1838 wurden in der Pfalz im Ganzen 10 jenseitige Candidaten und 1 altenburgischer Candidat als Pfarrer angestellt, welche übrigens unter obiger Summe mit einbegriffen sind.

Von 1838 bis 1845 wurden 85 Candidaten auf Pfarreien berufen; im Ganzen fanden aber während dieses 13jährigen Zeitraumes 201 Besetzungen von Pfarreien statt; folglich haben 116 Pfarrer ein- oder mehrmals ihre Stellen gewechselt.

Die Zahl der pfälzischen Candidaten ist gegenwärtig sehr gering; sowohl im Verhältnisse zu den 239 Pfarreien in der Pfalz überhaupt, als auch zu den 14 erledigten insbesondere. Dagegen sollen sehr viele jenseitige Candidaten als Vicar- und Pfarrverweser im Consistorialrathbezirke Speyer angestellt sein, mit der Zusicherung, einstens auch diesseitige Pfarreien, nach Maaßgabe ihrer Concursansprüche, zu erhalten. — Aeußerst beklagenswerth ist der letzte Umstand; denn die Candidaten aus dem jenseitigen Bayern sind

mit den Sitten, Gebräuchen, Lebensansichten und religiösen Bedürfnissen der Pfälzer ganz und gar unbekannt und huldigen alle bis auf einige ehrenvolle Ausnahmen, einem abgeschlossenen Dogmenglauben und einem orthodoxen Absolutismus, vergöttern den Buchstaben, vertragen keinen Widerspruch, erheben die Symbole auf den Thron der Religion und achten diese für verrathen, ja klagen über Gefahr und Gewalt, wenn die fortgeschrittene Zeit, nach unabänderlichen Gottesgesetzen, an jenen rüttelt oder sie gar beseitigt. — Leider! ist die jüngere Generation der pfälzischen Candidaten in einem gleich exclusiven Dogmenglauben befangen, verunglimpft die Vernunft, erklärt den christlichen Rationalismus als einen unberechtigten und höchst verwerflichen Eindringling in die vereinigte Kirche der Pfalz und sieht sich als einzige Säule und Stütze der letztern an. — Ist es unter diesen Umständen nicht erklärlich, warum gegenwärtig so wenige Eltern in der Pfalz ihre Söhne zu Erlangen Theologie studieren lassen wollen? Gewiß, nur dann werden wieder, wie früher, viele talentvolle und wackere Jünglinge aus der Pfalz dem Studium der Theologie sich widmen, wenn der Studienzwang aufgehoben wird und jeder angehende Theologe auf einer beliebigen deutschen Hochschule seine Studien betreiben kann; und ganz besonders, wenn die bernhardinischen Stipendiaten unverkümmert und unverkürzt ihre Studienzeit auf der holländischen Universität Utrecht zubringen dürfen, die früher so viele tüchtige, geistesrüstige und fromme Geistliche der Pfalz herangebildet hat.

Ein großer Mißstand ist ferner die allzulange Erledigung einzelner Pfarreien; so z. B. sind Ebertsheim schon seit dem Jahre 1841, Büdesheim seit dem Jahre 1843, Pirmasenz seit dem Jahre 1844 *) und andere Pfarreien fast schon ein ganzes Jahr unbesetzt. Hiedurch verlängert sich die Exspectanzzeit der Candidaten auf eine ungebührliche Weise; so daß selten ein Candidat vor dem zurückgelegten 5ten oder 6ten Candidatenjahre eine Anstellung als Pfarrer erhält. Auf der andern Seite leiden aber auch die betreffenden Pfarrgemeinden einen empfindlichen Nachtheil, weil sie während dieser langen Vacanzzeit von einem oder gar mehreren Candidaten

*) Besetzt im Mai 1846. D. Red.

und oft von solchen pastorirt werden, welche kaum die Universität verlassen und ihr Candidaten-Examen bestanden haben. Wer es aber weiß, wie eine rechte Amtstüchtigkeit und eine wahre Pastoralklugheit erst mit den Jahren des amtlichen Wirkens selbst erworben und errungen werden kann, der wird und muß bekennen, daß jene Maßregel nur höchst nachtheilig auf den sittlich-religiösen Zustand solcher Gemeinden wirken muß!

116 Pfarreien wurden in dem Zeitraume von **13** Jahren durch Beförderungen einzelner Geistlichen besetzt; welch eine große Zahl im Verhältnisse zu den **239** Pfarreien der Pfalz! Sollte dieß nicht ein gewichtiger Fingerzeig sein, dahin zu wirken, daß ein Pfarrer seine ganze Lebenszeit auf seiner ersten Pfarrei verbleiben kann und nicht des lieben Brodes wegen eine einträglichere Stelle suchen muß Durch diese Anordnung würde ein viel festerer und innigerer Bund um Geistliche und Gemeinden geschlungen, würden die Pfarrer mit viel größerer Lust und Liebe ihre Obliegenheiten bei den, ihnen durch langjährigen Umgang so werth und theuer gewordenen, Pfarrgenossen erfüllen und überhaupt gar sehr an Achtung und Ansehen gewinnen.

Th. — im Februar **1846**. L.

44.

Bitte der Deutschkatholiken in Neustadt an der Haardt, der neuen Kirche die staatsrechtliche Genehmigung in Baiern zu ertheilen.

Neustadt a. H. am **6**. März **1846**.

Hohe Königliche Regierung der Pfalz!

Kammer des Innern!

Nachdem die gehorsamst Unterzeichneten, der Stimme ihrer Vernunft und ihres Gewissens nachgebend, sich bereits unterm **3**. April vorigen Jahres förmlich und feierlich von der römischen Kirche losgesagt, und sich zu einer deutschkatholischen Gemeinde constituirt haben, so können sie nicht umhin eine hohe königliche Regierung der Pfalz davon in Kenntniß zu setzen, so wie höchst derselben in

Anlage das Glaubensbekenntniß, welches sie nach den Grundsätzen der heiligen Schrift sowohl, wie nach ihrer innern, reiflich erwogenen Ueberzeugung festgestellt haben, einzusenden.

Von der Wahrheit des rein christlichen Lehrsatzes, von dem alle neuen christlichen Gemeinden unsers deutschen Vaterlandes ausgehen; „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst,“ sind wir eben so sehr durchdrungen, wie wir von der Wahrheit, daß der Schöpfer die Erkenntniß der wahren christlichen Religion, eben so, wie den Keim zur Erkenntniß alles Guten, dem Menschen in's Herz gelegt hat, überzeugt sind.

Wir erkennen und würdigen den Menschen nur nach seinen Tugenden, räumen daher keiner der sich christlich nennenden Confessionen irgend ein Vorrecht ein, und verwerfen eben so den Irrwahn des Alleinseligwerdens, indem wir alle Menschen als unsere Brüder, mit gleichen Rechten, mit gleichen Ansprüchen auf die ewige Seligkeit betrachten.

Da wir in der alten Kirchengemeinschaft, von der wir uns ausgeschlossen haben, keine Befriedigung unsers religiösen Bedürfnisses mehr finden, uns aber jeder andere Weg, dieses Bedürfniß zu befriedigen, bisher verschlossen blieb, so richten wir die unterthänigste Bitte an hohe königliche Regierung der Pfalz, bei seiner Majestät unserm Allverehrten Könige, dem Religionsfreiheit über Alles gilt, und Allerhöchstwelcher alle seine Unterthanen mit gleicher Liebe umfaßt — gütigst dahin zu wirken, daß es Allerhöchstdemselben gefallen möge, der neuen Kirche die staatliche Genehmigung zu ertheilen, und sie gleich der griechischen Kirche als staatsrechtlich huldreichst anzuerkennen, um den Zwang, der bisher in Ausübung unserer Religionsfreiheit, nach unserer jetzigen Geistesrichtung auf uns lastete, großmüthigst zu entfernen.

Während die Mennoniten und die Juden in der Ausübung ihrer Religionsgebräuche nicht gehindert werden, und ihre Andacht in dazu bestimmten Orten ungehindert ausüben dürfen, so hat man uns als Christen, als Bekenner des reinen Christenthums, gleich von Anbeginn unterdrückt, und uns die Möglichkeit eines geregelten öffentlichen Gottesdienstes benommen.

Wir sehen uns daher in unsern Rechten, so wie in unserer

durch die Constitution garantirten Religionsfreiheit tief gekränkt, und wenden uns mit unserer gerechten und heiligen Sache vertrauensvoll an hohe königliche Regierung der Pfalz, um mit Zuversicht eine Abhülfe des jetzigen qualvollen Zustandes erwarten zu dürfen.

Wir glauben nicht nöthig zu haben, einer hohen königlichen Regierung der Pfalz, weitere Versicherungen der Anhänglichkeit an unser angestammtes erhabenes Königshaus zu geben, und weisen alle Anschuldigungen, als sey unser Streben von politischer Tendenz, mit Verachtung von uns, indem wir uns durchaus nur auf religiösem Boden bewegen, sehen daher einer Verfügung hoher königlicher Regierung zu Gunsten unserer Religionsgemeinschaft, und Aufhebung des auf uns bisher gelasteten Religionsdruckes entgegen, und verharren in tiefster Ehrfurcht,

Einer hohen königlichen Regierung der Pfalz

gehorsamst und ergebenste
Deutschkatholiken.

45.
Oeffentlichkeit der Synoden.

Die Diöcesansynoden sind für dies Jahr wieder vorüber, und zwar unter Umständen, wie früher noch nie. Außer den dazu gehörenden Mitgliedern hatte sich sonst kein Mensch um dieselben bekümmert, die meisten Protestanten wußten kaum, daß es jährliche Synoden gebe, noch wenigere erfuhren, wann sie gehalten wurden, und die allerwenigsten fragten darnach, was auf denselben verhandelt werde. Das ist bedeutend anders geworden; die ganze protestantische Pfalz hat diesmal mit gespanntem Interesse den Synoden entgegengesehen. Ich denke, das ist etwas Erfreuliches, sehr Erfreuliches; es ist dies ein Fortschritt, ein Erwachen des Lebens in der Kirche, welches hoffentlich auch nicht alsobald wieder in Schlaf zurücksinken wird.

Um so leider thut es uns, daß wir diesem Interesse nicht entgegenkommen und die Verhandlungen der verschiedenen Diöcesansynoden der Pfalz nicht veröffentlichen dürfen, da dies bekanntlich schon vorlängst von der Kirchenbehörde untersagt worden ist. Aber

wir können nicht umhin, dieses Verbot zu beklagen, und wir wollen hier die Gründe anführen, warum. Diese sind zweierlei. Erstlich weil es dem Wesen und Recht einer protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche nicht entsprechend, und darum auch zweitens ihrem Gedeihen nicht förderlich zu seyn scheint.

Es ist ein wesentlicher Grundsatz des Christenthums, daß in geistlichen Dingen und Angelegenheiten alle seine Glieder gleiche Rechte mit einander haben. In der Gemeinschaft des Christenbundes, d. h. also in der christlichen Kirche, sollen Alle gleichberechtigte Brüder seyn; es soll namentlich keinen besonderen Stand geben, welcher gleichsam die Religion allein in Verwahr habe, um solche dem übrigen willenlosen Volke nach Belieben zuzutheilen. Im Christenthum soll es keine abgesonderte Priesterkaste, keinen besonders berechtigten Priesterstand geben, weil alle Christen selbst, als Kinder Gottes, Zutritt zu ihrem himmlischen Vater haben, darum die Vermittelung eines Priesters nicht bedürfen, indem sie vielmehr selbst einen priesterlichen Charakter haben sollen, wie Petrus sagt: „Ihr (nämlich alle Christen) — ihr seid das königliche Priesterthum!“ (1 Petr. 2, 9), und V. 5: „Ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause, zum heiligen Priesterthum.“ Die Synoden selbst sind auch aus diesem Bewußtseyn hervorgegangen, daß nicht blos die Geistlichen, sondern sie und alle Laien zusammen erst die Kirche ausmachen, daß daher auch die Kirche einen Mund haben müsse, durch welchen sie sprechen könne, und daß dieses nicht die Kirchenbehörden seyn können, welche das weltliche Staatsoberhaupt beruft, in dessen Namen sie auch handeln, daß es auch nicht die Geistlichkeit eines Landes allein seyn könne, sondern daß es Synoden seyn müssen, welche von den Kirchengliedern erwählt werden und aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt sind. Wenn wir nun aber so in den Synoden die wahren Repräsentanten und die Stimme der Kirche erblicken: so folgt daraus, daß die Kirche auch das Recht haben muß, ihre eigene Stimmen zu hören, mit anderen Worten, daß die Kirche fordern kann, daß ihr die Kenntniß desjenigen, was in den Synoden verhandelt wird, nicht vorenthalten werde. Es läge daher durchaus in der Natur der Sache, daß die Verhandlungen der Synoden veröffentlicht würden; entweder durch den Druck des

Protokolles und selbst der Berathungen, wie es auch bei den Ständeversammlungen geschieht, oder auch sogar, und das wäre wohl das allerbeste, und ebenfalls nach dem Vorbild der Ständeversammlungen, Oeffentlichkeit der Berathungen selbst. Die Synoden wären vielleicht am besten in der Kirche abzuhalten. Wie? denkt vielleicht Mancher, das ginge unmöglich an, das wäre durchaus unpassend und nachtheilig! — Wir glauben dies keineswegs, sondern halten vielmehr dafür, daß diese Befürchtungen auf hergebrachten Vorurtheilen beruhen. Wir wollen die Sache daher einmal in unbefangene Erwägung ziehen. Man fürchtet vielleicht für's Erste, diese Oeffentlichkeit sei unschicklich; es werde da so manches gesprochen, was nicht vor die Ohren des Volkes kommen dürfe. Wie? Ist das Christenvolk denn nicht die Kirche, wenigstens bei uns Protestanten? Darf und soll es in der evangelischen Kirche Dinge geben, über welche wohl ein Theil der Kirchenglieder denken und reden darf, wovon aber die anderen nichts wissen dürfen, und nichts erfahren sollen? Wären das etwa die Meinungsverschiedenheiten in Glaubenssachen? Sollen diese vor dem Christenvolk verheimlicht werden? Dürfen die Christen als Unmündige betrachtet werden, welchen Andere vordenken und vorsagen, was sie zu glauben haben? Und kann überdies die Verschiedenheit der Glaubensansichten geheim gehalten werden? Kommen dieselben nicht doch auf mannichfachen anderen Wegen in's Volk? Und ist es denn nicht besser, man redet frei, mit evangelischer Aufrichtigkeit von denselben, als daß man sie scheu verheimliche? Muß nicht das freie Besprechen derselben vor dem Volke auch die Ansichten des Volkes darüber immer mehr in's Klare bringen und berichtigen? Muß nicht dagegen das Verheimlichen Mißtrauen erregen? Wahrlich, das sehr allgemeine Mißtrauen gegen die Kirche und gegen die Religion, welches heut zu Tage bei sehr Vielen herrscht, es würde am besten dadurch beseitigt werden, wenn die Kirche selbst die größte Offenheit zeigte; zeigte, daß die Angelegenheiten der Religion nicht, wie Viele wähnen, das Licht zu scheuen brauchen. Aber wird man weiter entgegnen, wenn auch die Sachen der Kirche selbst die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen braucht, so kommen doch bei den Berathungen in den Synoden

oft Aeußerungen vor, welche nicht vor die Oeffentlichkeit, und am allerwenigsten in eine Kirche passen würden. Wie, wenn die Rede und Widerrede lebhafter wird, sich erhitzt und zuweilen heftig, zuweilen sogar leidenschaftlich und erbittert wird? — Werthe Freunde, das wäre freilich kein erbauliches Schauspiel, aber muß das denn vorkommen? Ich weiß wohl, es kommt ziemlich häufig vor, aber könnte es nicht vermieden werden? Ich meine, sehr leicht! Schon durch die Oeffentlichkeit würde da von selbst viel wegfallen. In einer kleinen Versammlung von 20, 30 Personen, mit welchen man bekannt ist, läßt man sich viel leichter gehen, als dies vor einer zahlreichen Versammlung geschehen würde; und finden vollends die Synodalberathungen im Gotteshause statt: sollte da das Bewußtseyn, daß man sich an geweihter Stätte befinde, sollte das Gefühl der Heiligkeit dieses Ortes, sollte der vorhergegangene einleitende Gottesdienst nicht jede unschickliche Aufwallung unterdrücken? Wahrlich, es wäre kaum anders denkbar. Und käme je in seltenen Fällen einmal etwas der Art vor, so wäre sicher eine einzige Erinnerung des Präsidenten, in brüderlicher Liebe gesprochen, hinlänglich, um alsbald zu entfernen, was der Würde der Synode und der Kirche zu nahe treten könnte. In der That, keinen Nachtheil, sondern nur Vortheil würden wir in dieser Beziehung von der Oeffentlichkeit der Synoden erwarten. — In einer anderen Beziehung noch mehr. Wie lange schon klagt man darüber, daß die große Mehrzahl der Christen, namentlich der Protestanten, am Kirchenwesen wenig Antheil nehmen. Will man es denn nicht begreifen, daß ihnen dieses Antheilnehmen fast unmöglich gemacht ist, da man ihnen eben keinen Antheil daran gibt. Möchte man doch mit Weisheit die Zeitverhältnisse benützen! Es ist jetzt in Deutschland, namentlich auch in unserer Pfalz eine Theilnahme, und verhältnißmäßig gegen früher kann man sagen — sehr viel Theilnahme am Kirchenwesen erwacht. Mag immerhin nicht alles aus rein religiöser Quelle entsprungen seyn; das ist so der Lauf der Welt, bei Menschen ist immer das Gute mit dem minder Guten vermischt; ja oft entwickelt sich das wahrhaft Gute aus dem, was in seinem ersten Entstehen fast nur übel und schlimm zu seyn schien. Wer aber weise ist, benützt das menschlich Unvollkommene, um wo möglich Vollkommneres daraus

hervorzubringen. Die Theilnahme am Kirchlichen ist erwacht, suche man sie wach zu halten; die Glieder der protestantischen Kirche blicken gespannt auf die Verhandlungen der Synoden hin, — lasse man sie hinein blicken, für's Erste wenigstens durch die Erlaubniß die Synodalverhandlungen zu veröffentlichen. Gebe man sobald als möglich die Oeffentlichkeit der Synoden überhaupt, und man wird einem allgemein gefühlten Zeitbedürfniß abhelfen. In allen Ländern begehrt man jetzt Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen, und wahrlich die Kirche hat viel größere Ansprüche auf diese Oeffentlichkeit.

Möchten alle Diejenigen, welche wirklich das Wohl und Gedeihen der Kirche wollen, und etwas dazu beitragen können, wohl bedenken, wohl beherzigen und nie vergessen: die Kirche ist ihrem innersten Wesen nach ein freier, lebendiger Organismus. Nur dann kann sie darum gedeihen, wenn man dafür sorgt, daß sie sich von innen heraus, aus sich selbst heraus, entwickele. Das ist's ja, was Petrus meint, wenn er sagt: „Ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zu einem heiligen Priesterthum!" Dieser lebendige Baum hört auf, wenn man die Kirche nur wie einen todten Mechanismus behandeln, wenn man sie nur von außen her, oder was dasselbe ist, lediglich von Oben herab lenken, leiten und vorwärts bringen will. Dies ist kein lebendiges, sondern ein todtes Bauen, keine Entwicklung von innen heraus, sondern ein Ankleben und Flicken von außen, kein freies und fröhliches Fortschreiten, sondern ein gezwungenes Forttreiben, und könnte selbst bei den wohlgemeintesten Absichten keinen rechten Erfolg haben. Früher war das am Platze, jetzt nicht mehr; denn es gibt, wie bei Einzelnen, so auch in der Kirche im allgemeinen, ein Alter der Reife und Mündigkeit. Ist der Mensch, oder die Menschheit, in dies Alter eingetreten, so will er an den Angelegenheiten, welche seine eigenen und eigensten sind, mehr und mehr selbstthätig mitwirken; gestattet man ihm dies, so gibt es freudige und gedeihliche Thätigkeit; verweigert man es ihm aber, so entsteht Verdrossenheit und Unzufriedenheit, und weiter bei den Einen Gleichgültigkeit, bei den Anderen hartnäckiges Widerstreben.

Sind das nicht die Zeichen unserer Zeit? Möchten sie erkannt und beachtet werden! F.

46.

Zur Vertheidigung.

Nach menschlichem und nach göttlichem Recht ist es erlaubt, sich zu vertheidigen, wenn man angegriffen wird, und wenn der Angriff in ungegründeten Beschuldigungen besteht, diese von sich abzuschütteln. Leid ist es mir zwar, daß ich, nachdem ich gemeint, daß der mich persönlich betreffende Kampf in dieser Zeitschrift endlich einmal aufhören könne, die Leser derselben dennoch abermals mit Persönlichkeiten behelligen muß. Aber kann ich es vermeiden? Nicht ein Einzelner, zu dessen Urtheil ich wohl schweigen könnte, sondern die vorgesetzte Kirchenbehörde selbst ist es, welche in einem unterm 9ten Juli an alle Geistlichen ergangenen gedruckten Erlasse Verschiedenes ausspricht, welches mir zur Unehre gereichen müßte, wenn es sich wirklich so damit verhielte. Darf ich also schweigen? — Der fragliche Erlaß trägt die Aufschrift: „Die versuchte Aufregung der bevorstehenden Diöcesansynoden betreffend," und das Weitere zeigt, daß dieser Versuch mir zur Last gelegt werde, indem das fragliche Consistorialrescript zwei Eingaben betrifft, deren eine von mir, die andere aber von der hiesigen Gemeinde an sämmtliche Diöcesansynoden der Pfalz gerichtet worden sind, und von welchen in dem Rescripte gesagt wird: „Sie gleichen sich in Sprache und Inhalt vielfach und sind darauf berechnet, die objective, ruhige Erwägung jener Versammlungen zu stören, diese über das ihnen gesetzlich zukommende Gebiet hinaus zu führen und ihre Glieder im voraus für unstatthafte Zumuthungen zu gewinnen." Hiermit wird nun erstens offenbar angedeutet, daß auch die von der Gemeinde ausgegangene Eingabe von mir verfaßt worden sei. Dies wäre nun zwar an und für sich gar nichts Unerlaubtes, jedoch im vorliegenden Falle, da in der Eingabe der Gemeinde eine mich belobende Stelle vorkommt, etwas Widerliches, in Betracht, daß das Eigenlob, wie das Sprichwort sagt, nicht gut riecht. Glücklicher Weise habe ich den Grundsatz, stets so zu handeln, daß ich mich jederzeit auch zu meinen Handlungen bekennen kann. Daher kann ich auch in diesem Fall ganz offen bekennen, was es für eine Bewandtniß mit jenem Umstande hat. Daß die beiden Ein-

gaben sich in Sprache und Inhalt gleichen, ist richtig und hat seinen Grund darin, daß ich die eine verfaßt, und an der anderen Antheil habe. Schon längst nämlich war die hiesige Gemeinde entschlossen, eine Eingabe an die Diöcesansynoden zu machen, und man wünschte, ich möchte diese Eingabe verfassen; ich lehnte es ab, weil in derselben nothwendiger Weise ein Urtheil über mich ausgesprochen werden mußte. Da indessen verschiedene frühere in dieser Angelegenheit von der Gemeinde gemachte, von Auswärtigen, gegen Bezahlung, gefertigte Eingaben, theils dem Sinne nach, theils in einzelnen Worten und Ausdrücken, nicht ganz der eigenen Meinung der Gemeinde entsprochen hatten, so sagte ich den hiesigen Bürgern, Einige von ihnen möchten die Eingabe selbst abfassen, ich wolle sie dann durchsehen. Dies wurde angenommen und nur gewünscht, ich möchte den allgemeinen Entwurf dazu machen. Dies that ich in einer sehr flüchtig hingeworfenen Skizze, welche nur aus abgerissenen Sätzen bestand, die dann von den Concipienten ausgearbeitet und noch mit manchen eigenen Zusätzen versehen wurde. Namentlich an der Stelle wo die Gemeinde ein Urtheil über meine Person und meine Amtsführung abgeben mußte, hatte ich meinestheils nichts geschrieben als die Worte: „Was kann die Gemeinde von mir und von meiner Amtsführung sagen?" Freilich sah ich hernach den Aufsatz durch und ließ das als Meinung der Gemeinde dort ausgesprochene Lob wörtlich stehen, während ich es in früheren Eingaben zu unterlassen gebeten hatte; hier aber mußte gesagt seyn, ob und warum die Gemeinde mit mir zufrieden sei, weil sonst der Grund zu der ganzen Eingabe weggefallen wäre.

Was den andern Punkt betrifft, daß nämlich das k. Consistorialrescript die beiden Eingaben als den „Versuch einer Aufregung der Diöcesansynoden" betrachtet, so ist dies eine ganz falsche Supposition. Die Eingaben hatten vielmehr den sehr nahe vor Augen liegenden Zweck, mir und meiner Gemeinde, in unserer dermaligen sehr unerfreulichen Lage, auf dem rechtmäßigsten Wege Hülfe zu verschaffen. Denn ich habe es schon oft ausgesprochen, daß ich der Ansicht bin, daß in der protestantischen Kirche, bei Glaubensstreitigkeiten, nur die Kirche selbst, nicht aber der Staat, d. h. die im Namen des Königs handelnden Kirchenbehörden ent-

scheiden können. Obwohl nun nur eine Generalsynode die eigentliche entscheidende Stimme der Kirche ist, so sind doch auch die Diöcesansynoden die, — wenn auch nicht entscheidende, doch das Bewußtseyn der Kirche äußernde und bezeugende Stimme derselben. An sie also haben wir uns wenden müssen. — Wenn ferner in dem Rescripte die beiden Eingaben „Insinuationen" genannt werden, welche „die eigentliche Sachlage mannichfaltig entstellen," — so kann ich hierauf nur bemerken, daß ich mir bewußt bin, mich strenge an die Wahrheit gehalten zu haben. Da aber in dem Rescripte kein einzelner Punkt bezeichnet wird, in welchem ich die Wahrheit entstellt hätte, so kann ich mich hierüber natürlich auch nicht im Einzelnen rechtfertigen; bin jedoch bereit, die Wahrheit alles dessen, was ich in meiner Eingabe gesagt habe, zu beweisen, sobald man mir irgend einen Punkt, worin ich etwas entstellt haben soll, namhaft machen will. Was zuletzt noch den Vorwurf betrifft, daß durch die fraglichen Eingaben der Versuch gemacht worden sei, die Synoden aufzuregen, so habe ich schon gezeigt, daß dies in dem Sinne, wie solchen das Rescript meint, keineswegs der Zweck war, sondern vielmehr meine Selbstvertheidigung. Gern aber bekenne ich, daß ich in einem andern Sinne die Synoden allerdings aufzuregen wünschte, wie ich denn durch meine ganze schriftstellerische Thätigkeit ganz vorzugsweise die Absicht habe, nicht blos die Synoden und die Geistlichkeit, sondern unsere ganze Kirche aufzuregen. Dies aber in dem allerrechtmäßigsten Sinne. Aufregen nämlich möchte ich alle meine Standes- und Glaubensgenossen zu einem recht lebendigen protestantischen Bewußtseyn, zu einem recht glühenden Eifer für das hohe Gut der Glaubensfreiheit, welche uns die Reformation erworben hat, zu einer recht kräftigen und entschiedenen Vertheidigung dieses hohen und heiligen Gutes, wo dasselbe, wie es mir und vielen Anderen scheinen will, in Gefahr ist, in welche Gefahr es gerade nur dadurch allein kommen konnte, daß viele Glieder der protestantischen Kirche in Lauheit und Gleichgültigkeit gerathen waren. Daß dieser Zustand nur allzulange das Hauptübel in der vereinigten Kirche der Pfalz gewesen sei, wird von allen Seiten zugegeben. Daher muß auch zugegeben werden, daß es sehr noth und das einzige Mittel ist, diese Eingeschlafenen auf-

zuregen, wenn es überhaupt besser werden, namentlich aber die gerade jetzt drohende Gefahr abgewendet werden soll. F.

47.

Literatur.

a) Betrachtungen über Christenthum und christlichen Glauben. In Briefen von Dr. J. Fr. Bruch. Straßburg bei Treuttel und Würz. Zweiter Theil. S. 400. Preis 2 fl. 42 kr.

In dem IV. Hefte unserer Zeitschrift vom vorigen Jahre haben wir den ersten Theil dieses Werkes angezeigt, und unseren Lesern, sowohl Geistlichen als Nichtgeistlichen, bestens empfohlen. Bei der schon längst anerkannten Tüchtigkeit des Verfassers versteht es sich von selbst, daß auch der nun erschienene zweite Theil nicht minder gediegen und empfehlenswerth sei. Ja, wir nehmen gar keinen Anstand zu erklären, daß uns kein Werk bekannt ist, welches gerade unserer heutigen Zeit so noth wäre, als dieses, welches so geeignet wäre, als dieses, das — Gott sei Dank, — jetzt mehr und mehr erwachende Interesse für Religion und Christenthum nicht allein zu nähren, sondern ihm auch die rechte Richtung zu geben und eine Verständigung und Versöhnung der entgegengesetzten, noch im Kampf und Gährungsproceß begriffenen (weil noch nicht gehörig verbauten) Elemente anzubahnen. Dieses Werk beschäftigt sich mit allen wichtigeren Punkten der Religion und zeigt mit eben so seltener Klarheit, als tiefer Gründlichkeit, wie bei den meisten streitigen Punkten sowohl die Ansichten der sogenannten Orthodoxen oder Rechtgläubigen, als auch nicht minder die der Rationalisten oder Vernunftgläubigen — beide gewöhnlich einen Theil Wahrheit und einen Theil Irrthum an sich tragen, daß nämlich die Orthodoxen meist darin fehlen, daß sie alles Herkömmliche starr buchstäblich festhalten wollen, während von den Rationalisten vielfach der Fehler begangen wird, alles früher Geglaubte ohne Weiters als dummes Zeug über Bord zu werfen. Dr. Bruch zeigt, daß allerdings manches von dem früher Geglaubten nicht in seinem ganzen Umfange haltbar sei, daß aber in den meisten, viel-

leicht in allen jenen, jetzt von vielen für schlechthin veraltet erklärten Glaubenssätzen ein wahrer Kern enthalten sei, wenn auch die Form der Auffassungs- und Vorstellungsweise mit der fortgeschrittenen Bildungsstufe des Zeitalters wechseln müsse. Wie demnach Dr. Bruch's ganzes Princip sich zur Vermittlung und Versöhnung eignet — (man halte das aber ja nicht für jenes Vermitteln eines charakterlosen, auf beiden Achseln tragen wollenden, oder vielmehr auf beiden Seiten hinkenden Juste-Milieu, — Bruch's Standpunkt ist vielmehr als die Reife des Mannesalters anzusehen, mit welcher der Mannesverstand das klar erkennt, worüber der Knaben- oder Jünglingsverstand noch in dunklen verworrenen Begriffen sich zerarbeitet und, nur die Hälfte davon erfassend, mit einem Andern auf Tod und Leben disputirt, der mit gleicher Unklarheit eben auch nur die andere Hälfte davon erfaßt hat) — wie demnach, sage ich, Dr. Bruch's ganzes Princip sich zur Vermittlung und Versöhnung der kämpfenden Elemente in unserer Zeit eignet, so ist auch seine Sprache, dem ganz entsprechend, ebenfalls eine überaus milde, und dabei vielfach von einer edlen Begeisterung gehobene, Zeugniß gebend, daß Bruch's religiöse Ansichten bei ihm nicht blos leere Theorien sind, sondern Ueberzeugungen, Vorstellungen, Anschauungen, in welchen das ganze Gemüth lebt. Wer nur mit einiger religiösen Empfänglichkeit das Werk liest, wird dies gewiß, mit dem wohlthätigsten Eindruck auf sein eigenes Gemüth, empfinden. — Folgendes ist eine gedrängte Uebersicht des in 24 Briefen enthaltenen Inhaltes dieses zweiten Theils: I und II. Von der Person Christi. III. Vom Sündenfall. IV. Von der Erbsünde. V. Vom Satan. VI. Versuchungsgeschichte Jesu. VII. Das von Jesu gestiftete Gottesreich. VIII. Jesu Lehre und Leben. IX, X, XI, XII. Jesu Tod; richtiges Verständniß der Versöhnungslehre. XIII. Rechtfertigung durch den Glauben. XIV. Wiedergeburt. XV. Gnadenwahl. XVI. Von der Kirche. XVII. Verhältniß der Kirche zum Staate. XVIII. Die Kirche — unser geistiges Vaterland. XIX. Ueber Separatismus und Religionswechsel. XX. Von den Sakramenten. Von der Taufe. XXI. Vom Abendmahl. XXII. Von der Unsterblichkeit. XXIII. Ueber Auferstehung. Wichtigkeit der neu-testamentlichen Lehre von einer bevorstehenden Wiedervereinigung des Geistes mit einem körperlichen Organ. Wahrscheinlichkeit, daß die Keime dieses unseres zukünftigen Körpers schon in unserem jetzigen Körper eingeschlossen liegen (wahrscheinlich gemacht durch Analogieen in der Natur, z. B. Verwandlung der Raupe in den Schmetterling, aber auch durch andere höchst merkwürdige, aber noch wenig ergründete Erscheinungen, z. B. magnetischer Zustände des Menschen ꝛc.) — Wir wollen ganz besonders auf dies höchst interessante Kapitel aufmerksam gemacht haben! — XXIV. Ueber die zukünftige Welt; Vergeltung; Zustand der Seligen und der Verdammten. Schluß der gegenwärtigen Weltperiode.

Aus dieser nur höchst mangelhaft angegebenen Inhaltsübersicht

wird Jeder selbst sehen, wie viel Wichtiges und Interessantes das Buch zur Sprache bringt. Wir begnügen uns darum, dasselbe nochmals allen Denjenigen dringend zu empfehlen, welche sich eine gründliche und klare Ansicht über Religion und Christenthum bilden wollen, und die es wünschenswerth finden, in dem wogenden Getriebe der heutigen religiösen Streitigkeiten einen festen Standpunkt einzunehmen. Nicht blos in keinem theologischen, sondern auch in keinem anderen Lesezirkel sollte dies Buch fehlen (da auch Katholiken es mit Vergnügen lesen werden); aber auch jeder Einzelne, welcher ein näheres Interesse für das Religiöse hat, sollte sich dasselbe ungeachtet des nicht ganz geringen Preises anschaffen, da dieses Buch nicht blos einmal, sondern recht oft gelesen und überdacht zu werden verdient. F.

---

b) Wann und auf welche Veranlassungen ist das apostolische Symbolum entstanden, und welche Bedeutung hat dasselbe für die Kirche überhaupt und insbesondere auch für unsere Zeit? von J. Stockmayer. Zürich, bei Meyer und Zeller. 1846. 33 kr.

Die erste Frage wird in der I. Abtheilung mit Gründlichkeit behandelt. Das Resultat ist: den Zeitpunkt der Abfassung des apostolischen Symbolums oder Glaubensbekenntnisses genau anzugeben ist unmöglich, doch gewiß ist, daß es von den Aposteln nicht verfaßt, und daß in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts noch keine Spur davon zu finden war, sondern daß bis dahin „das von dem Täufling geforderte Bekenntniß ganz einfach in der Zustimmung zur Taufformel, d. h. im Bekenntniß des Glaubens an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist bestanden habe" (S. 6). Dies wird aus den Kirchenvätern Irenäus, Tertullian und Origenes nachgewiesen. Zuerst bei Cyprian (gestorben 258) findet sich dasselbe als Taufformel, wiewohl nicht ganz wörtlich nach der dermaligen Fassung. — II. Von jener Zeit an sei das A. S. in der Kirche allgemein gültig gewesen, später jedoch in der morgenländischen Kirche „von dem Nicänisch-Konstantinopolitanischen vollständig verschlungen worden; dagegen in der abendländischen Kirche sein Ansehen befestigt worden, da in dem (bekanntlich sehr unkritischen) Mittelalter sogar sein apostolischer Ursprung mit Zuversicht angenommen und behauptet wurde. Die Reformation brachte hierin nur in sofern eine Aenderung hervor, als die Katholiken darum an dem A. S. festhielten, weil sie es als die Krone der apostolischen Tradition ansahen, die Protestanten aber, weil es mit dem Buchstaben der Schrift streng übereinstimmte. III. Von der Bedeutung des A. S. für unsere Zeit sagt der Verfasser, obwohl dasselbe eine Friedenssäule

zwischen der protestantischen und der katholischen Confession sei, so sei es doch im Schooße der protestantischen Kirche selbst zu einem σημειον αντιλεγομενον, zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, geworden. Er stimmt für dessen Beibehaltung. Doch will er es in keiner Bedeutung geltend gemacht wissen, „die irgend etwas Inquisitorisches hätte," und sagt S. 56: Wo also eine Verpflichtung der Ordinanden auf das A. S. stattfindet, da müßte sie in sehr freier und schonender Weise geschehen." Er will, daß dasselbe namentlich gebraucht werde bei der Taufe; auch beim liturgischen Theil des Gottesdienstes soll es nach dem Altargebet gesprochen, und vor der Gemeinde mit „Amen" beantwortet werden. Deßgleichen hält er für gut, daß öfters darüber gepredigt werde, wobei aber „alles dürre Dogmatisiren sorgfältig vermieden, und dagegen auf eine praktisch lebendige Predigtweise besondere Mühe verwendet werden soll" (S. 61); was freilich eine nicht ganz geringe Mühe verursachen dürfte, da — ganze „Predigtreihen" über alle Artikel desselben, die für gleich wichtig erklärt werden, gehalten werden sollen (S. 53, 54). Ebenso hält es der Verfasser für besonders geeignet zu Katechisationen mit der Jugend. Doch bekennt er auch S. 51: „er könne sich nun trotzdem dennoch eine Zeit denken, wo das Apostolicum einem andern Bekenntnisse weichen müßte. Aber was müßte das für eine Zeit seyn? Entweder eine solche, wo das Apostolicum einerseits von der Wissenschaft ganz aufgegeben und andererseits auch im Bewußtseyn der Gemeinde abgestorben, also das Bekenntniß dieses Symbols keine Wahrheit mehr wäre." — „Oder es müßte eine solche Zeit kommen, wo die im A. niedergelegten christlichen Thatsachen und Lehren über allen auch wissenschaftlichen Zweifel erhaben — und die Spaltung zwischen den beiden Kirchen des Abendlandes wiederum so vernarbt wäre, daß alles irenische Bedürfniß hinter ihnen läge! — Jetzt aber sehe es in beider Beziehung noch nicht darnach aus; weßhalb die Beibehaltung des A. S. für jetzt nothwendig sei. Er schließt mit den Worten: „**Teneamus, quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est!**" *) — Es fragt sich nur, ob dieses Wort auf das A. S. Anwendung finde? — Kann man auch den Ansichten des (orthodoxen) Verfassers nicht überall beistimmen, so ist doch das Schriftchen, besonders die geschichtlichen Untersuchungen darin, lehrreich, und jedenfalls werth, gelesen zu werden. F.

*) Zu deutsch: „Lasset uns festhalten an dem, was immer, was allenthalben, und was von Allen geglaubt worden ist."

48.
Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

3. Weitere Ausbildung des Messiasbegriffs.

Soweit wir den Messiasbegriff in seiner Entstehung und Entwicklung bisher dargestellt haben, ist derselbe einfach und klar und nach einer ziemlich bestimmten Gestalt ausgeprägt. Allein es tritt in demselben nun ein weiteres Stadium ein, in welchem derselbe verwickelter wird und nicht mehr als ein scharf abgegrenztes Bild uns vor Augen tritt, und wo zugleich in diesem Bilde eine sehr wesentliche Veränderung sichtbar wird. Während uns bisher die Messiasidee unter dem Bilde eines Regenten voll Glanz und Macht entgegentrat, welcher sein Volk zu einem äußerlich glücklichen Zustand erheben werde, wiewohl nicht ohne dasselbe zugleich auf die Wege Gottes zu führen: so finden wir nun aber auch in vielen Stellen dies Bild völlig vergeistigt dargestellt, so daß umgekehrt Sittlichkeit und Frömmigkeit als der Hauptzweck, und die äußerliche Beglückung des Volkes nur als Nebenzweck, und die Person des Messias selbst nicht mit äußerlicher Herrlichkeit und Glanz umgeben, sondern vielmehr in niedriger, demüthiger, leidender und äußerlich verachteter Gestalt erscheint, welche übrigens auch zuletzt wieder in Erhöhung und Verherrlichung sich verwandeln soll. Außer vielen anderen Stellen kommt hier besonders das so berühmt gewordene, aber auch so verschiedenartig ausgelegte 53. Kapitel des Propheten Jesaias von dem leidenden und dem verherrlichten „Knecht Gottes" in Betracht.

Wir stellen zuvörderst unsere Ansicht hierüber auf, und werden dieselbe hernach aus den betreffenden Bibelstellen zu begründen suchen. Wir haben bereits nachgewiesen, daß, den alten Verheißungen gemäß, in Israel, als ein nationales Bewußtseyn, der Glaube bestand, so lange das Volk seinem Bunde mit Jehovah treu sei, werde es auch Gottes Gnade und seines Schutzes sich zu erfreuen haben, wenn es aber von diesem Bund weiche, werde es auch von Unglück und schwerem Verderben, als verdienten göttlichen Strafen,

heimgesucht werden; doch werde, weil der mit Abraham geschlossene Bund Jehovah's und dessen Verheißungen ewig seien, dies Verderben nicht über dem Volke bleiben, sondern seine Bekehrung und dann auch seine Begnadigung und Beglückung seiner Zeit wieder eintreten. Natürlicher Weise trat dieses Bewußtseyn und diese Hoffnung am stärksten hervor, als das Volk sich in Elend befand. In den Zeiten der Erniedrigung der Israeliten unter fremden Eroberern hielten die Propheten ihnen dieses Unheil als die durch ihre Sündenschuld über sie gekommene, verdiente Strafe Gottes vor, und mahnten sie zur Buße und Bekehrung, damit endlich Jehovah's Gnade und Segen ihnen wieder zu Theil werden könne; womit sie zugleich auch, den übermüthigen Unterdrückern des Volkes Gottes gegenüber, immer die Zuversicht aussprechen, daß man nicht wähnen solle, Jehovah's Verheißungen hätten sich nun als nichtig erwiesen, sondern nur auf eine Zeitlang habe das Volk durch seine Schuld seines Gottes Gnade eingebüßt, aber sicher werde es dieselbe auch wieder erlangen und so zuletzt sich herausstellen, daß jene Verheißungen Gottes wahr, „Ja und Amen" seien. — Auch war nie das ganze Volk Israel von Gott abgefallen, sondern ein Theil, wenn auch ein kleiner, war ihm doch stets treu geblieben. Dieser kleinere, aber treue Theil der Nation, sei demnach als der eigentliche Kern derselben, als der eigentliche „Israel," als der eigentliche „Knecht Gottes" zu betrachten. Auch dieser wahre Israel und Knecht Gottes befinde sich zwar im Elend,*) und darum scheine es, er sei von Gott verlassen, allein nur um der Schuld der anderen Abgefallenen willen müsse er mitleiden, aber vermittelst seiner und um seinetwillen werde auch Gott dem ganzen Volk Israel wieder seine Gnade zuwenden, wie denn auch durch ihn, diesen wahren Israel und Knecht Gottes, die ganze Nation endlich wieder auf den rechten Weg gebracht und zu einem rechten Volk Gottes gemacht werden würde.

Was hier ganz dem National- und Bundes-Bewußtseyn Is-

---

*) Und zwar scheint es, daß gerade der im Elend der babylonischen Gefangenschaft abgeführte vornehmere (2. Kor. 24, 14) Theil Israels auch als der bessere, wenigstens als die Besseren in sich schließend, angesehen wurde. Vergl. das sehr wichtige 11. Kap. des Propheten Ezechiel.

raels gemäß, dem bessern Theile des Volkes zugeschrieben wird, dies wurde sehr begreiflicher Weise denn auch vorzugsweise auf diejenige Person, von welcher die Bekehrung und das Heil Israels erwartet wurde, — auf den Messias übertragen. So entstand die Idee eines um der Sünden des Volkes willen leidenden, aber durch seine Gerechtigkeit das Volk wieder bekehrenden und erhöhenden Messias, welcher sodann auch für seine unverschuldet um Anderer willen erduldete Schmach eine desto glorreichere Verherrlichung zum Lohn von Gott erhalten werde.

Um so mehr mußte es geschehen, daß diese zuerst einem ganzen (dem besseren) Theil der Nation zugeschriebenen Merkmale, auf eine Person, die Person des Messias übertragen wurden, da der Ausdruck „Knecht Gottes," womit dieser bessere Theil der Nation oft benannt wird, nicht allein an und für sich schon gar leicht als Bezeichnung einer Person genommen werden konnte, — obwohl derselbe in sehr vielen Stellen unläugbar einen Theil des Volkes collectiv bezeichnet, — sondern weil dieser Ausdruck ebenso unläugbar in anderen Stellen auch wieder wirklich bestimmten Personen beigelegt wird; so werden z. B. in manchen Stellen der Prophet Jesaias, in anderen der König David, in noch andern der persische, aber den Juden günstige König Cyrus, endlich auch der Messias selbst „Knecht Gottes" genannt.*) Da nun allen diesen Personen theilweise auch das zugeschrieben wird, was man von dem Messias erwartete, Gerechtigkeit, Weisheit, Volkserlösung und Beglückung, und da noch dazu dieser „Knecht Gottes" oft in dem nämlichen Kapitel von verschiedenen Personen gebraucht wird, so daß es dem nicht genau Prüfenden scheinen muß, als sei von einer und derselben Person die Rede: so war es kein Wunder, wenn, nachdem einmal die Messiaserwartung in dem Bewußtseyn der Israeliten feststand, diese nun auch, in ihren heiligen Büchern lesend, geneigt waren, alle Stellen, welche sich entweder wirklich auf den Verheißenen bezogen, oder auch nur auf ihn zu beziehen schienen, sammt und sonders auf denselben deuteten; wie man z. B. heute noch in den

*) Sogar der babylonische König Nebukadnezar wird mehrmals Knecht Gottes genannt (Jer. 25, 9; 27, 6).

älteren Bibeln findet, daß auch über denjenigen Kapiteln, worin von Cyrus die Rede ist und dessen Namen („Kores") sogar genannt wird, dennoch die Ueberschrift findet „Verheißung des Messias" oder „Weissagung von Christo."

Wir lassen nun die nöthigen Belegstellen hiezu folgen.

Jesaias 3. In Israel herrscht Schlechtigkeit, Ueppigkeit, Unsittlichkeit, Götzendienst. Kap. 5. Israel ist ein Weinberg, von Gott sorgfältig gepflegt; aber er bringt Hörlinge, und wird daher von Gott verworfen und vernachlässigt. Ezechiel 19. Israel (im Elend der babylonischen Gefangenschaft) ist ein gefangener Löwe, ein ausgerissener Weinstock. Nur wenig Gerechte (dem Jehovah Treugebliebene) sind in Israel, welchen der Herr, nach dem über sie gekommenen verdienten Elend, wieder gnädig seyn wird (Kap. 14). Vergl. Kap. 11, 2.*) „Und der Herr sprach zu mir (dem Propheten Ezechiel): Du Menschenkind, die Leute haben unselige Gedanken in dieser Stadt (Jerusalem)" — und: „Da geschahe des Herrn Wort zu mir und sprach: Du Menschenkind, deine Brüder und ihre Freunde und das ganze Haus Israel, so noch zu Jerusalem wohnen, sprechen wohl unter einander: Jene (die in Exil Gefangenen) sind vom Herrn ferne weggeflohen, aber wir haben das Land inne; darum sprich du: So spricht der Herr: Ja, ich habe sie ferne weg unter die Heiden lassen treiben und in die Länder zerstreut, doch will ich bald ihr Heiland seyn; — so spricht der Herr: ich will euch sammeln aus den Völkern und Ländern, dahin ihr zerstreuet seid und will euch das Land Israel geben." (V. 14, 15). — Kap. 16. Israel wird dargestellt unter dem Bild einer schönen

---

*) Bei diesem 11. Kap. des Proph. Ezechiel ist wohl zu beachten, daß sich der Prophet unter den Verbannten zu Babylon befindet, welche, obwohl der bessre Theil des Volkes unter ihnen ist, doch von den zu Jerusalem Zurückgebliebenen gleichsam als die vom Herrn Verworfene angesehen worden. Daher wird der Prophet im Geist (in einer Vision) nach Jerusalem versetzt „es hob mich auf ein Wind und brachte mich zum Thor am Hause des Herrn" (V. 1), damit er „wider sie weissagen" soll (V. 4). Von Vers 17 an aber verkündet der Prophet des Herrn Wort den zu Babylon in der Gefangenschaft Schmachtenden (s. V. 24, 25) und verheißt ihnen Erlösung, namentlich sofern auch die unter ihnen von Jehovah Abgefallenen sich bessern würden. — Dies Kapitel gibt ungemein wichtige Aufschlüsse.

Frau, die mit Jehovah gleichsam ehelich verbunden ist, die aber durch Ungehorsam und Götzendienst ehebrecherisch von ihm abfällt, und darum von Gott geschlagen wird, aber nach reumüthiger Rückkehr zu ihm und bei neuer Treue gegen ihn wieder begnadigt und zu Ehren angenommen werden soll. — Kap. 17. Israel ist ein stolzer Baum, dem „das oberste Reis" (die Besten und Vornehmsten des Volks — vergl. 2. Kön. 24, 14 ff.) abgebrochen und in ein „Krämerland" geführt, in eine „Kaufmannsstadt" versetzt und erniedrigt wird, aber ein „Zweig" davon (V. 22) wird wieder gepflanzt werden auf Libanon (in das Vaterland) und ein herrlicher Cedernbaum werden. — Ein ähnliches Bild findet sich auch bei dem Propheten Jesaias 4, 2 ff. „Zu der Zeit wird des Herrn Zweig (Israels besserer Theil) lieb und werth seyn und die Frucht der Erde herrlich und schön seyn bei denen, die behalten werden in Israel. Und wer da wird übrig bleiben zu Jerusalem, der wird heilig heißen; — dann wird der Herr die Schuld Jerusalems vertreiben" (und es begnadigen und herrlich erhöhen). Hier darf nicht unbemerkt bleiben, daß alle diese Stellen, worin die Rede ist von einem „Zweig Israels, welchen Gott erhöhen werde, und worunter offenbar der bessere Theil des Volkes zu verstehen ist, gar leicht auf den Messias gedeutet werden konnten, weil derselbe oft mit ähnlichen Ausdrücken benannt wird; z. B. Jes. 11, 1 eine Ruthe, die vom Stamm Isai (Davids) aufgehen, und ein Zweig, der aus seiner Wurzel Frucht bringen wird; (V. 10. „Die Wurzel Isai").

Ganz unverkennbar und höchst bemerkenswerth ist es, wie im Propheten Jesaias, besonders vom 41. Kapitel an, abwechselnd verschiedene Personen (bald das Volk Israel überhaupt, bald der bessere Theil des Volkes, bald der Prophet Jesaias, bald der König Cyrus als Wohlthäter der Israeliten und deren Erlöser aus der babylonischen Gefangenschaft) „Knecht Gottes" genannt und überhaupt Gleiches von ihm gesagt wird, so daß es scheinen mußte, alle diese Stellen gingen immer auf eine und dieselbe Person. War aber dies einmal angenommen, so mußte es fast nothwenig geschehen, daß man diese Stellen nicht mehr auf die eine oder auf die andere jener (individuellen oder collectiven) Personen bezog,

weil offenbar auf diese nicht alles paßte, nämlich Manches, was von Cyrus gesagt war, nicht auf das israelitische Volk paßte, manches was von dem besseren Theil der Israeliten gesagt war, nicht auf das Volk überhaupt paßte, manches was vom Propheten Isaias gesagt war, weder auf den Einen noch auf den Anderen paßte; — so schloß man (in der irrigen Voraussetzung, daß alles sich auf eine und dieselbe Person beziehe), es sei dies Alles auf eine Dritte, unbekannte Person, nämlich auf den Messias zu beziehen. Die solchen Irrthum veranlassende Abwechslung der Personen, die als „Knecht Gottes" bezeichnet werden, geht z. B. aus folgenden Stellen hervor.

Jes. 41, 2 wird vom König Cyrus gesagt: „Wer hat den Gerechten vom Aufgang erweckt? Wer rief ihn, daß er ginge? Wer gab die Heiden und Könige vor ihm, daß er ihrer mächtig werd, und gab sie seinem Schwert, wie Staub, und seinem Bogen, wie zerstreute Stoppeln." — Aber schon Vers 8 wendet sich die Rede zu Israel (wobei hier jedoch noch durch ein „Du aber" einer Verwechslung vorgebeugt ist): „Du aber Israel, mein Knecht, Jakob den ich erwählet habe, du Saame Abrahams, meines Geliebten, der ich dich gestärkt habe von dem Ende der Welt her und habe ich berufen und sprach zu dir: Du sollst mein Knecht seyn, denn ich erwähle dich und verwerfe dich nicht" .... V. 14. „So fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob, ihr armer Haufe Israel, ich helfe dir, spricht der Herr." — Aber im V. 25 ist schon wieder von Cyrus die Rede: „Ich aber erwecke Einen von Mitternacht und kommt vom Aufgang der Sonne. Er wird ihnen meinen Namen predigen, und wird über die Gewaltigen gehen, wie über Leimen." — Selbst die Orthodoxen geben meisten Theils zu, daß hier von Cyrus die Rede ist, der die „Gewaltigen" (den Chaldäerkönig Belsazer 2c.) besiegte und den „Namen des Herrn predigte, d. h. sich der Gottesverehrung der Israeliten annahm, indem er Jehovah's Tempel wieder aufzubauen befahl (2. Chron. 36, 23). — In den ersten Versen des folgenden 42. Kap. ist, wie ebenfalls die Orthodoxen meist zugeben,*) wieder von Cyrus die Rede, wenn es

*) Der durchaus orthodoxe Hezel z. B. sagt in seinem Bibelwerke Bd. V, S. 630) von dieser Stelle nicht allein, hier sei von Cyrus die Rede, sondern

heißt: „Siehe, dies ist mein Knecht,*) ich erhalte ihn, und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen Geist gegeben, er wird das Recht unter die Heiden bringen. Er wird nicht schreien noch rufen und seine Stimme wird man nicht hören auf der Gasse (d. h. obgleich ein gewaltiger Eroberer, wird er doch nicht gewaltthätig, sondern mild und gütig verfahren; und) „das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Tocht wird er nicht auslöschen“ (d. h. er wird das so hart geschlagene und dem Untergang nahe Volk Israel mild behandeln). „Er wird das Recht wahrhaftiglich halten lehren; er wird nicht mürrisch noch greulich seyn, auf daß er auf Erden das Recht anrichte, und die Inseln werden auf sein Gesetz warten.“ — Aber schon V. 19 ist unter dem Knecht Gottes wieder ganz Israel zu verstehen, über welches Jehovah vorwurfsvoll ausruft: „Höret ihr Tauben und schauet her ihr Blinden, daß ihr sehet; denn wer ist so blind (verblendet) als mein Knecht? Und wer ist so taub (verstockt im Ungehorsam) als mein Bote, den ich sende? Wer ist so blind als der Vollkommene (d. h. als Israel, welches durch die ihm zu Theil gewordene Offenbarung Gottes so hoch über den anderen Völkern stehen könnte) und so blind als der Knecht (Auserwählte) des Herrn? Man predigt wohl viel, aber sie halten's nicht; man sagt ihnen genug, aber sie wollen's nicht hören.“ — Im 44. Kap. ist es abermals Israel, welches Knecht Gottes genannt wird; aber V. 1 ist der bessere Theil gemeint: „So höre nun mein Knecht Jakob und Israel, den ich erwählt habe,

---

er setzt sogar hinzu: „Im Neuen Testamente werden indessen die ersten Verse dieser Weissagung auf Christus gedeutet (Matth. 12, 17 ff.), natürlich, nicht weil sie im buchstäblichen Verstande auf ihn gingen, sondern weil die Juden um Christi Zeit diese Weissagung auf ihren Messias, dessen sie harreten, deuteten.“ und: „Knecht Gottes ist hier so viel als Diener, Werkzeug Gottes.“

Sollten übrigens auch diese und andere Stellen, wo Cyrus nicht ausdrücklich genannt wird, nicht auf ihn, sondern auf das Volk Israel zu beziehen seyn, so macht dies keinen wesentlichen Unterschied, da es nicht an Stellen fehlt, wo er ausdrücklich genannt wird.

*) Dies: „Siehe das ist mein Knecht“ scheint mir unverkennbar zurückzuweisen auf das Vorhergehende: „Ich erwecke Einen von Mitternacht“ ꝛc., welches unbestritten Cyrus ist.

fürchte dich nicht mein Knecht Jakob, und du Frommer, den ich erwählet habe;" während schon V. 29 wieder ganz Israel überhaupt gemeint ist: „Daran gedenke Jakob und Israel, denn du bist mein Knecht. Ich habe dich zubereitet, daß du mein Knecht seiest. Israel vergiß mein nicht. Ich vertilge deine Missethat, wie eine Wolke, und deine Sünde, wie einen Nebel. Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich." — Kap. 45, 1 ff. ist wieder von Cyrus die Rede, wo er mit Namen („Kores") genannt wird: „So spricht der Herr zu seinem Gesalbten, dem Kores, den ich bei seiner rechten Hand ergreife, daß ich die Heiden vor ihm unterwerfe und den Königen das Schwert abgürte; auf daß vor ihm die Thüren geöffnet werden, und die Thore nicht verschlossen bleiben: Ich will vor dir hergehen und die Höcker eben machen; ich will die ehernen Thüren zerschlagen und die eisernen Riegel zerbrechen, und will dir geben die heimlichen Schätze und die verborgenen Kleinode, auf daß du erkennst, daß ich der Herr, der Gott Israels, dich bei deinem Namen genannt habe, um Jakobs, meines Knechts, willen, und um Israels meines Auserwählten willen. Ja, ich rufe dich bei deinem Namen, und nannte dich, da du mich noch nicht kanntest" .... V. 13. „Ich habe ihn erweckt in Gerechtigkeit und alle seine Wege will ich eben machen. Er soll meine Stadt bauen und meine Gefangenen los lassen." — Hier muß nicht allein bemerkt werden, daß Cyrus der „Gesalbte" des Herrn (was im Hebräischen „Messias," im Griechischen „Christus" heißt) genannt wird, sondern daß von ihm hier auch ganz ähnliche Ausdrücke gebraucht werden, wie in der angeführten Stelle 42, 1 vom „Knecht Gottes," wo es V. 6 und 7 heißt: „Ich habe dich gerufen mit Gerechtigkeit und bei deiner Hand gefasset und habe dich behütet und habe dich zum Bund unter das Volk gegeben, zum Licht der Heiden, daß du öffnen sollst die Augen der Blinden, und die Gefangenen aus dem Gefängniß führen und die da sitzen in der Finsterniß, aus dem Kerker," — woraus hervorgeht, daß in jener Stelle unter dem „Knecht Gottes" ohne Zweifel ebenfalls Cyrus zu verstehen sei. — Nachdem auch Kap. 46, 11 von Cyrus gesagt ist: „Ich rufe einen Vogel*)

---

*) Orientalische Bildersprache. Cyrus erscheint gleichsam so plötzlich wie ein fremder Zugvogel.

von Aufgang und einen Mann, der meinen Anschlag thue, aus fernem Lande," — folgt nun Kap. 49, 1 ff. eine Stelle, welche manche theilweise auf Cyrus, oder auch auf den Propheten Jesaias selbst, und theilweise, (andere aber auch ganz) auf das Volk Israel deuten: „Höret mir zu, ihr Inseln, und ihr Völker in der Ferne, merket auf. Der Herr hat mich gerufen von Mutterleibe an; er hat meines Namens gedacht, da ich noch in Mutterleibe war, und hat meinen Mund gemacht, wie ein scharfes Schwert, mit dem Schatten seiner Hand hat er mich bedeckt. Er hat mich zum reinen Pfeil gemacht und mich in seinen Köcher gesteckt, und spricht zu mir: Du bist mein Knecht, I s r a e l, durch welchen ich will gepriesen werden. Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn ist und mein Amt meines Gottes ist. Und nun spricht der Herr, der mich von Mutterleibe an zu seinem Knechte bereitet hat, daß ich soll Jakob zu ihm bekehren, auf daß Israel nicht weggeraffet werde; darum bin ich vor dem Herrn herrlich und mein Gott ist meine Stärke. Und spricht: Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Israels aufzurichten, und das Verwahrlosete in Israel wieder zu bringen, sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seist mein Heil bis an der Welt Ende. So spricht der Herr, der Erlöser Israels, sein Heiliger, zu der verachteten Seele, zu dem V o l k, deß man Gräuel hat, zu dem Knecht, der unter den Tyrannen ist: Könige sollen sehen und aufstehen, und Fürsten sollen anbeten um des Herrn willen, der treu ist, um des Heiligen in Israel willen, der dich erwählet hat" u. s. w. — Sofern diese Stelle nicht in mehrere Absätze mit wechselndem Subjecte einzutheilen ist, so beweisen die beiden unterstrichenen Worte, daß sie sich auf das Volk Israel beziehe, wobei jedoch wohl zu merken ist, erstens wie hier Israel so ganz unter dem Bild einer P e r s o n dargestellt wird, und zweitens, daß jedenfalls hier wieder der bessere Theil gemeint ist, worin der Prophet Jesaias nicht allein mitbegriffen ist, sondern vielleicht sogar in einigen Ausdrücken v o r z u g s w e i s e von sich selbst und von seinem Berufe redet. — Kap. 50, 4 ff., muß ohne Zweifel in eben diesem Sinne aufgefaßt werden, wenn es heißt: „Der Herr hat mir eine

gelehrte Zunge gegeben, daß ich wisse mit dem Müden zu rechter Zeit zu reden. Der Herr hat mir das Ohr geöffnet, und ich bin nicht ungehorsam und gehe nicht zurück. Ich hielt meinen Rücken dar denen, die mich schlugen und meine Wangen denen, die mich rauften; mein Angesicht verbarg ich nicht vor Schmach und Speichel. Denn der Herr hilft mir, darum werde ich nicht zu Schanden, — er ist nahe, der mir Recht spricht, — siehe der Herr hilft mir, wer will mich verdammen? Wer ist unter euch, der den Herrn fürchtet, der seines Knechtes Stimme gehorchet?“ — Was hier der Prophet, sei es nun vorzugsweise von sich, oder von dem besseren Theile Israels überhaupt redet, wie nämlich Gott die wegen der Schuldigen in Israel auch, und vorzugsweise, über die Unschuldigen gekommene Schmach und Leiden wieder von ihnen wenden werde, führt er in den zwei folgenden Kapiteln weiter aus. Den Frommen (51, 1) ruft er zu, sie möchten eingedenk seyn des Bundes, den Gott schon mit Abraham gemacht (V. 2); der Herr werde darum auch Zion (das Volk Israel) wieder trösten (V. 3) und im Namen Gottes ruft er seinem verzagenden Volke zu V. 4: „Merke auf mich mein Volk, höret mich meine Leute; denn von mir (von Gott) wird ein Gesetz ausgehen, und mein Recht will ich zum Licht der Völker gar bald stellen; denn meine Gerechtigkeit ist nahe und mein Arm wird die Völker richten; V. 9 redet der Prophet Jehovah an: „Wohlauf, wohlauf, ziehe Macht an du Arm des Herrn! Wohlauf, wie vor Zeiten von Alters her... Bist du nicht, der das Meer austrocknete, der den Grund des (rothen) Meeres zum Wege machte, daß die (aus Egypten) Erlöseten dadurch gingen? Also werden die Erlöseten des Herrn wiederkehren (aus Babylon) und gen Zion kommen mit Ruhm, und ewige Freude wird auf ihrem Haupte seyn.“ Nachdem nun noch im 52. Kapitel Israel ermunternd, und mit hoffnungsvoller Zuversicht auf die nahe Hülfe und Erlösung des Herrn, zugerufen worden: „Mache dich auf, mache dich auf, Zion! schmücke dich herrlich du heilige Stadt Jerusalem, mache dich aus dem Staube, stehe auf du gefangene Jerusalem (V. 12) — denn der Herr hat sein Volk getröstet und Jerusalem erlöset; der Herr hat geoffenbaret seinen heiligen Arm vor den Augen aller Heiden, daß aller Welt Ende siehet das Heil

unseres Gottes" (V. 10), — und darum die Israeliten ermahnt werden, sich dieser Gnade würdig zu zeigen und sich dem Herrn zu heiligen: „Weichet, weichet, ziehet aus von dannen, — reiniget euch — der Herr wird vor euch herziehen und der Gott Israels euch sammeln," (V. 14); — so beginnt nun mit dem folgenden Vers in dem so merkwürdig gewordenen 53. Kapitel, — nichts anders als eine begeisterte Wiederholung alles dessen, was bisher von dem Knecht Gottes, dem Volk Israel, und namentlich von dem bessern Theile desselben, gesagt worden ist, nämlich Lob dieses treuen Knechts Gottes, obgleich er jetzt elend ist, und wie von Gott gestraft erscheine, während er doch nur um der Schuld der Anderen (der Abtrünnigen in Israel) willen leide; aber der Herr werde ihn bald erlösen und um seinetwillen auch dem ganzen übrigen Israel, Heil widerfahren lassen, ja durch ihn alle Völker zur Theilnahme an der Erkenntniß und der Verehrung des wahren Gottes und seines Heiles führen. Da dieses Kapitel lange Zeit für eine wörtliche, bis in's Einzelne gehende Weissagung von Christus, von seiner Sendung, seinen Leiden und seiner Verherrlichung gehalten worden ist, und wenn man es in der deutschen Uebersetzung liest, auch ganz diesen Anschein hat; während doch aus den bisherigen Erörterungen klar hervorgeht, welches der wahre Sinn desselben sei, so setzen wir dieses Kapitel, wegen dessen Wichtigkeit, ganz hierher und lassen eine kurze Erklärung desselben folgen, wobei zum Voraus bemerkt werden muß, daß die deutsche (Luther'sche) Uebersetzung theils nicht ganz genau, theils sogar unrichtig ist, was wir jedoch nur da berühren werden, wo es wesentlich nothwendig ist. Gewöhnlich werden zu dem Kapitel noch die vier letzten Verse des vorhergehenden gezogen, vom dreizehnten Vers anfangend:

V. 13. „Siehe mein Knecht wird weislich thun und wird erhöhet und sehr hoch erhaben seyn; V. 14. Daß sich viele über dir ärgern werden, weil seine Gestalt häßlicher ist, denn anderer Leute, und sein Ansehen denn der Menschenkinder; V. 15. Aber also wird er viele Heiden besprengen, daß auch Könige werden ihren Mund vor dir zuhalten. Denn welchen nichts davon verkündiget ist, dieselben werden's mit Lust sehen, und die nichts davon gehöret haben, die werden es merken. Kap. 53. V. 1. Aber wer glaubt unserer

Predigt? Und wem ist der Arm des Herrn geoffenbaret? V. 2. Denn er schießt auf wie ein Reis und eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. V. 3. Er war der Allerverachtetste und Unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn für nichts geachtet. V. 4. Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. V. 5. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Friede hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. V. 6. Wir gingen Alle in der Irre wie Schafe, ein Jeglicher sehe auf seinen Weg, aber der Herr warf unser aller Sünden auf ihn. V. 7. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird, und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer und seinen Mund nicht aufthut. V. 8. Er ist aber aus der Angst und dem Gericht genommen; wer will seines Lebens Länge ausreden? Denn er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da er um die Missethat meines Volkes geplaget war. V. 9. Und er ist begraben wie die Gottlosen und gestorben wie ein Reicher; wiewohl er Niemand Unrecht gethan hat, noch Betrug in seinem Munde gewesen ist. V. 10. Aber der Herr wollte ihn also zerschlagen mit Krankheit. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, so wird er Samen haben und in die Länge leben und des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen. V. 11. Darum daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben. Und durch sein Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünden. V. 12. Darum will ich ihm große Menge zur Beute geben und er soll die Starken zum Raube haben; darum daß er sein Leben in den Tod gegeben hat, und den Uebelthätern gleich gerechnet ist, und Er Vieler Sünden getragen hat, und für die Uebelthäter gebeten."

Wer mit dem Neuen Testament einigermaßen bekannt ist, wird hier in dieser Stelle des Jesaias die auffallendste Uebereinstimmung

mit dem finden, was dort von Jesu, von dem Zweck seiner Sendung und von seinen Schicksalen erzählt wird. Eine höchst merkwürdige, wunderbare Lenkung Gottes muß darin auf jeden Fall erkannt werden, und insoferne kann diese Jesaianische Stelle allerdings als eine von dem Propheten unbewußt ausgesprochene Weissagung von Christus betrachtet werden; aber daß der Prophet selbst dabei nicht an die Person Jesu dachte, sondern an den bessern Theil Israels als den erwählten und geliebten „Knecht Gottes," geht schon aus dem früher Gesagten hervor, und noch mehr, wenn wir diese Stelle selbst nun von Vers zu Vers näher in's Auge fassen. Wir geben daher eine kurze, populäre Erklärung derselben.

V. 13. Nachdem in den vorigen Kapiteln dem im Elend der babylonischen Gefangenschaft seufzenden Volk Israel Trost zugerufen, die gewisse Hoffnung naher Erlösung gegeben, und dasselbe zum würdigen Wandel vor dem Herrn ermahnt worden war; spricht nun der Prophet im Namen des Herrn mit freudiger Begeisterung aus, wie dieser Knecht Gottes, Israel, namentlich der bessere, allerdings „weislich thun," d. h. zu Gottes Ehre und Wohlgefallen leben und sich zu einem herrlichen Zustand erheben werde. Obgleich („daß" V. 14 ist falsche Uebersetzung, anstatt „obgleich"), — obgleich sich jetzt Viele über denselben „ärgern" (d. h. ihn verachten und als von Gott verlassen ansehen), „weil seine Gestalt häßlicher ist als anderer Leute" 2c. — bildlich gesprochen, weil überhaupt Israel als eine Person dargestellt wird, und will sagen: weil Israel, weit entfernt (wie man von einem auserwählten Volk Gottes erwarten sollte) andere Völker an Glanz und Herrlichkeit zu übertreffen, vielmehr in einem elenderen und jämmerlichern Zustande sei, als alle, so gereiche dies Vielen zum „Aergerniß," d. h. sie würden dadurch mit Zweifel an den Verheißungen Gottes erfüllt; V. 15. Aber ungeachtet dieser seiner damaligen Erniedrigung werde Israel noch Völker und Fürsten überwältigen und bekehren, denn dies sei sein Beruf nach den Verheißungen Gottes, dies würden diejenigen, die noch nichts von diesen Verheißungen Gottes wüßten, mit Staunen und Lust erkennen. K. 53. V. 1. Aber unglaublich erscheine jetzt noch die Verkündigung des Propheten, und der Arm (das Walten) des Herrn werde noch nicht erkannt.

V. 2. Denn wie ein schwaches Reis in dürrem Erdreich (elendem Zustand) sei Israel, wovon man also wenig hoffen könne. V. 3. Es sei überaus elend („voller Schmerzen und Krankheit," ist Fortsetzung des Bildes der Personifikation) und darum verachtet. V. 4. Aber dieses Elend trage der Knecht Gottes (der bessere Theil Israels) nur als „unsere" Krankheit (als die Schuld des ganzen Volkes Israel überhaupt), aber wir (eben dieses ganze Volk) hielten nun irriger Weise den „Knecht Gottes" (den frommen Theil Israels) für geschlagen und darum verworfen von Gott; während dieser doch nur (V. 5) mit den Schuldigen und um ihretwillen leiden mußte, und für sie leiden mußte, „auf daß wir Friede hätten," (weil, wie wir früher gesehen haben, die göttlichen Verheißungen immer die Vorstellung ausdrückten: wenn Israel sündigt, so muß es gestraft werden; auch wenn es bei nachfolgender Besserung wieder begnadigt wird, so kann diese Begnadigung doch nicht eher eintreten, als bis die frühere Schuld durch Strafe gesühnt worden ist). V. 6. Ganz Israel („wir Alle") gingen auf bösen Irrwegen, aber ihn, den Knecht Gottes, den besseren Theil trafen vorzugsweise die schweren Folgen dieser Schuld, (indem wir oben schon gesehen haben, daß vorzugsweise die besseren Israeliten in die Gefangenschaft geführt worden waren). V. 7. Und ohne Murren unterzogen sich diese frommen Knechte Gottes jenem von den andern verschuldeten schweren Verhängniß. — V. 8 und 9 sind nun ganz falsch übersetzt, und müssen vielmehr etwa so lauten:*) „In Noth und Strafgerichte ward er hingerissen; und wer stellt seine Zeitgenossen darüber zur Rede? Er war hinweggetilgt aus dem Lande der Lebendigen, wegen der Missethat meines Volkes. Man machte bei Missethätern sein Grab und bei dem reichen Frevler nach seinem Tode, wiewohl er Niemand Unrecht gethan hat, noch Betrug in seinem Munde gewesen ist." Sonach verschwindet bei richtiger Uebersetzung aus dieser Stelle ganz und gar der Schein, als ob, wie man sie lange Zeit gedeutet hat, speciell von Jesu Missethäterstod und seinem Begräbniß in des reichen Joseph von Arimathäa Gruft weissa-

*) Ungefähr nach Gesenius, dessen Commentar ich leider nicht zur Hand habe, jedoch nach Zuratheziehung eines der hebräischen Sprache sehr kundigen Gelehrten, übersetzt.

gend die Rede wäre. Wiewohl auch nach der Luther'schen Uebersetzung dies nur mit großem Zwang in die Stelle hineingedeutet werden kann, indem es dort heißt: „er ist begraben wie die Gottlosen und gestorben wie ein Reicher," — während es ja dann heißen müßte: er ist gestorben wie die Gottlosen und begraben wie ein Reicher. Der Sinn ist vielmehr wohl kein anderer, als nochmalige starke Schilderung des elenden Zustandes des Knechtes Gottes (des frommen Israel), dessen Elend vorher personifizirend mit einer schweren Krankheit verglichen worden war, und nun mit dem Tode selbst verglichen wird. War es doch nicht anders, als sei Israel aus der Reihe der lebendigen Nationen hinweggestrichen, und als hätte es bei dem reichen Frevler (in der eben so stolzen als gottlosen Kaufmannsstadt Babylon) sein Grab gefunden. Die drei folgenden letzten Verse **10, 11, 12** sind klar; sie wiederholen nochmals, daß der um fremder Schuld willen unschuldig leidende Knecht Gottes (Israel) bald werde erlöst werden, und daß nicht allein er selbst und sein Saame (seine Nachkommen) gerecht vor Gott und beglückt leben, sondern daß durch ihn das „Vornehmen," d. h. der Rathschluß Gottes werde erfüllt, nämlich viele andere Völker zur Erkenntniß des wahren Gottes und zur Gerechtigkeit und zum Heil würden geführt werden.

Diese und andere Stellen wurden nun, und zwar aus oben angeführten Ursachen sehr begreiflicher Weise, frühzeitig schon von den Juden mißverstanden und auf die Person eines Messias gedeutet, und so entwickelte sich denn die Idee von einem unschuldig, um Anderer Schuld willen, leidenden, aber durch seine Gerechtigkeit Andere erlösenden und dann zum Lohn dafür selbst erhöhet und verherrlicht werdenden Messias. Obgleich wir nun die Entstehung und Ausbildung dieser Idee auf einem ganz natürlichen Wege erklärbar finden, so wird doch dadurch der hohen Bedeutung derselben nicht das Mindeste entzogen; denn selbst durch Irrthümer führt Gott die Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit, nach dem wunderbaren und ewig unerklärbaren Verhältniß der Lenkung der Menschheit durch Gott nach festem Plan und doch ohne die menschliche Freiheit und Selbstthätigkeit dadurch aufzuheben. Eben so wenig wird dadurch die hohe Bedeutung aller derjenigen Schriftstellen

beeinträchtigt, durch welche die Entstehung der messianischen Idee und Erwartung veranlaßt worden ist; denn einestheils wird nicht in Abrede gestellt, daß ein Theil dieser Stellen wirklich von einem verheißenen persönlichen Heiland und Erlöser Israels zu verstehen sind, seien sie auch nur allgemeinen Inhaltes; wenn aber anderntheils diejenigen Stellen, welche ein bestimmteres, detaillirteres Gepräge tragen, worin wir das Bild Jesu Christi in Ansehung seiner Schicksale, wie seiner Lehre, wiederfinden, wenn, sage ich, diese Stellen ursprünglich von den Propheten auch nicht von Christus gesagt worden sind: so muß ja doch gerade hierin das wunderbare Walten Gottes erkannt werden, welcher es also lenkte, daß durch alle diese Stellen sich in dem Volk Israel eine Erwartung bildete, welche zuletzt in der ganzen Erscheinung Jesu eine so genaue Erfüllung fand. In diesem Sinne sind wirklich alle jene Stellen prophetisch, und wirkliche messianische Vorherkündigungen; in diesem Sinne hat Gott wirklich manchmal und auf mancherlei Weise zu den Vätern geredet durch die Propheten, und sie in jenen Stellen, in welchen sie vor dem wahren Israel oder von sich selbst, oder von Cyrus oder von einem Anderen redeten, von Dem, der da kommen sollte, weissagen lassen, ohne daß sie daran dachten. So erscheint auch hier wieder die h. Schrift als ein wunderbares „Wort Gottes," wenn gleich nicht in dem Sinne eingegeben, in welchem man früherhin allgemein es annahm und heute noch Manche es annehmen, welche aber damit den natürlichen Zusammenhang derselben auf eine sehr unbegreifliche Weise verkennen.

(Fortsetzung folgt.)

49.

Antrag des Pfarres Esch zu Großkarlbach, die durch die Amtssuspension des Pfarrers Frantz zu Ingenheim bedrohte Lehrfreiheit in der vereinigten Kirche der Pfalz betreffend.*)

Hochwürdige Diöcesan-Synode!

Indem der ergebenst Unterzeichnete die Ehre hat, den rubrizirten Gegenstand in dieser hochwürdigen Versammlung zur Sprache

*) Nachstehende Eingabe an die Diöcesansynode zu Frankenthal wurde uns

zu bringen, glaubt er nicht nöthig zu haben, erst auf dessen hohe Wichtigkeit hinzuweisen, indem derselbe unmittelbar das innerste Wesen und die Verfassung unserer vereinigten Kirche berührt, ja für diese eine wahre Lebensfrage bildet. Um so mehr hält er es aber auch für seine Pflicht, die Begründung seines Antrags sowohl in formaler als in materialer Hinsicht möglichst zu versuchen.

I.

Was erstens die formale Seite seines Antrags, nämlich die Frage betrifft, ob die Diöcesan-Synoden befugt und berechtigt seien, auch Gegenstände von einer umfassendern und allgemeinern Bedeutung, wie den rubrizirten, in den Kreis ihrer Verhandlungen aufzunehmen, so dürfte die Competenz derselben außer allem Zweifel sein, indem zuvörderst die höchste kirchliche Aufsichts- und Verwaltungsstelle des Königsreiches den Diöcesan-Synoden jene Competenz ausdrücklich eingeräumt hat. Das Königl. Oberconsistorium hat nämlich in seinem hohen Erlasse vom 31. März 1830, „die Diöcesan-Synoden im Rheinkreise betreffend," mitgetheilt durch das Kgl. Consistorium unterm 16. April desselben Jahres und zwar unter Nro. 8, Folgendes verfügt: „Gegenstände, welche das allgemeine Wohl der protestantischen Kirche des Rheinkreises betreffen, und sich für eine künftige Generalsynode eignen, können zum voraus und bei jeder Diöcesan-Synode besprochen und sofort zu Protokoll gegeben werden."

Aber ferner auch von dem Standpunkte unserer Kirchen- und unserer Staatsverfassung aus betrachtet, kann die Competenz der Diöcesan-Synoden zur Berathung über den rubrizirten Gegenstand nicht bestritten werden, indem in ersterer Hinsicht die Vereinigungs-Urkunde im §. 15 Folgendes festsetzt: „Die Diöcesan-Synode hat sich über alle Vorschläge, welche ihr über Veränderung, Einführung von Kirchen- und Schulbüchern und über andere Angelegenheiten von höherer Behörde gemacht werden

---

etwas verspätet zugesendet; wir nehmen dieselbe aber auch jetzt noch aus dem Grunde auf, weil kirchenrechtliche Verhältnisse, welche für die Pfalz von bleibender Wichtigkeit sind, darin gründlich behandelt und auf den rechten Standpunkt gerückt werden. D. Red.

mögen, unpartheiisch zu erklären, sowie überhaupt" (also ohne alle Beschränkung) „in dieser Hinsicht geeignete Anträge zu machen." — Sodann enthält die Verfassungsurkunde im III. Edict §. 7 folgende Bestimmung: „Zur Handhabung der Kirchenverfassung soll, wie alle vier Jahre eine allgemeine, so jährlich eine Diöcesan-Synode gehalten werden." — Da nun die Amtssuspension eines Geistlichen nur nach den Bestimmungen unserer kirchlichen Verfassungs-Urkunde verfügt werden kann, so steht, gleichwie den General-, so auch den Spezial-Synoden unläugbar die Befugniß zu, auch an ihrem Theile über eine so hochwichtige und folgenschwere Angelegenheit sich auszusprechen.

II.

Was nun zweitens die materiale Begründung seines Antrags anbelangt, so beehrt sich der ergebenst Unterzeichnete in Nachstehendem eine Entwickelung desselben zu versuchen, nämlich zuvörderst eine Ermittelung des Thatbestandes, wegen dessen Pfr. Frantz suspendirt wurde; ferner eine doctrinäre Beurtheilung dieses Thatbestandes nach den constitutiven Grundsätzen und der Lehre unserer vereinigten Kirche, und endlich eine rechtliche Beurtheilung desselben nach den Disciplinarstrafbestimmungen unserer Vereinigungsurkunde.

Zuvörderst als Thatbestand, der die Amtssuspension des genannten Pfarrers zur Folge gehabt habe, wird von dem kgl. Consistorium in seinem hohen Erlasse vom 18. März l. J. folgende Thathandlung bezeichnet: „daß Pfarrer Frantz lediglich aus dem Grunde von seinem Amte suspendirt worden sei, weil er seiner Gemeinde ein anderes Glaubensbekenntniß zur Unterschrift vorgelegt habe, als dasjenige ist, welches nach der Vereinigungsurkunde als das Glaubensbekenntniß der vereinigten protestantisch-evangelischen Kirche der Pfalz recipirt und in dem Katechismus dieser Kirche abgedruckt ist." — Nun hatte Pfarrer Frantz allerdings unter der Ueberschrift: „Mein Glaubensbekenntniß" eine öffentliche Erklärung vor seiner Gemeinde abgegeben, dazu veranlaßt durch zwei öffentlich an ihn gerichtete Sendschreiben, die auch zur Kenntniß seiner Gemeinde gelangt waren, und in welchen zwei junge Geistliche ihn deßhalb für unwürdig erklärt hatten, fernerhin ein geistliches Amt zu bekleiden, weil er in seiner Zeitschrift „die Morgenröthe" eine

Ansicht von der Person Jesu Christi dargelegt hatte, welche seine Gegner als eine irrige und verwerfliche bezeichnen zu müssen glaubten. — Auch mag dahingestellt bleiben, ob er nicht besser gethan hätte, jene Erklärung zu unterlassen, jedoch nur aus dem Grunde, weil es deren gar nicht bedurfte, indem seine Gemeinde seine Predigt- und Lehrweise kannte; es also hinreichend gewesen wäre, wenn er dieselbe einfach aufgefordert hätte, sich darüber auszusprechen, ob sie ihn, ungeachtet der gegen ihn ergangenen Verdächtigungen, noch für würdig halte, das Amt eines Geistlichen in ihrer Mitte zu führen. — Allein das stellt er in seiner „Rechtfertigung" (Maiheft der „Morgenröthe") in Abrede, daß er sein Glaubensbekenntniß der Gemeinde zur Unterschrift vorgelegt habe, sondern er behauptet, daß er lediglich unter Hinweisung auf jene abgegebene Erklärung, nur eine einfache Vertrauensliste von seinen Gemeindegliedern habe unterschreiben lassen. — Und dieser seiner Behauptung ist bis heute von keiner Seite öffentlich widersprochen worden. — Doch einmal angenommen, er hätte wirklich gethan, was er feierlich in Abrede stellt, so hat er ja dem kgl. Consistorialkommissär entschieden erklärt, daß er sein Glaubensbekenntniß dem apostolischen nicht habe substituiren wollen; er hat ferner eben so bestimmt erklärt, daß er das letztere ganz annehme, und darnach lehren und predigen wolle vorbehaltlich der freien Auslegung desselben, was sich übrigens, auch nach der Bemerkung des Herrn Consistorialkommissärs, von selbst verstand; nur auf die dritte Frage: Ob er sein eigenes Glaubensbekenntniß verwerfen und widerrufen wolle, sprach er sich entschieden ablehnend aus, da dasselbe eben nur eine Erklärung des apostolischen sei, und, seiner festen Ueberzeugung nach, mit diesem in keinem Widerspruche stehe. Das ist, wenigstens nach der Ansicht des ergebenst Unterzeichneten, der wahre Thatbestand in dieser Angelegenheit.

Ob nun aber hierin, wie das kgl. Consistorium in seinem hohen Erlasse vom 22. April l. J. sich ausspricht, eine ahndungswürdige Handlung vorliege, muß sich ferner durch die doctrinäre Beurtheilung des ermittelten Thatbestandes nach den constitutiven Grundsätzen und der Lehre der vereinigten Kirche herausstellen. — Selbst nach der Lehre der symbolischen

Bücher, sogar der Concordienformel, welche doch, namentlich im Gegensatze zur reformirten Kirche, den lutherischen Lehrbegriff genau formulirt hat, ist es als Fundamentalprinzip der protestantischen Kirche ausgesprochen: „Es bleibt allein die heilige Schrift der einige Richter, Regel und Richtschnur, nach welcher sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurtheilt werden . . . . Die Symbole aber sind allein Zeugniß und Erklärung des Glaubens, wie jeder Zeit die heilige Schrift von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt worden;" also nicht, wie sie im 19ten Jahrhundert ausgelegt werden müssen. — Wenn man also demohngeachtet späterhin jenen Bekenntnißschriften eine normative Geltung beigelegt hat, ist man mit dem von ihnen selbst aufgestellten Prinzipe der freien Schriftforschung in einen directen Widerspruch gerathen, indem in solcher Weise, wie man in dem gemeinen Leben zu sagen pflegt, mit der einen Hand wieder genommen worden, was man mit der anderen gegeben hatte. — Doch abgesehen davon, erkennt unsere vereinigte Kirche im §. 3 der Vereinigungs-Urkunde „keinen andern Glaubensgrund noch Lehrnorm, als allein die heilige Schrift." — Wenn nun in der neuesten Zeit so oft von der allgemeinen protestantischen Kirchenlehre und davon die Rede ist, daß die vereinigte Kirche der Pfalz dieselbe nicht habe aufgeben können, so darf man wohl fragen: Wo steht denn diese Kirchenlehre? In den allgemeinen Symbolen und den symbolischen Büchern der reformirten und der lutherischen Kirche. — Nun aber erkennt unsere vereinigte Kirche diese Schriften, demnach auch das apostolische Symbolum als ihre Lehrnorm nicht an; folglich kann jene allgemeine protestantische Kirchenlehre, als solche, in unserer pfälzischen Kirche keine normative Geltung haben, sondern einem jedem protestantischen Geistlichen der Pfalz ist volle Lehrfreiheit gewährt, insoferne nur seine Lehrvorträge die heilige Schrift zur positiven Grundlage haben. — Es kann somit gewiß nicht behauptet werden, daß nur eine religiöse Glaubensrichtung und Lehrweise in unserer vereinigten Kirche die alleinberechtigte sei; sondern es können in ihr auch in einzelnen Dogmen von einander abweichende Glaubensansichten sehr wohl neben einander bestehen, wenn nicht auch der andere in der Vereinigungsurkunde aufgestellte constitutive Grundsatz

ein illusorischer sein soll: „daß es zu dem innersten Wesen des Protestantismus gehört, auf der Bahn wohlgeprüfter Wahrheit, mit ungestörter Glaubensfreiheit, muthig voranzuschreiten,“ oder, wie es in §. 12 der Vereinigungsurkunde heißt: „daß der Religions- und Sittenunterricht ein schrift- und vernunftmäßiger sein soll. Indem nun Pfarrer Frantz seiner Gemeinde von dem apostolischen Glaubensbekenntnisse und zwar nur von den wesentlichsten Punkten desselben nur eine Erklärung gegeben hat, wie er sie nach bestem Wissen und Gewissen in der heiligen Schrift begründet findet, ohne dieselbe seiner Gemeinde „aufdringen“ zu wollen, hat er, wenigstens nach der Ueberzeugung des ergebenst Unterzeichneten, sich keiner ahndungswürdigen Handlung schuldig gemacht, sondern nach den constitutiven Grundsätzen unserer Kirche, selbst wenn seine Auffassung jenes Bekenntnisses theilweise eine irrige wäre, sich nur eines guten Rechtes bedient, dessen Ausübung ihm ja auch bei der Erklärung der heiligen Schrift selbst — zusteht. —

Aber auch nach der Lehre unserer vereinigten Kirche dürfte dieses Recht des Pfarrers Frantz wohl nicht angefochten werden können. — Man hat zwar unserer Kirche entgegenhalten wollen, daß, wenn sie sich nicht zu der in den symbolischen Büchern der reformirten und der lutherischen Confession niedergelegten sogenannten allgemeinen protestantischen Kirchenlehre bekännte, sie aufhören würde, eine protestantische zu sein, und daß sie sonach gar keine eigene Lehre besäße, mithin der schrankenlosesten Lehrwillkühr in der vereinigten Kirche Thür und Thor geöffnet wäre. Allein diese Behauptungen scheinen dem ergebenst Unterzeichneten ungegründet zu sein; denn so lange unsere unirte Kirche an dem §. 3 ihrer Vereinigungs-Urkunde, demnach an dem in demselben ausgesprochenen ächt protestantischen Fundamentalprinzipe festhält, können ihr, selbst nach dem oben angeführten Ausspruche der Concordienformel, also selbst nach der Lehre der symbolischen Bücher das Prädikat und die Rechte einer protestantischen Kirche nicht streitig gemacht werden. — Auch hat die Lehrfreiheit, welche unsere Kirche nach ihrer von der Staatsgewalt sanctionirten kirchlichen Verfassungs-Urkunde mit Recht für sich in Anspruch nimmt, wie jede Freiheit, ihre gesetzliche Schranke, indem die Geistlichen derselben kirchenrechtlich auf

die heilige Schrift als ihre Lehrnorm verpflichtet sind. — Wie aber unsere Kirche, auf diesem Fundamente ruhend, als eine protestantische Partikularkirche mit der allgemeinen protestantischen wesentlich verbunden ist, ist sie doch auch wieder, jedoch nur im Gegensatze zu den übrigen protestantischen Partikularkirchen, der reformirten und der lutherischen, und nur insoferne diese an ihren symbolischen Büchern als ihrer Lehrnorm festhalten, eine eigenthümliche Kirche, nicht blos in Ansehung des Ritus, der Liturgie und der Kirchenverfassung sondern auch der Lehre. Diese Eigenthümlichkeit der Lehre ist schon in der Vereinigungs-Urkunde dadurch angedeutet, daß bei der heiligen Taufhandlung „die Hauptmomente des protestantisch-evangelisch-christlichen Glaubens berührt werden sollen" (§ 9), ferner, „daß bei Abfassung eines Katechismus der betreffende Ausschuß die Glaubenslehren der protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche des Rheinkreises zu berücksichtigen habe" (§. 11, 12. Absatz); sodann: „daß bei der innern Einrichtung und Verzierung der Kirchen nichts in dieselben aufgenommen werden darf, was an ehemalige, der protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche fremde Lehrsätze erinnern könnte" (§. 11, 14. Absatz), worunter, weil hier von Verzierungen und bildlichen Darstellungen die Rede ist, wohl nicht die von dem heil. Abendmahle und der Gnadenwahl, sondern andere, z. B. bildliche Darstellungen von der Dreieinigkeit u. s. w. gemeint sein mußten. Welches ist nun aber diese Glaubenslehre? Auch darüber spricht sich die Vereinigungs-Urkunde eben so klar als bündig aus. — Schon bei der heiligen Taufe nämlich sollen die Taufzeugen ihr Verlangen erklären, das Kind in die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche aufgenommen zu sehen, worauf dasselbe in dem Namen, d. i. auf das ganz einfache Bekenntniß des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getauft werden soll (§. 9). — In eben so einfacher Weise wird dieses Bekenntniß in der Vereinigungs-Urkunde näher erläutert, nämlich die Lehre von dem Vater, in der Art, „daß Gott alle Menschen zur Seligkeit bestimmt hat, und ihnen die Mittel nicht vorenthält, derselben theilhaftig zu werden" (unter Hinweisung auf die Schriftstelle 1. Joh. IV, 16: Gott ist die Liebe ꝛc. §. 7); die Lehre von dem Sohne, also einfach als dem

„Sohne Gottes und dem für die Menschen in den Tod gegebenen, vom Tode auferweckten, zu seinem und ihrem Vater aufgenommenen Erlöser derselben, der bei ihm ist alle Tage bis an der Welt Ende," (unter Bezugnahme auf die Stelle 1. Tim. II, 4, 5 u. 6: „Es ist ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung," §. 5). — Unter die Lehre vom heiligen Geiste, resp. den Wirkungen desselben, dürfte sich, was wenigstens gewiß biblisch ist, folgendes subsumiren lassen, daß unter Gottes allmächtigem Beistande, (Vereinigungsurkunde im Eingange, 5. Absatz), und bei einem gewissenhaften Gebrauche der Gnadenmittel, die er uns nicht vorenthält, (§. 7) in dem gläubigen Gemüthe des Christen die Früchte einer frommen und dankvollen Gemeinschaft mit Jesu Christo folgende sind: „Schmerz über das Böse, Entschluß zu allem Guten, Ueberzeugung von der durch Christum erlangten Vergebung der Sünden, Liebe zu den Brüdern, und Hoffnung auf ein ewiges Leben" (§. 5). — Das Eigenthümliche dieser kirchlichen Lehre liegt nun offenbar darin, daß dieselbe, im Gegensatze zu den ausführlicheren und dogmatisch genau formulirten Bekenntnissen der reformirten und lutherischen Kirche, nur in wenigen und dabei so einfachen, durch und durch biblisch-christlichen Sätzen ausgesprochen ist, daß ein Jeder, welcher Glaubensrichtung er auch angehören mag, insoferne er nur ein bibelgläubiger Protestant ist, sich zu diesen Lehrsätzen bekennen kann, weil auch durch sie die im §. 3 ohnehin garantirte protestantische Glaubens- und Lehrfreiheit sicher gestellt ist. — Unter Berücksichtigung dieser kirchlichen Lehre ist nun der eingeführte Katechismus entworfen, von der Generalsynode des Jahres 1821 geprüft und angenommen, und von Seiner Majestät dem Könige genehmigt worden, so daß derselbe allerdings als ein Ausdruck des Glaubens der vereinigten Kirche betrachtet werden muß, um so mehr, als in dem Allerhöchsten Abschiede auf die Verhandlungen der General-Synode vom Jahre 1825, unter Nro. 2 verfügt worden ist, es liege den kirchlichen Behörden die Aufsicht ob, „daß nichts dem Katechismus Zuwiderlaufendes gelehrt werde." — Hierdurch ist derselbe nun freilich nicht zu dem normativen Ansehen eines symbolischen Buches erhoben worden, was mit der Vereinigungs-Urkunde

im Widerspruche stände. Auch müßte sonst mancher Pfarrer und Candidat in der Pfalz disciplinarisch gestraft werden, weil er dem Katechismus zuwiderlaufend predigt und lehrt. — Aber gerade deßhalb kann Pfarrer Frantz eben in doctrinärer Hinsicht noch viel weniger bestraft werden, weil das von ihm veröffentlichte Glaubensbekenntniß den constitutiven Grundsätzen und der Lehre der vereinigten Kirche nicht zuwiderläuft.

Aber endlich auch eine rechtliche Beurtheilung des rubrizirten Thatbestandes und zwar nach den Disciplinarstraf-Bestimmungen der Vereinigungsurkunde dürfte ein gleiches Ergebniß liefern. — Diese Urkunde enthält unter der Ueberschrift: „Disciplin gegen Geistliche“ unter Anderem folgende Bestimmungen, welche, theilweise wenigstens, beinahe wörtlich der **IX.** Verfassungsbeilage, das Staatsdiener-Edict enthaltend, und zwar den **§§. 9 u. 11** entnommen sind. — „Vernachlässigung der Amtspflichten, unanständiger Lebenswandel oder andere Vergehungen werden mit der geeigneten Strafe belegt,“ oder wie es weiter unten noch bestimmter heißt: „Wegen Fahrlässigkeit, Leichtsinnes, Unfleißes, Unsittlichkeit, Verletzung der Amtspflicht und anderer Handlungen, welche nicht durch die Strafgesetze als Vergehen bezeichnet sind,“ (§. 18) „können Disciplinarstrafen eintreten.“ — Offenbar werden hier zwei Kategorieen von Vergehen aufgestellt, nämlich amtliche und moralische. — Daß nämlich auch die „anderen Vergehungen und Handlungen,“ von welchen hier die Rede ist, unter jene zwei Kategorieen subsumirt werden müssen, scheint aus der zuletzt angeführten Stelle klar hervorzugehen, indem es eben nur rein amtliche und rein moralische Vergehungen sind, welche als solche durch die Strafgesetze nicht bestraft werden. — Zu Gunsten dieser Ansicht spricht auch die Vereinigungsurkunde an einer andern Stelle, wo festgesetzt ist, „daß die Kirchenvisitationen zum Gegenstande haben sollen... das Verhalten des Pfarrers in Hinsicht seiner Amtsführung und seines sittlichen Betragens (§. 20, lit. b). — Nun aber hat Pfarrer Frantz in dem vorliegenden Falle sich keiner unsittlichen Handlung schuldig gemacht, folglich müßte die ihm zur Last gelegte „ahndungswürdige Handlung“ als eine Verletzung seiner Amtspflichten qualifizirt werden können. — Worin bestehen nun die Amtspflichten

eines protestantischen Geistlichen der Pfalz? Er soll vor Allem (denn von seinen übrigen Functionen ist hier nicht die Rede) als Prediger und Katechet auf dem Grunde der heiligen Schrift das Evangelium recht lehren. Wer soll nun darüber entscheiden? Nicht eine dogmatische Richtung, indem, wechselnd je nach Zeiten und Umständen, bald die eine bald die andere mit der Amtsgewalt bekleidet sein kann, sondern allein das Gesetz, hier das kirchliche Verfassungsgesetz. — Denn wohl steht den hohen Kirchenbehörden „die Aufsicht über die Lehrvorträge und die Amtsführung der Geistlichen" zu (§. 11 des III. Edicts): allein dieses Aufsichtsrecht ist normirt durch §. 39 des II. Edictes, wo es heißt: „den kirchlichen Oberen, Vorstehern oder ihren Repräsentanten kommt das allgemeine Recht der Aufsicht zu, ... damit die Kirchengesetze, (also die von der Kirchengesellschaft selbst ausgegangenen Gesetze) befolgt werden" (§. 38 desselben Edicts) *). —

Nun aber steht es nach unserer Vereinigungs-Urkunde kirchengesetzlich, also rechtlich fest, daß ein Geistlicher unserer Kirche nicht nach den symbolischen Büchern, sondern lediglich nach der heiligen Schrift und zwar das zu lehren hat, was er als „wohlgeprüfte Wahrheit" in ihr findet; es steht eben so fest, daß Pfarrer Frantz in seinem „Glaubensbekenntnisse" seine Auffassung der Lehren vom Vater, Sohne und dem heiligen Geiste biblisch zu begründen gesucht, demnach das normative Ansehen der heiligen Schrift in keiner Weise angetastet hat; folglich bleibt es dem ergebenst Unterzeichneten unbegreiflich, wie dieser Geistliche eine Verletzung seiner Amtspflicht, also eine ahndungswürdige Handlung sich sollte haben zu Schulden kommen lassen, und wie nach den Disziplinarstraf-Bestimmungen der Vereinigungsurkunde die schwere Strafe der Amtssuspension über ihn verhängt werden konnte.

Allerdings muß zugegeben werden, daß die hohen Kirchenbehörden auch in dem vorliegenden Falle nur in gutem Treu' und Glauben, nach ihrer subjectiven Ueberzeugung von der bindenden

*) Der also lautet: Jeder genehmigten Kirchengesellschaft kömmt unter der obersten Staatsaufsicht ... die Befugniß zu, alle inneren Kirchenangelegenheiten anzuordnen. Dahin gehören die Gegenstände: a) der Glaubenslehre, ... b) der geistlichen Amtsführung, ... c) der Kirchendisciplin u. s. w.

Kraft der sogenannten allgemeinen protestantischen Kirchenlehre auch in der vereinigten Kirche gehandelt haben. — Allein objectiv, in der Sache selbst ändert dies nichts, indem die in der Vereinigungs-Urkunde grundgesetzlich garantirte Lehrfreiheit, demnach eines der theuersten Güter unserer Kirche, factisch bedroht ist. — Diese Gefahr und die durch dieselbe unter Geistlichen und Laien hervorgerufene große Beunruhigung wird dadurch gesteigert, daß das kgl. Oberconsistorium dem Pfarrer Frantz sogar mit der Absetzung gedroht hat, und zwar auch deßhalb, weil er nicht an die Gottheit Jesu glauben kann, also wegen eines Dogmas, für dessen Annahme oder Nichtannahme nur Gründe einer biblisch-christlichen Wissenschaft entscheiden können, abgesehen davon, daß der Glaube an dieses Dogma nach der Vereinigungs-Urkunde und der so einfach formulirten Lehre unserer Kirche, ja selbst nach dem apostolischen Glaubensbekenntnisse nicht gefordert wird, und aus den bisher entwickelten Gründen auch nicht gefordert werden kann.

Einen um so tiefern Eindruck müssen auf das Herz eines jeden Protestanten der Pfalz die Eingabe des Pfarrers Frantz, besonders aber die seiner Gemeinden Jugenheim und Appenhoffen an die sämmtlichen Diöcesan-Synoden in der Pfalz" machen; denn, wenn man, auf welchem Glaubensstandpunkte man auch stehen möge, nur von hoher Achtung gegen einen Mann erfüllt sein kann, der bereit ist, seine amtliche Existenz seiner religiösen Ueberzeugung zum Opfer zu bringen, so wird man auf der andern Seite von den Gefühlen einer schmerzlichen Theilnahme ergriffen, wenn man die Wehklage jener beiden Gemeinden um ihren Geistlichen liest, den sie in hohem Grade liebgewonnen, und der ihnen nun für immer entrissen zu werden droht; wenn man sie ihren tiefen Schmerz darüber aussprechen hört, daß auch sie, religiös- und kirchlich-gesinnte und achtbare Gemeinden, eventuell als von dem Glauben der vereinigten Kirche Abgefallene betrachtet werden sollen, weil sie in der Auffassung desselben mit ihrem Geistlichen einverstanden sind, und wenn man ihren Nothschrei vernimmt, mit welchem sie, weil ihre flehentlichen Bitten bei den hohen Kirchenbehörden bis jetzt ohne Erhörung geblieben, sich, um Hülfe flehend, an die Diöcesan-Synoden wenden.

Möge denn der rührende Hülferuf dieser in ihren heiligsten

Rechten sich tiefgekränkt fühlenden Gemeinden in dieser hochwürdigen Versammlung nicht wirkungslos verhallen. Möge demnach, und das ist es, was der ergebenst Unterzeichnete zu beantragen sich beehrt:

1) Die hochwürdige Diöcesan-Synode die Bitte an das königl. Consistorium richten, daß Hochdasselbe die Aufhebung der Amtssuspension des Pfarrers Frantz und die Wiedereinsetzung desselben in seinen bisherigen Wirkungskreis erwirken wolle, weil derselbe nach den Grundsätzen, der Lehre und der Disciplin der vereinigten Kirche wegen der von ihm öffentlich ausgesprochenen religiösen Ueberzeugung überhaupt eine Disciplinarstrafe nicht verdient habe.

Hat er dieses aber nicht, so wolle

2) Die Synode ihr Urtheil dahin aussprechen, daß durch das gegen Pfarrer Frantz bereits eingetretene und das angedrohte fernere Disciplinarstraf-Verfahren die kirchen-verfassungsmäßig gewährleistete Lehrfreiheit in der vereinigten Kirche, zwar nicht absichtlich, aber doch factisch auf eine höchst beunruhigende Weise bedroht und gefährdet sei und eventuell völlig vernichtet werde, wogegen sie, die Synode, im Namen der Kirche sich feierlich verwahren müsse.

Sie wolle demgemäß

3) erklären: daß sie die protestantischen Gemeinden Jugenheim und Appenhoffen wegen der von ihnen offen ausgesprochenen Glaubens-Grundsätze nicht als von der vereinigten Kirche abgefallen, folglich nicht als eine Secte betrachten könne.

Sie wolle

4) den Wunsch und die Bitte in das Protokoll niederlegen, daß eine außerordentliche General-Synode zusammenberufen werde, damit diese, die gesetzliche Vertreterin unserer Kirche, in einer so hochwichtigen Angelegenheit, nämlich in Absicht auf Glaubens- und Lehrfreiheit, namentlich darüber ihr Urtheil abgebe, ob die Disciplinarstraf-Bestimmungen der Vereinigungs-Urkunde auf den vorliegenden Fall angewendet werden können.

Mit Hochachtung verharret
Einer hochwürdigen Diöcesan-Synode

Großkarlbach, den 11. Juli 1846.

ergebenster
J. C. Esch.

50.

Ueber die Stellung der vereinigten Kirche in der Pfalz zu den symbolischen Büchern des 16. Jahrhunderts.

Verschiedene Stimmen sind wieder in neuester Zeit laut geworden und haben der unbedingten Geltung der symbolischen Bücher des 16. Jahrhunderts in der vereinigten Kirche der Pfalz mächtig das Wort geredet. Unter Andern hat dies vor einiger Zeit auch ein pfälzischer Geistlicher in dem protestant. Kirchenblatte für die bayerische Pfalz gethan. Da nun durch solche einseitigen Urtheile leicht die rechte Ansicht der Nichttheologen von diesem hochwichtigen Gegenstande getrübt und irre geleitet werden könnte, so sieht sich der Unterzeichnete veranlaßt, Einiges über die rechtliche Geltung der gedachten Bekenntnißschriften in der vereinigten pfälzischen Kirche hiermit niederzulegen.

Die Vereinigung der Lutheraner mit den Reformirten in der Pfalz sollte nicht etwa eine Ausscheidung einer neuen Religionsgesellschaft, eine neue evangelische Kirche begründen, sondern vielmehr nur eine Einigung aus zwei bisher in unnatürlicher, unevangelischer Trennung neben einander bestandenen Kirchen seyn, und zwar die einzig mögliche Vereinigung durch den letzten Vollendungsschritt, den schon die Reformatoren thun wollten, aber, theils von subjectiven Lehrmeinungen, theils von äußern Verhältnissen gefesselt, nicht konnten. Die Unirten in der Pfalz wollen nicht im Gegensatze zu den übrigen Evangelischen stehen, mögen sie nun zu den sogenannten Lutheranern gehören, oder zu den Reformirten. Ihre Vereinigung ist ja kein Austritt, sondern blos eine Verschmelzung, wobei sie nicht etwa zu veränderten Grundsätzen übergingen, sondern vielmehr gewisse Grundsätze, die beiden Kirchen von jeher, leider aber nur in der Theorie, angehörten, in's wirkliche Leben riefen. Ohne aus irgend einem religiösen Verbande mit den übrigen Protestanten zu treten, und ohne auch nur im Mindesten von ihren Lehr- und Glaubens-Grundsätzen abzugehen, sind sie vielmehr blos auf gleicher Bahn mit ihnen einen Schritt vorwärts gegangen und

sind, um mich so auszudrücken, evangelischer geworden. Keine eigene Kirche bilden sie daher in der allgemeinen protestantischen Kirche, sondern eine geistig und wesentlich vereinigte Gesammtgemeinde, welche erklärt, daß sie sich einen gemeinschaftlichen Lehrbegriff (zum Theil im Gesangbuch, Katechismus ꝛc. niedergelegt), bilden wolle, durch welchen sie sich öffentlich documentirt, bei welchem sie auch geschützt sein, und daß sie nichts anders dafür anerkennen wolle, als einen wesentlichen Auszug aus der ganzen heiligen Schrift, besonders aber aus dem Evangelium des einzigen Herrn und Meisters, Jesus Christus, ohne alle Zusätze menschlicher Speculation.

Durch diese Erklärung aber, daß das Evangelium das Fundament ihres Lehrbegriffs bilde, und daß die rechtverstandene h. Schrift die alleinige Richtschnur des christlichen Glaubens, Lehrens und Lebens sei, steht die vereinigte Kirche der Pfalz im innigsten und wesentlichsten Verbande mit den übrigen Protestanten. War es doch auch dieser Grundsatz, daß der heiligen Schrift, als ursprünglichen Quelle des christlichen Glaubens in Sachen desselben, die erste und entschiedenste Stimme gebühre, und daß ihrem allgebietenden Ansehen jedes andere menschliche Ansehen weichen müsse, welcher als wahres Lebensprincip die Schritte des großen Reformators Luther begleitete und das großartige Werk der Kirchenverbesserung in's Leben rief. Mochte ihm auch derselbe im Jahre 1517 noch nicht in seiner vollen Wahrheit, in seinem großen Folgenreichthume vor Augen schweben, er machte doch, auch als Gegenstand eines noch halb dunkeln Bewußtseins, das urthümliche und belebende Princip seines ganzen reformatorischen Wirkens aus und entwickelte sich in ihm von Jahr zu Jahr zu immer größerer Klarheit. Wäre aber auch dieser Grundsatz nicht in seiner Seele festgewurzelt gewesen, wie hätte er sonst mit den Waffen der heiligen Schrift die papistische Lehre von der Rechtfertigung durch die Werke angreifen und bekämpfen können? Es ist aber auch bekannt, wie kräftig Luther diesen Grundsatz, sowohl in seinen frühesten Vertheidigungs- und Angriffs-Schriften, als auch bei besondern Anläßen, bei seiner Verhandlung mit dem Kardinale Cajetan (1518), auf dem Reichstage

zu Worms (1521) zu Gunsten seiner kirchlichen Neuerungen zu handhaben wußte, und wie sich diejenigen, die seiner großen, heiligen Sache beitraten, so allgemein und fest daran hielten, daß er endlich von den evangelischen Ständen des Reiches auf dem Reichstage zu Speier (1529) als Hauptgrundsatz des Protestantismus ausgesprochen wurde.

Auf diesem Reichstage erklärten die Stände in ihrer Protestation: „Sie müßten auch dagegen protestiren, daß ihre Prediger das Evangelium nicht anders lehren sollten, als nach der Auslegung der von der Kirche angenommenen Schriften; dieselben müßten vielmehr nur das reine und unverfälschte Wort Gottes predigen. Die heilige Schrift allein sei die untrügliche Regel des Glaubens und Lebens der Christen; Menschensatzungen hingegen ruheten auf keinem festen Grunde. Aller Gewissenszwang sei unrechtmäßig und durchaus verwerflich; in Absicht auf christliche Lehre und christlichen Glauben gelte kein menschliches Urtheil und Ansehen, sondern die heilige Schrift, als das Wort Gottes, müsse für die einzige sichere Regel des christlichen Glaubens und Lebens anerkannt werden, und jedem Christen, besonders jedem christlichen Lehrer, komme das Recht zu, die Bibel aus ihr selbst, ohne Rücksicht auf menschliche Autorität, zu erklären."

Dieser Grundsatz war einem Irrthum der römisch-katholischen Kirche entgegen gesetzt, aus welchem, wenn er beibehalten wird, viele andere Irrthümer fließen. Die römisch-katholische Kirche hat nämlich gelehrt und lehrt noch bis auf den heutigen Tag, es sei außer der heiligen Schrift auch noch eine sogenannte Erblehre als untrügliche Regel des Glaubens und Lebens anzunehmen. Sie hält entweder die Aussprüche eines sichtbaren Oberhauptes der Kirche oder versammelter Bischöfe und Lehrer oder Beides zugleich für untrüglich; setzt also der heiligen Schrift Menschenlehren und Menschenerklärungen als eben so gültig an die Seite und fordert eine unbedingte, uneingeschränkte Unterwürfigkeit unter die Aussprüche ihrer Oberhäupter und geistlichen Herren und Priester. Dagegen protestirten nun unsere gottbegeisterten Vorfahrer und behaupteten mit

Recht, es sei genug, wenn Prediger angehalten würden, das reine Wort Gottes zu lehren.

Dies ist aber auch der wahre Geist des Protestantismus und macht den wesentlichen Unterschied zwischen unserer und der römisch-katholischen Kirche aus. Dieser Unterschied besteht nicht allein darin, daß wir gewisse öffentliche Bekenntnißschriften oder sogenannte symbolische Bücher haben, wodurch wir uns von den Römisch-Katholischen unterscheiden, als vielmehr in einigen allgemeinen Grundsätzen, welche in der vorhin erwähnten Protestation enthalten sind, und die uns stets heilig und unverletzlich seyn müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Protestanten zu seyn; da wir hingegen diesen Namen führen könnten und mit Recht führen würden, wenn wir auch gar keine, oder auch andere symbolische Bücher, als die des 16. Jahrhunderts hätten. Denn unsere Vorfahren hatten noch keine öffentliche Bekenntnißschriften, da sie auf die vorhin angezeigte Art protestirten, indem die augsburgische Confession, als die erste und vornehmste symbolische Schrift der evangelischen Kirche, erst ein Jahr nach dieser Protestation (1530) übergeben worden ist.

In diesen ausgesprochenen Grundsätzen erkennt aber auch die vereinigte Kirche der Pfalz den eigenthümlichen Geist und Sinn der evangelischen Kirche überhaupt; — und gerade das ist ihr wesentlicher Vereinigungspunkt mit der allgemeinen protestantischen Kirche, wie wir oben schon angedeutet haben. Als evangelische Kirche nämlich hält sie sich einzig und allein an die heilige Schrift und vorzugsweise an das Evangelium ihres einzigen Herrn und Meisters und unsichtbaren Oberhauptes, und widerstrebt Allem, was sie in ihren, aus dieser göttlichen Quelle geschöpften, religiösen Ansichten und Ueberzeugungen zu stören sucht. Als protestantische Kirche „nimmt sie das edelste Recht des vernünftigen Menschen, frei und redlich in der Erkenntniß der wohlgeprüften Wahrheit fortzuschreiten, mit christlichem Muthe in Anspruch, legt gegen alle Geisteskriechtschaft, wie gegen allen Gewissenszwang, ewigen Widerspruch ein und behauptet ungestörte innere Glaubensfreiheit.“ *)

Ihr Name „protestantische Kirche“ schon bezeichnet den immer

---

*) Worte des pfälzischen Katechismus. D. Red.

frischen, immer lebendigen Geist des geistigen und sittlichen Fortschreitens und Vorwärtsdringens, des freien Forschens und Prüfens, des immerwährenden Fortbauens auf den Grund des Evangeliums, den freien Geist, der sich bei seiner Ueberzeugung von keinem Concile, von keinem Papste und überhaupt von keinem menschlichen Collegium binden und fesseln läßt, sondern nur Gottes Worte folgt und nur Gott als seinen Richter erkennt.

Aus dem Angedeuteten ergibt sich schon von selbst, in welchem Verhältnisse die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche der Pfalz zu den symbolischen Büchern des 16. Jahrhunderts steht und wirklich auch stehen muß, wenn sie ihrem innersten Wesen und Principe treu bleiben will.

Der §. 3 unserer Vereinigungsurkunde lautet wörtlich: „Die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche hält die allgemeinen Symbola und die bei den getrennten protestantischen Confessionen gebräuchlichen symbolischen Bücher in gebührender Achtung, erkennt jedoch keinen andern Glaubensgrund und Lehrnorm, als allein die heilige Schrift.“ Hieraus erhellet, daß, wenn unsere vereinigte Kirche auch jenen Schriften, worinnen unsere Vorfahren ihre damaligen Ueberzeugungen zu erkennen gegeben haben, mit Recht eine gebührende und anerkennende Achtung vindicirt, sie doch weit entfernt ist, denselben eben den Werth, eben das untrügliche Ansehn beizulegen, wie der heiligen Schrift. Hätte sie aber die symbolischen Bücher auf ganz gleiche Stufe mit der heiligen Schrift gesetzt, dann würde sie ihren eignen Grundsätzen ganz offenbar widersprochen und sich von den alten Anhängern des Papstthums nur dem bloßen Namen nach unterschieden haben. Sie würde ja in diesem Falle den Verfassern jener Schriften eben das untrügliche Ansehen beigelegt haben, welches die Römisch-Katholischen ihrem Papste oder den Concilien oder ihrer sogenannten Erblehre beilegen, und so würde der Streit zwischen uns und den Römisch-Katholischen hauptsächlich darauf hinauslaufen, welche Kirchenlehrer für untrügliche Richter in Glaubenssachen zu erkennen wären, ob diese Ehre gewissen Lehrern der lutherischen und reformirten Kirche, die vor 300 Jahren und darüber gelebt haben, oder dem römischen Papste und älteren Kirchenlehrern

zukomme. Dies ist so natürlich, daß es jedem Nachdenkenden auf den ersten Blick einleuchten muß. Dies erkannten denn auch jene ehrwürdigen Männer, welche das große Werk der Vereinigung in der Pfalz vor mehreren Jahrzehenden, mit Gottes und des Heilandes Gnade, zu Stande brachten. Darum erklärten sie bei ihren Verhandlungen öffentlich und unumwunden: „Nur ein Buch auf Erden, nämlich die heilige Schrift, sei in ihren religiösen Aussprüchen untrüglich, alle übrigen, blos menschlichen Schriften aber könnten irren und seien deßhalb der Bibel unterzuordnen; Luther und die übrigen Urheber der öffentlichen Bekenntnißschriften seien nur Menschen, folglich nicht untrüglich gewesen; darum dürfe man ihren Aussprüchen kein unabänderlich göttliches Ansehen beilegen.

Wer wüßte auch nicht, wie die Bekenntnißschriften des 16. Jahrhunderts ein unter tausend Rücksichten und Einflüssen abgedrungenes Werk sind, das im eisernen Drange der Umstände anders nicht gegeben werden durfte, das aber gewiß, wie Melanchthon durch seine Abänderungen an der Augsburger Confession bewies, zum Theil anders gegeben worden wäre, wenn die Protestanten jener Zeit, welche noch immer in der römischen Kirche standen, sich gleich uns hätten bewegen dürfen? „Es war nur ein auf den Augenblick beschränktes Glaubensbekenntniß, der Anfang des großen Tages," wie sich Luther selbst ausdrückt. Es sollten nämlich, nach den klaren Aussprüchen der Concordienformel, diese Bekenntnisse nichts mehr sein, als Zeugnisse darüber, was die Evangelischen damals in der heiligen Schrift fanden, mithin glaubten und lehrten. In Schriften dieser Art wollte man hauptsächlich nur zeigen, worin man entweder von den Gegnern abwiche oder noch mit ihnen übereinstimmte. Sprechen doch die symbolischen Bücher selbst aus, daß sie nur bindend seien, in so weit (quatenus) sie mit der heiligen Schrift übereinstimmten. Die schmalkaldischen Artikel II, 2, 308 drücken sich hierüber ganz unzweideutig und wörtlich also aus: „Es gilt der Grundsatz, daß das Wort Gottes die Glaubensartikel feststellt und sonst Niemand, auch kein Engel." Formula conc. cap. I, 572 heißt es ferner: „Die heilige Schrift allein ist der Richter, die Norm, die Regel, nach welcher, wie nach einem Probiersteine, alle Dogmen festzustellen und zu beurtheilen sind, ob sie fromm oder

nicht fromm, wahr oder falsch seien. Keinem Symbol und keiner andern Schrift steht ein richterliches Urtheil zu. Diese Autorität hat allein die heilige Schrift; die symbolischen Bücher geben nur ein Zeugniß dieses Glaubens."

Schon Luther selbst betrübte sich und erschrack, wie er gewahrte, daß man ihn als Autorität anbete, daß sich das steigern und endlich zu positiven Glaubensartikeln erheben werde, was in ihm selbst noch nicht objectiv feststand. Nicht vergebens sagt er darum, er habe das große Werk der Reformation nur angefangen, aber nicht vollendet, nicht vergebens eifert er darum gegen die falsche Meinung so vieler Theologen, die ihn durchweg nicht begreifen wollten oder nicht begreifen konnten. Vieles, so spricht er, ist noch besser zu deuten, und er hoffe, „seine Schriften würden nicht über dieses Jahrhundert dauern, für welches sie geschrieben wären; später sollten auch, wie zu allen Zeiten, andere Werkzeuge Gottes auftreten." Würden die großen, gottbegeisterten, die heilige Schrift als alleinigen Norm des Glaubens und Lebens anerkennenden Reformatoren nur noch einige Jahrzehende gelebt haben, sie hätten sicherlich, nach dem Vorgange des gelehrten und frommen Melanchthon, ihre Bekenntnißschriften wieder geändert, wie sie die 17 Torgauer Artikel moderirten, und sofort von Aera zu Aera, bis die Bekenntnißschriften in einer noch reinern und völligern Uebereinstimmung mit dem Geiste und Inhalte des Evangeliums sich dargestellt hätten.

Sodann wissen wir ja Alle, es gibt in der Entwicklung des menschlichen Geistes keinen Stillstand; Begriffe und Ansichten in Wissenschaft und Kunst haben gewechselt. Aber dieser Wechsel ist nur Variation unwandelbarer Grundsätze, welche die Axiome bilden, wie in der Musik ein Grundton durch die ganze Composition geht, um welchen sich die Variationen ansetzen. Sobald das Christenthum Gegenstand menschlicher Erkenntniß wurde, fiel es dem Wechsel derselben anheim, nur die Grundwahrheiten der heiligen Schrift von Gott, dem Vater, von Jesus Christus, seinem Sohne, unserm Heilande und Erlöser, von der Wirksamkeit des heiligen Geistes, von der Kraft der Sacramente, von der Gewalt der Sünde, so wie von der sittlichen Freiheit des Willens, der Würde des Menschen, als Bild Gottes, der Unsterblichkeit ꝛc. bleiben ewig unwandelbar;

um sie setzt sich das Wechselnde an, als schöne Mannichfaltigkeit, die Harmonie des Menschen mit Zeit und Ort und den Verhältnissen beurkundend. Seit der Gründung des Christenthums sind über **1800** Jahre und seit der Gründung der evangelischen Kirche über **300** Jahre hingegangen; wie, und die Auffassung des Christenthums der jetzigen, vom Strahle der Wissenschaft und der Humanität erleuchteten Zeit sollte, stereotyp, gleichen der des **15.** Jahrhunderts, wo die Bildung noch auf der Stufe der Kindheit stand und die Zeitverhältnisse, sowie die scholastisch-dogmatischen Vorstellungen die meisten Gemüther befangen hielten?

Wäre es sonach nicht eine völlige Verkennung unserer Zeit und ihrer religiösen Bedürfnisse, die alten symbolischen Bücher durchweg als bindend den Protestanten aufzudrängen, Schriften, die durch gar keine Nothwendigkeit bedingt sind, die, wie wir bereits oben angaben, nur in der Stellung unserer Vorfahren zu den Katholiken ein Erforderniß waren, das zu seyn sie Gottlob! längst aufgehört haben? Wäre es nicht unrecht, sich, ohne jeden Zwang von Außen, in den Geist einer Aera zu drängen, welche nichts weniger als lockend ist und sich sehr verwandt mit dem Fanatismus der Katholiken zeigte, wie schon daraus erhellet, daß die Protestanten im **16.** Jahrhunderte nicht blos den gelehrten und glaubensvollen Melanchthon auf alle und jede Weise so arg kränkten, daß er am Ende seines Lebens schmerzbewegt ausrief: „er sterbe gerne, um der Wuth und den ewigen Angriffen der Theologen zu entgehen," sondern sogar anfingen, Todesurtheile über Diejenigen auszusprechen, welche etwa an der Unfehlbarkeit Luthers gezweifelt hätten, ob man gleich nicht mehr wagte, als etwa zu behaupten, „die Buße bestehe in Erkenntniß und in Verabscheuung der Sünde und in dem Vorsatze der Besserung, also nicht blos in dem starren, todten Glauben!" — Gewiß keinem Leser der Reformations-Geschichte ist es unbekannt, wie im **16.** Jahrhunderte leider ein Kampf auf Leben und Tod begann, den die Protestanten im Innern ihrer Gemeinschaft nährten, und nicht weniger unterhielten, als sie gezwungen waren, nach Außen hin Krieg zu führen.

Und diese Zeit sollte sich ein, vom papistischen Joche befreiter, evangelischer Christ zurückwünschen? Er sollte sich nun selbst wieder

Digitized by Google

ein Joch aufbürden, das unsere Vorfahren unter so vielen harten und blutigen Kämpfen abgeschüttelt haben? Glaube Jeder in den symbolischen Büchern, was sein Gewissen und seine Ueberzeugung gut heißt, halte er sie heilig und in gebührender Achtung, wie es schön, gut und recht ist, erhebe sie aber Niemand als absolut bindend, sonst würde er selbst mit allen Symbolbeschlüssen, mit allen Apologien, und insbesondere mit seinen Bekenntnißschriften als Protestant in den grellsten Widerspruch gerathen. Denn wir haben ja schon oben gezeigt, wie die Concordienformel, welche einen Hauptheil der symbolischen Bücher ausmacht, sich gewichtig dahin ausspricht, „daß sie verpflichtend und verbindend seien, nur in so weit sie mit der heiligen Schrift übereinstimmten.

Welchen Nutzen würde aber auch die unbedingte Geltung der symbolischen Bücher und eine Verpflichtung auf dieselben stiften? Man sagt: „„dadurch würde die vorzüglich in ihr (d. i. der protestantischen Kirche der Gegenwart) herrschende Zügellosigkeit der Lehrer und Gemeindeglieder gebannt!““ Sonderbare Ansicht! Würde denn durch solche unbedingte Geltung der symbolischen Bücher das subjective Ermessen des Einzelnen in der Schriftauslegung ganz abgeschnitten? Und dann, ist die Lehre der Symbole nicht auch auf ein solches subjectives Ermessen ihrer Verfasser gegründet? Oder hatten die Letztern Theopneustie und Infallibilität, wie der Verfasser des Aufsatzes: „auch etwas über Symbole“ anzunehmen scheint, wenn er spricht: „Ich halte an dem Glauben fest, daß der Herr einer in seinem Namen berufenen Versammlung seinen Beistand nicht verweigern wird?“ Der Herr Verfasser bedenke doch, wie der römische heilige Geist wenigstens 18 öcumenische Synoden oder Concilien in Rom zählt, die alle infallibel d. h. vollwichtig und unfehlbar sind; bedenke, daß hiegegen wieder die Concilien zu Pisa, Costnitz und Basel (1409, 1414, 1431), nicht weniger öcumenisch, als andere, dennoch in Rom nicht dafür gelten, weil sie eben nicht so ganz und gar mit den Ansichten des spätern römischen heiligen Geistes übereinstimmten, so daß der römische heilige Geist also hier verdammt, was er dort gut heißt! Eine traurige Infallibilität! Aehnlich dem, nur in einer anderen Färbung, ist es mit den Protestanten!

Aber Einheit des Glaubens wird doch durch die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher erreicht? Mit Nichten; je größer die scholastischen Subtilitäten und je zahlreicher die feinen Distinctionen sind, desto mehr Differenzen werden bei den Bekennern hervorgerufen. Nur in einem einfach gewissen Bekenntnisse können sich Viele, ja Alle vereinigen, während weitläufige Glaubensbekenntnisse, die tief in das einzelne der Glaubensvorstellungen eingehen, nach der Erfahrung aller Zeiten, immer mehr trennend, als verbindend gewirkt haben und noch immer wirken. — Was würde endlich auch für ein wahrhaft christliches Leben, für das Heil der Kirche, für die Vollendung des Gottesreiches durch jene feinen, patristisch symbolischen Glaubensdistinctionen gewonnen? Möchte man doch endlich einsehen, daß allein das Wort aus Gott, recht erklärt und recht in seinem Geist dargelegt, der Pfeiler sei, auf dem die Sittlichkeit des Christen, das Glück der Menschheit, das Wohl der Staaten, wie auf einem Felsen ruhe; daß nur das klare Licht der Vernunft, richtig geleitete Aufklärung und eine erleuchtete Frömmigkeit der Hölle Trotz bieten könne; daß nur arbeitsame, fleißige, redliche, gehorsame und durch das Band des Friedens und der Liebe, im Sinne Jesu, mit Gott und den Brüdern verbundene Menschen es sind, die Staatenwohl und Weltfrieden sichern.

Der Unterzeichnete kann nicht umhin, zum Schlusse noch einige Worte des berühmten Theologen Dr. Johann G. Rosenmüller anzuführen, welche alle Beherzigung eines jeden wahren Christen und besonders eines jeden guten Protestanten verdienen:

„Protestantische Lehrer haben nicht nur das Recht, sondern es ist auch ihre heiligste Pflicht, ihren vornehmsten Fleiß darauf zu wenden, daß sie die heilige Schrift, als die einzige untrügliche Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens, immer besser verstehen lernen; daß sie alle menschlichen Schriften, sie mögen alt oder neu, von einzelnen Menschen oder im Namen ganzer Gesellschaften geschrieben seyn, nach dieser einzig sichern Regel beurtheilen und ihre besseren Einsichten nach bestem Wissen und Gewissen zur Belehrung und Besserung ihrer Zeitgenossen anwenden. Dies haben unsere Vorfahren gethan und dies dürfen und müssen auch wir protestantische

Lehrer thun. Es wäre ganz unverantwortliche Trägheit und wahre Gewissenlosigkeit, wenn wir blos bei dem stehen bleiben wollten, was unsere Vorfahren geleistet haben, wenn wir von den besseren Hülfsmitteln zur Erklärung der heiligen Schrift, die wir jetzt haben, keinen Gebrauch machen, nicht fortfahren wollten, gewissenhaft zu untersuchen, ob alles das, was man ehedem für Lehre Jesu und seiner Apostel gehalten hat, auch wirklich dazu gehöre? Unsere Vorfahren haben allerdings außerordentlich viel geleistet und es wäre Undank, wenn wir ihre Verdienste verkennen wollten. Aber konnten sie in zehn oder fünfzehn Jahren alles leisten, was zu leisten möglich war? Waren sie nicht Menschen? Konnten sie nicht bei allen ihren großen Einsichten in manchen Stücken irren und fehlen? Wenn wir nun nach sorgfältiger Prüfung finden, daß sie so manche Irrthümer und menschliche Zusätze, die sich seit mehreren Jahrhunderten vor ihren Zeiten in das christliche Religionssystem eingeschlichen haben, noch nicht für das erkennen, was sie sind, daß sie manche wichtige Stellen der heiligen Schrift, aus Mangel besserer Hülfsmittel, unrichtig verstanden und erklärt haben, und daß diese menschlichen Zusätze und unrichtigen Erklärungen der Religion und dem praktischen Christenthume zum Nachtheile gereichen: sollen wir demungeachtet das Alte unverändert wiederholen, ohne uns um den Schaden zu bekümmern, welcher daraus entsteht? Würden wir uns nicht dem Spott und der Verachtung aller Verständigen aussetzen, wenn wir bei dem Lichte unserer Zeiten und bei den so großen Fortschritten in andern Wissenschaften noch immer behaupten und wiederholen wollten, was nunmehr Jeder, der nur einigermaßen über die Religion nachzudenken gewohnt ist, für falsch erklären muß? Freilich ist es auch Pflicht christlicher Lehrer, die Schwachen zu schonen, gewisse Meinungen, die ihnen heilig sind, übrigens aber keinen nachtheiligen Einfluß auf ihre Besserung und Gemüthsruhe haben, nicht geradehin zu bestreiten und zu widerlegen, sondern die Irrenden mit Sanftmuth nach Anleitung der heiligen Schrift und nach klaren, ihnen verständlichen Aussprüchen derselben zu rechte zu weisen. Aber es wäre doch wahrhaftig der offenbarste Gewissenszwang, wenn man uns zumuthen wollte, öffentlich zu lehren und einzuschärfen, was wir und Tausende unter unsern Zuhörern für

falsch und unrichtig erkennen; bei gewissen Formeln und Vorstellungsarten, die zu den Zeiten unserer Vorfahren noch unanstößig waren, die aber jetzt den Meisten unter unsern Zuhörern, nur Unwissende und Schwache ausgenommen, äußerst anstößig sind, unveränderlich zu bleiben, ohne den weit größern Schaden, der für Religion und thätiges Christenthum unausbleiblich daraus entstehen würde, zu Herzen zu nehmen. Das wäre die strafbarste und unverantwortlichste Heuchelei. Hierdurch würden wir uns an Gott, an der Wahrheit und an unsern bessern Zeitgenossen schrecklich versündigen. Und wie könnten wir denn das dereinst vor dem Richterstuhle Jesu Christi verantworten?"

Th. — L.

51.
Urtheil des kgl. Appellationsgerichtes zu Zweibrücken,

in Sachen des von seinem Amte als Dekan entsetzten prot. Pfarrers Weber in Pirmasens.

Im Namen Seiner Majestät des Königs von Bayern.

Das Königliche Appellationsgericht der Pfalz zu Zweibrücken hat in seiner Civilkammer in der öffentlichen Sitzung vom **24.** August **1846**, wobei gegenwärtig waren: Rath Spach, für den verhinderten Präsidenten, Keller, Fitting, Heintz, Merkel, Räthe, Damm, zweiter Staatsprokurator und Serr, zweiter Untergerichtsschreiber, nachstehendes Urtheil erlassen:

In Sachen

Carl Weber, protestantischen Pfarrers, in Pirmasens wohnhaft, Appellanten von einem Urtheile des Königlichen Bezirksgerichtes zu Zweibrücken vom **17.** August **1842**, vertreten durch Anwalt Golsen;

Gegen

die Königliche Regierung der Pfalz, Kammer der Finanzen zu Speyer, vertreten durch die Königliche Staatsbehörde am Königlichen Appellationsgerichte.

Anwalt Golsen beantragte: Es gefalle dem Königlichen Appellationsgerichte, mittelst Reformation des angefochtenen Urtheiles zu Recht zu erkennen, daß die protestantische Geistlichkeit ein dienstpragmatisches Recht auf Stand und Gehalt hat, und insbesondere Appellant ein Recht auf die Standesklasse eines Dekans, so wie den damit verbundenen Gehalt von sechshundert Gulden per Jahr, sofort die Appellatin zu verurtheilen, an den Appellanten den jährlichen Betrag von

Digitized by Google

sechshundert Gulden, vom 22. September 1837 an, und für jede Folgezeit zu entrichten, nebst Zinsen der Rückstände vom Tage der Klage; auch dieselbe in die Kosten beider Instanzen zu verfällen und die Rückgabe der Geldstrafe zu verordnen.

Für die Appallatin nahm die Königliche Staatsbehörde am Königlichen Appellationsgerichte, den in der Denkschrift vom 20. Mai 1843 gestellten Antrag, dahin gehend:

Daß es dem Königlichen Appellationsgerichte gefallen möge, die Berufung vom 25. Januar dieses Jahres als ungegründet zu verwerfen, das angefochtene Urtheil zu bestätigen und den Appellanten in die Kosten zu verurtheilen.

Factum.

Durch Allerhöchstes Reskript, vom 22. August 1825, wurde dem Appellanten das Dekanat Pirmasens übertragen; er trat nicht allein sofort die Funktionen eines Dekan's an, sondern bezog auch denjenigen Gehalt, der, laut Königlicher Verordnung vom 28. August 1819, sonach gesetzlich, mit Bekleidung des Dekanat's verknüpfet ist. Erst im Jahre 1836 gerieth Appellant wegen Verschiedenheit der Glaubens-Ansichten in Conflikt mit dem Königlichen Consistorium zu Speyer; er weigerte sich, die sogenannte Kirchenlehre, nämlich die der symbolischen Bücher als Glaubens- und Lehrnorm der vereinigten protestantischen Kirche der Pfalz anzuerkennen und handelte in diesem Punkte nicht im Sinne des Königlichen Consistoriums. Diese Meinungsverschiedenheit wurde dem Appellanten, der keine andere Glaubens- und Lehrnorm als die heilige Schrift selbst und die Vereinigungsurkunde anerkennen wollte, als Nichterfüllung seiner Berufspflichten zugerechnet. Durch Allerhöchstes Reskript vom 22. September 1837 wurde Appellant von dem Dekanate mit Entziehung des Dekanatsgehaltes entlassen. Reklamation und Beschwerde über Verletzung konstitutioneller Rechte hatten auf administrativem Wege keinen Erfolg. Daher Klage durch Ladung vom 30. Juli 1841 gegen die Appellatin, welche Klage, gestützt auf die Dienstespragmatik, gerichtliche Zuerkennung der Standesklasse eines Dekans und des damit verbundenen Gehaltes von sechshundert Gulden zum Gegenstand hatte.

Von Seite der Appellatin wurde im Allgemeinen die Anwendbarkeit des konstitutionellen Ediktes über die pragmatischen Rechte der Staatsdiener auf die Geistlichen bestritten und insbesondere hervorgehoben, daß das Dekanat kein besonderes Staatsamt bilde, sondern nur eine Funktion seie, die, mit einer Pfarrstelle verbunden, ihrer Wesenheit nach, stets widerruflich wäre, daß der Gehalt des Dekans mithin als reiner Funktionsgehalt erscheine und gleicher Revokabilität wie die Funktion selbst unterliege.

Apellant stellte dagegen auf, daß in Folge positiver gesetzlicher Bestimmungen die Geistlichen die Rechte und Achtung der öffentlichen Beamten und Staatsdiener zu genießen hätten, also auch bezüglich ihres Amtes und Gehaltes unter dem Schutze der Dienstpragmatik ständen, und daß insbesondere das Dekanat, nach den für den Pfalzkreis speziell bestehenden legislativen Anordnungen über die Organisation der protestantischen Kirche, ein besonderes Staatsamt und eine höhere Rangklasse

in der kirchlichen Hierarchie bilde, mit welchem Staatsamte ein fixer gesetzlicher Staatsgehalt von sechshundert Gulden verknüpfet sey; daß also von bloßer revokabler Funktion mit revokablem Gehalte bei einem Dekane, wie die Appellatin aufstelle, nach der Gesetzgebung der Pfalz keine Sprache sein könne.

Der erste Richter huldigte indessen in beiden Beziehungen der Ansicht der Appellatin; er erklärte durch das angefochtene Urtheil:

1) Daß die protestantischen Geistlichen der Pfalz im Allgemeinen kein Recht hätten für Amt und Gehalt den auf die Dienstpragmatik gegründeten richterlichen Schutz anzusprechen, und

2) daß das Dekanat nur eine Funktion mit revokablem Gehalte bilde.

Demzufolge wurde die Klage des Appellanten als unbegründet abgewiesen.

Gegen diese Entscheidung Berufung. Von beiden Seiten wurde in den signifizirten Denkschriften auf obigen Hauptgesichtspunkten beharrt und auf deren Ausführung näher eingegangen.

Beim Aufrufe der Sache nahmen die Partien obige Anträge, die zu entscheiden darbieten:

1) Haben die protestantischen Geistlichen der Pfalz das Recht, den durch die Dienstpragmatik den Staatsdienern für Amt und Gehalt verliehenen Schutz anzurufen?

2) Bildet das Dekanat, nach der Gesetzgebung der Pfalz ein besonderes Staatsamt, mit welchem ein ständiger Staatsgehalt verbunden ist?

Ist demnach:

3) die Klage des Appellanten begründet und die Appellatin in die Kosten zu verurtheilen?

Nach Anhörung des Anwaltes Golsen in seinem An- und Vortrage in der Sitzung vom 3. laufenden Monats August;

Ferner des Königlichen Staatsprokurators Hilgard in dem für die Appellatin genommenen Antrage und in Verlesung der Denkschriften derselben, sowie in seinem als Staatsbehörde besonders abgegebenen Gutachten;

Worauf das Königliche Appellationsgericht den Ausspruch des Urtheiles vertagt hatte;

Und heute

in Erwägung, daß bei Beurtheilung des Klagegegenstandes zuvörderst die Frage von Entscheidung ist, ob der Geistlichkeit der rezipirten Kirchen überhaupt gleiche pragmatische Rechte, wie den eigentlichen Staatsdienern, zur Seite stehen;

In Erwägung hierauf, daß bei Untersuchung dieser Frage vor Allem die den Gegenstand direkt normirenden positiven gesetzlichen Verfügungen beachtet werden müssen; daß nun in diesem Betreff der §. 30 des konstitutionellen Religions-Ediktes ausdrücklich erklärt, daß diese Geistlichkeit die Rechte und Achtung öffentlicher Beamten zu genießen haben; daß der Ausdruck „Rechte" seine anerkannte juristische Bedeutung hat, und vorzugsweise von materiellen Ansprüchen gebraucht wird, daß mithin, in Befolgung des klaren Sinnes dieser Verfügung, angenommen

werden muß, der Gesetzgeber habe durch dieselbe die Geistlichkeit derjenigen Rechte theilhaftig gemacht, welche durch das zu derselben Zeit erschienene konstitutionelle Edikt über die Verhältnisse der Staatsdiener, letzteren zuerkannt worden sind; daß dies um so weniger bezweifelt werden kann, wenn man die Fassung des §. 34 des Ediktes von 1808 (Regierungsblatt von 1809, pag. 903) berücksichtiget, indem dieselbe buchstäblich mit der des bezüglichen §. 30 des neueren Ediktes übereinstimmt, nur daß dem, im ersteren gebrauchten Ausdrucke „Vorzüge", in dem zweiten das Wort „Rechte" substituirt worden ist, eine offenbar absichtliche Aenderung, welche vernünftigerweise nur zu dem Zwecke erfolgt seyn kann, um die entsprechenden Verhältnisse nunmehr in dem Sinne der veränderten Redaktion zu normiren; daß auch die Annahme, der Gesetzgeber habe zu einer Zeit, in welcher er es sich angelegen seyn ließ, das Schicksal der eigentlichen Staatsbeamten in umfassenderer günstigerer Weise sicher zu stellen, ein gleiches Wohlwollen den Dienern der Kirche zugewendet, nichts so Auffallendes hat, um derselben die wenig zuläßige Supposition einer fehlerhaften Redaktion vorzuziehen;

In Erwägung, daß die Argumentation, welche auf den früheren Rechtszustand und die daraus damals hervorgegangene praktische Gestaltung der bezüglichen Verhältnisse gegründet wird, wegen der nunmehr in Mitte liegenden legislativen Neuerung, ihrer Basis ermangelt, und daß auch in der späteren, auf allerhöchsten Befehl, nach Publikation der Verfassungsurkunde, ergangenen Verordnung vom 28. Juni 1818, über die Pensionsverhältnisse der Staatsdiener im Rheinkreise, kein entscheidendes Argument gegen obige Annahme gefunden werden kann, indem aus dem Umstande, daß bezüglich eines Theiles der pragmatischen Rechte, der Pensionen nämlich, eigene Executionsnormen aufgestellt und dafür zum Theil ein besonderer Fonds in Bezug auf die Geistlichen geschaffen wurde, nicht nothwendig folgt, daß denselben die Rechte selbst, — dem Texte des Gesetzes entgegen, — nicht verliehen worden seyen; daß der Gesetzgeber vielmehr gerade eine entgegengesetzte Intention zu erkennen gegeben hat, indem er, durch eine allerhöchste Verordnung vom 3. August 1820, mehrere aus älteren Verfügungen entnommene, in die Vereinigungsurkunde der beiden protestantischen Confessionen übergegangene, den pragmatischen Rechten jedoch zuwiderlaufende Bestimmungen, als darin irrthümlich eingeführt, erklärte;

In Erwägung, daß wenn nach allem dem mit Grund nicht bezweifelt werden kann, daß der Geistlichkeit der recipirten Kirchen die pragmatischen Rechte der Staatsdiener im allgemeinen, und vorbehaltlich der aus den legislativen Verfügungen selbst hervorgehenden Modifikationen zustehen, nun die weitere speziellere Frage zu untersuchen ist, ob das Dekanat in der protestantischen Kirche der Pfalz eine solche amtliche Stellung seye, mit welcher dienstpragmatische Rechte verbunden sind oder nicht?

In Erwägung hierauf, daß das konstitutionelle Edikt über die Verhältnisse der Staatsdiener die Criterien nicht definirt, von welchen der Bestand dienstpragmatischer Rechte abhängig seyn soll, und gleich

der allerhöchsten Verordnung vom 28. November 1812 (Regierungsblatt von 1813, pag. 761) nur das Erforderniß einer legalen Ernennung ausspricht, daß wenn man auch dieses Moment allein nicht als zureichend erachten sollte, es sowohl aus dem Zusammenhange der betreffenden Bestimmungen, sowie aus der Natur der Sache erhellet, daß diese Rechte jedenfalls, insoferne nicht eine besondere Ausnahmsverfügung bestehet, an das Daseyn eines wirklichen ständigen Amtes geknüpft seyn müssen, das heißt, einer solchen amtlichen Stellung, welche durch den Staatsorganismus bedingt und gefordert, mit öffentlicher Autorität, zur Erreichung von Staatszwecken, bekleidet ist, mithin die Eigenschaft der organischen Nothwendigkeit und Ständigkeit in sich vereinigt; wornach konsequent folgt, daß, da den Dienern der Kirche im Allgemeinen die Rechte der Staatsdiener eingeräumt sind, die Frage über den Bestand pragmatischer Rechte bei dem Dekanate, von der Erörterung, ob dasselbe in dem Organismus der Kirche eine dem wirklichen Staatsamte, so wie dasselbe eben definirt worden ist, analoge Stellung einnehme, oder nicht, abhängig seyn müsse;

In Erwägung in dieser Beziehung, daß das Dekanat, nach dem Zeugnisse der Kirchengeschichte, eine Aufsichtsbehörde bildet, welche in der protestantischen Kirche, nach Zeit und Ort, unter verschiedenen Benennungen vorkommend, die wesentliche Bestimmung hat, den Kirchendienst und die pfarramtlichen Verrichtungen zu überwachen und darauf zu halten, daß den Vorschriften der Kirche in Lehre, Disziplin und Wandel nachgekommen und zugleich, für Erhaltung des Kirchenvermögens, die nöthige Sorge getragen werde;

Daß das organische Gesetz vom 18. Germinal X, in dem Abschnitte, welcher von der Regulirung des protestantischen Gottesdienstes handelt, Artikel 35 und folgende, dasselbe unter der Benennung „Inspektionen und Inspektoren", als nothwendiges Glied der Kirchenverwaltung, zu dem angegebenen Zwecke aufstellet, daß die Verordnung der gemeinschaftlichen Landesadministrations-Kommission vom 2. November 1815, das protestantische Kirchenwesen betreffend, §. 24 und folgende, dieselben Inspektionen mit umfassender geregelten Befugnissen beibehält; daß von ihnen ebenso in der Urkunde über die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen in der Pfalz, als von kirchlichen Aufsichtsbehörden, Meldung geschieht, und daß dieselben als solche, unter der veränderten Benennung „Dekanate," mit, den Verhältnissen zufolge, unerläßlichen und wichtigen Attributionen bekleidet, (man sehe hierüber unter andern die Special-Instruktionen für die Distriktsdekanate in der Consistorial-Ordnung von 1809, welche, durch Ministerial-Entschließung vom 16. Januar 1836, auch im Allgemeinen hierorts anwendbar erklärt worden ist) in ständiger Wirksamkeit fortbestehen; daß hiernach das Dekanat als eine in dem Wesen der Kirchenverfassung und in deren organischen Bestimmungen begründete, mit öffentlicher Autorität bekleidete Stellung erscheint; dasselbe mithin die Criterien eines wirklichen Amtes darbietet, mit welchem — nach dem oben Gesagten — auch gesetzlich dienstpragmatische Rechte verknüpfet seyn müssen;

In Erwägung, daß jedoch hieraus allein noch nicht folgt, daß dem

Digitized by Google

Dekan auch zugleich gesetzlich unwiderrufliche Ansprüche auf die mit seinem Amte verbundenen Geldbezüge zustehen, indem die Dienstespragmatik dieselben auch dem Staatsbeamten nicht in allen Fällen zuerkennet, sondern vielmehr Unterscheidungen eintreten läßt, welche auch hier ihre Anwendung finden müssen; daß nämlich der §. 20 des konstitutionellen Ediktes dem Beamten, während der Dienstesaktivität, mithin in der begünstigsten Supposition, blos den Bezug seines ständigen Gehaltes zusichert, daß unter dieser Benennung nach §. 27 allda, der ständige Gesammtgeldgehalt verstanden werden muß, und daß zufolge der in dem §. 24, Nummer 2 der Dienstespragmatik von 1805 über diese Bezeichnung enthaltenen Definition, gesagt ist, daß unter diesem ständigen Gesammtgeldgehalte allein der an fixem Geldbetrage verliehene Standes= und Dienstgehalt verstanden werden müsse, woraus sich ergibt, daß der in Dienstesaktivität sich befindende Staatsdiener in dem Bezuge seines Gesammtgeldgehaltes, gleichviel ob Standes= oder Dienstesgehalt, eine Distinktion, welche erst bei der Quieszirung oder Pension, nach anderweitigen pragmatischen Verfügungen, ihre praktische Anwendung findet, nicht verknüpft werden dürfe, wenn derselbe nur die Natur der Ständigkeit nach obiger Definition, besitzt, und allein auf die mit seinem Amte verknüpften Bezüge, welche nicht in diese Categorie fallen, ein erworbenes Recht nicht ansprechen könne, wornach denn auch die Rechte des Dekans bemessen werden müssen; daß aber mit diesem Amte, in der Pfalz, nach Inhalt Allerhöchster Verordnung vom 2. Juni 1819, Amtsblatt von 1819, pag. 67, gerade ein ständiger in einem fixen jährlichen Geldbetrage bestehender, vom Staate entrichteter, Gehalt von sechshundert Gulden verbunden ist, mithin in dessen Beziehung alle Criterien vorliegen, welche zu Begründung unwiderruflicher pragmatischer Rechte erforderlich sind;

In Erwägung, daß nun hiergegen, mit Bezugnahme auf mehrere namhaft gemachte gesetzliche Anordnungen und allerhöchste Entschließungen, eingewendet wird, das Dekanat sei in den älteren Kreisen von jeher als eine bloße Funktion und die damit verbundenen Bezüge als Funktionsbezüge von widerruflicher Natur betrachtet und behandelt worden, es könne nicht angenommen werden, daß es in der Intention des Gesetzgebers gelegen habe, denselben in der Pfalz einen andern Standpunkt und höhere Rechte zuzuweisen, vielmehr erhelle aus positiven Verfügungen, daß eine vollständige Assimilirung beabsichtigt worden sei; daß demnach diese Einwendungen näher zu prüfen sind;

In Erwägung, daß in dieser Hinsicht zuvörderst nicht außer Acht gelassen werden darf, daß alle diejenigen Bestimmungen, welche der Erlassung des konstitutionellen Religionsediktes vorgängig sind, hier nicht in dem Sinne in Betracht kommen können, um daraus die Absicht des Gesetzgebers rücksichtlich der Frage, ob mit dem Dekanate pragmatische Rechte verbunden seyn sollen oder nicht, zu entnehmen, indem der Zustand vor dem besagten Edikte, welches zuerst der Geistlichkeit diese Rechte in der gegenwärtigen Ausdehnung verlieh, überhaupt gesetzlich ein anderer war; sondern daß diese Bestimmungen nur in so ferne zu berücksichtigen sind, als daraus die Natur und Stellung des Dekanates als Amt, wovon nunmehr,

den Verfügungen des konstitutionellen Ediktes über die Verhältnisse der Staatsdiener zufolge, das Dasein solcher Rechte abhängig ist, entnommen werden kann; daß aber diese Frage in obigen Entwicklungen, gerade mit Rücksicht auf die früheren gesetzlichen Anordnungen schon erörtert und in einem zu Gunsten des Dekanates sprechenden Sinne festgestellt worden ist.

In Erwägung, daß in diesem Betreffe noch weiter nicht außer Acht gelassen werden darf, daß die Benennungen „Funktion und Funktionsgehalt" in der Bedeutung, welche damit verbunden werden will, sich weder in der Dienstespragmatik noch in dem konstitutionellen Edikte vorfinden, sondern daß darin der Ausdruck „Funktion" zu Bezeichnung der Amtsthätigkeit des Staatsdieners überhaupt, und die Benennung „Funktionsgehalt" für den mit dieser Amtsthätigkeit besonders verknüpften Theil des Gesammtgehaltes gebraucht werden; daß hiermit zwar nicht gesagt werden soll, daß die Sache, welche man mit den fraglichen Benennungen bezeichnen will, den pragmatischen Bestimmungen zufolge, nicht bestehen könne, sondern nur, daß immer das Wesen und nicht der gesetzlich uneigentliche Ausdruck berücksichtiget werden müsse; daß nun aber hiernach, unter der Benennung „Funktion", mit welcher keine staatsdienerlichen Rechte verbunden seyn sollen, nur eine solche Stellung verstanden werden kann, welche, ihrer Natur nach, nicht die oben aufgestellten Criterien eines wirklichen Amtes in sich vereiniget, und unter dem Ausdrucke „Funktionsgehalt" die mit einer solchen Stellung verknüpften Bezüge; daß aber eben oben gezeigt worden ist, daß dem Dekanate, welches seinem Wesen zufolge als ein wirkliches Amt erscheint, die fragliche Benennung in diesem Sinne nicht beigelegt werden könne;

In Erwägung, daß an dieser Natur des Dekanatamtes auch der Umstand nichts ändert, daß dasselbe vorschriftsmäßig nur einem mit einem Pfarramte bekleideten Geistlichen verliehen werden kann, weil dadurch keineswegs die Verschmelzung beider, ihrem Wirkungskreise nach vollkommen verschiedenartiger, und noch überdieß in verschiedenen Rangverhältnissen sich befindenden Stellen herbeigeführt worden ist, so daß das Dekanat blos ein Amtsattribut des Pfarramtes geworden wäre, was in Folge von dessen höherer Stellung und speziellem Wirkungskreise eine widersinnige Abnormität abgegeben haben würde; sondern blos der Cumul zweier verschiedenartiger Aemter in der Hand einer Person bewirkt wurde, welcher keiner pragmatischen Bestimmung zufolge, den Effekt haben kann, dem einen oder dem anderen dieser Aemter die ihm sonst, seiner Natur nach, inhärirenden Rechte zu entziehen;

In Erwägung, daß zwar allerdings nicht bezweifelt werden kann, daß, laut verschiedener zum Theil im erstrichterlichen Urtheile angeführter Verfügungen, die Gehaltsbezüge des Dekans, in den jenseitigen Kreisen, als widerrufliche, durch keine pragmatischen Rechte gesicherte Emolumente, bezeichnet und behandelt werden, daß dieß aber auch in Conformität der pragmatischen Bestimmungen der Fall seyn muß, wenn man die Natur dieser Gehaltsbezüge, welche, da wo sie überhaupt stattfinden, in Diäten und Zuschüssen aus verschiedenen Fonds bestehen, und nirgends als

ständiger Gehalt von der Staatskasse geleistet werden, berücksichtiget und zugleich in Betracht zieht, daß nur mit dem eigentlichen ständigen Gehalte pragmatische Rechte verknüpfet sind; daß überdieß diese anderwärts bestehenden Verhältnisse rechtlich unvermögend sind, die aus den hierorts gesetzlich geltenden Normen fließenden Rechtsansprüche zu beeinträchtigen und dem Dekan, welcher in der Pfalz einen ständigen Staatsgehalt bezieht, die damit zusammenhängenden Rechte zu entziehen;

In Erwägung, daß dagegen mit Grund nicht eingewendet zu werden vermag, es könne in der Absicht des Gesetzgebers nicht gelegen haben, eine Verschiedenheit der Rechte zwischen diesem und den jenseitigen Kreisen, bei den Dekanaten eintreten zu lassen; daß diesem Einwande schon die Thatsache selbst entgegensteht, daß ja gerade rücksichtlich des Hauptgegenstandes, des Gehaltes selbst, in Bezug auf dessen Fixirung und Uebernehmung durch den Staat, eine höchst wesentliche Verschiedenheit in Folge ausdrücklicher Verfügung gegeben ist, und daß hiernach eben nichts Auffallendes in der Annahme liegt, daß der Gesetzgeber, welcher sich durch naheliegende, auf der geringern Dotation der protestantischen Kirche in der Pfalz beruhende Gründe bewogen gefunden hat, die äußeren Verhältnisse der Dekane daselbst, durch Belastung des Aerars, auf eine ihrer Stellung entsprechende Weise zu reguliren, sich auch zugleich durch dieselben Motive veranlaßt gesehen habe, diese Fürsorge, dem hierdurch gegebenen Standpunkte konform, ebenfalls im Uebrigen walten zu lassen; daß zudem die Absicht des Gesetzgebers nicht aus willführlichen Vermuthungen geschöpft, sondern in konsequenter Verfolgung der von ihm ausgesprochenen Normen gefunden werden muß; daß derselbe hiernach aber ein organisch ständiges Amt in dem Dekanate geschaffen und damit, jedenfalls in der Pfalz, eine ständige Besoldung verbunden hat, daß durch keine in diesem Kreise mit gesetzlicher Wirkung geltende Verfügung dieser Gehalt als von willführlich widerruflicher Natur erklärt worden ist, daß mithin konsequent angenommen werden muß, daß ein Solches nicht in der Absicht lag, sondern daß in dessen Beziehung die darauf anwendbaren allgemeinen Regeln Geltung haben sollten;

In Erwägung, daß zwar in der Verfügung des §. 5 Nro. 6 der Verordnung vom 28. Juni 1818, die Pensionsverhältnisse der Staatsdiener im Rheinkreise betreffend, sowie in der Allerhöchsten Entschließung vom 23. Mai 1824, über die Verwesung protestantischer Dekanate in demselben Kreise, der Ausdruck einer entgegengesetzten Intention gefunden werden will, daß aber diese Pensionsverhältnisse der Pfarrämter, auf welche erstere Verfügung sich allein beziehet, und in deren Hinsicht gesagt ist, daß im ganzen Reiche gleiche Behandlung eintreten solle, mit dem Dekanatsgehalte nichts gemein haben, und daher die Anordnung von mit den jenseits bestehenden analogen Einrichtungen, zu Sicherstellung der ersteren, keinen konkludenten Schluß auf eine beabsichtigte Gleichstellung des zweiten in beiden Landestheilen, was vielmehr ebenso ausdrücklich hätte geschehen müssen, zuläßt; daß ferner die Bestimmungen der angeführten Allerhöchsten Entschließung, abgesehen von der Frage, ob dieselbe überhaupt als Interpretation legislativer Bestim-

mungen angerufen werden könne, die Regulirung bloß momentaner vorübergehender Verhältnisse betrifft, und deßfallsige auch bei den Pfarrämtern, in ähnlicher Weise, bestehende Vorschriften enthält, die keineswegs mit der Annahme dienstpragmatischer Rechte unvereinbarlich sind, und daher kein entscheidendes Argument gegen deren Vorhandensein abgeben können, wornach denn aus allem oben Gesagten sich ergibt, daß mit dem protestantischen Dekanate in der Pfalz die durch das konstitutionelle Edikt über die Verhältnisse der Staatsdiener verliehenen Rechte in Bezug auf Stand und Gehalt verbunden sind;

In Erwägung, daß das dem Appellanten zugefertigte Allerhöchste Reskript vom 23. April 1825 besagt, daß demselben das Dekanat Pirmasens übertragen werde; daß unter der Uebertragung eines Amtes nur dessen definitive Verleihung mit den organisch und verordnungsmäßig damit verbundenen Ansprüchen und Rechten, sofern nicht ausdrücklich anderst verfügt worden, verstanden werden kann; daß Appellant mithin durch das fragliche Reskript die definitive Eigenschaft eines Dekans mit den damit verknüpften pragmatischen Rechten erlangt hat; daß er jedoch dieses Amtes, mit gleichzeitiger Entziehung des damit verbundenen Gehaltes, vermöge Allerhöchster Entschließung vom 22. September 1837 einfach enthoben wurde, und hierdurch — nach obigen Entwickelungen — in seinen dienstpragmatischen Rechten sowohl rücksichtlich der mit dem Dekanate verknüpften Standesklasse, als des damit verbundenen Gehaltes beeinträchtigt worden ist;

In Erwägung, in diesem letzteren Betreffe, daß — wie oben gezeigt worden — der definitiv angestellte Staatsdiener, so lang er in Aktivität bleibt, auf den ungeschmälerten Bezug seines ständigen Gesammtgehaltes, gleichviel ob Standes- oder Dienstesgehalt, Anspruch hat, daß die Rechte des Dekanes sich hiernach reguliren, daß Appellant in seiner Eigenschaft als Pfarrer sich noch in Dienstesaktivität befindet, und daher die Totalität seines Dekanatsgehaltes vom 22. September 1837, als von der Epoche an, von welcher ihm derselbe unbestrittenermaßen entzogen wurde, zu besprechen berechtigt ist, vorbehaltlich jedoch derjenigen Abzüge, welche für den Pensionsfonds ordnungsmäßig getragen werden müssen;

Aus diesen Gründen, mittelst Reformation des angegriffenen Urtheiles des Königlichen Bezirksgerichtes zu Zweibrücken vom 17. August 1842, erklärt das Königliche Appellationsgericht, daß Appellant, in Gemäßheit der an ihn durch Allerhöchstes Rescript vom 23. April 1825 erfolgten Uebertragung des protestantischen Dekanates Pirmasens, die dienstpragmatischen Rechte auf den Stand eines Dekans und den damit verbundenen Gehalt von sechshundert Gulden jährlich erworben habe, verurtheilt demnach die Appellatin, an den Appellanten diesen Betrag für jedes Jahr und zwar vom 22. September 1837 an, nebst Zinsen der Rückstände vom Tage der Klage (13. Juli 1841) soweit dieselben damals schon fällig waren, von den später fällig gewordenen jedoch vom Tage der jedesmaligen Verfallzeit, zu entrichten, auch mit dieser Bezahlung fortzufahren, so lange keine Aenderung, nach dienstpragmatischen Vorschriften, eingetreten seyn wird; vorbehaltlich jedoch der gesetzlichen Abzüge für den Pensions-

Digitized by Google

fond; verurtheilt endlich die Appellatin in die Kosten beider Instanzen, und verfügt die Rückgabe der hinterlegten Strafgelder.

Besagte Kosten sind liquidirt und taxirt, und zwar:

Die Kosten erster Instanz zu siebenzig Gulden acht und zwanzig Kr. die der Appellations-Instanz zu zwei und sechszig Gulden sechs Kreuzer, worin jedoch die Kosten gegenwärtiger Ausfertigung und der Zustellung des Urtheils nicht mitbegriffen sind.

Geschehen und gesprochen zu Zweibrücken, wie Eingangs gemeldet.

Unterschrieben: Spach, Serr.

Gegenwärtiges ist von allen denen, die es angeht, alsbald in Vollzug zu setzen.

Für richtige Ausfertigung; dem Appellanten ertheilt,

Faber, Obergerichtsschreiber.

52.

Berichtigungen.

Die Schluß-Bemerkungen über den offenen Brief des Herrn Pfarrers Schiller rc. Seite 307 des August-Heftes der Morgenröthe müßte gleich Anfangs folgende Sätze enthalten:

„Der Rationalismus will vorzugsweise Protestantismus sein, um bequemer gegen Gottes Wort zu protestiren, wofür die Reformatoren einzig und allein gekämpft.“ Eine sonderbare Behauptung? Der Rationalismus ehrt ja auch in der heiligen Schrift das kostbare Mittel, wodurch Gott der Menschheit zu ihrer Veredlung und Beseligung auf eine außerordentliche Weise zu Hülfe gekommen ist; aber er weiß es zugleich, wie kein Unterricht, auch nicht der göttliche, eine Eingießung seyn kann, so daß genau dasselbe, was der Unterricht darbietet, in die Vernunft des zu Unterrichtenden gleichsam eingelegt werde; sondern daß er nur der Vernunft desselben zur Beschauung vorgehalten werden kann, diese aber das Dargebotene mit eigener Thätigkeit auffassen und durch eigene Bearbeitung es zu ihrem Eigenthume machen muß. Bei dieser selbstthätigen rc.

Seite 308 Zeile 10 von unten ist statt „wieder“ minder;
Seite 315 Zeile 14 von oben statt „davon“ daran zu lesen.
Seite 325 Zeile 2 von unten ist statt 201 die Zahl 212 zu lesen.
Seite 326 „ad 1 im Jahre 1833 fehlt:
Erpolzheim (Neustadt) quiesc. Consistorialrath Müller von Speyer.
Seite 332 Zeile 13 von unten ist statt 201 die Zahl 212 zu lesen.
Seite 333 ist statt „Zimmer“ — Zimmermann, statt „Balzer“ — Belzer, statt „Viser“ — Füsser, Seite 335 statt „Blosch“ — Blesch und Seite 336 statt „Auerbach“ — Rumbach zu setzen.
Seite 336 „im Jahre 1820“ statt 2 nur 1 und unten statt 51 nur 50 zu setzen.
Seite 337 „im Jahr 1843“ statt 5 die Zahl 6 und unten statt 62 die Zahl 63 zu setzen.
Seite 337 Zeile 10 von unten statt 201 die Zahl 212, Zeile 12 von unten statt 1838 die Zahl 1833 und Zeile 10 von unten statt 116 die Zahl 127 zu setzen.
Seite 339 Zeile 8 von oben statt 116 die Zahl 127 zu setzen.

53.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

4. Mystisches Element in dem Messiasbegriff.

Nachdem einmal unter den Israeliten die Erwartung eines verheißenen Messias bestand, war es, wie wir gezeigt haben, sehr natürlich, daß man sich gewöhnte, alle diejenigen Stellen der heiligen Schrift auf denselben zu beziehen, in welchen von einer künftigen Erlösung Israels die Rede war, und da diese Stellen in ihrem eigentlichen, ursprünglichen Sinne, wie ebenfalls gezeigt worden, sich auf verschiedene Subjecte bezogen, so war die Folge davon, daß die Messiasidee in ihrer Entwicklung immer mehr ein unbestimmtes, geheimnißvolles Gepräge annahm. Indessen war der Messias doch so weit immer nur als eine rein menschliche Persönlichkeit gedacht, wenn gleich als Auserwählter von Gott, mit göttlicher Sendung, von Gott mit besonderer Herrlichkeit bekleidet und mit seinem göttlichen Geiste gesalbt. — Von dieser unbestimmten, aber geheimnißvollen und sehr erhabenen Vorstellung des Messias bedurfte es nur eines kleinen Schrittes weiter, um in demselben eine übermenschliche Persönlichkeit zu erblicken; und dies geschah wirklich, da sich weitere Schriftsteller vorfanden, welche dazu Anlaß gaben. Besonders ist dies in dem Propheten Daniel der Fall. Namentlich in dem 7. Kap. heißt es: „Im ersten Jahr Belsalzers, des Königs zu Babel, hatte Daniel einen Traum und Gesicht auf seinem Bette, und er schrieb denselbigen Traum auf und verfaßte ihn also: Ich, Daniel, sahe ein Gesicht in der Nacht, und siehe, die vier Winde unter dem Himmel stürmeten wider einander auf dem großen Meere, und vier große Thiere stiegen herauf aus dem Meer, eines je anders, als das andere. Das erste, wie ein Löwe, und hatte Flügel, wie ein Adler. Ich sahe zu, bis daß ihm die Flügel ausgerauft wurden, und es ward von der Erde genommen, und es stand auf seinen Füßen, wie ein Mensch, und ihm ward ein menschliches Herz gegeben. Und siehe, das andere Thier hernach war gleich einem Bären, und stand auf der einen Seite, und hatte in seinem Maul

unter seinen Zähnen drei große lange Zähne. Und man sprach zu ihm: stehe auf und friß viel Fleisch. Nach diesem sahe ich, und siehe, ein anderes Thier, gleich einem Parder, das hatte vier Flügel, wie ein Vogel, auf seinem Rücken; und dasselbige Thier hatte vier Köpfe, und ihm ward Gewalt gegeben. Nach diesem sahe ich in diesem Gesicht in der Nacht, und siehe, das vierte Thier war greulich und schrecklich, und sehr stark, und hatte große eiserne Zähne, fraß um sich und zermalmte, und das Uebrige zertrat es mit seinen Füßen; es war auch viel anders, denn die vorigen, und hatte zehn Hörner. Da ich aber die Hörner schauete, siehe, da brach hervor zwischen denselbigen ein anderes kleines Horn, vor welchem der vordersten Hörner drei ausgerissen wurden; und siehe, dasselbige Horn hatte Augen, wie Menschenaugen, und ein Maul, das redete große Dinge. Solches sahe ich, bis daß Stühle gesetzt wurden. Und der Alte (Gott) setzte sich (als Richter); deß Kleid war schneeweiß und das Haar auf seinem Haupte wie reine Wolle; sein Stuhl war eitel Feuerflammen, und desselbigen Räder brannten wie Feuer. Und von demselbigen ging aus ein langer, feuriger Strahl. Tausendmal Tausend dieneten ihm, und zehntausendmal Zehntausend standen vor ihm. Das Gericht ward gehalten und die Bücher wurden aufgethan. Ich sahe zu um der großen Rede willen, so das Horn redete, ich sahe zu, bis das Thier getödtet ward, und sein Leib umkam und in das Feuer geworfen ward. Und der anderen Thiere Gewalt war auch aus; denn es war ihnen Zeit und Stunde bestimmt, wie lange ein Jegliches währen sollte. — Ich sahe in diesem Gesicht des Nachts, und siehe, es kam Einer in des Himmels Wolken, wie eines Menschen Sohn, bis zu dem Alten, und ward vor denselbigen gebracht. Der gab ihm Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig, die nicht vergehet, und sein Königreich hat kein Ende." Hier hat man nun in den letzten Versen die deutlichste Weissagung von dem Messias zu erblicken gemeint, und zwar als einer übernatürlichen Persönlichkeit. Aber man hat geirrt, indem man ganz unbegreiflicher Weise die gleich darauf folgende Auslegung dieses Traumbildes unbeachtet ließ. Es heißt nämlich weiter: „Ich, Daniel, entsetzte

mich davor und solches Gesicht erschreckte mich. Und ich ging zu derer Einem, die da standen, und bat ihn, daß er mir von dem allem gewissen Bericht gäbe. Und er redete mit mir und zeigte mir, was es bedeutete: Diese vier großen Thiere sind vier Reiche, so auf Erden kommen werden; aber die Heiligen des Höchsten werden das Reich einnehmen und werden es immer und ewiglich besitzen." Unter dem Bild der vier Thiere werden also die den Israeliten feindlichen, mächtigen Nationen und Fürsten verstanden, (was besonders deutlich aus Kap. 11 hervorgeht), die eine Zeitlang über Israel herrschten, obgleich dieses doch der auserwählte Knecht Gottes, und jene gegen ihm gleichsam nur wilde Thiere waren; aber es wird die Zeit kommen, wo der alte Gott Israels Gericht über sie halten und seinem auserwählten Volk den Sieg und die Herrschaft über jene geben wird. Und wir haben ja schon gesehen, wie nach vielen Aussprüchen der heiligen Schrift, die Israeliten eben dies als eine ihnen gegebene Verheißung erwarteten, nämlich daß ihnen, als dem auserwählten Volke Gottes, zuletzt die Herrschaft über alle andern Nationen zu Theil werden müsse. Wie nun die in dem Traumgesicht Daniels aus der Tiefe aufsteigenden Thiere die feindlichen Nationen darstellen, so ist in dem von oben her Kommenden das Volk Israel personifizirt. Daß er von oben, jene aber von unten her kommen, daß jene in Thiergestalt, dieser aber in Menschengestalt dargestellt werden, dies soll offenbar bildlicher Weise den Gegensatz zwischen beiden und den hohen Vorzug Israels vor den abgöttischen heidnischen Nationen bezeichnen. Eben darum werden auch die Israeliten, als Gottes auserwähltes Volk, hier, wie sonst so oft, „die Heiligen des Höchsten" genannt, (vergl. z. B. 5. Mos. 7, 6 u. v. a. o.). Aber was brauchen wir uns auf andere Stellen zu berufen und lange Beweisführungen zu machen, — steht doch am Ende der von Daniel erbetenen Auslegungen des Traumgesichtes klar und deutlich geschrieben, was die, den vier von unten her kommenden Thieren gegenüber, von oben her kommende Menschengestalt bedeuten soll. Vers 27 heißt es, nachdem gesagt, daß auch das letzte und gewaltigste der Thiere (der heidnischen Nationen) bezwungen und vertilgt werden würde: — „Aber das Reich, Gewalt und Macht unter dem ganzen Himmel,

wird dem heiligen Volk des Höchsten gegeben werden, deß Reich ewig ist, und alle Gewalt wird ihm dienen und gehorchen.“ — Sonnenklar bezieht sich also diese Weissagung auf das ganze israelitische Volk; aber in den alten Zeiten war man nicht gewohnt, die heilige Schrift mit scharf prüfenden, und den wahren Sinn und Zusammenhang erforschenden Blicken zu lesen, sondern man liebte es, — (Viele machen es heute noch so) — bei einzelnen geheimnißvoll und wunderbar klingenden Stellen stehen zu bleiben, und weit entfernt, sich das Geheimnißvolle durch Ueberlegung und Vergleichung des ganzen Zusammenhanges klar zu machen zu suchen, nahm man es vielmehr außer dem Zusammenhange, buchstäblich, und zwar je wunderbarer, desto lieber; stellte es dann mit anderen, ebenfalls auf gleiche Weise mißverstandenen Stellen zusammen, und schuf sich so ein Ganzes, welches man aus der heiligen Schrift geschöpft zu haben glaubte, während doch in dieser, beim Licht besehen, kein Wort davon stand. Auf diese Art war denn bei den Israeliten, die, gewohnt alle möglichen Stellen auf den Messias zu beziehen, auch diese Danielische Vision auf denselben bezogen und das Bildliche darin übersahen, die Vorstellung von einem, als ein geheimnißvolles, übermenschliches Wesen, in den Wolken des Himmels kommenden Messias entstanden. — Daß diese Vorstellung wenigstens bei einem großen Theile des Volkes herrschend geworden sein muß, sehen wir aus Joh. 7, 27, wo die Juden von Jesu sagen: „Erkennen unsere Obersten nun gewiß, daß er gewiß Christus sei? Doch wir wissen, von wannen dieser ist; wann aber Christus kommen wird, so wird Niemand wissen, von wannen er ist.“

Wohl zu bemerken aber ist hiebei, daß auch mit dieser, aus einem Mißverständnisse entstandenen Messiasvorstellung, wie mystisch sie auch war, dennoch nicht im Entferntesten die Idee verbunden war, als werde Gott selbst in Menschengestalt erscheinen.

Obschon wir nun diese mystische Messiasvorstellung geradezu als eine irrthümliche bezeichnen müssen, so gilt doch gleichwohl auch hier wieder, was wir schon mehrfällig bemerkt haben. Nämlich auch dieses Umstandes bediente sich die wunderbare Weisheit Gottes, um unter der äußeren Hülle eines Irrthumes, den Kern und Keim einer großen und unendlich wichtigen Wahrheit in das Bewußtseyn

desjenigen Volkes zu legen, welches er dazu ausersehen hatte, daß in ihm Der geboren werden sollte, durch welchen Licht und Heil für die ganze Welt kommen sollte. Müssen wir nämlich die ganze Religion Jesu als ein Gotteswerk, namentlich seine Lehre als ein wahrhaftiges Gotteswort, d. h. als Offenbarung der wahren Erkenntniß Gottes und des göttlichen Willens betrachten, — denn so lange die Religion nicht in diesem höheren Sinne aufgefaßt wird, hat sie für den Menschen gar keinen Werth, keine Wichtigkeit, kein Ansehen, keinen zum Gehorsam treibenden Ernst, keine Trost und Hoffnung spendende Kraft; — sollte also das Göttliche in der Religion dem Menschen fühlbar werden, so mußte (zumal für jenes sinnliche, rohe, noch im Kindesalter stehende Geschlecht) die Person dessen, welchen Gott zum Stifter seines Reiches auf Erden, zum Verkündiger seiner Offenbarung auserwählt hatte, in einem erhabenen überirdischen, göttlichen Lichte strahlen, weil das damalige Geschlecht noch viel zu niedrig stand, als daß die innere Wahrheit und Erhabenheit einen hinlänglichen Eindruck auf es gemacht haben würde;*) wie ja auch die Juden Jesum, unerachtet der erhabenen Wahrheit seiner Lehre, durchaus nicht als den Messias anerkennen wollten, weil er weder in den Wolken des Himmels, noch in sonstiger äußerer Herrlichkeit, sondern in gewöhnlicher Menschenweise, ja sogar in Armuth und Niedrigkeit erschien (vgl. Matth. 13,

*) Es geht der großen Masse der Menschheit heute noch so. Drum läßt sich Gott auch heute noch durch ähnliche Mittel, Wege und Veranstaltungen zu ihr herab. Würden wohl z. B. die rohen, stumpfsinnigen Hottentotten oder Eskimos Empfänglichkeit für die Religion haben, wenn man ihnen dieselbe in der nämlichen Form brächte, in welcher allein sie einem manchen denkenden, gebildeten und aufgeklärten Europäer theuer und heilig sein kann? — Erkennet das, ihr rationalistischen Eiferer gegen die nichtrationalistischen Missionsanstalten. Erkennet das aber auch, ihr orthodoxen Eiferer, daß es verschiedene Stufen der menschlichen Bildung gibt, und daß eine jede dieser Stufen ihr eigenthümliches Bedürfniß in Ansehung der Form hat, unter welcher sie das Göttliche in der Religion auffassen kann, und daß ihr, ihr Starren! die ihr Allen nur eine Form aufzwingen wollet, es damit ganz anders machet, als Gott, dessen fürsorgende Gnade sich zu Allen herabläßt, sich Allen anbequemt, und wie er einem jeden Geschöpf seine Nahrung gibt nach seiner Art, so auch einem jeden Geiste das Brod des Lebens darreicht, so zubereitet, daß er es genießen, verdauen, und sich damit nähren, stärken und erquicken kann.

55 — 57). In Summa: auch diese und ähnliche Stellen des alten Testamentes waren von den Propheten nicht als Weissagungen von Christus gemeint, aber Gott hat sie durch seine wunderbare Lenkung dazu gemacht; und nachdem dieselben von dem ganzen israelitischen Volksbewußtseyn als Weissagungen aufgefaßt und schon längst die Erwartung eines Messias, als einen höheren Gottesgesandten, durch dieselben bestand, durften die Evangelisten und Apostel sich auch in diesem Sinne mit dem vollesten Rechte auf dieselben berufen. Oder wer, — der auch erkennt, daß zwar die Juden irrten, indem sie jene Stellen des A. T. persönlich messianisch verstanden, und darum auf sie hin den Messias erwarteten, — wer will demohngeachtet läugnen, daß diese Erwartungen denn doch in Erfüllung gegangen sind? Und wer, — der zwar erkennt, daß die Juden irrten, wenn sie glaubten die Verheißung Gottes zu besitzen, daß sie einst als Gottes auserwähltes Volk über alle Völker herrschen sollten, — wer wird nicht demohngeachtet gestehen: erfüllt worden sind alle jene Stellen des Alten Testamentes, worin versichert wird, daß der Gott Israels der Gott aller Völker werden werde? Wer will läugnen, daß Israel wirklich das auserwählte Volk, der „Knecht Gottes" war, durch welchen bis jetzt schon die Hauptvölker der Erde mit Licht und Heil gesegnet worden sind, und wer kann daran zweifeln, daß das aus dem Schooße Israels hervorgegangene Christenthum endlich noch alle Völker der Erde überwinden, und daß Eine Heerde werden wird unter dem Einen Hirten Christus, dem rechten „Knecht Gottes," daß also sonach, nach Gottes Rathschluß und Plan, unter jenem Ausdrucke „Knecht Gottes" allerdings prophetisch von Christus geweissagt worden ist, während nach menschlicher Meinung, d. h. von Denen, welche diese Weissagungen aussprachen, von den Propheten, an etwas ganz anderes gedacht worden war. —

5. Vermeintliche Weissagungen von Christus.

Noch sind einige Stellen anzuführen, welche oft als besonders merkwürdige, *specielle* messianische Weissagungen betrachtet werden. Nämlich erstens im 9. Kap. des Propheten Daniel, V. 25 u. 26: „So wisse nun und merke: von der Zeit an, so ausgehet der Be-

Digitized by Google

fehl, daß Jerusalem soll wieder gebauet werden, bis auf Christum, den Fürsten, sind sieben Wochen und zwei und sechszig Wochen, so werden die Gassen wieder gebauet werden, wiewohl in kümmerlicher Zeit. Und nach zwei und sechszig Wochen wird Christus ausgerottet werden und nichts mehr seyn." Ein der Sache nicht kundiger Leser der heiligen Schrift wird sagen: hier ist also wörtlich von Christus geweissaget. Ja, aber nur in der Uebersetzung Luther's, welche zwar nicht falsch, aber irreleitend ist. Wo wir hier Christus lesen, steht im Hebräischen „Messias." Nun haben wir zwar schon gehört, daß Christus eine ganz richtige, wortgetreue Uebersetzung des hebräischen Wortes „Messias" ist, aber eben eine Uebersetzung in's Griechische und nicht in's Deutsche, denn auf deutsch heißen beide Wörter „der Gesalbte," welches einen König bezeichnet. Es ist also in dieser Stelle nicht von Jesus Christus, auch nicht vom verheißenen Messias, sondern von einem „gesalbten Fürsten" überhaupt die Rede, unter welchem die aus Babylon zurückkehrenden Juden Jerusalem (im buchstäblichen Sinne) „wieder aufbauen" würden, und sehr bezeichnend wird hinzu gesetzt: „wiewohl in kümmerlicher Zeit;" also ist hier keineswegs von dem sonst so oft und so herrlich geschilderten entfernten messianischen, goldenen Zeitalter die Rede, sondern von einer ganz nahen, schon angebrochenen Zeit, wo zwar Israel aus der Gefangenschaft erlöst worden war, und nach Jerusalem zurückkehren und den Wiederaufbau beginnen konnte, jedoch in nichts weniger als glücklichen, sondern in „kümmerlichen" Umständen sich befand. Unter dem „gesalbten Fürsten" aber wird wohl Cyrus zu verstehen seyn, welcher, weil er den Israeliten so geneigt war, sie aus dem Elend der babylonischen Gefangenschaft erlöste (Esr. 1, 1.), und das „Aufbauen des Tempels" befahl und förderte (Esr. 1, 2. ff.), weßhalb er auch als „Knecht Gottes," d. h. auserwähltes Werkzeug zur Ausführung der über Israel gefaßten Rathschlüsse der göttlichen Gnade angesehen, und daher auch „Gesalbter des Herrn" genannt wird (Jes. 45, 1.), und welcher, zur großen Trauer für die Israeliten, nach kurzer Regierung in einer Schlacht umkam, oder wie es V. 26 heißt, „nach zwei und sechszig Wochen ausgerottet" ward. — Die größte Bestätigung findet dies im 11. Kap., wo es heißt: „Siehe, es werden noch drei Könige

in Persien stehen; der vierte aber wird größeren Reichthum haben, denn alle andern, und wenn er in seinem Reichthum am mächtigsten ist, wird er Alles wider das Königreich in Griechenland erregen. Darnach wird ein mächtiger König aufstehen und mit großer Macht herrschen, und was er will, wird er ausrichten. Und wenn er auf's höchste gekommen ist, wird sein Reich zerbrochen und sich in die vier Winde des Himmels zertheilen; nicht auf seine Nachkommen, auch nicht mit solcher Macht, wie seine gewesen ist; denn sein Reich wird ausgerottet und Fremden zu Theil werden." Wenn hier auch, wie gewöhnlich angenommen wird, von einem in späterer Zeit, nach dem persisch-medischen König Darius (welcher vorher V. 1 genannt ist), aufgekommenen Fürsten, namentlich von Alexander dem Großen die Rede ist, welchen das V. 4 ausgesprochene Zerfallen des Reiches in vier Theile zu bezeichnen scheint, und dieser doch nicht wohl unter dem „Gesalbten" (Kap. 9) verstanden seyn kann, so geht doch so viel daraus hervor, daß in all diesen Stellen nicht von Christus und seiner Zeit, sondern von einer früheren Zeit und von denjenigen Reichen und Fürsten die Rede ist, welche auf das Schicksal der Juden, während der babylonischen Gefangenschaft, Einfluß hatten. Dabei muß auch, sowohl überhaupt, namentlich aber zur Erklärung der besonders im 11. Kap. ausgesprochenen, sehr in's Einzelne gehenden und historisch genauen Beschreibungen bemerkt werden, daß das Buch Daniel, wie aus manchen Umständen hervorgeht, namentlich aus griechischen Worten, die darin vorkommen, — gewiß nicht von dem Propheten Daniel selbst, sondern erst von einem späteren, unbekannten Verfasser niedergeschrieben worden ist, ohne daß dieser gerade die Absicht gehabt haben muß, es dem Propheten unterzuschieben, sondern nur aufschreibt, was die mündliche Ueberlieferung von Daniel aufbewahrt hatte, und ihn dabei redend einführt. Dies wird fast von allen Schriftauslegern zugegeben. Hiernach aber erscheinen die so bestimmt in's Einzelne gehenden Beschreibungen im Propheten Daniel als **vaticinia post eventum.**

Eine andere Stelle findet sich im Propheten Micha, welche gewöhnlich als eine höchst merkwürdige Weissagung von Christus angesehen wird. Es heißt nämlich Mich. 5, 1: „Und du Bethlehem

Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir Der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist.“ Diese Stelle wird von der Orthodoxie gewöhnlich angeführt, nicht allein um zu zeigen, wie wunderbar die Geburt Jesu in Bethlehem vorausgesagt gewesen sei, sondern auch um zu beweisen, daß schon im Alten Testamente Christus „der Herr von Anfang und von Ewigkeit“ genannt, also als Gott selbst bezeichnet werde. Allein anerkanntermaßen, — und selbst neuere orthodoxe Exegeten geben es zu, — ist diese Stelle ganz falsch übersetzt und hat keinen anderen Sinn, als den: der verheißene König, auf welchen Israel, als auf seinen Heilbringer, wartete, werde aus dem Hause David's (Bethlehem) abstammen, und er werde aus diesem Stammhause hervorgehen, in der Weise, wie dasselbe von Anfang und vor alten Zeiten gewesen sei, nämlich glanzvoll und mächtig. (Vergl. Hoffmann: Weissagung und Erfüllung, S. 253.)

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der, gewöhnlich auf Christi Geburt gedeuteten Stelle, Jes. 7, 14: „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel,“ (d. h. Gott mit uns). Allein der Zusammenhang zeigt, daß hier durchaus nicht vom Messias geredet wird, sondern der Prophet Jesaias verkündigt dem König Ahas Gottes Beistand wider die ihn bedrängenden Syrer, und zwar sagt der Prophet, es solle ihm diese Befreiung von den Syrern binnen kurzer Frist zu Theil werden; es werde nämlich sein, des Propheten eigenes Weib einen Sohn gebären, und „ehe der Knabe lernet Böses und Gutes unterscheiden, wird das Land, davor dir grauet, verlassen seyn von seinen zweien Königen.“ Vergl. Kap. 8, 3: „Und ich (Jesaias) ging zu einer Prophetin, die ward schwanger und gebar einen Sohn, und der Herr sprach zu mir: Nenne ihn Raube-Bald, Eile-Beute; denn ehe der Knabe rufen kann: lieber Vater, liebe Mutter (also vor einem Jahr), soll die Macht Damascus und die Ausbeute Samaria weggenommen werden durch den König zu Assyrien.“ Wo nun so deutlich gesagt ist, von was für einem Kinde hier die Rede ist, nämlich von dem eigenen Kinde des Propheten, wie mag man da sagen, dies sei eine Weissagung auf Christus?

Ebenso verhält es sich mit einigen Stellen, welche in den Psalmen von der Orthodoxie schon auf Christus gedeutet worden sind. Der **22.** Psalm ist, wie dessen Ueberschrift sagt, von David, welcher denselben dichtete, als er von Saul verfolgt ward und sich in großer Bedrängniß befand. Er beginnt mit einer Klage über sein Elend und schließt mit der Hoffnung, Gott, welcher ihn wohl eine Zeit lang verlassen zu haben scheine (V. **1**), werde ihn dennoch nicht für immer verlassen, sondern ihn von seinen Feinden erretten. Weil nun Christus die ersten Worte dieses Psalms: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" am Kreuze ebenfalls ausspricht, gleichsam dem David in gleicher Empfindung es nachruft, so hat man um so mehr in diesem Psalm überhaupt mancherlei Beziehungen auf Jesu Kreuzigung finden wollen, namentlich im V. **16**, wo es heißt: „Denn Hunde haben mich umgeben, und der Bösen Rotte hat sich um mich gemacht; sie haben meine Hände und Füße durchgraben." In den letztern Worten meinte man ja so deutlich eine Andeutung der Durchbohrung der Hände und Füße Jesu am Kreuze zu erblicken. Allein diese ganze scheinbare Weissagung ist daraus entstanden, daß man in früheren Zeiten nicht viel Hebräisch verstanden hat; denn seitdem man dieser Sprache mächtiger geworden ist, wird nur noch von wenigen Gelehrten geläugnet, daß in jener Stelle von einem „Durchgraben" gar nichts stehe, sondern es wird zugegeben, daß statt dessen zu übersetzen sei: „wie ein Löwe packen sie (nämlich David's Feinde), mich an Händen und Füßen!" —

Ebenso irrig wird Psalm **16, 9. 10** auf die Auferstehung Jesu bezogen, wenn es heißt: „Darum freuet sich mein Herz, und meine Ehre ist fröhlich, auch mein Fleisch wird sicher liegen, denn du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese." Auch dieser Psalm ist laut der Ueberschrift von David, und spricht sein Vertrauen zu Gott aus, daß **Er seinen Auserwählten und Gesalbten, welcher hier „dein Heiliger" (genauer „dein Frommer") genannt wird, nicht werde zu Grunde gehen lassen, und muß eigentlich übersetzt werden: „auch mein Fleisch wird sicher wohnen (d. h. auch mein Leben wird beschützt werden), denn du wirst meine Seele (mein Leben, mich) nicht dem Todten-**

reich überlassen (d. h. nicht umkommen lassen), und nicht zugeben, daß dein Frommer (dein Liebling) das Verderben (oder auch die Verwesung) sehe." Da nun kein Zweifel seyn kann, daß hier David von sich selbst redet, so ist auch klar, was von den in den meisten Bibelausgaben über die angeführten Psalmen gesetzten Aufschriften: „Merkwürdige Weissagungen von dem Messia und seinen Leiden," u. dergl. zu halten ist.

(Fortsetzung folgt.)

53.

Was die Schullehrer bei dem in Aussicht gestellten neuen Katechismus hoffen.

Da der Katechismus hauptsächlich für die Schule bestimmt ist, wo die Schullehrer denselben auswendig lernen zu lassen und zu erklären haben, so denke ich soll es keine Anmaßung sein, wenn ein Schullehrer in der Kürze darzulegen sucht, was er, und gewiß mit ihm der größte Theil seiner Standesgenossen, bei Erwartung eines neuen Katechismus im Interesse der Schule hofft. Um so weniger wird hoffentlich dies Jemand arrogant finden, da der Schullehrer das Bedürfniß der Schule doch wohl kennen muß, und ich mich hier lediglich auf das Methodische beschränken werde. Ueber das Dogmatische mögen sich Leute vernehmen lassen, die mehr Beruf dazu haben, wie ich.

Der Katechismus muß erstlich in Rücksicht auf die Schule kurz sein, kurz im Ganzen, so auch in den einzelnen Fragen und Antworten kurz; einestheils um ein Geschäft, an das die Kinder mit Liebe gehen sollen, nicht zu erschweren, anderntheils damit Alles wohl gelernt, oft wiederholt und fest eingeprägt werden könne. Das Gelernte ist nicht blos für die Schule, sondern für das Leben.

Der Katechismus muß zweitens populär, kindlich klar geschrieben sein, im Satzbaue sowohl, als auch in den einzelnen Wörtern. Daher keine langen Perioden, keine außergewöhnliche Construction, keine für das Kind unverständlichen Wörter! Es bleibt doch genug zu erklären übrig. Bibelsprüche, über deren Sinn sich selbst Theologen

noch nicht verständigen können, dürften daher ebenfalls im Katechismus am unrechten Orte sein.

Drittens werde die Frage in der Antwort wiederholt, um so den vollständigen Gedanken, der doch in Frage und Antwort vertheilt ist, zusammen zu halten. Wenn man allerdings auch die Frage auswendig lernen läßt, so wird sie vom Kinde doch immer als Nebensache behandelt, da sie ihm blos für den Lehrer bestimmt zu sein scheint. Diese Forderung stützt sich so fest auf methodische Erfahrungen, daß sie nicht wohl abzuweisen ist. In anderen Unterrichtszweigen hat sie sich schon lange Geltung verschafft, warum soll sie beim Religionsunterrichte unberücksichtigt bleiben?

Viertens sei der Katechismus auch in Rücksicht auf die Schulklassen geordnet, natürlich so, daß der Sache kein zu großer Zwang angethan werde.

Zu einem solchen Katechismus, überhaupt zu einem jeden, ist, damit er ja fruchtbar werde, eine Anweisung zum Gebrauche des Katechismus in Schulen nothwendig, welche in einem ersten Theile (nicht Bande)*) das Allgemeine, im zweiten das Spezielle im Verfolge der Katechismusfragen und des dazu Gehörigen gibt. Um gehörig deutlich zu werden, wie ich es meine, will ich, ohne daß ich jedoch einem künftigen Bearbeiter eines solchen Buches vorgreifen wollte, wenigstens Einiges hierher setzen, was allenfalls im allgemeinen und speciellen Theile vorkommen muß. Erschöpft soll hier der Gegenstand, wenn es auch sonst geschehen könnte, nicht werden.

I. Theil. Hierher gehören z. B. die Bemerkungen, daß die Katechismusstunde vom gemeinen Unterrichte ausgezeichnet werden müsse. Höchst würdige Haltung des Lehrers! Kein Toben, wo möglich keine Strafen, damit das Kind nicht mit Widerwillen an diesen Unterricht denke und in denselben gehe, oder sich später gar immer nur mit Groll an diesen Gegenstand erinnere. Nur bei guter Stimmung wird er gut aufgenommen, gerne bewahrt und angewendet, überhaupt fruchtbar. Es ist ferner zu zeigen, wie der vorbereitende Re-

*) Einleitungen thun es vielleicht auch schon, eine allgemeine und dann besondere zu jedem Abschnitte.

ligionsunterricht betrieben werden müsse; denn man fängt ihn doch nicht geradezu mit dem Katechismus an. Er beginnt wohl am natürlichsten mit Betrachtung der kindlichen Verhältnisse, z. B. des Kindes Verhältniß zu den Eltern, Geschwistern, Kameraden, Nachbarn, Lehrern 2c. Hier wird man schon die Factoren des religiösen Lebens finden. Das Verhältniß zum Vater, zu den Eltern überhaupt, bereitet das Verhältniß zu Gott vor; das Verhältniß zu den Geschwistern, Gespielen und Nachbarn die Bezüge zu den Nebenmenschen überhaupt; das Verhältniß zum Lehrer aber leitet auf Jesum, den göttlichen Lehrer und Kinderfreund über. Es ist zu erörtern, ob nicht manche Abschnitte des Katechismus mit einer biblischen Geschichte, die dann der zweite Theil betreffenden Orts bezeichnen müßte, zu belegen sind. Erstens wird die gegebene abstrakte Lehre in derselben angeschaut, also verständlicher und behaltbarer; dann wird so ein Band um die einzelnen Zweige des religiösen Unterrichts geschlungen, derselbe in ein Ganzes zusammengehalten, durch Aufsuchung der entsprechenden Geschichte, des Gleichnisses 2c., das Nachdenken geübt und die Lehre in's Praktische gespielt, endlich durch Aufeinanderbeziehung der sich berührenden Momente abermals die Verstandesthätigkeit geweckt und auf den Faden aufmerksam gemacht, in dem sich die einzelnen Verzweigungen des Religionsunterrichtes vereinigen. Noch mehr wird der fragliche Unterricht in Bezug mit dem Leben gesetzt durch Belege mit bekannten Vorfällen aus dem Leben, durch geschichtliche und naturwissenschaftliche Beispiele,*) durch Fragen, wie sich der Schüler in einem gegebenen, die Lehre berührenden, Falle verhalten würde, durch Eindringung in das Gemüth des Kindes mittelst warmer Behandlung der Sache 2c. Er darf

---

*) Vielleicht können auch erdichtete Erzählungen, z. B. in der Pflichtenlehre, zur Veranschaulichung der gegebenen Lehren mit Nutzen gebraucht werden, etwa indem man durch Beurtheilung desselben das verlangte Gefühl erzeugen und dann die gewonnene Empfindung in Worte fassen läßt, um sie dem Verstande klar und dem Gedächtnisse behaltbar zu machen. Auch Liederverse (welche der zweite Theil wieder bezeichnet), unterstützen sehr. Einmal halten sie die Lehre im Gedächtnisse fester, da der abgemessene Versbau, in Verbindung mit dem Reime, derselben eine abgerundetere Form und eine gefälligere Farbe verleiht, zum Andern afficirt die poetische, schwungreiche Sprache das Gemüth mehr.

durchaus nicht bloße Verstandessache sein. Da es aber nicht so gar leicht ist, das Gelehrte beim Kinde in That und Leben zu setzen (sonst wäre schon längst die Welt anders!), so muß hierüber besonders ausführliche Anweisung gegeben werden. Es müssen ferner Bemerkungen über die Entwickelung des Sinnes einer Frage, Antwort oder Bibelstelle gemacht werden, wie dieses z. B. auf grammatischem Wege, durch Zergliederung eines Satzes in seine Theile und deren nähere Betrachtung, dann katechetisch, durch Vergleichung mit andern, durch Beispiele rc. geschehen könne. Es ist zu bemerken, wie die Antwort, um das Denken zu erregen, auch zur Frage gemacht werden muß, worauf denn diese als Antwort zu folgen hat; wie man die Fragen auch öfters nur dem Sinne nach, oder in ganz veränderter Wortfolge geben müsse, damit die Kinder die Katechismusantwort auch etwas anders einzukleiden haben; daß man die Fragen überhaupt auch zuweilen in anderer Ordnung zu nehmen hat, als sie im Buche stehen, also ohne alle Ordnung der Aufeinanderfolge, und ebenso auch die Kinder oft außer der Reihe zu nehmen sind; in welcher Weise die vorkommenden, einer Erklärung bedürfenden Begriffe erklärt werden müssen; welchen Werth das Wiederholen hat und wie es betrieben werden müsse. Wie man die einzelnen Abschnitte des Katechismus auf einander zu beziehen hat, um dessen Inhalt fortwährend als Ganzes im Auge zu haben, darf ebenfalls zu zeigen nicht vergessen werden. Aber auch darüber sind Winke zu geben, wie man den Schülern das Geschäft erleichtern könne; etwa, daß man das zu Lernende jedesmal vorher mit ihnen durchspricht (womit sich zudem noch ein weiterer Zweck, der des Verständnisses, verbindet), wie man sie darauf aufmerksam macht, daß sie beim Auswendiglernen jedesmal Frage und Antwort zusammen lesen sollen, damit sie die treffende Antwort gleich geben können, zu welcher Zeit sie am besten lernen rc. Ebenso ist durch Beispiele zu erläutern, wie einzelne Abschnitte, Fragen, Antworten und Bibelsprüche in einander verschmolzen, in einem Aufsatze dargestellt werden können u. s. w. Kurz, dieser erste Theil gibt die Nachweise, warum im zweiten das dort beobachtete Verfahren gewählt ist — quasi eine Theorie, während der zweite Theil praktisch ist und das im ersten Theile allgemein Gegebene speciell ausführt.

II. Theil. Dieser gibt am besten den ganzen Katechismus nochmals wörtlich, und dann unter jeder Frage und Antwort, oder unter jedem Bibelspruche in kleinerem Drucke die nothwendigen Erläuterungen, seien sie nun geschichtlicher, dogmatischer, oder methodischer Natur, ziemlich ausführlich und Alles in kindlicher Darstellung. Ja keine gelehrte Arbeit und nichts, das blos in der Studierstube entstanden wäre! Was in die Anweisung geschrieben werden soll, muß zuvor in der Schule geprüft werden. Besser zwei Jahre länger gewartet, als früher ein mangelhaftes Buch. Was aber in diesem Theile nach meiner Meinung besonders zu berücksichtigen sein dürfte, ergibt sich aus dem, was über den ersten Theil gesagt ist.

Eine solche Anweisung beugt Vielem vor: der Lehrer kommt bei zweifelhaften Stellen nicht in Verlegenheit; es erklärt nicht der eine so, der andere anders; der Lehrer kann wegen der Erklärung nicht mit seinem Pfarrer in Conflict kommen; der Inspektor mit Bestimmtheit die gute Erklärung verlangen. Natürlich hat sich auch der Geistliche darnach zu richten, damit nicht durch verschiedene Erklärungen das Kind verwirrt werde. Der fleißige Lehrer läßt wohl seinen Katechismus mit weißem Papier zu Anmerkungen durchschießen, aber wie verschieden fallen sie aus! Uebrigens ist das Bedürfniß auch schon anderwärts gefühlt, und der badische Katechismus hat schon längst sein „Handbuch.“ Wegen allem diesem hoffen wir Schullehrer bei Erwartung des neuen Katechismus zweierlei: ein gut abgefaßtes Fragebuch und eine methodische Anweisung dazu. — Ob diese nicht auch die General-Synode zu passiren habe, darüber zu urtheilen fühle ich wieder keinen Beruf.

Iggelheim. Gärtner.

55.

Humoristischer Erguß in einem Predigerkreise.

Von Christian Schreiber.*)

Man theilt den Rationalismus gar fein
Jetzt in den vulgären und vornehmen ein.
Unter jenem versteht man den nüchternen, alten,
Zu dem die Denkgläubigen stets sich gehalten,

*) Eingesendet.

Der Nichts von Wundern und Zeichen will wissen
Und jeglichen Trug zu vermeiden beflissen;
In der Bibel ganz einfach, exegetisch,
Historisch-kritisch und homiletisch,
Nur sucht, was der Vernunft entspricht,
Die Wahrheit, die sich selbst verficht.
Die Gegner beschuldigen den alten Recken:
Er könne nichts „Tieferes" entdecken
In der Moral und Religion,
Als was auf der Hand ja liege schon!
Er habe, klagt man, das mystische Dunkel,
Das wie ein heiliger Karfunkel
Die Nacht des Christenthums verklärt,
In einen trüben Tag verkehrt,
Den Aberglauben hab' er vernichtet,
Doch auch „den Glauben" übel zugerichtet,
Die „christlichen Dogmen" profanirt,
Den Teufel gänzlich antiquirt;
Die Persönlichkeit Gottes zwar gerettet,
Sie aber, Gott wisse wohin? gebettet,
In Summa, er habe die ganze Welt
Entzaubert und Alles in Frage gestellt.
Zu schwach nun, zu folgen der Literatur,
Die jetzt per Eisenbahn fahre nur,
Der neue Sonnen aufgegangen,
Die am theologischen Himmel prangen,
Sei er so ziemlich für „todt" zu erachten,
Wo nicht, so könne jeder Hegling ihn schlachten!
Ganz anders, mit Pauken und Trompeten,
Ist der vornehme Rationalismus aufgetreten,
Der spottet des alten und schilt ihn aus
Und sieht aus dem obersten Stockwerk heraus.
Mittelst hegel'scher Logik und Dialektik,
Behauptet er, sei klar zu erweisen,
Daß, was man Christenthum bisher geheißen,
An Hydropisis leide oder Hektik;
Und wolle man es nicht ganz verlieren,
So müsse man's speculativ curiren. —
D'rauf schmolz man kühn die Massen ein

Und formte den Stoff zum Anderssein.
Die Dogmen behielten den alten Schein,
Wenn man sie aber beim Licht besah,
War kein Gedanke vom Alten da.
Der Vater ging im „Absoluten" auf,
Der Sohn als „Menschheit" folgte d'rauf,
Und der Geist, den man sonst von Oben citirt,
Ward jetzt von Unten evolvirt.
In Mythen zerflossen die alten Geschichten
(Die Kirche soll stark gewesen sein im Dichten!)
Und was historisch noch übrig blieb,
War kaum zu halten im Wassersieb.
Zwar hüllte die Brut urchristlicher Eier
Ein neuer Platon in magische Schleier;
Doch die zerriß der gewaltige Strauß
Und löschte den Zauber wieder aus.
Zuletzt kam gar die Kreuz und Quer
Der Feuerbach über die Wüste her
Und docirte: die ganze Theologie
Sei nichts als Anthropologie;
Der Mensch sei Gott und keiner mehr,
Was drüber sei, wäre vom Uebel sehr!

Was nun den Supernaturalismus betrifft,
So hat auch der einen Doppelstift;
Den alten, jetzt etwas abgestumpft,
Seit ihn die Spekulation getrumpft,
Und den neuen, mit welchem Schelling schreibt,
Der, so Gott will, die hegel'schen Wolken vertreibt.
Der alte focht mit Glaubenswaffen,
(Die Wissenschaft machte ihm viel zu schaffen)
Sprach oft von Tiefe, wo keine war,
(Sie blieb im Ganzen etwas rar),
Und schmückte das alt-dogmatische Haus
Mit bunten Tapeten und Bildern aus.
Der Wunder nahm er sich kräftig an
Und knüpfte fromme Gedanken d'ran.
Auf's Positive hielt er sehr,
Und setzte sich überall zur Wehr,

Wo Jemand wollte sich unterwinden,
Im Göttlichen Grund und Boden zu finden.
Der neue dagegen sucht jetzt den Grund,
Den Urgrund, auf im tiefsten Schlund
Der renovirten Naturphilosophie,
Die kommt dazu, weiß selbst nicht wie.
Galt Hegeln nur das Denkliche,
Setzt sie das „Unvordenkliche,"
Und geräth in's Ueberschwenkliche.
Und wo's nicht will mit dem Denken fort,
Stellt Mancher „das Gemüth" an dessen Ort;
Das soll nun ahnen, was Jen's nicht kann wissen,
Und bauen, was der Verstand zerrissen.
Sei mit dem Kopf ein Pantheist,
Ein Theist oder Atheist,
Nur immer dabei ein gemüthlicher Christ!
Aus diesem sophistischen Saus und Braus
Was springt da für den Theologen heraus?
Für den christlichen Sprecher insonderheit,
Der sich „will schicken in die Zeit?"
Soll er apollisch reden oder paulinisch?
Hengstenberg-evangelisch oder petrinisch?
Soll er Altes und Neues zusammenmischen?
Im Hellen oder im Trüben fischen?
Ach! guter Rath ist fast hier schwer,
Wo Jeder sein System bringt her!
Doch Denen unter den Jungen und Alten,
Die treu zum Evangelium noch halten,
Sie mögen Ra oder Supra sein,
Aufrichtig ihrem Beruf sich weih'n,
Mag etwa folgender Wink gefallen,
Als der bescheidenste von allen:
Braucht eine gute Portion Verstand
Und kleidet euch nicht in fremdes Gewand;
Versteigt euch nicht in's methaphysisch-Blaue
Und greift nicht zu weit in's historisch-Graue;
In die Höhe geht, so weit sie wahr ist,
Und in die Tiefe, so weit sie klar ist;
Bleibt vor der Hand Eklektiker

Und werdet keine Skeptiker;
Prüft Alles und wählt, was ihr könnet verdauen,
Dem eigenen Genius muß man vertrauen!
Die Bibel ehrt als ein heilig Wort,
Noch glänzt ihr Stern am dunklen Ort;
An ihr, aus dem innersten Herzensraum,
Erzieht euch eures Glaubens Baum,
Den ihr mit Lieb' und Hoffnung pflegt
Und der euch reiche Früchte trägt.
Seid hold und treu der Wissenschaft,
Doch aus dem Leben nehmt die Kraft,
Und predigt mit Wärme, was euch ergriffen,
Das wird von Andern am Besten begriffen.
Habt ihr's mit Schönheit angethan,
So kommt's auf große Kunst nicht an;
Geist und Gefühl in Harmonie
Das gibt die beste Homilie! —

Th. — L.

56.

Theologische Gedanken vom Dürkheimer Wurstmarkt.

Es ist bekannt: „wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen.“ Da ich mir nun, als ein guter Pfälzer, schon lange ein Gewissen daraus gemacht hatte, unser einziges Pfälzer Nationalfest, den Dürkheimer Wurstmarkt, noch nie besucht zu haben, so beschloß ich es dies Jahr zu thun, und that es, und so kommt es, daß ich etwas davon erzählen kann. — Aber in einem „Kirchenblatt“?! Ich möchte wissen, warum nicht? In einem Kirchenblatt muß nicht gerade im Kirchen- und Kanzelton geredet werden, sondern eben von kirchlichen und religiösen Dingen, und was darauf Bezug hat, oder auf was es, das Religiöse, Bezug hat; ich meine aber, die Religion habe auf nichts mehr Bezug, als auf das Leben, und zwar auf das Leben in seinen mannichfaltigen Gestalten. Daß nun ein Markt, und besonders einer, wie der Dürkheimer, auch zum Leben gehört, ja recht viel Leben darauf ist, dies möchte wohl

Niemand läugnen. Daher kann man denn auch Gedanken von allerlei Art, auch theologische und religiöse darüber haben, und wer weiß, ob es nicht mehr nützen würde, wenn wir gewohnt wären, solche Gedanken, die uns frisch aus dem Leben heraus kommen, auch ohne allzu langes Besinnen herauszusagen; wer weiß, ob dies durch das Leben in uns Angeregte nicht auch wieder in Anderen mehr Leben erregen würde, als wenn wir auf unseren Studierstuben das Leben aus unseren Gedanken oder aus Büchern schöpfen und es dann wieder Anderen in regelrechtem Zuschnitt vorsetzen wollen. Doch man gibt es vielleicht zu, daß auch in Zeitschriften, welche ernsten und heiligen Angelegenheiten gewidmet sind, von solchen Scenen aus dem Leben geredet werden dürfe, aber dann müsse doch Alles, was dem Ernst des Gegenstandes nicht entspricht, vermieden werden, und wie reime sich da Theologisches, Kirchliches, Religiöses zu dem fatalen Namen — „Wurstmarkt"? — Ich gestehe es, daß der Name eben weder sehr theologisch noch poetisch lautet, aber was kann ich dafür? und um dieses Namens willen es nicht wagen, laut werden zu lassen, was für theologische und religiöse Gedanken das Gewühl und Treiben jener kleinen Wurstmarktswelt Einem, der aus Profession, wie aus Neigung Theologe ist, erregt hat, dieses sehe ich gar nicht ein. Ich meine vielmehr, — es ist mir nämlich recht darum zu thun, mich einmal über diesen Punkt zu expectoriren, — ich meine nämlich, obgleich wir schon aus der Zopf-, Perücken- und Haarbeutel-Zeit mit ihren steifen, abgemessenen Formen hinaus sind, so sei doch noch hie und da ein Stückchen davon übrig geblieben, namentlich bei uns Theologen, und insonderheit gehöre das dazu, daß wir gewohnt sind zu meinen, wenn wir uns anschicken, von theologischen und religiösen Dingen zu reden, so müßten wir vor dem Publikum ja nicht anders, als in dem ehrwürdigen breitschößigen Bratenrock mit Zopf und Perücke, und mit einem in theologische Falten gelegten Amtsgesicht erscheinen. Daran hat nun nicht Jedermann Gefallen, und daher kommt es, daß so Manche uns nicht hören und nicht lesen mögen, obgleich sie es mitunter auch brauchen könnten. Wir aber vergessen es, das Exempel des Apostels Paulus zu befolgen, welcher sagte, er bemühe sich für Alle alles zu werden, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche.

So wissen wir auch, daß, was Christus zu seinen Jüngern gesagt hat, sie sollten Menschenfischer seyn, auch uns gilt. Nun ist aber bekannt, daß kein Fisch anbeißt, wenn man nicht etwas an die Angel steckt, was ihm schmeckt. Der Weißfisch und die Grundel begnügen sich mit einer Mücke oder Brodkrumme, der Karpfen will aber schon einen fetten Wurm, der Hecht und die Forelle wollen noch etwas besseres haben. Wenn ich es denn nun auf die Menschenfischerei abgesehen habe, so soll es mir nicht darauf ankommen, ob ich statt eines Wurmes eine Wurst, oder meinethalben den ganzen Wurstmarkt an die Angel hänge. Aber wie der Fisch scheu entflieht, wenn er hinter der Lockspeise den Angelhaken gewahr wird, so werden manche Leser vielleicht auch scheu werden, wenn sie hören, es handle sich hier um ein Menschenfangen. Wahrhaftig, sie werden vielleicht geneigt seyn, uns für verkappte Jesuiten zu halten; aber Jesuiten reden nicht so offen von ihrem Menschenfangen; wir aber reden davon in keinem anderen Sinne, als in dem Sinne Jesu selbst, der doch gewiß kein Jesuit und kein Freund des Jesuitischen gewesen ist. Jenes Bild vom Menschenfangen aber will nichts anderes besagen, als das, was z. B. alle Zeitschriften, ja überhaupt alle Schriften bezwecken, welche nicht blos für die Unterhaltung und den Zeitvertreib bestimmt sind, nämlich die Menschen auf das Bessere aufmerksam zu machen und sie dafür zu gewinnen, sie also, nicht wie den Fisch an der Angel aus dem Lebenselement herauszureißen, sondern sie vielmehr zum volleren Quell des lebendigen Wassers hinzuführen. Und da ist nun unsere Meinung, daß dies eben nicht gerade mit dem Ernst der Eule Minerva's, oder mit einer gestrengen Präceptorsmiene geschehen muß; denn unsere Zeit liebt eben weder die Eulen noch die Präceptorsmienen mehr; wie ich sie denn auch selbst nicht sonderlich liebe. So weit die Vorrede.

Was nun die theologischen Gedanken vom Wurstmarkt betrifft, so haben dieselben vorerst uns Theologen selbst betroffen. Unsereins kommt selten zu solchen Gelegenheiten, und das ist im Ganzen auch gut, denn es ist da ein Treiben, bei welchem es bunt zugeht und mitunter sogar etwas mehr als bunt, wovon Beispiele anzuführen wären; aber dann und wann einmal dabei zu seyn, — ich meine nicht, wo es mehr als bunt zugeht, — das wäre vielleicht gar kein

Schade. Wir Theologen, sowohl die predigenden, als die schreibenden, sollen und wollen denn doch in das Leben eingreifen und auf die Menschen wirken; aber wir kennen gar oft die Menschen und das Leben zu wenig. Manche von uns sind wahre theologische Troglodyten, die nur aus ihren Studierhöhlen die Welt betrachten, und da sind oft die Fensterscheiben angelaufen, oft auch vor Alter trübe und blind; zudem ist Mancher durch das viele Studieren auf Universitäten kurzsichtig geworden, und wenn denn nun so Einer von seinen Büchern aufsteht und von Weitem in die Welt hinausschaut, da geht es ihm fast wie dem Blinden im Evangelium, welcher sagte: „ich sehe die Menschen, als sähe ich Bäume." Mancher hat auch die Liebhaberei, daß er sich Fensterscheiben von farbigem Glas in sein Belvedere einsetzen läßt, und da schimmert denn durch die einen die Welt wie verklärt im Mondscheindämmerlicht, während gar durch die anderen Alles aschgrau aussieht. Kommt nun so Einer einmal in die freie Luft, so muß er die Hand vor die blöden Augen halten, und sieht er sich die Menschenkinder in der Nähe an, da kennt er sie gar nicht mehr, und er kann sich nicht in sie, und sie nicht in ihn sich finden. Sie sind einander fremd und lassen einander stehen, oder gehen einander gar aus dem Wege. Ist's nicht so? Und ist dies nicht, wenn auch nicht die alleinige, doch eine der Hauptursachen, daß heutigen Tages zwischen der Theologie und dem Leben, zwischen der Religion und den lebendigen Menschen eine so breite Kluft befestigt ist? Drum meine ich, es wäre kein Schade, wenn wir Theologen öfter aus der Stubenluft in die offene Welt hinauskämen, und manchmal sogar mitten in das Gewühl einer bunten Wurstmarktswelt hinein. Wie man da eine Menge von Gesichtern und Kleidern aller Art sieht, so nimmt man auch ohne große Mühe eine Menge von Eigenschaften und Eigenheiten der Leute wahr, welche sehr dazu dienen, unsere Menschenkenntniß zu vermehren; und was ist dem, der auf Menschen wirken will, nothwendiger, als daß er sie kenne? Dabei wird freilich vorausgesetzt, daß man sich nicht von dem Strom dieses Gewühles mit fortreißen lasse, denn sonst würde dem Auge das Bild dieses bewegten Lebens in ein unklares Gewirre zusammenrinnen. Doch meine ich damit auch nicht, daß man mitten unter den Lebenden

nicht mitleben dürfe, denn es stehet geschrieben: „Freuet euch mit den Fröhlichen!" — aber auch: „modice medice!"*) — Mein Maaß war ganz zufälliger Weise nicht weniger als drei Tage, und ich kann nicht sagen, daß es mir während derselben schlecht gegangen wäre. Man ißt und trinkt, findet eine Menge alter und neuer Bekannter, sieht aller Orten heitere Gesichter, unterhält sich mit freundlichen Leuten und ist vergnügt und guter Dinge. Aber wenn das so einmal in den dritten Tag hinein dauert, so fällt einem doch auch unter der Hand der Vater Hebel ein, wie er, zwar mit lächelnder Miene, aber doch auch mit aufgehobenem Zeigefinger dem lebenslustigen Leichtsinn zuruft:

„Ja so ne Lebe, liebe Fründ',
Es isch wohl für e Thierli gut!"

Wenn auch alles mit Maaß und Ziel und in aller Ehrbarkeit zugeht, es ist denn doch ein gar äußerliches Leben. Aber wer weiß, es ist vielleicht auch dies wieder kein Schade, daß wir Pfarrer, die wir von Profession wegen so oft gegen diese Aeußerlichkeit und Leerheit des geräuschvollen Welttreibens zu Feld ziehen, dieselbe auch aus eigener Erfahrung nicht blos kennen, sondern lebhaft empfinden lernen. Denn es kann uns gar wohl geschehen, daß wir selbst vielleicht in Aeußerlichkeiten und Leerheiten anderer Art befangen sind, die, weil weniger grell, darum auch weniger fühlbar sind; — ein Zustand, in welchem man es sich vielleicht ganz ruhig gefallen läßt, und der doch so schädlich, so entgeistigend ist, — was vielleicht am ersten auf solche Weise zum Bewußtseyn gebracht wird. Freilich wer auch nach drei oder gar nach mehr Tagen Wurstmarktgewühl dieses zerstreuenden Treibens noch nicht genug hätte, von jenem Gefühl einer geistigen Leere nichts empfände und sich nicht nach der Rückkehr zu einem stilleren und innerlicheren Leben sehnte, dem wäre dies Mittel nicht anzurathen; es wäre aber überhaupt übel.

Nun kommen wir an den zweiten Theil. Der hat es mit dem übrigen Wurstmarktspersonal zu thun, und wird darum, nach Verhältniß der Seelenzahl, billigermaßen etwas länger ausfallen; denn diese, nämlich die Seelenzahl, ist nicht gering. Wenn man des Sonntags Nachmittags von Wachenheim nach Dürkheim fuhr, so

*) Zu deutsch: „Maaß gehalten, Herr Doktor!"

sah man die ganze Straße mit Seelen bedeckt, welche nach dem Wurstmarkte wallfahrteten. Ebenso von anderen Seiten her, was bei dem schönen Wetter weder zu verwundern, noch den Leuten übel zu nehmen war. Es konnte daher nicht fehlen, daß auf dem Wahlplatz selbst eine Masse von Seelen aller Art in buntem Gemische sich herumdrängte. Die Leute waren aus Nähe und Ferne gekommen; sogar Notabilitäten aus München, Berlin, und wer weiß, wo sonst noch her, waren da. Da trieb sich nun für's Erste Alles, was weit und was nicht weit her war, in wogendem Gedränge unter einander her, bis sich die Elemente schieden und die Honoratioren sich meisten Theils auf einem besonders hergerichteten Platze sammelten, wo nun Jeder, welcher Bekannte erwartete, ziemlich sicher seyn konnte, sie zu finden. Da sah man denn Reihen von Tischen mit Zechenden, Plaudernden und Lachenden besetzt; dazwischen die Gänge mit Lustwandelnden angefüllt; ringsum Bänke, mehr für die Zuschauenden, hauptsächlich für das schöne Geschlecht, welches sich denn auch zur Verherrlichung des Festes zahlreich eingefunden hatte; eine im Hintergrund aufgestellte Blechmusik sorgte dafür, daß, wie Gaumen und Auge, so auch das Ohr bei diesen Herrlichkeiten nicht leer ausging. Da war gewiß des Lebens Lust in reichem Maaß zu finden; und man müßte kein ächter Pfälzer seyn, wenn man von solchem allgemeinen Frohsinn nicht auch angesteckt würde. Warum sollt' ich's nicht sagen, daß denn auch mir ganz wohl zu Muthe war. Aber wer kann dafür, daß Einem bisweilen conträre Gedanken kommen. Wie ich da einmal die Straßen oder den Wiesen hergehe und die Septembersonne scheint so hell und warm, daß auf der einen Seite die frischen, grünen Rebhügel ganz goldig schimmern, und auf der andern Seite das Gewühl der geputzten, fröhlichen Leute ordentlich von Lust strahlt und die Töne der Musik mit dem Summen der Menge zwar kein harmonisches, aber lustiges Durcheinander hören lassen, da freute ich mich dieser Heiterkeit der Natur und der Menschen, und Hölty's lieblicher Gesang, der mir gar oft einfällt, fiel mir auch diesmal ein:

„Ja, wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu seyn:
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n."

Digitized by Google

Oder meint ihr, das passe nicht auf den Wurstmarkt, sondern bloß auf ein idyllisches Thal mit seiner grünen Aue und seinem stillen Bächlein mit den Silberwellen und den singenden Vöglein in den Büschen? Ich bin anderer Meinung. Ein fröhlich Menschenherz ist mir immer auch noch so viel werth, als eine romantische Naturschönheit, wie viel mehr denn ein ganzer Wurstmarkt voll fröhlicher Herzen. Und ist da nicht lauter Fröhlichkeit? Wahrlich, wenn **Herder** so schön singt:

„Wem blüht ihr, Blümlein auf der Flur?
Wem duftet ihr so früh?
Ihm, der sie hold und schön geschmückt,
Dem Schöpfer duften sie!

Wem singt ihr, Vöglein in dem Hain?
Wem singet ihr so früh?
Ihm, der sie froh und frei gemacht,
Dem Schöpfer singen sie!“

— wahrlich! wenn Herder in der Schönheit und dem Duften der Blumen, in der Fröhlichkeit der singenden Vögel, in Wahrheit ein Werk des Schöpfers erblickt, das ihn selbst verherrlicht, so ist wahrlich auch der Anblick einer schön geschmückten Menschenmenge, und ihr lautes Summen, das von allgemeiner Fröhlichkeit zeugt, eine Erinnerung an die Güte des Schöpfers, und wenn das Menschenherz mitten in seiner Fröhlichkeit eben durch sie an Ihn sich erinnern läßt, und die Lust, die es empfindet, als eine Gabe von Oben erkennt und dafür einen Gedanken des Preises, ein Gefühl des fröhlichen Dankes zu Ihm empor schickt, — das ist wohl kein conträrer Gedanke, der stört die Freude nicht, — au contraire! — Im Gegentheil meine ich, es gäbe nichts Froheres, als das Bewußtseyn, daß Gott, der Schöpfer es ist, der dem Menschen die Fähigkeit und den Trieb der Freude eingepflanzt hat, und der zugleich auch durch Gaben aller Art dafür gesorgt hat, daß es diesem Bedürfniß nicht an Stoff fehle, worunter das Gewächs der Dürkheimer Berge nicht das Letzte ist; denn schon im alten Testament heißt es, Gott bringe nicht blos Brod, sondern auch Wein aus der Erde, daß er des Menschen Herz erfreue. Ich für mein Theil bin darum Keiner von Denen, welche die Erde ein Jammerthal nennen. Die es thun, halten das gewöhnlich für fromm, aber sie machen damit dem Schöpfer

ein schlechtes Kompliment, und noch mehr — sie sind undankbar gegen ihn. Nein, Gott ist nicht ein Gott des Zornes und des Elendes, sondern der Güte und der Freude, und die Erde ist kein Jammerthal, sondern ein herrliches Gotteswerk, voller Wunder und Schönheit, und werth, darauf vergnügt zu seyn; und sind sie denn nicht vergnügt, diese Tausende da unten auf den Wiesen, und die Tausenden und Millionen anderwärts? — So dacht' ich, da rief eine klägliche Stimme neben mir: „Gebt doch einem armen alten Mann auch ein Almosen!" Alt war der Mann und arm auch, eine wahre Gestalt des Elendes und der Schmerzen. Welch ein Abstich zu den geputzten, lustigen Leuten des Wurstmarkts! welch ein Mißton in diesem Chor der Freude! Da fielen mir erst die zwei oder drei anderen Gebrechlichen ein, welchen ich vorher schon, ehe ich in die theologischen Gedanken gekommen war, begegnet und wohl nicht ohne Mitleid, aber doch ziemlich gedankenlos einen Kreuzer gegeben hatte. Jetzt erst fühlte ich diesen Contrast des Lebens in seiner ganzen Schärfe. Ach, wenn die Erde auch kein Jammerthal ist, so hat sie doch des Jammers genug, für Viele, für einen Jeden sein Theil, und für die Meisten ein schweres Theil. Ihr da unten auf den Wiesen, ihr Lustigen und schön Geputzten, ihr werdet wohl auch euer Theil haben, oder noch bekommen. — Ja, es ist nicht Alles Gold, was glänzt; unter diesen vielen fröhlich Scheinenden ist vielleicht Mancher innerlich doch nicht froh gestimmt. Siehe, es fehlt unter dieser festlichen Menge nicht an Gesichtern, auf welchen sich keineswegs gerade Heiterkeit abspiegelt. Wie Mancher geht vielleicht unter diesen Fröhlichen herum mit gedrücktem Gemüth, mit Kummer und Sorgen im Herzen. Wie Mancher vergißt diese heute wohl auf einige Stunden, aber wenn er morgen wieder daheim in seinem Alltagsleben ist, wie so ganz anders ist es ihm vielleicht da zu Muth, als jetzt hier. Ihr lustigen Leute da unten, ihr Tausende! wie viel Schmerzen habt ihr Alle schon empfunden, wie viel Thränen schon geweint, und wie oft wird die Reihe noch an euch kommen! Und überhaupt, wenn ich so hinsehe über dieses Treiben, — wie wird es mit Diesen, die sich so lebensfroh jetzt hier herumtummeln, — wie wird es über's Jahr, — wie in zwei, in zehn, in zwanzig, dreißig Jahren mit euch stehen? — —

Ich ging einmal im Westrich — es mag so um die nämliche Jahreszeit gewesen seyn — durch ein breites Haidethal; die Sonne schien auch so warm, wie zu Dürkheim, obgleich's im Westrich war, zwar nicht auf die gelbgrünen Rebhügel, doch aber auf die in voller Blüthe prangende Haidefläche. Auch war da ein Leben, das dem zu Dürkheim nichts herausgab. Freilich waren keine ausländischen Notabilitäten von weit her da, sondern es waren sammt und sonders geborene Alldahiesige, nämlich Haide-Heuschrecken, welche zu Tausenden und Millionen überall umher sprangen und flogen und zirpten. Die meisten waren grau und grün gekleidet, — es wird gerade die Modefarbe gewesen seyn, — manche aber, vermuthlich die Vornehmen, hatten schöne rothe, oder blaue Paletots und Shawls, will sagen Flügel. Alle aber, die rothen und blauen, wie die grauen und grünen, waren sehr lustig und guter Dinge unter einander; es war ein wahrer Heuschrecken-Wurstmarkt, und ich hatte selber meine Freude daran. Wie ich nach etlichen Tagen wieder des Weges kam, da freute ich mich zum Voraus ordentlich auf die alten Bekannten; nur schien die Sonne nicht mehr so warm, es war vielmehr nebelig und etwas frostig. Als ich wieder an den Platz kam, da fand ich alles still und leer; ich dachte, sie werden sich wohl in die Haide verkrochen haben, bis die Sonne wieder kommt; ich muß aber doch etliche ein wenig herausjagen, nur wegen der alten Bekanntschaft. Es kamen aber keine heraus; doch sah ich sie jetzt in den in der Haide stehenden Pfriemensträuchen zu Dutzenden hängen; ein Nachtfrost hatte sie alle getödtet. Es waren nur Heuschrecken, aber sie thaten mir leid; kürzlich noch alles voll Leben und Freude, und jetzt alles todt. Mit wehmüthigen Gedanken ging ich meines Weges.

Diese Gedanken fielen mir jetzt auch wieder ein, vermuthlich weil es um die nämliche Jahreszeit war, und weil sie da unten auf den Wiesen auch so roth, blau, grün und grau herumschwärmten. O ihr armen Menschenheuschrecken, wie bald wird es um euch gethan seyn! So wie ihr jetzt, so haben auf diesem Platz schon vor fünfzig Jahren manch Tausend Anderer es lustig getrieben, und wo sind sie jetzt? Wo sind die Blätter, welche damals diese Rebhügel mit Grün bekleideten? Siehe, die, welche jetzt eben die Sonne vergoldet, sie werden bald gelb werden und zur Erde fallen, und die Hügel werden

dann kahl und traurig dastehen, wie der Gipfel jenes schon herbstlich aussehenden Baumes, von dem so eben wieder eines der schon sehr gelichteten gelben Blätter herabfällt. Ist das nicht euer Bild, ihr Lebenslustigen da unten? Bis über's Jahr wird Mancher schon, ein welkes Blatt, vom Baum des Lebens abgefallen seyn! Wie bald wird der Eine und der Andere nachfolgen, und wie lange wird's währen, bis von Allen, die hier sind, Keiner mehr übrig ist? Und welche Veränderungen werden vorher noch mit euch vorgehen? Seh' ich's denn nicht vor Augen? Dort geht ein alter Bekannter, ein Greis mit schneeweißem Haar, gebücktem Körper, langsamen unsicheren Schrittes; als ich ihn zum Letztenmale sah, wie war er da noch ein kräftiger Mann, und doch liegen nur zwanzig Jahre zwischen heute und jener Zeit, und ist mir's doch, als sei es erst vorgestern gewesen. Auch habe ich da mehr als Einen wieder gesehen, der mit mir jung gewesen ist, und dessen Haupthaar sich bereits grau zu schattiren anfängt, zum Zeichen wenigstens, daß man nicht ewig jung bleibt. Ihr werdet es auch nicht bleiben, ihr stattlichen stolzen Männergestalten da unten; auch ihr nicht, ihr in Schmuck und Schönheit glänzenden Jungfrauen. Jugend, Kraft und Schönheit vergehen. „Siehe, es ist Alles eitel, sprach der Prediger Salomo, es ist Alles ganz eitel!" Auch diese Lebenslust und dieser Frohsinn, welche jetzt die Herzen so Vieler füllen, wie eitel sind sie! Wie ihr jetzt, ihr festlich Geschmückten, vergnügt und gutes Muthes seid, so denket ihr auch ruhig, sorglos an die Zukunft, oder daß ich's besser sage: ihr blicket hoffnungsvoll in die Zukunft hinaus; schön und reich geschmückt, wie ihr selbst, liegt sie voll froher Aussichten vor euch, und mit jedem kommenden Jahre wird diese freundliche Zukunft in die Gegenwart eintreten. Ja, — und ihr werdet enttäuscht aus euerm Himmel auf die harte Erde fallen! Die Poesie der Jugend wird zur nüchternen Prosa des Alltagslebens werden, und glücklich noch, wenn es dabei bleibt. Aber wie Vielen von euch ist es bestimmt, des Lebens rauheste Seiten kennen zu lernen, wie Viele von diesen jetzt jugendlich, froh und glücklich schlagenden Herzen werden zusammengepreßt werden unter der Last des Lebens, werden austrocknen in der Hitze der Trübsale, werden verschrumpfen und zerfressen werden durch die herbe Säure, die durch die gährenden

Elemente in der Menschenwelt erzeugt wird. Es ist Schade um eure jugendliche Schönheit und Vollkraft, es ist noch mehr Schade um eure jugendliche Heiterkeit und Lebenslust. Aber es ist nicht anders; so ist's schon so Vielen gegangen, die vor euch da gewesen sind; es wird euch nicht besser gehen.

So ungefähr dachte ich, ohne daß ich gerade so lange Zeit dazu brauchte, als man braucht, um es zu lesen. Das waren nun freilich sehr conträre Gedanken für so eine Gelegenheit; Mancher wird es sogar Grillenfängerei nennen. Aber lieben Freunde, es sind ja wahrlich keine Grillen, sondern leider bittere Wahrheiten! Und wenn, saget ihr, so muß man solchen leidigen Wahrheiten nicht nachlaufen, wenn sie von selbst kommen, ist's noch zu bald; und das heißt gerade Grillen fangen, wenn man sich mit unnöthigen schlimmen Vorstellungen der Zukunft die Gegenwart verdirbt. Ich weiß nicht — wenn das Grillen sind, so sind es lebendige, fürchterliche Grillen, die Hörner, Zähne und Krallen haben, und die, wenn wir ihnen auch nicht nachlaufen, uns nachlaufen, — ihr aber scheint mir, es wie der Vogel Strauß machen zu wollen, der, wenn er hart verfolgt wird, seinen Kopf in eine Hecke steckt und dann meint, es sehe ihn Niemand. Ich aber meine, es sei immer besser, dem Feind in's Angesicht zu schauen, nie aber gut, die Augen zuzudrücken und sich selbst zu täuschen. Ja, aber was können denn solche melancholische Gedanken helfen? Ich meine, sehr viel! nämlich nicht blos, sich zum voraus auf das Unvermeidliche gefaßt zu machen, sondern sogar sich dagegen zu waffnen, daß es uns wenig anhaben kann. Denn es gibt ein Mittel dafür. Und das war es eben, was mich dort so wehmüthig stimmte, nicht sowohl die Vorstellung des Verwelkens menschlicher Jugend, Kraft, Schönheit und Lust, sondern viel mehr noch der Gedanke, daß von diesen dem Verwelken und Vergehen anheimgefallenen armen Menschenkindern vielleicht die Wenigsten jenes kostbare Geheimmittel besitzen, welches in dem Wechsel und Verfall des äußeren Lebens vor dem Verfall des inneren Seelenlebens, des inneren Friedens und Glückes bewahrt. Dieser köstliche Lebensbalsam besteht aber in dem Bewußtseyn, daß der Mensch etwas Höheres, als ein bloßes Erdengeschöpf ist, und in der festen Ueberzeugung, daß sein inneres Wesen, sein Selbst durch den Wechsel

und die Vergänglichkeit des Irdischen hindurch erhalten, und wenn die Welt mit ihrer Lust vergeht, in eine neue, schönere Welt hinübergerettet werden wird; weil hinter dem Sichtbaren ein Unsichtbarer verborgen ist, der allmächtig, allweise und alliebend über Alles waltet, dessen Werk das Weltall, und dessen Kinder die Menschen sind. Mit einem Wort, es ist das Göttliche und die Religion, die es verkündet, worin die dem Wechsel des Schicksals und der Vergänglichkeit ihrer Freuden und ihres Lebens unterworfenen Menschenkinder allein ausdauernden Muth und unzerstörbaren Seelenfrieden finden können. —

Ich kenne meine Pfälzer Landsleute und liebe sie; sie sind ein gutes Volk, und an Verstand sind sie gegen andere nicht zu kurz gekommen, aber religiös, recht religiös sind sie nicht. Und Gott sei's geklagt, sie sind nicht Schuld daran. Sind sie doch Deutsche, sind sie doch Europäer, und liegt nicht in ganz Deutschland, ja in ganz Europa die Religion im Verfall? Haben sich nicht die gebildeten Klassen schon längst von der Religion fast ganz losgesagt, hat sich nicht die Mehrzahl der Denkenden ihr mehr und mehr entfremdet, ist nicht selbst in den Volksklassen mehr äußeres, gedankenloses Kirchenthum, als innere, lebenswarme Religiosität? In früheren Zeiten war das nicht so; da war man wirklich religiös, vom König an bis zum Geringsten im Lande. Da lebte in Allen ein lebendiges Bewußtseyn vom Höheren, vom Göttlichen und Ewigen, da war das ganze Bewußtseyn, das ganze innere Leben der Menschen vom Glauben durchdrungen. Warum ist denn das heute nicht mehr so? Weil die Menschheit inzwischen älter geworden ist und verständiger, und darum nicht mehr glauben kann, wie Jene geglaubt haben. Warum? War also, was Jene glaubten, nicht wahr? Ja und nein, je nachdem man's versteht. Es war wahr und ist wahr, was sie glaubten; sie glaubten nämlich, daß ein Gott sei, der die Welt regiere, der die Menschen zur Tugend auf Erden und zur Seligkeit im Himmel bestimmt habe, und der ihnen sich und seinen Willen offenbart habe. Dies glaubten sie, und dies war und ist wahr. Aber unwahr war, wie sie es glaubten, oder sage ich lieber, es war eine unvollkommene Vorstellungsart des Wahren. Das verständigere Zeitalter hat nun, was unvollkommen und unrichtig in jenen Vor-

stellungsformen war, eingesehen, aber so weit hat dasselbe es noch nicht gebracht, daß es auch einsähe, daß doch wahrer Kern darin enthalten sei. Unmöglich kann daher der Schade unserer Zeit, die Glaubenslosigkeit, geheilt werden, wenn die ewigen Wahrheiten des Glaubens dem jetzigen Geschlecht fort und fort nur in der veralteten Form vorgehalten werden, welche, einmal abgestorben, nimmer wieder lebendig werden wird. Die Formen, unter welchen das Göttliche vorgestellt wird, müssen der Stufe der allgemeinen Bildung eines Zeitalters entsprechen, sonst wird dasselbe sie nimmermehr sich aneignen. O welch eine unselige Verblendung ist es darum von Seiten Derer, die da eifern um Gott, aber mit Unverstand, indem sie der Religion dadurch zur Wiederbelebung zu helfen vermeinen, daß sie an den Formen, unter welchen diese einst vor Jahrhunderten lebenskräftig war, ewig festhalten wollen, obschon sie längst abgestorben sind. Heißt das nicht das Lebende an das Todte fesseln, damit es auch ertödtet werde?

Doch die Welt ist Gottes Reich. Er, der Lebendige, beweist, daß er darüber waltet; er beweist es in der Natur, die er lenkt, in der er alles mit Weisheit gestaltet; er beweist es in dem Menschengeschlecht, dessen geistige Entwickelung er nicht minder lenkt. Wie es wechselnde Jahreszeiten gibt in der Natur, so gibt es auch Jahreszeiten in den großen Stufenjahren der Menschheit. Was im Frühling keimt, sproßt im Sommer, reift im Herbst und wird genossen, das Uebrige erstarrt entweder im Winterschlafe, oder wird aufgelöst durch den Winterfrost, damit es im folgenden Jahre wieder in neuen Formen lebendig werde. Schon mehr als einmal hat die sich entwickelnde Menschheit Frühling, Sommer, Herbst und Winter erlebt; schon mehr als einmal haben geistige Keime gesproßt, geblüht, Früchte getragen und sind dann winterlich eingeschlafen und erstarrt. Es will mich nicht anders bedünken, als sei unser Zeitalter, namentlich in religiöser Beziehung, das eines langen Winters gewesen. Gewesen, — ja, Preis sei Gott! er hat uns den Anbruch der Frühlingszeit erleben lassen. Sichtbar, fühlbar wehet der Gottesgeist, als ein erweckender Frühlingsodem durch die Welt. Es regt sich überall. Ist's auch nur der Frühlingsanfang, ist er auch noch von rauhen Märzstürmen, von unfreundlichem Schneegestöber be-

gleitet, — die Zeit steht nicht still, immer höher steigt die Sonne; immer mehr wird sie Licht und Wärme auf die Erde herabgießen, und überall frohes Leben, Leben des Geistes, göttliches Leben erwecken! Du zumal, deutsches Vaterland, Heil dir! du hast ihn bereits empfangen, diesen belebenden Strahl von oben. Du, mein geliebtes Heimathland, du sonnige Pfalz, mögest du nicht das letzte seyn unter den deutschen Gauen, wo der Geistesfrühling rasch seine Blüthen entfaltet. O wie süß, wie erhebend wäre es dann, bei deinen fröhlichen Festen hinzublicken auf die versammelte Menge, mit dem Bewußtseyn, daß Alle, die da ihres Lebens sich freuen, auch ein kräftiges, nie alterndes Geistesleben, eine unverwelkliche innere Schönheit und eine unvergängliche, von der Erde in den Himmel sich erstreckende Freude in sich trügen! F.

57.

Die vereinigte Kirche in der Pfalz und die Lutherische Fakultät zu Erlangen.

Bekanntlich müssen die protestantischen Theologie = Studierenden aus der Pfalz ihre Studien in Erlangen machen, oder doch wenigstens dort vollenden. Nun ist es schon längst und vielmals ausgesprochen worden, daß der Geist, welcher in Erlangen herrscht, nicht mit dem Geist und den Grundsätzen der vereinigten Kirche übereinstimme, weßhalb es sehr beklagenswerth erscheinen müsse, daß die Söhne unserer vereinigten Kirche sich zu Geistlichen für dieselbe auf einer Universität bilden sollten, welche in Geist und Grundsätzen so wenig mit ihr harmonirt und — wir können hinzusetzen, — welche auch stets so wenig Zuneigung und Sympathie, sondern vielmehr stets einen rechten Widerwillen gegen dieselbe gezeigt hat. Inzwischen aber hat sich die Sache anders gestaltet. Es handelt sich nicht mehr allein um Sympathie und um Verschiedenheit des Geistes und der Grundsätze, sondern um noch etwas, wodurch es fernerhin geradezu als unzulässig erscheint, daß die vereinigte Kirche ihre Geistlichen zu Erlangen bilden lasse. Wir lesen nämlich im Frankfurter Journal vom 7. Sept., Nr. 247: „Die Speyerer Zeitung schreibt:

Vor einiger Zeit kam es, dem Wunsche der pfälzischen protestantischen Generalsynode gemäß, bei der Universität Erlangen in Anregung, ob daselbst auch eine Professur für die Theologie der unirten protestantischen Kirche der Pfalz errichtet werden solle. Die Universitätsbehörden sprachen sich dagegen aus, „da die dortige Anstalt, ihren Stiftungsbriefen nach, eine ausschließlich lutherische sei." Die Speyerer Zeitung macht dazu die Bemerkung: „Gegen Beachtung der Stiftungsurkunden läßt sich wohl nichts erinnern. Dagegen liegt der Wunsch nahe, es möge unter diesen Verhältnissen für die Bildung protestantischer Theologen der Pfalz anderweitige Sorge getragen und etwa eine eigene Fakultät für dieselben, unabhängig von der Erlanger Hochschule, irgendwo sonst errichtet werden." — Wir sind anderer Meinung und halten dafür, es liege nicht blos der Wunsch nahe u. s. w., sondern das strenge Recht verlange es, daß eine Kirche nicht gezwungen werden dürfe, ihre Geistlichen auf einer Hochschule bilden zu lassen, welche selbst erklärt hat, sie sei eine ganz ausschließlich lutherische, so daß sie nicht einmal die Errichtung einer, die vereinigte Kirche vertretenden Professur gestatten könne. Das strenge Recht also erheischt es, daß die vereinigte Kirche ihre Geistlichen nicht auf einer ausschließlich lutherischen, sondern auf einer ebenfalls unirten theologischen Lehranstalt bilden lasse. Sollte nun eine solche für pfälzische Theologen errichtet werden, wo dürfte dies anders seyn, als in der Pfalz selbst? Und auf einer solchen müßten die beiden theologischen Richtungen, sowohl die orthodoxe, als die rationale, als gleichberechtigte vertreten seyn. Wir gestehen, diese Idee wäre uns eine überaus ansprechende; — aber sie ist nicht ausführbar. Dagegen wäre sehr leicht ausführbar, und zugleich das allernatürlichste und sachgemäßeste, daß der Universitätszwang entweder ganz aufgehoben würde, oder die protestantischen Theologie-Studierenden aus der Pfalz vorzugsweise auf die ohnehin uns so nahe gelegene und der vereinigten Kirche ebenfalls angehörende Universität Heidelberg angewiesen würden. F.

58.
Erklärung.

In der Darmstadter Allg. Kirchenzeitung waren seit einiger Zeit mehrere sehr feindselige Artikel gegen mich erschienen; da dieselben auf ganz ähnliche Weise, wie früher durch eine gewisse an die Ingenheimer gerichtete „Sendpredigt," die Sache zu verdrehen und entstellen suchten, auch dabei, um zu beweisen, wie ungegründet meine Beschwerden gegen die Synodalpredigt des Herrn Consistorialrathes Dr. Rust seien, sich auf eine sehr belobende Recension in der A. K. Z. beriefen, so sprach ich im Juliheft meiner Zeitschrift S. 288 den Verdacht aus, der Verfasser jener Artikel möchte wohl derselbe seyn, welcher auch die Sendpredigt, und vielleicht sogar auch jene Recension verfaßt habe; wo nicht, so möge er sich letzteres durch die Redaction der A. K. Z. bezeugen lassen. Dies hat derselbe gethan, indem auf dieses sein Begehren die Red. im Augustheft Nr. 123 erklärt hat: „Der Verfasser jener Recension ist weder der Einsender des Artikels in Nr. 66, noch der Einsender des Artikels in Nr. 60, noch überhaupt ein Rheinbayer." Ich nehme daher gar keinen Anstand, nicht allein, wie mein Herr Gegner verlangt, jenen falschen Verdacht zurückzunehmen, sondern auch zu bekennen, daß es gefehlt war, einen solchen auszusprechen. Er seinerseits sollte übrigens auch so billig seyn, einzusehen, daß ein solcher Verdacht mir wenigstens äußerst nahe gelegt war, indem seine früheren Artikel in der A. K. Z., wie auch jetzt wieder sein neuester, so geflissentlich auf eine mir nachtheilige Verdrehung der Sache ausgehen, daß man ihm wohl auch noch anderweitige Unwahrhaftigkeiten zutrauen konnte, zumal in Erinnerung, wie auch jene „Sendpredigt" nicht allein ebenso durch und durch unwahrhaftig und hinterlistig abgefaßt war, sondern auch andere Ränke dabei gebraucht wurden: — daß man nämlich in hiesiger Gegend sie unter meinem Namen verkaufte, und im Frankfurter Journale sie so anzeigte, daß Jedermann glauben mußte, sie sei nicht gegen, sondern für die freie Glaubensrichtung abgefaßt. Ich will nun zwar keineswegs fortbehaupten, der Verfasser derselben und der jener Artikel sei Ebenderselbe; doch kann ich diesen früher geäußerten Verdacht auch nicht geradezu zurücknehmen, obgleich

dies mein Herr Gegner ebenfalls verlangt hat, da ich es ja nicht wissen kann, wie es sich damit verhält, indem das Zeugniß der Redaction der A. K. Z. sich nur auf die erwähnte Recension, nicht aber auf die Sendpredigt bezieht. Doch will ich auch in dieser Beziehung bekennen, daß die Aeußerung jenes Verdachtes, wie wahrscheinlich er mir auch seyn mochte, dennoch ebenfalls nicht recht war, indem man allerdings nie Beschuldigungen gegen Jemand aussprechen soll, womit man demselben möglicher Weise Unrecht thun kann. Doch war dieser Fehler so entsetzlich groß nicht, wie ihn mein Gegner macht. Ich habe keine Personen dabei bezeichnet, denn die fraglichen Artikel in der A. K. Z., sowie die Sendpredigt sind ja anonym! Er hingegen macht sich gar kein Gewissen daraus, aus dem Versteck seiner Anonymität heraus, meinen Namen auf alle mögliche Weise zu verunglimpfen. Er nehme übrigens die Versicherung hin, daß ich in Zukunft mich auf das Aeußerste hüten werde, weder ihm, noch einem anderen feindseligen Gegner, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, indem es mir an ihrem Beispiel auf's Neue wohl recht fühlbar geworden ist, daß man sein Christenthum durch nichts mehr in einem schlimmen Licht erscheinen lassen könne, als wenn man das erste Gebot Christi, woran er erkennen will, ob man wirklich sein Jünger sei, — das der Liebe, (Joh. 13, 35) — gegen wen, oder auf welche Art es auch sei, aus den Augen setzt. Frantz.

59.
Literatur.

1. **Das Reformationswerk in der Pfalz.** Historische Denkschrift zur dreihundertjährigen Jubelfeier der pfälzischen Kirchen-Verbesserungen vom 3. Januar 1846 von Friedr. Blaul, Senior und Pfarrer zu Otterberg. Nebst einem Ueberblick der fernern Geschichte der evangelischen Kirche in der Pfalz. Speyer 1846. F. C. Neidhard's Buchhandlung. 58 S. 8°. (Preis 18 Kr.)

2. **Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen**, von Dr. Lud-

wig Häußer, außerord. Prof. der Geschichte an der Universität Heidelberg. Heidelberg, akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr 1845. Zwei Bände. 1. Bd. XXIV und 652 S. 2. Bd. IV und 1002 S. (Preis 8 fl.)

Die Morgenröthe ist wohl ihrer Tendenz nach gerade keine Literaturzeitung; Referent dieses auch weder ein Recensent seines Handwerkes, noch ein Geschichtsforscher ex professo, welcher sich herausnehmen dürfte, über Geschichtswerke ein Urtheil auszusprechen, das auf mehr als subjective Gültigkeit Anspruch machen wollte. — Wenn er trotz dieses offenen Geständnisses dennoch es unternimmt, die obigen Werke anzuzeigen, so muß ihn einfach das Interesse entschuldigen, das diese Schriften über vaterländische Geschichte zunächst bei jedem Pfälzer und namentlich bei jedem gebildeten Bekenner unserer protestantischen Kirche zu erwecken geeignet sind; daß aber das protest. Kirchenblatt auf jeden Fall solche literarischen Erscheinungen nicht übersehen, nicht unbesprochen lassen dürfe, scheint ohne Weiteres als ausgemacht angenommen werden zu müssen. Da Niemand hierzu bis jetzt die Feder ergriff, so finden diese Zeilen wohl Entschuldigung.

Was nun zuerst „das Reformationswerk in der Pfalz ꝛc. ꝛc., von Fr. Blaul,“ betrifft, so ist diese Schrift nur das, was sie sein will, eine Denk- und Gelegenheitsschrift, die wir aber in recht Vieler Hände zu sehen wünschen, da mit Recht vorausgesetzt werden darf, daß der Mehrzahl der weltlichen Glieder unserer Kirche, ja vielleicht manchen Geistlichen, die Geschichte unserer Pfalz, sowohl in politischer, als auch namentlich in kirchlicher Beziehung, wie reich an Thatsachen und Belehrungen sie auch ist, nur zu wenig bekannt sei. „Es ist eine schöne Sitte,“ sagt der Verfasser sehr wahr im Eingange seines Werkchens, „das Gedächtniß großer Menschen und einflußreicher Begebenheiten nach Jahren und Jahrhunderten noch feierlich zu erneuern und sich des Segens dankbar zu erinnern, welcher durch sie der ganzen Menschheit, oder doch einem Theile derselben zugeflossen. Die Kirche Christi, und besonders der eigentlich evangelische Theil derselben, zählt in ihrem reichen Geschichts-Kalender gar manche Tage, welche sie an große Thaten ihres Herrn und Hauptes, und damit an solche Menschen erinnern, die der Herr als aus-

erwählte Rüstzeuge zu ihrem Heile gebrauchte. Und diese Kirche hat niemals undankbar vergessen, solche Tage zur geeigneten Zeit zu feiern." Mit diesem Gedanken leitet der Verfasser den nähern Zweck seiner Schrift ein, nachzuweisen nämlich, daß „die Geschichte uns pfälzischen Protestanten das Recht gibt, den 3. Januar*) des Jahres 1846, als den dritten Säculartag der Reformation unserer evangelischen Landeskirche zu betrachten." Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz, auch der Weise genannt, — ließ nämlich gegen Ende des Jahres 1545 ein Edict ergehen, nach welchem die Messe nicht mehr lateinisch, sondern deutsch gehalten, das Abendmahl unter beiden Gestalten ausgetheilt und den Priestern von nun an die Ehe gestattet werden sollte. Um den eigenen Uebertritt zu bestätigen, ließ der Kurfürst am Weihnachtstage 1545 in der eigenen Schloßkirche das heilige Abendmahl nach dem neuen, oder eigentlich nach dem uralten Ritus feiern. Auch die Kurfürstin und ihre Hofdamen nahmen daran Theil.**) Förmlich besiegelt aber wurde die neue Ordnung der Dinge dadurch, daß in der heil. Geistkirche zu Heidelberg, als der Hauptkirche des Landes, am 3. Januar 1546 der erste Gottesdienst nach evangelischer Weise gefeiert und das hl. Abendmahl unter beiden Gestalten ausgetheilt wurde. — Doch diese Denkschrift ist wohl Vielen schon bekannt und weitere Anführungen aus derselben sind daher hier überflüssig.

Der Wunsch des Verfassers, daß eine dreihundertjährige Jubelfeier unserer evangelischen Landeskirche irgendwie beliebt, öffentlich angeordnet und begangen werden möge, hat sich in der bayerischen Pfalz nicht verwirklicht. Wohl aber verkündigen uns öffentliche Blätter von der würdigen Jubelfeier, die am 4. Januar zu Heidelberg, der alten Haupt- und Residenzstadt der früheren Kurpfalz und anderwärts stattgefunden, daß man protestantischer Seits auch den katholischen Kirchengemeinderath daselbst eingeladen zu diesem Feste, und wie dieser in würdiger christlicher Weise diese Einladung beantwortet habe. — Auch der Tag der dreihundertjährigen Todesfeier Luther's, der 18. Februar, ging ohne allgemeine, öffentliche kirch-

*) In Baden nahm man den 4. Januar an. F. Seisen's deßfallsige Denkschrift. Struve pfälz. Kirchenhistorie, pag. 33.

**) Ebenso auch ein Sohn des wackern Ritters Franz von Sickingen.

liche Feier an uns vorüber.*) Man hat nicht einmal allerwärts an seinem Begräbnißtage, Sonntag den 22. Februar, seiner hohen unsterblichen Verdienste um die evangelische Kirche gedacht.

Wohl hätten wir hie und da einige Erweiterungen und näheres Eingehen der Blaul'schen Denkschrift gewünscht; dies hindert uns aber nicht, dankbar das anzuerkennen, was sie an historischen Thatsachen übersichtlich und recht verständlich zusammengestellt hat. Besondere Anführung hätten verdient die Werke des gelehrten Geschichtsforschers E. Münch, der die Werke des edlen Ritters von Hutten in fünf Bänden, auch eine Auswahl seiner deutschen Schriften herausgegeben, und eine treffliche Lebensbeschreibung des Ritters Franz von Sickingen in drei Bänden geschrieben hat. — Es wäre sogar vielleicht nicht ganz unpassend gewesen in unserer lesesüchtigen Zeit, in der so manches Unnütze und Süßliche gierig verschlungen wird, auch auf einen geschichtlich treuen, gehaltreichen und anziehenden Roman zu verweisen, wir meinen nämlich v. Brunow's Ulrich von Hutten, historisch romantisches Gemälde 2c. 2c. — Denn wenn auch das Volk das „Fränzchen von Sickingen" noch so häufig im Munde führt, von der „Herberge der Gerechtigkeit" und dem „Huttenthale" bei der Ebernburg zu erzählen weiß, so mangelt gewiß noch vielen Lesern der Denkschrift jede genaue Kenntniß über das Leben und Wirken dieser Männer, deren Namen einen so guten Klang haben im weiten deutschen und im engern pfälzischen Lande. Manche wären daher gewiß dem Verfasser für einen Fingerzeig dankbar gewesen, der sie dorthin verwiesen hätte, wo sie die genauere Bekanntschaft mit diesen Helden des sechszehnten Jahrhunderts machen können. — Ueber die Zeit des dreißigjährigen Krieges wäre noch anzuführen des verstorbenen Ober-Consistorial-Rath Heintz's „Pfalz-Zweibrücken, während des dreißigjährigen Krieges."

Insbesondere aber wäre es wohl passend gewesen, der Unionsversuche der lutherischen, reformirten und katholischen Kirche unter dem in mancher Beziehung trefflichen Kurfürsten Karl Ludwig (1632

*) Unter der Regierung Karl Theodor's erhielt die deutsche, 1775 bestätigte Gesellschaft vom Premierminister, dem Grafen v. Oberndorf, einen förmlichen Verweis, als sie, außer andern Preisfragen, auch eine über Luther's Leben ausgeschrieben hatte. Vergl. Häusser's Gesch. d. Pf. Bd. 2, S. 948.

— 1680), nach dem dreißigjährigen Kriege zu gedenken, jenes Fürsten, der nicht nur solchen Confessionen, die früher ganz rechtlos waren, wie die Mennoniten, die Pfalz als Zufluchtsstätte öffnete, sondern auch für alle drei Confessionen seines Landes die Kirche der „heiligen Eintracht“ (**Sanctae Concordiae**) zu Mannheim erbauen ließ, bei deren Einweihung (**1679**) nach einander ein reformirter, ein lutherischer und ein katholischer Geistlicher die Kanzel bestiegen. „Die Zeitgenossen nahmen zum Theil großes Aergerniß an dieser Feier; von seinen protestantischen Glaubensgenossen wurde der tolerante Fürst verketzert, und die schönen Plane einer Eintracht der Confessionen wurden für lange Zeit vertagt, als ein Jahrzehent nach jener Weihe die mordbrennerischen Flammen über der Concordienkirche zusammenschlugen, und statt des Friedens die Zeit gewaltsamer Reactionen sich daran reihte.“ So Häußer, **2** Bd., S. **653**. — Luthers Todestag fällt gerade auf den Concordientag! Wie die Zwietracht (**discordia**) unter den verschiedenen Kirchengenossenschaften störend und hemmend, verletzend und zersetzend, vielfach nachtheilig und auflösend in alle übrigen Lebensverhältnisse eingreife; wie sie ganze Länder an den Rand des Verderbens führe; wie viel Unheil die einseitige Begünstigung einzelner Confessionen, oder besonderer theologischer Glaubensrichtungen — von Seiten der Staatsgewalt und einseitig für diese oder jene Richtung voreingenommener Fürsten — über Land und Leute zu bringen vermöge: — welche Geschichte zeugt deutlicher, schrecklicher und zugleich warnender davon, als die deutsche, insbesondere die pfälzische. — Darf es uns Wunder nehmen, wenn wir den Bestrebungen, die verschiedenen Confessionen zu vereinigen,*) gerade auf pfälzischem Boden schon so frühe begegnen? Was jener hochherzige Fürst, der Wiederhersteller der Pfalz aus dem schrecklichen Verfalle nach dem dreißigjährigen Kriege, erstrebt, ist — freilich erst beinahe zweihundert Jahre später — in schöne Erfüllung gegangen. Wenigstens ist aus Zweien Eins geworden, und zwischen zwei Schwesterkirchen, die sich so oft, so unklug, so schmählich und unchristlich verlästert und verfolgt hatten,

*) Das Nähere darüber bei Struve's Pfälz. Kirchenhistorie, S. 650 — 655 und 671.

fiel 1818 die unnatürliche Scheidewand. Wehe denen, die namentlich auf pfälzischem Boden wiederum in starrem, unverständigem Glaubenseifer eine neue Scheidewand aufführen, durch neuen Hader die in christlicher Liebe vereinten Herzen der Pfälzer, welche früher so Schweres erlitten haben durch kirchliche Zwietracht und Reaktionen, zu Gunsten bald dieser, bald jener Confession, abermals trennen möchten! *)

2) Was „die Geschichte der rheinischen Pfalz,“ von **Dr. L.** Häusser, betrifft, so ist sie die erste vollständige Geschichte unserer Heimath, ein Werk, für das dem Verfasser der wärmste Dank gezollt werden muß von jedem Freunde der vaterländischen Geschichte. Die Literaturzeitungen, auch Speyerer Zeitung und der Bote für Stadt und Land, zwei pfälzische Blätter, haben nicht versäumt, das Verdienstliche dieser Arbeit hervorzuheben. Ein hochherziger Beförderer und Verehrer ächter deutscher Wissenschaft, ein erhabener Sprößling des alten pfälzischen Fürstenhauses, soll sich — nach wohlverbürgten Nachrichten — über dieses Geschichtswerk, dessen Verfasser (wie Cicero es von einem würdigen Geschichtschreiber verlangt) weder etwas Falsches zu sagen, noch etwas Wahres zu verschweigen wagt, wiederholt höchst anerkennend geäußert und dasselbe dringend anempfohlen haben. Unser Lob, unsere Anerkennung, die wir ihm jetzt noch spenden wollten, käme also offenbar zu spät. Aber unterlassen können wir es nicht, dringend aufmerksam zu machen auf ein Werk, das nicht nur Jedem, der geschichtliche Belehrung über die Pfalz sucht, solche in reichem Maaße gewähren wird, sondern auch ganz geeignet ist, auf dem Gebiete der pfälzischen Geschichte das Quellenstudium, aus dem es hervorgegangen ist, wieder auf's Neue zu beleben unter der pfälzischen protestantischen Geistlichkeit, die früher stets sehr ehrenwerthe Geschichtsforscher aufzuweisen hatte, die aber in neuester Zeit offenbar zurückstehen muß gegen die katholische Geistlichkeit wenigstens der bayerischen Pfalz, unter welcher Einzelne sehr Dankenswerthes in dieser Beziehung geleistet haben. Oder haben vielleicht die wissenschaftlichen Kämpfe und die Bewegungen auf

---

*) Vielleicht kommen wir später einmal auf des Hr. Pfarrer Remling's so eben erschienene Gegenschrift gegen die Blaul'sche zu sprechen.

dem Gebiete der Kirche in der Gegenwart Aller Gemüther so sehr in Spannung versetzt, daß ihnen der Sinn für die glückliche, ruhmvolle, leider aber noch viel häufiger unglückliche und bejammernswerthe Vergangenheit der Pfalz erloschen ist? Soll und darf auch das Kind seine Mutter vergessen und ihre Lehren und Warnungen? sich gleichgültig abwenden, wenn sie ihre Erlebnisse, ihre gesammelten Erfahrungen ihm mittheilen will? Und ist nicht auch die Gegenwart stets das Kind der Vergangenheit?

Wer freilich die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes nur aus irgend einem magern Lehrbuche kennt, oder die der Pfalz aus Lehmann's Büchlein, der hat nur ein sehr nebelhaftes, oft nichtssagendes, unklares, ja oft untreues Bild der Vergangenheit in sich aufgenommen, oder hat im besten Falle nur die Rahmen, in denen aber die Hauptsache, das Bild, fehlt. Wer auf der Landstraße langsam hinwandert, oder schnell dahinfährt, die Meilensteine zählt, auch etwa die Namen der Dörfer und Städte, durch die sein Weg ihn führt, sich merkt; darf der wohl sagen, daß er das Land, durch das er reiste, in seiner Eigenthümlichkeit, dessen politische Institutionen, kirchliche, wissenschaftliche, gewerbliche etc. etc. Verhältnisse und Zustände, daß er die Sitten seiner Bewohner kenne? Ebenso unfruchtbar, unerquicklich und lückenhaft ist die Kenntniß blasser geschichtlicher Allgemeinheiten, todter Jahreszahlen und Namen, die mühsam in's Gedächtniß aufgenommen, schnell wieder vergessen werden. Lebendig und anziehend, wahrhaft bildend und lehrreich wird erst dann die Geschichte, wenn sie uns geschichtliche Thatsachen und Personen nicht blos im Allgemeinen nennt, sondern genau und treu abschildert, wenn sie überall in's Einzelne eindringt, und dieses in seinem rechten Zusammenhang mit dem großen Ganzen betrachtet.

Solche gediegene Specialgeschichtswerke, wie das Häusser'sche, öffnen uns erst den Reichthum und zugleich das Verständniß der allgemeinen deutschen Geschichte. Darum heißen wir dies Werk noch einmal willkommen. Kein Gebildeter, der sich von ihm die vaterländischen Bilder aus vergangenen Zeiten zeigen und deuten läßt, wird ohne hohe Befriedigung von diesem Werke, ohne tiefe Achtung vor dem Verfasser, seiner Wahrheitsliebe und lebendigen Darstellungsgabe scheiden, er müßte denn gerade durch dessen edlen Freimuth,

der auch dann die Wahrheit auszusprechen sich nicht scheut, wenn sie herbe erscheint, sich zurückgestoßen fühlen.

Mit sichtbarer Vorliebe mahlt der Verfasser die trefflichen Charaktere, welche die Geschichte ihm, sei es unter den Regenten, oder aus dem Gelehrtenstande und Volksleben, sei es aus der Männer- oder Frauenwelt, vorführt; aber er übertüncht auch nicht mit devoten Lobhudeleien die Schwächen und Mängel der Fürsten, oder die Fehler und Charakterlosigkeit ihrer Gelehrten, ihrer weltlichen und kirchlichen Beamten. Er verachtet, er preist nicht einseitig die alte oder die neue Zeit. Trefflich weiß er in jedem Abschnitte seiner Geschichte die Sitten der Zeit und deren schnellen Wechsel, oder allmählige Umbildung zum Bessern oder Schlimmern zu schildern, und bringt hier oft die anziehendsten Details zur Sprache. „Bei „aller Theilnahme und Liebe, womit der Verf., als Pfälzer, seiner „Landsleute Geschichte schrieb, hat er sich doch mit dem provinziellen „Enthusiasmus nicht befreunden können; das deutsche Vaterlands„gefühl, das jetzt auch äußerlich eine Berechtigung errungen und „offizielle Duldung erlangt hat, war in ihm von jeher mächtiger, „als alle die kleinstädtischen Neigungen und Begeisterungen aus der „Provinz." S. XIV der Vorrede.

Was nun die Geschichte der kirchlichen Zustände betrifft, so gesteht der Verfasser selbst in der trefflich geschriebenen Vorrede, daß er sich nicht habe begeistern können für die eine oder andere Reaktion zu Gunsten dieser oder jener Kirche, daß er jedem Hohenpriesterthume in jeder Confession, das allein herrschen will im Reiche Christi, abhold sei. Weniger Ausbeute für die Kirchengeschichte liefert der Verfasser aus den ersten Zeiten der Churpfalz; um so reicher und gehaltvoller wird dagegen seine Geschichte in dieser Beziehung von der Reformation an bis zur französischen Revolution und der endlichen Auflösung des Kurfürstenthums, 1802. Sind ja doch auch das 16., 17. und 18. Jahrhundert vorzugsweise die Zeiten kirchlicher Bewegungen und Reaktionen, unsäglicher theologischer und confessioneller Kämpfe und Zänkereien, der Ausbildung und Erstarrung der kirchlichen Lehrbegriffe. Ganz naturgemäß folgten dann die Zeiten einer Alles verwerfenden Zweifelsucht, aber auch der wissenschaftlich regsamen und heilsamen Kritik, die Alles vor das Forum

menschlicher Denkkraft zieht, was als Wahrheit gelten will, und das gediegene Gold reiner Wahrheit abzuscheiden sucht von den unedlern Zusätzen bloßer Zeitmeinungen und unhaltbarer Vorurtheile.

Indem wir für vielfache Belehrung dem Verfasser unsern Dank aussprechen, fühlen wir uns gedrungen, noch zwei Wünsche an denselben hinzuzufügen. Es möge nämlich demselben bei einer hoffentlich bald zu erwartenden zweiten Auflage gefallen, aus der Fülle seiner geschichtlichen Quellen, hie und da (sei es auch, um die klare Anordnung des Ganzen nicht zu unterbrechen, nur etwa in Anmerkungen) aus der Geschichte der pfälzischen Nebenlinien, ferner der einzelnen Herrschaften, Städte, Klöster rc. innerhalb des pfälzischen Gebietes, die mit der Geschichte der Pfalz so eng verflochten sind, noch Specielleres mitzutheilen. Offenbar würde sein Werk durch solche gelegentliche Erweiterungen an geschichtlichem Reichthum und localem Interesse nur noch mehr gewinnen. Den allerwenigsten Lesern ist es vergönnt, Einsicht von so manchen Quellschriften zu nehmen, die dem Verfasser an der Heidelberger Bibliothek, in den Archiven von München, Carlsruhe und Speyer rc. zu Gebote stunden. Das Verweisen auf solche Aktenstücke rc. reizt oft nur den Wissensdurst, ohne ihn zu stillen.

Sodann würde bei einer neuen Bearbeitung ein sorgfältig ausgearbeitetes Register eine sehr erwünschte Zugabe seyn und die Brauchbarkeit des Werkes sehr erhöhen, während der Mangel eines solchen — trotz des Inhaltsverzeichnisses — sehr mißlich ist für jeden, der das gehaltreiche Werk nicht blos einmal durchlesen, sondern wiederholt benützen will. —

Um den Leser in Stand zu setzen, über die Darstellung des Verfassers zu urtheilen, könnten wir aus jedem der vier Bücher eine Masse der gehaltvollsten Stellen ausziehen. Wir beschränken uns auf zwei Proben, auf eine kurze Einleitung des 3. Buches, 2. Bd., S. 3 u. 4; sodann auf eine ausführliche Schilderung der kirchlichen Zustände der rheinischen Pfalz in den Jahren 1743 bis 1773. — Die letztere Probe mag insbesondere deßhalb mitgetheilt werden, weil Pf. Blaul in seiner Denkschrift die kirchlichen Zustände jener Zeit nur sehr kurz mit acht Zeilen abthut, „da sie viele unserer Zeitgenossen selbst noch durchlebt hätten,“ und Pf. Lehmann in seiner kurz

gefaßten Geschichte der bayerischen Pfalz gar Nichts davon sagt, als: „Sein (Karl Theodors) tiefes religiöses Gemüth (ist im Werke selbst durchschossen gedruckt) äußerte sich durch seine Vorliebe und Vorsorge für Kirche und Schulen.“ —

„Mit Otto Friedrich, (sagt Häusser I. Abschn. des 3. Buches) dem Großmüthigen, war die alte Heidelberger Kurlinie erloschen, und der Zweig der Wittelsbacher, durch den die Pfalz groß geworden war, hatte sein Ende gefunden. Die Pfalz hatte Ursache genug, die Zeiten der alten Heidelberger Kurlinie in dankbarer Erinnerung zu feiern; das Land hatte sich zu einem geschlossenen, gut regierten Ganzen gestaltet. Wissenschaften und schöne Künste fanden in Heidelberg ihre Heimath, die neue Lehre, die das Volk sehnlich verlangt, brach sich Bahn, und ein schmucklos patriarchalisch einfaches Verhältniß vereinigte Fürst und Volk. Friedrich der Siegreiche, der thatkräftig gewandte Schöpfer des neuen pfälzischen Staates (1449—1476), Philipp der Aufrichtige (1476—1508), der edle Schützer jeder geistigen Bestrebung, Ludwig V. (1508—1544), der friedfertige und wohlwollende Regent seines Volkes, Otto Heinrich (1557—1559), der Kenner der Wissenschaft und der Kunst, der Begründer der neuen Glaubenslehre, sind Fürsten, die ganz Deutschland mit Ruhm nennen darf.“

„Die Pfalz aber stand am Endpunkte einer durch den Frieden glücklichen Zeit. Aeußere und innere Ruhe, Wohlstand und geistig reges Leben bezeichnen die letzten Jahre der ablebenden Fürstenlinie. Es beginnt eine neue, an umfassender Wichtigkeit noch reichere Epoche; die neuen Regenten greifen mit ihrer Bedeutung über die Gränzen des pfälzischen Lebens (Landes? —) weit hinaus. Von Friedrich III. bis auf Karl Ludwigs Tod (1559—1680) ist kein Kurfürst, der nicht für seine Zeit ein noch größeres Gewicht hätte, als irgend ein Pfalzgraf bei Rhein jemals zuvor. Eine Zeit lang vermißt sich die neue Dynastie, mit Habsburg um das Primat in den germanischen Ländern zu ringen, die pfälzischen Kurfürsten scheinen sich in die Reihe der großen Mächte Europa's eindrängen zu wollen, und im Innern blüht Alles, was Kunst, Poesie und feine Bildung jener Zeit zu erreichen vermochte; die Zierlichkeit der südlichen Länder, die Eleganz des französischen Lebens schlägt in der Pfalz ihren Wohnsitz

auf, Alles nach Innen und Außen hat einen glänzendern und prächtigern Charakter; ob das Volk deßhalb auch glücklicher war, diese Frage wird der Verlauf der zu erzählenden Geschichte beantworten."

„Gewiß aber ist die simmerische Linie mehr, als jede andere, durch Talent, Originalität, umfassende Tendenzen einer genauern Würdigung werth. Mag man über die Resultate ihres hundertzwanzigjährigen (1559—1685) Wirkens ungünstig denken, und neben ihren glänzenden Eigenschaften dem stillen, bescheidenen Verdienste, dem einfachen und schlichten Wirken ihrer Vorgänger gern den Vorzug gönnen, Fürsten, wie sie die Pfalz von 1559—1680 gehabt hat, gebührt immerhin ein Anspruch auf Unsterblichkeit. Friedrich III., der begeisterte, männliche Held des Zwinglianismus, das Ideal eines wirklich glaubenseifrigen Fürsten, sein Sohn Ludwig VI., ebenso rein, ebenso edel und warm für die lutherische Glaubensansicht schwärmend, wie jener für die schweizerische; Johann Casimir, der Kämpfer mit Geist und Schwert, der ewig rüstige und geistvolle Verfechter kirchlicher Freiheit; Friedrich IV., treu den Ueberzeugungen des Großvaters und Oheims, an Bildung ihnen fast noch überlegen, der erste, der den Zwinglianismus zu einem europäisch bedeutenden Prinzip zu erheben strebte; Friedrich V., das jugendlich verirrte Opfer von Glaubenseifer, religiöser Unklugheit und machiavellistischer Künste, der verfolgte, länderlose, in seiner Ueberzeugung unerschütterte Fürst, von Natur zu mild und herzensgut für die eiserne Zeit; Karl Ludwig, mit vielen Leidenschaften und Tugenden eines großen Mannes ausgestattet, und dann der letzte unglücklich dahinsterbende Sprößling des einst so gewaltigen Hauses (Kurfürst Karl 1680—1685), — fürwahr eine inhaltsvolle Geschichte, reich an Freud und Leid, an wechselnden Wirkungen des Glückes und des Falles."

Nach diesem Rück- und Vorblicken führt uns der Verfasser durch den kirchlich und politisch ereignißvollen Zeitraum von 1559—1685, II. Bd., von S. 5 — 745; berichtet uns die Einführung der reformirten Glaubenslehre unter Friedrich III., 1559—1576, der das Volk am meisten sich geneigt zeigte; sodann die völlige Umwälzung im Sinne des Lutherthums (1576—1577) unter Ludwig VI. Die Stiftung des Casimirianum's zu Neustadt, des Zufluchtsorts reformirter Theologie in der Pfalz, gestiftet von Ludwigs eifrig calvi-

nischem Bruder Casimir, einer Schule, die unter bescheidenerem Titel mit vielen Universitäten rivalisiren konnte. — Wurden auf der einen Seite alle reformirten Gelehrten und Pfarrer durch Kurfürst Ludwig gewaltsam vertrieben, so nahm sie auf der andern Seite Casimir in seinen Schutz. Höchst lehrreich sind sodann die kirchlichen Händel bis zu Ludwigs Tod, und die Einführung der Concordienformel in der Pfalz geschildert. Den **31.** Juli **1579** erklärte sich der Kurfürst nach langem, gewissenhaftem Zögern, und nachdem hinsichtlich des in der Pfalz abgeschafften Exorcismus (Teufelsbeschwörung) bei der Taufe die lutherischen Theologen Andreä ꝛc. nachgegeben hatten, sich durch seine Unterschrift mit der Concordienformel einverstanden. Nun wollte man die Professoren der Universität Heidelberg zur Unterschrift zwingen; der rechtgläubige Eiferer Patiens schürte an dem Kurfürsten; die angesehensten Professoren, die nur auf Worte und Dogmen, die von Luther und anderen Menschen herrührten, sich nicht eidlich verpflichten zu können erklärten, — **14** an der Zahl, legten theils gezwungen, theils freiwillig ihre Aemter nieder. Nur ein Mediziner, Lud. Gravius, fügte sich. Man hatte zwar mildere Bedingungen gestellt, worin seltsam genug der Universität die innere Glaubensfreiheit eingeräumt, aber der äußere Zwang aufgelegt war, für sich selbst den lutherischen Gottesdienst zu besuchen, ihre Kinder darin erziehen zu lassen, und zur Förderung des Lutherthums ihre Thätigkeit zu gebrauchen! Die angesehensten Professoren Ernst, Mader, Wittekind, Sim. Grynäus, Lamb. Pithoräus, Jungnitz hielten eine solche Hinterthür für unwürdig, und sprachen damit ihre Absetzung aus. Die übrigen Celebritäten der Hochschule, Nic. Dobbin, Matth. Lanoius und der Rector Hugo Donellus hatten durch freiwilligen Rücktritt der Absetzung bereits vorgebeugt; auch der friedliche Lutheraner, Edo Hilberich, den Ketzerrichtern im Kirchenrathe längst ein Dorn im Auge, mußte weichen, und als der Kurfürst wenigstens den hochverdienten Th. Ernst zu erhalten suchte, erregte der wilde Superintendent Patiens durch eine heftige Vorstellung in ihm eine solche Angst vor den Strafen dieser und jener Welt,*) daß Ludwig nachgab. Auch Ernst ward, nach zweiundzwanzigjährigem treuem Wirken an der Anstalt, jetzt als bejahrter Mann in die Fremde hinausgestoßen.

Die Universität sank von ihrer höchsten Blüthe zu einer Stille und Unbedeutsamkeit herab, woraus sie die folgende Regierung nur durch eine völlige Restauration wieder erheben konnte.

Ja, die streng lutherische Parthei vermochte endlich den Kurfürsten dazu, eine allgemeine Visitation von Haus zu Haus vor-

---

*) Seine eigenen Worte: **electorem misso scripto tali, quale conficere omnino potui, in utramque partem quid sperare quidque metuere, tum a Deo tum ab hominibus in hoc quidem casu haberet, edocui. Cf. Häusser, p. 110.** Anm. **66.**

nehmen zu lassen. Da fanden sich denn noch selbst hochstehende Beamte in Heidelberg dem Kalvinismus zugethan, und vom Volk ging man, wie der Bericht sagt, karchvollweise fort, um anderswo (d. h. in Johann Casimirs Land, Oberamt Neustadt und Kaiserslautern) zu communiciren. Deßhalb schlugen dann die Männer der Inquisition vor, in Zukunft gewaltsamer zu verfahren und jeden Widerspenstigen mit ernster Ungnade und Strafe unvergeßlich anzusehen und keinen zu schonen. Häusser, S. **113**, **II.** Bd.

Der treffliche Kurfürst sah, wohin man ihn schon gedrängt hatte, er wollte zu Auftritten, wie sie in Sachsen stattfanden, wo man den theologischen Terrorismus bis zu den Stufen des Schaffotes trieb, nicht auch in der Pfalz sich hindrängen lassen. „Wenn ich die Concordienformel nicht unterschrieben hätte, so würde ich es nimmer thun,“ äußerte er sich selbst gegen den Markgrafen Ernst von Baden. Die theologischen Eiferer hatten ihren Einfluß auf ihn für den kurzen Rest seiner Regierung verloren, und das Volk sah zu spät ein, welch' ein fürstliches Gemüth ihm die Theologen verkümmert hatten.

Werfen solche Thatsachen, deren die spätere Geschichte, namentlich in Folge der kirchlichen Reaktionen unter Johann Wilhelm, **1697—1705**, unter Karl Philipp, **1719—1736** rc., zu Gunsten der katholischen Kirche, so viele und so traurige berichtet, — nicht die deutlichsten Streiflichter auf unsere Zeit? Warum gibt es doch so viele Menschen auf Lehrstühlen und in Amtsstuben, im praktischen Leben und in der Wissenschaft, namentlich so viele Theologen noch, für deren verblendeten Sinn umsonst die Geschichte ihre ernsten Lehren ausspricht? —

Scaev...

Bei Unterzeichnetem erschien so eben und ist durch **Ed. Kaußler** in Landau zu beziehen:

Dr. J. F. Röhr,

Neue Predigten über freie Texte.

Auch unter dem Titel:

Predigten

über das neue weimarische Evangelienbuch.

3. Sammlung.

gr. 8. 33½ Bog. 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 42 kr.

Alles, was unsere Zeit Großes und Erhabenes auf dem Gebiete der Kirche erzeugt hat, findet in dieser Sammlung von Predigten eine geistreiche und gemüthvolle Würdigung. — Der Geist und die Richtung des Verfassers, der bereits Großes geleistet und einen berühmten Namen erkämpft hat, können nicht besser erkannt werden, als durch das Lesen dieser aus tiefer Ueberzeugung und begei-

stertem Gemüthe hervorgegangenen Predigten, deren Ankauf noch überdieß ein überaus billiger Preis erleichtert.

Neustadt a. d. Orla, im Juli 1846.

J. K. G. Wagner.

Vollständig

ist bei Unterzeichnetem so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder, namentlich durch **Ed. Kaußler** in Landau, zu beziehen:

Prediger-Bibel,

Altes Testament.

Bearbeitet

von

Dr. J. Fr. Th. Wohlfarth.

Sechs Bände in 39 Heften. Lex.-Octav. 1836—1846.

Subscriptionspr. 12 Thlr. 28 Sgr. oder 22 Fl. 37 Xr. rhein.

Indem wir dieses nun vollendete, bekanntlich von drei Consistorien, mehreren Facultäten, den gefeiertsten Gottesgelehrten und den geachtetsten kritischen Journalen ehrend anerkannte Werk deutschen Fleißes dem theologischen Publikum auf's Wärmste empfehlen, glauben wir die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß nicht nur Theologen, sondern überhaupt jeder höhere Erbauung Suchende in diesem Werke einen Reichthum ascetischer Ideen und die inhaltvollsten Fingerzeige zum wahren Schriftverständniß finden wird, während es dem Candidaten und Geistlichen eine Reihe kostspieliger Commentare und homiletischer Werke entbehrlich macht.

Im Jahre 1843 wurde vollendet:

Prediger-Bibel,

Neues Testament.

Bearbeitet

von

Dr. G. E. Fischer.

2 Bände in 10 Lieferungen. Lex.-Octav. Subscriptionspreis 3 Thlr. 8¾ Sgr. oder 5 Fl. 49 Xr. rhein.

Seit längerer Zeit als das Alte Testament vollkommen bekannt und gewürdigt, begnügen wir uns zu bemerken, daß das oben Gesagte in jeder Beziehung auch diese Bearbeitung trifft.

☞ Noch fügen wir bei, daß der Subscriptionspreis obigen Werkes **nur noch bis Michaeli d. J.** besteht, und dann ein um ⅓ höherer Ladenpreis eintritt.

Neustadt a. d. Orla, im Juli 1846.

J. K. G. Wagner.

60.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

B. Neues Testament.

Nachdem wir im A. Testament gesehen haben, daß dort unter dem Messias durchweg ein Gottesgesandter (und zwar gewöhnlich aus dem Stamme Davids) verstanden wird, so werden wir nun sehen, daß auch in dem N. Testament ganz dieselbe, wenn gleich geläuterte und gesteigerte Ansicht sich findet, welche nun auf Jesus, als den erschienenen Messias (oder Christus), angewendet wird.

I. Für wen hat Jesus selbst gehalten seyn wollen?

Ueberall sehen wir Jesum auftreten als eben Denjenigen, welchen das Volk Israel, nach den Verheißungen des A. Test. erwartete. Er verlangt überall „Glauben an ihn," d. h. daß man ihn für jenen Verheißenen erkenne. Matth. 23, 39 sagt er: „Ich sage euch, ihr werdet mich von jetzt an nicht mehr sehen, bis ihr sprechet: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn;" bekanntlich aber bezeichnet dieser Ausdruck, „der da kommt im Namen des Herrn," geradezu den Messias; für diesen will also Jesus gehalten seyn. Und wo er findet, daß man ihn in dem Sinne jener alttestamentlichen Weissagungen, und nach der darauf gegründeten Vorstellung der damaligen Zeitgenossen, für jenen verheißenen und erwarteten Gesandten von Gott hält, da ist er damit zufrieden und erklärt dies für den rechten Glauben. Nun wird aber doch gewiß Niemand sagen, die damaligen Juden hätten sich unter dem Messias den auf Erden in Menschengestalt erscheinenden Gott selbst gedacht. Hätte daher Jesus für etwas anderes gehalten werden wollen, als für den Messias im Sinne der bereits vorhandenen Vorstellung, so wäre es durchaus nothwendig gewesen, daß er dies gesagt, und den Irrthum Derer, die an ihn glaubten, berichtigt hätte, daß er ihnen auf das bestimmteste erklärt hätte: in einem ganz anderen Sinne, als sie erwarteten, sei er der Messias, denn sie hätten nur einen Gesandten von Gott erwartet, nun aber sei er, woran sie bis jetzt

noch nicht gedacht, Gott selbst. Unterläßt doch Christus nicht, dasjenige in den Messiasvorstellungen der Juden, was mit seinen eigenen nicht übereinstimmte, unverzüglich aufzuklären und zu berichtigen. Denn jene, auf Grund alttestamentlicher Stellen, von den Juden gehegte Meinung und Erwartung, daß der Messias auch ein irdisches Glanzreich errichten werde, weist Jesus auf das Entschiedenste zurück: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," Joh. 18, 36; vergl. Joh. 6, 15; Matth. 20, 28. Gewiß hätte Jesus es ebenfalls als den wesentlichsten Irrthum berichtigen müssen, wenn er nicht blos für den Messias als Gesandter von Gott, nach der vorhandenen Vorstellung, sondern in einem, seiner Nation noch ganz unbekannten Sinne, als Mensch gewordener Gott, hätte gehalten werden wollen. Er thut das aber nicht, sondern läßt jene Vorstellung der Juden, wo sie sich als Glauben an ihn äußert, sogar ausdrücklich als die richtige gelten. „Glaubest du," sagt er zu einem geheilten Blinden, „glaubest du an den Sohn Gottes?" Dieser versteht diesen Ausdruck sogleich (als gleichbedeutend mit Messias oder Gesandter Gottes) und spricht: „Welcher ist's, auf daß ich an ihn glaube?" Joh. 9, 35. — Jesus nennt sich selbst sehr oft „Sohn Gottes;" obige von ihm an einen Juden, ohne allen Beisatz, gerichtete Frage aber beweist, daß er unter diesem Würdenamen nichts anderes verstanden wissen wollte, als was man eben damals darunter verstand. Daß aber damals der Ausdruck „Sohn Gottes" ganz gleichbedeutend mit Messias war, sehen wir aus Marc. 14, 61, wo der Hohepriester, der das Wort doch gewiß in keinem anderen, als in dem üblichen Sinne nimmt, Jesum fragt: „Bist du Christus (der Messias), der Sohn des Hochgelobten?" Und daß dieser Beisatz „Sohn Gottes" in dem Munde eines Israeliten nichts anderes zu bedeuten hatte, als ein von Gott vorzugsweise Geliebter, geht auf's klarste hervor aus Luk. 23, 35, wo die Obersten der Juden den Gekreuzigten verspotten mit den Worten: „Er hat Anderen geholfen, er helfe sich selber, ist er Christ, der Auserwählte Gottes." Außerdem erhellt aus vielen Stellen, daß die Israeliten mit dem Ausdruck „Sohn Gottes" eben nichts anderes, als einen von Gott Auserwählten und Geliebten zu bezeichnen gewohnt waren. So wird z. B. das ganze Volk Israel als Jehovah's erstgebor-

ner Sohn, d. h. als sein Lieblingsvolk bezeichnet, 2. Mos. 4, 22: „So spricht der Herr: Israel ist mein erstgeborner Sohn;“ und Sir. 36, 14 heißt es: „Erbarme dich deines Volkes, das von dir den Namen hat, und Israels, das du nennest deinen ersten Sohn.“ — Ferner Hos. 11, 1: „Da Israel jung war, hatte ich ihn lieb, und rief ihn, meinen Sohn, aus Egypten.“ — So wird auch David Gottes Sohn genannt, Ps. 2, 6: „Ich (Gott) habe meinen (d. h. den von mir erwählten, rechtmäßigen und geliebten) König (David) eingesetzt auf meinem heiligen Berg Zion,“ worauf V. 7 David spricht: „Ich will von einer solchen Weise predigen, daß der Herr zu mir gesagt hat: du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget,“ (d. h. als Sohn oder Auserwählten angenommen). — Auch von anderen frommen Menschen findet sich in der Bibel nicht blos der Ausdruck „Kinder Gottes,“ sondern auch „Söhne Gottes,“ z. B. 2 Cor. 6, 18: „Ich will euer Vater seyn, und ihr sollt meine Söhne und Töchter seyn, spricht der Herr, der allmächtige Gott.“ Oder Hebr. 12, 6: „Denn welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er, er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt.“ Besonders schlagend ist, wenn es Offenb. 21, 7 heißt: „Wer überwindet, der soll es Alles erben, und ich werde sein Gott seyn und er soll mein Sohn seyn.“ Wer sollte hier nicht die größte Aehnlichkeit des Gedankens mit Stellen finden, welche sich auf Jesum beziehen, wie z. B. Matth. 3, 17: „Dieser ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Ganz hiermit übereinstimmend lesen wir Matth. 16, 15: „Jesus sprach zu seinen Jüngern: wer saget ihr denn, daß ich sei?“ Da antwortete Simon Petrus und sprach: „Du bist Christus (der Messias), des lebendigen Gottes Sohn.“ Hier ist der Ausdruck „Sohn Gottes“ ganz augenscheinlich wieder vollkommen gleichbedeutend mit Messias (Christus) genommen, und Jesus ist zufrieden mit dieser Erklärung des Petrus und antwortet: „Selig bist du Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel;“ womit Jesus Petri Aussage doch offenbar für die rechte Meinung erklären will. Hat nun Petrus Jesum damals für Gott gehalten? „Allerdings!“ wird Mancher sagen; aber wie konnte er denn gleich darauf, V. 22, Jesum mahnen: „Herr schone dein?“ Braucht sich Gott zu schonen? Braucht

man Besorgniß für ihn zu haben? Kann es für ihn eine Gefahr geben? Und braucht man ihm zu rathen? —

Als die Jünger Jesu, über deren Unglauben er sich oft beschwerte, Joh. 16, 30 bekennen, sie glaubten, daß er „von Gott ausgegangen“ sei, da ist er mit dieser Erklärung zufrieden und sagt: „Jetzt glaubet ihr.“ Dieses also, daß er von Gott ausgegangen sei, erklärt Jesus für das, was geglaubt werden müsse, und zwar in dem Sinne, wie die Jünger es gemeint hatten; daß diese aber den Ausdruck „von Gott ausgegangen“ als ganz gleichbedeutend mit „von Gott gesendet,“ und wahrlich nicht in dem später dogmatisch gewordenen Sinne eines mystisch-metaphysischen Ausgehens des Sohnes von dem Vater gedacht haben, werden die Orthodoxen selbst kaum läugnen; überdies wird es klar dargethan durch Jesu eigenes Wort Joh. 17, 8: „Sie (die Jünger) haben erkannt wahrhaftig, daß ich von dir ausgegangen bin, und glauben, daß du mich gesandt hast.“ Hierin ist offenbar enthalten, daß das Glauben der Jünger, Jesu sei von Gott gesandt, als gleichbedeutend mit „von Gott ausgegangen“ genommen wird, und von diesem Glauben der Jünger wird gesagt, er sei die „wahrhaftige“ Erkenntniß von Jesu und seiner Würde.

II. Für wen haben die Evangelisten und die Apostel Jesum gehalten?

Dies ergibt sich zum Theil schon aus dem zuletzt Gesagten, indeß sind auch noch verschiedene andere Punkte hervorzuheben. Die Jünger nennen ihn, wie bekannt, gewöhnlich „Meister!“ „Rabbi!“ „Lehrer!“ (’επιστατα, ϱαββι, διδασκαλε). Würden sie das wohl gethan haben, und wäre es passend und schicklich gewesen, wenn sie ihn für Gott gehalten hätten? Am auffallendsten müßte uns dann die Benennung „Rabbi“ seyn, weil dies ein Ehrentitel war und ungefähr dem entspricht, was heut zu Tage der Doktortitel ist. Sehr sonderbar würde es aber doch lauten, wenn man Jemanden, welchen man für Gott in Menschengestalt hält, „Herr Doktor!“ nennen wollte, und ihn damit zu ehren gedächte. Freilich nennen die Jünger Jesum auch „Herr“ (κυϱιοσ), welcher Ausdruck allerdings auch von Gott gebraucht wird, aber genau, wie das deutsche Herr, theils

überhaupt einen Gebieter bezeichnet, und dann im Munde der Jünger gegen Jesum ausgesprochen, eben so viel ist als „Meister," theils aber auch als Ehrentitel gebräuchlich war. Vergl. z. B. Joh. **20, 15**, wo Maria zu dem vermeintlichen Gärtner sagt: „Herr, hast du ihn (Jesu Leichnam) weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt." Ebenso sagt der Gefängnißwärter zu Paulus und Silas: „Liebe Herren, was soll ich thun, daß ich selig werde?" Apost. Gesch. **16, 30**. — Allerdings wird nun Christus von den Aposteln auch noch in einem höheren Sinne Herr genannt, nämlich auch als geistiges Oberhaupt Aller, die an ihn glauben; aber selbst dort, wenn in diesem höchsten Sinne Jesu die Würde eines „Herrn" beigelegt wird, finden sich zugleich unverkennbare Spuren, wie wenig man dies in einem göttlichen Sinne verstand; z. B. Röm. **10, 1**: „Wenn du mit dem Munde bekennest Jesum, daß er der Herr sei, und glaubest in deinem Herzen, daß Gott ihn von den Todten auferweckt hat, so wirst du selig." Apost. Gesch. **2, 24**: „Gott hat Jesum zu einem Herrn und Christ (Messias, Gottesgesandten und Heiland) gemacht." Offenbar soll dieses „Herr" durchaus nichts anderes bedeuten, als wenn Jesus in anderen Stellen genannt wird „Haupt der Gemeinde" (Eph. **5, 23**), „Herzog der Gemeinde" (Hebr. **2, 10**), „Herzog und Herr" (Matth. **2, 6**). —

Die Apostel waren von Jesu, ihrem Herrn, beauftragt worden, hinzugehen und aller Welt das „Evangelium" zu predigen, d. h. die „Freudenbotschaft" zu verkündigen, daß der von Gott verheißene Heiland in der Person Jesu erschienen sei. Natürlich sollten sie doch diese große Freudenbotschaft ganz, vollständig, klar und unzweifelhaft verkündigen. So sehen wir sie denn auch auftreten und begeistert überall damit anfangen, daß sie Jesum als den erschienenen Heiland und Gottesgesandten verkündigen mit aller Freudigkeit. Den Juden sagen sie das als etwas, das ihnen bereits aus dem A. Testament bekannt sei, den Heiden verkündigen sie es aber als etwas Neues und ihnen noch Unbekanntes, aber beiden sagen sie kein Wort davon, daß Gott selbst Mensch geworden sei, was sie doch, wenn sie es geglaubt, gewiß auch als die Hauptsache betrachtet und mit großem Nachdruck verkündigt, wahrlich aber nicht verschwiegen, oder in etliche dunkle, zweideutige Andeutungen eingehüllt haben würden;

denn sonst würden sie der Welt das rechte Evangelium nicht verkündigt, sondern verborgen haben. Man lese z. B. das 2. Kap. der Apostelgeschichte, wo Petrus zum Erstenmal vor der versammelten Volksmenge eine Bekehrungsrede hält; da predigt er wohl von den Verheißungen im A. Test., und wie sie durch Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, sichtlich erfüllt worden seien, er verkündigt „Jesum von Nazareth den Mann von Gott, unter euch mit Thaten, Wundern und Zeichen bewiesen, welche Gott durch ihn that;" aber darüber hinaus auch kein Wort weiter. Und da Vielen „seine Rede durch's Herz ging," d. h. da sie von der Wahrheit dessen, was Petrus ihnen über Jesu göttliche Sendung gesagt hatte, überzeugt und willig waren ihren Glauben an Jesum zu bekennen, spricht Petrus V. 38 zu ihnen: „Lasse sich ein Jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi!" d. h. darauf, daß er Jesum für den Christ, für den Messias halte; und so wurden damals drei Tausende getauft, welche unmöglich auch nur die geringste Ahnung davon haben konnten, daß in Jesus Gott selbst auf Erden erschienen sei. — Der Apostel Philippus begegnet (Apost. Gesch. 8) einem königlichen Kämmerer, welcher im 53. Kap. des Propheten Jesaias liest, eine Stelle, wo von einem Knecht Gottes, aber kein Wort von einem Mensch werdenden Gott die Rede ist; Philippus sagt ihm, was dort geweissagt sei, sei in Christus zur Erfüllung gekommen. Der Kämmerer nimmt es gläubig an und will getauft seyn. Philippus fragt ihn: „Glaubest du von ganzem Herzen, so mag es wohl seyn." Er aber antwortete: „Ich glaube, daß Jesus ist Christus, Gottes Sohn;" worauf er getauft ward. — Paulus predigt zu Athen (Apost. Gesch. 17, 31), den mit dem Messiasglauben ganz unbekannten Griechen, den Glauben an einen Gott, und an eine von ihm gestiftete Heilsanstalt für die Menschen, „durch einen Mann, in welchem Er es beschlossen hat und Jedem vorhält den Glauben, nachdem er ihn auferweckt hat von den Todten." Wahrlich Paulus hätte den Atheniensern ein falsches Evangelium gepredigt, wenn Christus Gott wäre. Und man wird doch nicht sagen wollen, was Paulus noch weiter hinzugesetzt habe, das stehe eben nicht da, — nein, dies wäre die lächerlichste Behauptung, denn die Apostelgeschichte will gerade erzählen, was die Apostel vornehmlich und haupt-

sächlich gepredigt haben, um die Leute zu bekehren. Und so sehen wir denn auch die Verkündigung von dem Rathschlusse Gottes in der Sendung Jesu als eines Heilandes für die Welt, immer und immer bei ihnen wiederkehren, denn weß ihr Herz voll war, deß ging ihr Mund über; daß sie aber den Leuten nichts von der Menschwerdung Gottes in Jesu sagten, ist der sicherste Beweis, daß sie selbst nichts davon wußten. Hätten sie davon gewußt, hätten sie denn nicht in den allerstärksten, allerbegeistertsten Ausdrücken davon reden, und immer und immer auf dieses große Wunder, auf diesen „Mittelpunkt," diesen „Kern und Stern" des Glaubens zurückkommen müssen, anstatt daß sie immer nur von einem Gesandten Gottes reden und ihn, Petrus wie Paulus, „einen Mann" nennen, wodurch sie ja die Leute ganz mit Gewalt irre geführt hätten?

Wie aber die Apostel nichts gepredigt haben, als die göttliche Sendung Jesu, so haben sie es auch stets für das genügende, vollgültige Kennzeichen eines Christen erklärt, wenn er an die göttliche Sendung Jesu glaube.*) Johannes sagt: „Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus (d. h. Jesus als der Christ oder Messias) ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott geboren" (1. Joh. 4, 2); und: „Welcher nun bekennet, daß Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibet Gott und er in Gott" (1. Joh. 4, 15); und: „Wer da glaubet, Jesus sei der Christ (der Messias), der ist von Gott geboren" (1. Joh. 5, 1). — In allen diesen Stellen wird also das als der rechte Glaube bezeichnet, daß man Jesus für den im A. Test. verheißenen Messias halte, den Gott zum Heiland der Welt verordnet und gesandt habe, aber von dem Glauben an eine Menschwerdung Gottes ist keine Spur zu finden. Ebenso, wenn der Unglaube bezeichnet wird, ist abermals nicht die Rede von Solchen, welche Jesum nicht für Gott halten, sondern die ihn nicht für den Messias halten, und an seine göttliche Sendung nicht glauben. 1. Joh. 4, 3: „Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus (als

*) Wie wenig apostolischen Geist haben daher die heutigen frommen Herren in sich, welche, wenn Einer noch so fest und freudig bekennt: Ich glaube, daß Jesus sei der Christ, der von Gott gesendete Heiland, — dennoch ihn ohne Weiteres für einen „Unchristen," ja wohl gar für einen „Antichristen" und Feind Jesu erklären, wenn er Jesum eben nicht für Gott selbst halten kann.

der) Christ ist in das Fleisch gekommen (d. h. daß in ihm der Messias geboren worden), der ist von Gott, und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus (als der) Christ ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott." — 1. Joh. 2, 22: „Wer ist ein Lügner, ohne der da läugnet, daß Jesus der Christ sei? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn läugnet. Wer den Sohn läugnet, der hat auch den Vater nicht. „Warum? weil diese beide Eins sind, sagen die Orthodoxen. — Aber weit gefehlt, Johannes sagt im folgenden Kapitel ganz anders, warum: „Gottes Zeugniß ist das, daß er gezeuget hat von seinem Sohne. Wer da glaubet an den Sohn Gottes, der hat solches Zeugniß bei ihm. Wer Gott nicht glaubet, der macht ihn zum Lügner, denn er glaubet nicht an das Zeugniß, das Gott zeuget von seinem Sohne." 1. Joh. 5, 9, 10.

So wie die Apostel von einer Gottheit Jesu nichts wissen, die ihn doch wohl richtig kannten, — so wird auch im N. Test. vorausgesetzt, daß auch der Teufel und die Dämonen Jesum wohl gekannt und gewußt haben, wer er sei; diese aber wissen ebenfalls nur, daß er „Gottes Sohn" sei, aber nichts davon, daß er Gott selbst wäre. Luc. 4, 41: „Es fuhren auch die Teufel aus von Vielen, schrieen und sprachen: du bist Christus, der Sohn Gottes. Und er bedrohete sie und ließ sie nicht reden; denn sie wußten, daß er Christus war." (Mark. 3, 11.) Haben sie ihn aber etwa für Gott gehalten, da sie ihn „Sohn Gottes" nannten? Man vergleiche Mark. 5, 7, wo ein Besessener vor Jesu niederfällt und ausruft: „O Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten, ich beschwöre dich bei Gott, daß du mich nicht quälest!" — Indem aber hier der Dämonische Jesum „bei Gott" beschwört, sehen wir sehr deutlich, daß er ihn gewiß nicht für Gott selbst gehalten, obgleich er ihn „Sohn Gottes" nennet: vielmehr geht auch aus diesen, wie aus den schon früher angeführten Stellen klar hervor, daß der Ausdruck Sohn Gottes nichts anders ist, als eine ganz synonyme Bezeichnung des Messias. — Der Teufel selbst wußte gewiß, wer Christus war, und doch hat er ihn versucht (Matth. 4). Er wäre aber doch wahrlich ein äußerst dummer Teufel gewesen, wenn er gewußt hätte, Jesus sei Gott selbst, und hätte dennoch gemeint, er könne ihn in Ver-

suchung führen. Hätte er ihn für Gott gehalten, wie hätte er namentlich so abgeschmackt seyn können, ihn auf einen hohen Berg zu führen, ihm von da aus alle Reiche der Welt zu zeigen, ihn (der Alles geschaffen hat) darnach lüstern zu machen, und ihm (dem Alles gehört) anzubieten, das alles ihm geben zu wollen, wenn er (der Gott) ihn (den Teufel) anbete?!

III. Christus wird im ganzen N. Test. von Gott deutlich unterschieden.

Bald lesen wir „Christus und Gott;" bald „bei, von, vor, durch Gott;" bald heißt es von ihm „sein Gott," bald „der Geliebte Gottes." Mit allen diesen Ausdrücken aber wird auf das Bestimmteste ausgedrückt, daß eben ein Unterschied zwischen Christus und Gott, daß er nicht selbst Gott sei.

a) „Und." 1. Cor. 8, 6. „So haben wir doch nur einen Gott und Vater, und einen Herrn Jesum Christum." — 1. Thess. 2, 11, „Gott, unser Vater und unser Herr Jesus Christus." — 1. Timoth. 2, 5, „denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus." — Hier muß bemerkt werden: 1) es heißt nicht der Mensch Jesus, sondern der Mensch Christus Jesus, d. h. auch als Christus, oder in seiner Messiaswürde, wird Jesus nur als Mensch gedacht. 2) Ich frage die Orthodoxen: auf welche Weise konnte Jesus der Erlöser der Menschen werden? Offenbar, werden Alle sagen, nur dadurch, daß er Gott war; das ist ja gerade die Hauptlehre und der Mittelpunkt ihrer ganzen Theorie. Darum fühlen sie sich auch verpflichtet, den Leuten immer von der Gottheit Jesu zu predigen, weil diese seine göttliche Natur zu erkennen, das Wichtigste ist; weil, wer diese nicht erkennt, auch nicht erkennen kann, daß er der wahrhaftige Erlöser oder Mittler sei. Was sagt nun aber die Bibel. Gerade in der Stelle, wo sie von dem Mittleramte Christi zwischen Gott und den Menschen redet, wo also alles darauf ankam, zu zeigen, daß er nur vermöge seiner zugleich göttlichen und zugleich menschlichen Natur Mittler zwischen Gott und Menschen seyn könne, ja, wo seine göttliche Natur am stärksten hervorgehoben werden müßte, da schweigt die Schrift ganz von dieser, und sagt ganz einfach, „der Mensch

Christus Jesus" (nicht der Gottmensch) sei Mittler zwischen Gott und den Menschen. Was kann deutlicher seyn, als dies? Aber mit sehenden Augen sehen sie nicht! — Wenn ferner Paulus sagt 2. Timoth. 1, 2: „Friede von Gott, dem Vater, und von Jesu Christo unserem Herrn;" so ist dies offenbar so aufzulösen: Friede von Gott, der da ist unser Vater, und von Jesus Christus, der da ist unser Herr (Haupt seiner Gemeinde). So auch 2. Petr. 1, 1: „die Gerechtigkeit, die unser Gott gibt und der Heiland Jesus Christus."

b) „Bei," „von," „mit." — Luk. 2, 52: „Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen." — Apostelgesch. 10, 38: „Gott war mit ihm." Kap. 2, 22: „Jesus, ein Mann von Gott."

c) Sonstige Stellen, in welchen ebenfalls Jesus auf das deutlichste von Gott unterschieden wird. Matth. 27, 46 sagt Christus: „Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen?" und Paulus nennet Gott seinen (Jesu) Gott, Eph. 1, 17: „der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi." — Eph. 1, 6 heißt Christus der „Geliebte" Gottes. Kann man sagen, Gott liebe sich selbst? Warum aber hat ihn Gott geliebt? Weil er sein von Ewigkeit her gezeugter Sohn war, sagen die Orthodoxen; Christus selbst aber sagt es uns ganz anders, Joh. 10, 17: „Darum liebet mich mein Vater, weil ich mein Leben lasse" (für die Menschen). — Matth. 17, 5: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Wird man sagen, Gott habe Wohlgefallen an sich selbst? Nein; daß die Vorstellung dabei eine ganz andere seyn soll, zeigt Matth. 12, 18: „Siehe, das ist mein Knecht, den ich erwählet habe, und mein Liebster, an dem meine Seele Wohlgefallen hat;" dann: „Christus hat sich selbst dargegeben, Gott zu einem süßen Geruch" (Eph. 5, 2). Kann von Gott gesagt werden, er sei sich selbst ein süßer Geruch? — Wie deutlich wird Christus ferner von Gott unterschieden, wenn es heißt, 1. Cor. 3, 23: „Ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes;" oder 1. Cor. 11, 3: „Der Mann ist des Weibes Haupt, Christus aber ist des Mannes Haupt, Gott aber ist Christi Haupt." — „Christus sitzt zur Rechten Gottes," Col. 3, 1; Eph. 1, 21; 1. Petr. 3, 22; Eph. 1, 20. Wohlgemerkt, es heißt hier nicht „zur Rechten des Vaters," sondern

geradezu „Gottes.“ Nicht minder tritt diese Unterscheidung Gottes und Christi hervor, wenn es heißt Tit. **1**, **1**: „Paulus, ein Knecht Gottes, aber ein Diener Jesu Christi;“ oder **1**. Petr. **1**, **21**: „Die ihr durch ihn (durch Christus) glaubet an Gott.“ Ebenso **1**. Petr. **2**, **23**: „Da er litt, stellete er alles dem anheim, der da recht richtet.“ Also Christus stellte seine Sache einem Anderen und Höheren, als er, anheim. So auch, wenn er selbst sagt, Luk. **22**, **42**: „Vater nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Könnte von dem Unterschied eines Willens die Rede seyn, wenn Christus Gott selbst war? Es hilft nichts, daß man sagt, hier redet er nach seiner menschlichen Natur, — eine Person kann keine zwei Willen haben. — Ebenso wenn Christus Mark. **10**, **18** sagt: „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, als der einige Gott;“ oder wenn Christus Matth. **10**, **33** ausspricht: „Wer ihn bekenne oder verläugne vor den Menschen, den wolle er auch bekennen oder verläugnen vor seinem himmlischen Vater;“ womit er Gott nicht allein bestimmt von sich unterscheidet, sondern ihn auch deutlich als den Größern und Höheren bezeichnet. Die schlagendste Stelle in dieser Beziehung ist aber Joh. **17**, **3**, wo Christus sagt: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen.“ Wen erklärt Christus hier für den allein wahren Gott? Antwort: den **Vater**, denn von ihm redet, zu ihm betet er, ihn nennt er ausdrücklich im Anfang dieses seines Gebetes (V. **1**). Wenn nun aber der Vater hier für den allein wahren Gott erklärt wird, und dabei zugleich auch ausdrücklich vom „Sohn“ die Rede ist, für welchen sich Jesus erklärt, so ist es doch gewiß, daß der Sohn nicht für Gott erklärt wird. Vielmehr ist es hier sonnenklar, für Wen Jesus, als „Sohn Gottes,“ gelten will, — für Christus, für den Messias; und der Sinn der ganzen Stelle ist: darin bestehet das Heil der Menschen, daß sie den einen Gott und Vater, und zugleich Jesus, als Christus, als den Messias, als den Gottgesendeten Heiland erkennen.

IV. Christus ist von Gott abhängig.

1. Er ist von Gott gesendet, d. h. er tritt auf, lehrt und handelt in eines Höheren Namen.

Luk. **4**, **43**: „Jesus aber sprach zu ihnen (seinen Jüngern): Ich muß das Evangelium predigen vom Reich Gottes, denn dazu

bin ich gesandt." — Joh. 6, 29: „Das ist Gottes Werk, daß ihr glaubet an den, den er gesandt hat." — Matth. 10, 40: „Wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat." Sollte Jemand aber sagen: Ja, gerade daraus sehen wir, daß der, welcher gesandt ist, mit dem, der ihn gesandt hat, Einer und derselbe ist, weil, wer den Gesandten aufnimmt, auch den Sendenden aufgenommen hat, — so möge man nur den ganzen Vers lesen; der lautet aber: „Wer euch (die Apostel) aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat." Nun wird aber deßwegen Niemand einfallen zu sagen, Christus und seine Jünger seien eine und dieselbe Person. Man sieht vielmehr, wie Christus hier sein Verhältniß zum Vater nimmt. Wie er die Apostel sendet, daß sie nicht in ihren, sondern in seinem Namen lehren; ebenso betrachtet er sich auch vom Vater gesendet, wie er überdies auch selbst ausdrücklich sagt, Joh. 19, 21: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." — Luc. 10, 16: „Wer mich verachtet, verachtet Den, der mich gesandt hat;" denn wer z. B. einen königlichen Gesandten verachtet, der gibt damit diese Verachtung nicht blos gegen ihn, sondern auch gegen den König, in dessen Namen er dasteht, zu erkennen. — Joh. 6, 40: „Das ist der Wille dessen, der mich gesandt hat." Joh. 7, 33: „Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat." Röm. 8, 3: „Gott sandte seinen Sohn." (Gal. 4, 4; Joh. 4, 9). — Noch bedeutungsvoller ist Joh. 7, 17: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat." Hier unterscheidet sich Christus also durch ein „nicht mein, sondern," auf das Schärfste von Dem, der ihn gesandt hat. Und wenn man sagen wollte: Ja, Jesus redet hier nach seiner menschlichen und nicht nach seiner göttlichen Natur, so frage ich: Sehet ihr denn „seine Lehre," von welcher hier die Rede ist, als ein Product seiner menschlichen, oder seiner göttlichen Natur an? Nur gemäß der letzteren konnte er ja göttliche Dinge wissen und offenbaren. Aber ihr saget, die beiden Naturen dürfen nicht getrennt gedacht werden. Ja freilich nicht; hier ist es, wo ihr euch selber fanget. Wenn Christus hier sagt „meine Lehre," so redet er von sich, als von einem Individuum (d. h. einem einigen, untheilbaren Wesen), von einem Ich. So wenig nun zwei Iche in einer Person vorhanden

seyn können, sondern wenn Einer „Ich" sagt, er eben sich, den ganzen Menschen, meint; so auch wenn Einer „mein" sagt, bezeichnet er damit sich selbst schlechthin. Wenn daher Christus sagt: „meine Lehre ist nicht mein, sondern Deß, der mich gesandt hat," — so stellt er hier sich selbst in einen entschiedenen Gegensatz mit Dem, der ihn gesandt, und wenn er sich doch bewußt gewesen wäre, mit Diesem Einer und derselbe zu seyn, so hätte er mit diesem Ausspruche (wie mit vielen anderen ähnlichen) die Welt gleichsam mit Gewalt in die Irre geführt, und seine Gottheit, an die man doch glauben sollte, der Welt nicht offenbart, sondern verhüllt. —

2. Alles Höhere, was ihm zugeschrieben wird, ist ihm von Gott gegeben („verordnet," „gesetzt," „empfangen" rc. rc.).

Joh. 3, 35 sagt Jesus: „Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm Alles in seine Hand gegeben." Luc. 10, 22: „Es ist mir alles übergeben von meinem Vater." — Wir fragen die Orthodoxen: Braucht's der Sohn, daß es ihm von dem Vater übergeben werde, wenn er selbst Gott und dem Vater gleich ist? Oder wollet ihr euere gewöhnliche Ausflucht gebrauchen, hier sei auch wieder eben nur von der menschlichen Natur Jesu die Rede, so werdet ihr doch selbst sehen, daß dies durchaus nicht geht, denn nach seiner menschlichen Natur war ihm doch gewiß nicht Alles übergeben, — nämlich in dem Sinne, wie die Orthodoxen dies „Alles" nehmen. — 1. Joh. 3, 2 sagt Nikodemus ganz richtig (und offenbar auch mit Billigung des Evangelisten) zu Jesu: „Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm." Es wird also das Verhältniß Jesu zu Gott so angesehen, daß er nicht Gott selbst, sondern daß Gott nur mit ihm gewesen, d. h. ihm höhere Kräfte, als anderen Menschen mitgetheilt habe. Jesus selbst bestätigt dies mit den allerstärksten Ausdrücken Joh. 5, 19: „Wahrlich! wahrlich! ich sage euch, der Sohn kann nichts von ihm selbst thun!" und V. 30 nochmals: „ich kann nichts von mir selbst thun!" Wenn nun die heutigen Orthodoxen sagen: der Vater und der Sohn sind einander vollkommen gleich, — Jesus dagegen sagt: „der Sohn kann nichts von sich selbst thun," — so sehen wir eben, daß Jesus durchaus nicht die orthodoxe Ansicht vom Sohne Gottes

gehabt habe, und daher heut zu Tage von einer manchen theologischen Fakultät oder Kirchenbehörde nicht für rechtgläubig erklärt werden würde. — Joh. 15, 15: „Alles was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kund gethan.“ Also sagt Christus hier, er habe seine Erkenntnisse empfangen, — von wem? „vom Vater;“ allein wenn auch hier wieder seine „menschliche Natur“ vorgeschoben werden will, so könnte er doch auch nach dieser nichts vom Vater empfangen haben, sondern würde es als Mensch seiner zweiten, göttlichen Natur verdanken. Aber freilich denkt Jesus so wenig, wie seine Apostel, an diese spitzfindigen Distinctionen, sondern wie er selbst, so reden auch seine Apostel ganz einfach aus dem Bewußtseyn, er sei Mensch gewesen und verdanke alles Höhere, was ihn vor anderen Menschen auszeichnete, Gott, der es ihm gegeben. Apostelgesch. 2, 36 sagt Petrus: „So wisse nun das ganze Haus Israel, daß Gott diesen Jesum zu einem Herrn und Christ (Messias) gemacht hat.“ — Matth. 12, 18: „Ich will meinen Geist auf ihn legen.“ — Apostelgesch. 10, 38: „Gott hat Jesum von Nazareth gesalbet mit dem heiligen Geist und mit Kraft.“ Kap. 2, 24: „Er ist durch die Rechte Gottes erhöhet.“ 2. Petr. 1, 17: „Er empfing von Gott Preis und Ehre.“ Joh. 17, 22. 24: Gott hat ihm die Herrlichkeit „gegeben.“ Apostelgesch. 10, 42: „Er ist von Gott verordnet, ein Richter der Lebendigen und der Todten.“ Col. 3, 1: „Gott hat ihn gesetzt zu seiner Rechten.“ — Die Offenbarung Johannes fängt gleich damit an, V. 1: „Dies ist die Offenbarung Jesu Christi, die ihm Gott gegeben hat, seinen Knechten zu zeigen, was in der Kürze geschehen soll.“ Wie in aller Welt hätte Einer, der Jesum für Gott selbst hielt, sein Buch so anfangen, und mit diesen ersten Worten gleich von vornherein die Leser unvermeidlich auf einen ganz falschen Standpunkt rücken können? Allein wir sehen, wie hier im ersten Vers, so durch die ganze Offenbarung Johannes hindurch diesen Standpunkt der entschiedenen Unterordnung Jesu unter Gott überall festgehalten. — Wenn es ferner von Jesu heißt (Matth. 36, 27; Mark. 8, 38): „Wenn er kommt in der Herrlichkeit seines Vaters,“ so ist hier wieder klar, daß alle Herrlichkeit, welche Christus je besitzen wird, nicht aus seiner ureigenen Natur herfließe, sondern ihm vom Vater gegeben werde; wie konnte aber dies ge-

sagt werden, wenn er, als Sohn, an und für sich selbst dem Vater gleich wäre, und alle Herrlichkeit in, durch und aus sich selbst eben so gut, wie der Vater, besäße? — Die Orthodoxie befindet sich auf diese Weise in dem größten Widerspruch mit sich selbst und mit der Bibel; denn sie, die Orthodoxie, behauptet, die Erlösung der Menschen sei nur dadurch möglich gewesen, daß Gott Mensch geworden sei. Wozu wäre denn nun aber diese Menschwerdung Gottes gewesen, wenn Christus, ungeachtet er wahrhaftiger Gott war, sich demohngeachtet immer an einen Anderen, nämlich an den Vater, wenden mußte? Es hilft gar nichts, daß man sagt, er habe dies nur nach seiner menschlichen Natur gethan, denn da bleibt immer wieder die Frage übrig, wozu hatte sich denn die, dem Vater doch vollkommen gleiche, zweite Person in der Gottheit mit ihm verbunden, wenn er außerdem noch des Beistandes der ersten Person bedurfte; — und warum wendet er sich auch nie an die dritte, an den heiligen Geist? — Eine Hauptstelle gehört noch hierher, Phil. **2**, 8—**10**: „Er erniedrigt sich selbst und ward gehorsam bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuze; darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist." Offenbar ist hier der höchste Würdename Jesu, „Sohn Gottes," gemeint; nun heißt es aber hier nicht allein, dieses sei ein „Name," der ihm „gegeben," beigelegt worden sei, also nicht durch seine eigene Natur schon von Ewigkeit ihm zukomme, — sondern es steht hier auch zugleich dabei, warum Gott Jesu diesen Namen gegeben habe; er habe ihn nämlich dessen würdig gefunden, weil er ihm gehorsam gewesen sei bis zum Tode; weil er gehorsam sich selbst erniedrigt, darum habe ihn Gott erhöhet; damit wird also die Erhöhung Jesu bezeichnet nicht als etwas ihm, seinem Wesen nach, Eigenes, sondern als ein ihm zum Lohn Gegebenes. — Auf diese Stelle werden wir übrigens nochmals zurückkommen, um sie in ihrem ganzen Zusammenhange zu betrachten.

3. Jesus ist von Gott auferweckt worden.

Nämlich überall heißt es, nicht Christus selbst sei aus eigener göttlicher Macht aus dem Grabe hervorgegangen, sondern Gott habe ihn von dem Tode erweckt. Eph. **1**, **20**: „Gott hat Christum von den Todten auferweckt." Apostelgesch. **2**, **22**: „Denselben hat Gott

auferweckt;" so auch 1. Petr. 1, 21. — Röm. 10, 9: „Wenn du mit deinem Munde bekennest Jesum, und glaubest, daß ihn Gott von den Todten auferweckt hat, so wirst du selig." — Gleiches geht auch hervor aus 1. Cor. 15, 9: „denn wenn die Todten nicht auferstehen, so ist auch Christus nicht auferstanden." Wird hier nicht Christus ganz den Menschen gleichgestellt? denn wenn er ihnen nicht gleichgestellt würde, wie könnte dann gesagt werden, etwas, was bei ihnen nicht stattfinde, könne auch bei ihm nicht stattgefunden haben? Nein, so konnte Niemand reden, der Jesum für Gott hielt, vielmehr ist offenbar, wer so von ihm redete, der hat ihn für einen wahren Menschen, aber nicht zugleich auch für einen wahren Gott gehalten.

4. Jesus ist Gott gehorsam und unterthan.

1. Cor. 11, 3: „Gott ist Christi Haupt." Phil. 2, 9: „Er ward Gott gehorsam bis zum Tode;" vergl. auch Röm. 5, 18. — Joh. 14, 31: „Ich thue, was mir der Vater geboten hat." Joh. 10, 18: „Solches Gebot habe ich empfangen von meinem Vater." — Joh. 4, 34: „Das ist meine Speise, daß ich den Willen thue meines Vaters im Himmel." — Er will, man soll nicht ihm, sondern Gott gehorchen. Matth. 7, 21: „Es werden nicht Alle, die zu mir Herr Herr sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel." Matth. 20, 23: „Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken stehet nicht mir zu, sondern wem es bereitet ist von meinem Vater im Himmel." — Alle diese Stellen sind klar genug; aber eine für das orthodoxe System wahrhaft niederschmetternde Stelle ist 1. Cor. 15, 27, 28: „Denn „er (Gott) hat ihm (Christus) alles unter seine Füße gethan. Wenn „er aber sagt, daß es alles unterthan sei, ist es offenbar, daß ausgenommen ist, der ihm alles untergethan hat. Wann aber alles „ihm (Gott) unterthan seyn wird, alsdann wird auch der Sohn „selbst unterthan seyn Dem, der ihm Alles untergethan hat, auf „daß **Gott** sei Alles in Allem." Man merke hierbei auf folgende Punkte: 1) Wenn Paulus hier sagt „ausgenommen," so will er dabei das Mißverständniß abschneiden, als habe er Jesum, welchen er über Alles stellt, damit auch über Gott gestellt, — nein, sagt er,

denn es ist ja „offenbar," daß der, welcher Einem etwas untergethan hat, nicht kleiner, sondern im Gegentheil jedenfalls größer seyn muß. Und im folgenden Satze spricht er nun gerade im Gegentheil aus, daß Christus, obgleich ihm alles unterthan sei, doch selbst wieder Dem unterthan sei, der ihm alles untergethan habe. 2) Wenn aber die Orthodoxen überall, wo der Vater für größer erklärt wird (z. B. Joh. 14, 28: „Der Vater ist größer, denn ich"), — dadurch eine Ausflucht suchen, daß sie sagen, in solchen Stellen sei nur von der menschlichen Natur Jesu die Rede, so wird ihnen diese Ausflucht hier ganz abgeschnitten, denn hier redet Paulus von einem Unterthanseyn Jesu, nicht während seiner irdischen Niedrigkeit, sondern in seiner höchsten, himmlischen Herrlichkeit. Aber man hat auch da Rath gewußt, und hat herausgeklügelt, daß eben Christus seine menschliche Natur mit in den Himmel genommen, und auch dort noch wahrer Mensch und wahrer Gott zugleich sei, und so könne denn auch von ihm gesagt werden, daß er zugleich Gott gleich, und dabei doch auch Gott unterthan sei. Sagen wir nun: das begreife wer da kann! — so antworten Jene siegesfreudig: „Ja, begreifen kann das eben Niemand, aber wer will die Tiefen der Gottheit ergründen?" Entgegnen wir nochmals: aber es handelt sich hier nicht um etwas Unbegreifliches, sondern um etwas Unmögliches, weil sich selbst Widersprechendes, — so ist die Antwort auch wieder schnell bei der Hand: „was unserer Menschenvernunft widersprechend zu seyn scheint, ist darum noch bei Gott kein Widerspruch," — und so entschlüpfen sie uns, glatt wie ein Aal; mit bloßen Vernunftbeweisen ist durchaus nichts bei ihnen auszurichten, da sie einmal keine Vernunft annehmen. Aber dennoch soll ihnen alles dies bei dieser Stelle nichts helfen; hier müssen sie sich unter ein „Es stehet geschrieben!" gefangen geben; denn 3) ist genau auf den logischen Zusammenhang des Schlußsatzes in unserer Stelle, und auf jedes Wort darin zu merken. Dort heißt es aber: „Wenn aber Alles ihm unterthan seyn wird, alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan seyn Dem, der ihm Alles untergethan hat, auf daß Gott sei Alles in Allem." Hier wird also „Gott" geradezu Jesu entgegengesetzt, nicht etwa „der Vater," sondern schlechthin „Gott" wird von dem Sohne unterschieden, und zwar in dem schärfsten Gegensatze, denn es heißt, wenn

Alles Gott unterthan sei, so werde auch Der, welcher von Gott über Alles gesetzt, so werde auch der Höchste von Allem („ausgenommen" Gott) Gott unterthan seyn, „auf daß Gott sei Alles in Allem." Dieses „auf daß" besagt aber unwidersprechbar, es sei nothwendig, daß auch Christus Gott unterthan sei, damit Gott allein der Herr, und Alles in Allem sei. Nicht umsonst ist dieser starke Ausdruck „Alles in Allem" gebraucht. Derselbe schließt offenbar mit allen andern Dingen und Wesen auch Christus, den Sohn Gottes, ein, im Gegensatz zu Gott, dem alleinigen Gott und Weltenherrn. Und mit Absicht hebt hier Paulus hervor, daß Gott, Gott ganz allein der Herr sei, damit in den vorhergehenden Versen, wo von der Jesu übertragenen großen Macht und Herrlichkeit die Rede war, die allerdings, nach jener Beschreibung, menschlichen Blicken wie die eines Gottes erscheinen muß, — damit nun aber einem Mißverständnisse dieser Art vorgebeugt werde, — dies ist ganz offenbar der Grund, warum hier Paulus in diesen zwei Versen (27 u. 28) so bestimmt sagt, daß Christus auch in der höchsten Herrlichkeit dennoch Gott unterthan sei und bleibe, und so demonstrirend auseinander setzt, wie und warum dies so und nicht anders seyn könne. Auf das Entschiedenste hat Paulus sich hier vor einem Gleichsetzen Jesu mit Gott verwahrt, und mit bewußter Absichtlichkeit verwahren wollen; auf das Bestimmteste hält er hier an der alten mosaischen strengen Einheit Gottes fest; auf das Schärfste spricht er aus, daß der einige und alleinige Gott, wie er bisher von den Israeliten geglaubt worden, daß er auch im Christenthum, wie hoch Christus auch zu stellen, dennoch der einige und alleinige Gott sei und bleibe.

Diese einzige Stelle ist hinreichend, um die ganze Theorie von der Dreieinigkeit aus dem Felde zu schlagen, und wir hätten unsere Behauptung „von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel" mit dieser einzigen Stelle erweisen können, oder könnten wenigstens unsere Abhandlung hier beschließen. Denn möchte sonst noch in der Bibel stehen, was da wollte, sie müßte sich selbst widersprechen, wenn sie in anderen Stellen die Gottheit Jesu lehrte, da diese hier auf das Bestimmteste verworfen wird. Allein wir setzen unsere Untersuchung fort, theils um aus einer großen Masse von Bibelstellen zu zeigen, wie das in allen Büchern der heil. Schrift wehende Bewußtseyn

nichts von der Gottheit Jesu weiß, und anderntheils, um hernach den wahren Sinn derjenigen Stellen zu erklären, in welchen die Gottheit Jesu ausgesprochen zu seyn scheint.

(Fortsetzung folgt.)

61.
Gesuch der Deutsch-Katholiken in Neustadt a. H. an die hohe Ständeversammlung zu München, um die staatliche Anerkennung der neuen Kirche zu erbitten.

Hohe Kammer der Abgeordneten!

Den verehrten Mitgliedern einer hohen Ständeversammlung kann die gewaltige reformatorische Bewegung nicht entgangen seyn, welche, lange in den Gemüthern vorbereitet, im Anfang vorigen Jahres in Deutschland sich zu regen begann, und jetzt schon durch alle Theile unseres Vaterlandes so weit gediehen ist, daß die Bekenner des gereinigten Glaubens nach Hunderttausenden gezählt werden und sich täglich neue Gemeinden bilden.

In Bayern waren es zuerst die ehrerbietigst Unterzeichneten, welche am 3. April vorigen Jahres zusammentraten, und sich sofort zu einer deutsch-katholischen Gemeinde constituirten; sie wurden aber durch polizeiliche Maßregeln an der weitern Fortbildung ihrer Gemeinde verhindert, und so ist nun schon ein volles Jahr verschwunden, in welchem sie unter dem größten Religionsdrucke seufzen, indem sie nur auf ihre Hausandacht beschränkt waren, und es fortwährend noch sind.

Unter dem 6. des vorigen Monats haben wir uns, von diesem religiösen Drucke überwältigt, mit einem Gesuche, unserer Kirche die staatliche Anerkennung zu ertheilen, an hohe Königliche Regierung der Pfalz gewandt, worauf aber bis jetzt noch keine Entschließung erfolgt ist. Diese Eingabe liegt unter Ziffer 1 abschriftlich bei.

Unsere Gemeinde in Neustadt ist jetzt 240 Seelen stark. Unter ihnen befinden sich Männer aus allen Ständen, der verschiedensten Bildung und politischen Meinungen und Richtungen, denn es ist

unsere kirchliche Vereinigung eine reine religiöse, die jede politische Meinung aus ihrem Schooße ausschließt, und Männer, die sich vielleicht vor einem Jahre feindlich gegenüber standen, hat die Religion der Eintracht und der Liebe wieder zusammen geführt.

Wie in Neustadt, so haben sich auch in Frankenthal, Grünstadt rc. Deutsch-Katholiken gebildet, und an manchen andern Orten sollen ähnliche Gemeinden im Entstehen begriffen seyn.

Die gemeinsame Grundlage der Glaubens-Bestimmungen und der Verfassung der zur ursprünglichen katholischen Reinheit zurückgekehrten deutschen Gemeinden bilden die Beschlüsse der unterm 26. März vorigen Jahres zu Leipzig abgehaltenen deutschen katholischen Kirchenversammlung, welche dieser Eingabe unter Ziffer 2 gedruckt beigeschlossen sind.

Das durch diese Synode aufgestellte Glaubensbekenntniß ist in demselben Heftchen, pag. 25, zu ersehen. Dasselbe ist auch von uns, sowie beinahe von allen übrigen deutschen Gemeinden angenommen worden.

Was ist an diesem Glaubensbekenntnisse Unchristliches, da dessen Christlichkeit von manchem unserer Gegner in Frage gestellt wird? Es ist schon in der vereinigenden Tendenz der deutsch-katholischen Kirche begründet, dem Glaubensbekenntnisse die möglichst weiteste Fassung zu geben, und nur das allgemein Christliche darin zu bezeichnen. In dem festen Vertrauen auf die ewig siegreiche Kraft der göttlichen Wahrheit hat die deutsch-katholische Kirche „Liebe und Duldung" der religiösen Auffassungsweise zu ihrem obersten Grundsatze gemacht, und jeder christlich religiösen Richtung Raum verstattet, sich auszubilden und sich geltend zu machen. Dies kann ja in den andern Kirchen kein äußerer Druck und kein eng begränztes Glaubensbekenntniß verhindern; unsere Kirche will nur, daß in ihr ohne Druck und Anfeindung geschehen kann, was in den andern unter Bewegungen stattfindet, in denen die christliche Liebe und Duldung nur gar zu oft vergessen wird. Die supernaturale und die rationale Auffassungsweise sind in unserer Kirche ebenso, wie in den andern, neben einander; wir wollen durch unser Glaubensbekenntniß keine von beiden besonders berechtigen oder bevorzugen, aber auch keine verdrängen und ausschließen, sondern eben durch die weite

Fassung des Bekenntnisses es möglich machen, daß die Christen aller Richtungen sich gegenseitig anerkennen und lieben, damit der Ausspruch des göttlichen Stifters des Christenthums wahr werde: „daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr Liebe unter einander habt."

Was unsere protestantischen Brüder anbelangt, so werden uns diese nicht verweigern wollen, was sie für sich begehren; wir können überhaupt nicht glauben, daß die Bekenner der bestehenden christlichen Confessionen die Absicht haben können, uns um unserer religiösen Ueberzeugung willen zu bedrücken. Unsere protestantischen Brüder werden nicht das Prinzip der Religionsfreiheit, das sie mit so großer Entschiedenheit für sich in Anspruch genommen haben, nunmehr gegen uns verläugnen wollen? Dieselben haben es oft und schwer beklagt, wenn da oder dort ihre Glaubensgenossen, um ihrer Religion willen Verfolgungen zu dulden hatten, oder ihnen die Ausübung ihres Gottesdienstes versagt, oder erschwert worden ist. Wie wird es ihnen möglich sein, jetzt ihre Zustimmung zu ähnlichen Bedrückungen gegen die deutsch-katholischen Glaubensgenossen zu geben?

Die Glieder der Kirche aber, von der wir uns losgesagt, weil wir mit unserem Glauben ihr nicht mehr angehört, werden sie uns deßhalb wehe thun wollen?

Wir ehren die Ueberzeugung unserer römisch-katholischen Brüder, welche es mit ihrem Gewissen vereinbar finden, in ihrer Kirche zu bleiben; wir ehren die religiöse Ueberzeugung in Jedem, der es redlich meint. Aber eben darum erwarten wir auch von denselben, daß sie es uns nicht zumuthen werden, äußerlich zu bekennen, was wir nicht mehr glauben können, und uns darum nicht bedrücken wollen, weil auch wir unserem Gewissen folgen. Ja, sie werden anerkennen müssen, daß jeder Glaubenszwang, der subtile, durch Entziehung von Rechten, die jedem Bürger theuer sind, wie der grobe, durch Inquisition, Scheiterhaufen ꝛc., niemals, weder der Religion, noch der Kirche gute Früchte gebracht hat. Möglich, daß wir vielleicht im Irrthume seyn können, man wird aber auch einsehen, daß das nicht der Weg ist, uns von unserer Ueberzeugung abzubringen, wenn man uns behandelt als ausgestoßene und un-

würdige Glieder des Staats, und vor den Bekennern der andern Confessionen gleichsam brandmarkt.

Aus dem Vorgetragenen wolle hohe Kammer entnehmen, wie weit unsere Sache gediehen ist, insofern ihre Entwickelung von uns selbst abhing, und daß nun eine Feststellung unserer staatsbürgerlichen Verhältnisse nothwendig geworden. Eine solche Feststellung und Ordnung ist in doppelter Beziehung nothwendig, einmal hinsichtlich des Verhältnisses eines Einzelnen zu den Staatseinrichtungen, und sodann hinsichtlich des Verhältnisses unserer Gemeinden und der Gesammtheit derselben zum Staate.

Es ist demnach vor allen Dingen nöthig, daß dem §. 8 unserer Constitution, der jedem Einwohner des Reichs vollkommene Gewissensfreiheit, und in Ansehung der Art ihrer Gottesverehrung gleichen Schutz zusichert, im Einklang mit dem Artikel 16 der deutschen Bundesacte, der jedem Landeseinwohner, der sich zu einer christlichen Religionspartei bekennt, gleiche bürgerliche und politische Rechte gewährt, dadurch Folge gegeben werde, daß:

1) der deutsch-katholischen Kirche die staatliche Anerkennung ertheilt werde, daß die deutsch-katholischen Vereine und Gemeinden berechtigt sind, ständige Geistliche mit Vorwissen und Genehmigung der Staatsregierung anzustellen, und wo es an denselben mangeln sollte, auswärtige vorübergehend zu berufen;

2) daß die Deutsch-Katholiken ihren Gottesdienst durch ihre Geistliche eben so öffentlich, wie die andern Religionsparteien abhalten lassen, und da sie zur Zeit noch keine Kirchen besitzen, denselben auch in den Kirchen anderer Confessionen halten dürfen, wenn die Gemeinden und Eigenthümer dieser Kirchen sie denselben dazu einräumen;

3) daß unsere Geistlichen die religiösen Handlungen, als Taufen, Confirmationen, Eheeinsegnungen und Beerdigungen vornehmen dürfen. Denn wollte man dieses Geschäft der römisch-katholischen Geistlichkeit überlassen, so würde daraus leicht Aergerniß entstehen, und der Zwiespalt nur noch heftiger entbrennen.

4) Was den Schulunterricht der Kinder betrifft, so möge uns frei gestellt sein, unsere schulpflichtigen Kinder — bis wir eigene Schulen haben werden — in die katholische oder protestantische Volks-

schule zu schicken, jedoch den Religionsunterricht durch unsere Geistlichen, oder von uns angestellte Religionslehrer verrichten zu lassen. Gleiches möge auch der Sonntagsschule gelten.

5) Hinsichtlich der Eidesbelehrung möge dieselbe in Gemeinden, wo wir keine eigene Geistliche besitzen, den evangelischen Pfarrämtern überwiesen werden.

6) Wolle uns das Recht zuerkannt werden, wie jeder andere christliche Bayer zu allen Gemeinde-, Staats- und Militärstellen und Aemtern Zutritt zu haben; überhaupt daß wir ganz gleiche Rechte mit den andern christlichen Confessionen genießen, indem wir auch gleiche Lasten mit ihnen tragen, und von Gott, dem Allmächtigen, mit gleichen Rechten und Ansprüchen, wie sie, geschaffen sind.

7) Wolle erkannt werden, daß kein Angestellter wegen des Uebertritts zu unserem Glaubensbekenntnisse irgend einen Nachtheil erleide.

Dies sind die Punkte, um deren Gewährung wir ehrerbietigst nachsuchen.

Obgleich durch eingetretene Polizeimaßregeln es uns bisher unmöglich war, die würdige Feier eines öffentlichen Gottesdienstes vorzunehmen, so schreitet indeß unsere Sache, wie in ganz Deutschland, so auch in der Pfalz vorwärts. Die Lehre des Friedens und der Liebe, die wir verkünden, anstatt Glaubenshaß und Verdammung, hat uns die Brüderarme unserer evangelischen Mitchristen geöffnet, und Tausende, die jetzt noch dem Namen nach zu einer oder der andern Kirche gehören, im Herzen sich aber längst von ihr losgesagt haben, sind bereit, dem Zuge ihres Herzens zu folgen, und ihr Glaubensbekenntniß, wie wir, öffentlich abzulegen, sobald sie sicher sind, keine Beeinträchtigung ihrer staatsbürgerlichen Rechte befürchten zu müssen. Mit freudigem, ermunterndem Zurufe begrüßen alle Denkenden unseres Vaterlandes die neue kirchliche Bewegung, ja wir dürfen sagen, das deutsche Volk hat unsere Sache zu der seinigen gemacht, indem es eine neue und nothwendige Entwickelungsstufe in seinem weltgeschichtlichen Gange erblickt.

Es ist Pflicht der Gesetzgebung, dieser gewaltigen Bewegung im Staate Raum und Strombett anzuweisen. Möchten doch die Fürsten und Mächtigen der Erde endlich auch die Stimme der Ge-

schichte und des Volkes achten, und den Völkern das Kleinod der wahren Religion wiedergeben! Sie allein sollten es, denn sie sind zu Hütern und Wächtern am heiligen Tempel Gottes und Christi berufen. Die Heerde folgt stets der Stimme ihrer Hirten und kann nur da Weide finden, und nur da sich laben, wo sie von diesen zur reinen Quelle geführt wird.

Wir halten es daher der Menschenwürde, wie der Gerechtigkeit entsprechend, daß eine hohe Kammer sich bei Seiner Majestät dem Könige, unserem allverehrten Monarchen gütigst auf gesetzlichem Wege verwenden möge, um ein Gesetz in Bezug unserer Angelegenheiten zu erlassen, worin unsere Berechtigungen ausgesprochen, und uns ausdrücklich zugesichert werden.

In dem festen Vertrauen, verehrliche Ständeversammlung werde uns Ihren hohen Schutz angedeihen lassen, und unsere gerechte Bitte zur Erledigung bringen, verharren wir in aller Ehrfurcht und Hochachtung

Einer hohen Kammer der Abgeordneten

ergebene und unterthänige

Deutsch=Katholiken.

(Auf dem Original sind 74 Unterschriften.)

Anschluß der Gemeinde Frankenthal.

Die ehrerbietigst unterzeichneten Deutsch=Katholiken der Gemeinde Frankenthal sind mit vorstehendem Gesuche der Gemeinde Neustadt vollkommen einverstanden, und stimmen dem Inhalte in jeder Beziehung bei, vereinigen daher ihre Bitte mit der ihrer obigen Glaubensbrüder, und ersuchen eine hohe Kammer der Abgeordneten, unsern gemeinschaftlichen Antrag zu berücksichtigen und bei S. M. dem Könige auf gesetzlichem Wege unsere Anerkennung zu bewirken.

Einer hohen Kammer der Abgeordneten

ergebene und unterthänige

Deutsch=Katholiken.

Frankenthal, den 20. April 1846.

(28 Unterschriften.)

An obiges Gesuch reihen sich ferner mehrere Petitionen protestantischer Gemeinden der Pfalz, um Anerkennung der Deutsch=Katholiken, mit einer Gesammtzahl von 1267 Unterschriften. Von

verschiedenen protestantischen Gemeinden sind die Petitionen noch nicht eingetroffen, und sollen nachträglich eingesandt werden. Sämmtliche Papiere giengen mit folgendem Schreiben an die Abgeordneten der Pfalz nach München:

An sämmtliche verehrte Abgeordnete der Pfalz, mit Ausnahme des Herrn Pfarrers Riede, in München!

Da es in allen Theilen unseres deutschen Vaterlandes, dessen Staaten sich einer ständischen Verfassung erfreuen, immer von hoher Wichtigkeit, sowie von glücklichem Erfolge war, die heilige, bedeutungsvolle Sache des Deutsch-Katholizismus vor das Forum der betreffenden Kammern zu bringen, so wagen auch wir es, uns an Sie, edle Vertreter des bayerischen Volkes zu wenden, mit der freundlichen Bitte, unsere hochwichtige, heilige Angelegenheit, welche für die Gegenwart, sowie für die Zukunft unseres Vaterlandes und für die Zukunft unserer Familien von überaus großer Wichtigkeit ist, zu Ihrer gemeinsamen Sache zu machen, und deren Vertheidigung Ihr Talent und Ihre Thatkraft zu widmen. Möchten Sie aus Ihrer Mitte einen verehrten Herrn Abgeordneten wählen, welcher die Sache überreicht und bei Vorkommen auf Ihre aller Unterstützung rechnen kann.

Demzufolge haben wir die Ehre, Ihnen unsere Petition, mit 74 Unterschriften versehen, zu überreichen. Unsere Gemeinde ist sehr im Zunehmen begriffen, die Unterzeichner sind meistens Familienväter, so daß die Zahl der hiesigen Deutsch-Katholiken sich auf circa 240 Seelen beläuft. Unsere Eingabe an eine hohe königl. Regierung vom 6. März d. J., worauf wir uns in unserer Petition bezogen haben, finden Sie unter Nr. 1, a, sowie die Beschlüsse des Leipziger Concils unter Nr. 2, a, beigefügt. Wir ließen die Deutsch-Katholiken von Frankenthal sich unserer Eingabe anschließen, am Schlusse derselben finden Sie ihren Beitritt mit 28 Unterschriften, man gab uns die Versicherung, daß sich dieselben unter heutigem Tage zu einer Gemeinde constituiren werden.

Sodann empfangen Sie 17 gleichlautende Petitionen der protestantischen Gemeinden: 1) Neustadt mit 178 Unterschriften, 2) Grünstadt mit 164, 3) Pirmasenz mit 131, 4) Bergzabern mit 119,

5) Dürkheim mit 114, 6) Frankenthal mit 99, 7) Landau mit 72, 8) Kirchheimbolanden mit 64, 9) Rockenhausen mit 62, 10) Anweiler mit 55, 11) Lautern mit 44, 12) Haßloch mit 40, 13) Lambrecht mit 36, 14) Mußbach mit 33, 15) Rhodt mit 23, 16) Sembach mit 23, 17) Lauterecken mit 10, zusammen mit einer Gesammtzahl von 1267 Unterschriften zu Gunsten der Deutsch-Katholiken, wie Sie aus dem Inhalte ersehen werden. Dieselben sind alle nur von der bessern Classe der Bürger unterzeichnet, sonst hätten wir eine Masse von Unterschriften mehr liefern können. Von verschiedenen Städten haben auch noch solche Eingaben einzulaufen, da wir aber mit der Absendung unserer Reclamationen nicht länger zögern wollten, indem es hohe Zeit ist, die Sache Ihrer Vermittlung zuzuwenden, so werden wir die noch einlaufenden Petitionen nachträglich einsenden. Sie sind nur alle sehr defect, was uns sehr leid ist, aber nicht anders möglich war, indem sie immer in der Tasche von einem Unterzeichner zum andern wandern mußten, um die Aufmerksamkeit der Polizei nicht rege zu machen. Voraus liegt ein reines Exemplar zum Verlesen.

Auch liegt unter Nr. 18 eine Beschwerdeschrift, von uns Deutsch-Katholiken an hohe Kammer gerichtet, bei, worin wir uns über die, bei der am 29. März stattgehabten Beerdigung eines Deutsch-Katholiken erlittene Unbill beschweren, und um Abhülfe solcher Barbareien bitten. Der Bruder des Verstorbenen reichte der Staatsbehörde zu Frankenthal eine Klage gegen die illegale Handlungsweise des Polizei-Commissärs ein, wurde aber mit dem Bemerken abgewiesen, daß dieser Beamte nach der Weisung seiner vorgesetzten administrativen Behörde gehandelt habe, und somit auch nur dieser verantwortlich sei; die beiden Bürger aber, die bei dieser Beerdigung arretirt wurden, erhielten auf ihre Anklage bei der Generalstaats-Behörde in Zweibrücken keine Antwort, sondern sind noch obendrein auf den 2. Mai nach Frankenthal vorgeladen, um ihre Anklage und wahrscheinlich auch ihre Verurtheilung zu vernehmen, indem sie der Widersetzlichkeit eines Beamten im Dienst nach dem bekannten Artikel 222 beschuldigt sind.

Daran schließt sich die wichtige Frage, ob wir in Zukunft unsere Todten auf eine würdige Art beerdigen dürfen, oder nicht?!

Die Abweisung der Staatsbehörde in Frankenthal liegt, mit Nr. 19 bezeichnet, zu Ihrer Einsicht bei. Wo sollen wir nach Recht suchen, wenn eine Staatsbehörde, die als Wächterin des Gesetzes aufgestellt ist, uns nicht gegen Uebergriffe, gleichviel von wem sie begangen, schützt?!

Nachträglich haben wir die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß wir Deutsch-Katholiken, welche die Petition an die Regierung vom 6. März unterzeichneten, am 24. d. auf hiesiges Rathhaus eingeladen waren, um von dem Königl. Land-Commissariat den Inhalt des auf obige Petition eingetroffenen Ministerial-Erlasses vom 13. d. zu vernehmen, welcher dahin lautet, daß man die Unterzeichner des Gesuchs vom 6. März, die sich Deutsch-Katholiken nennenden Anhänger der Ronge-Czersky-Sekte, Rassiga und Consorten versammeln solle, um zu versuchen, ob sie nicht von ihren Irrthümern abzubringen seien, und falls sie darauf verharren, so möge man ihnen sagen, daß sie geduldet seien, nach der Verfassungsurkunde §. 4 — 9 und zweites Verfassungsedict §. 1 — 2, mit Beschränkung der einfachen Hausandacht, die sich nur auf die Familie ausdehnen darf, und mit Entziehung der staatsbürgerlichen Rechte; mehr finde sich S. M. der König aus Gründen nicht bewogen zu bewilligen, und mache sie besonders auf die für sie entstehenden Nachtheile aufmerksam.

Wir verlangten Abschrift von diesem Actenstück, sie wurde uns aber verweigert. Sämmtliche versammelte Deutsch-Katholiken beauftragten den Schreiber dieses (das Vorstandsmitglied Rassiga) die Erklärung im Namen der Gemeinde zu geben, und wurde wörtlich von demselben zu Protokoll gegeben, wie folgt: Wir protestiren gegen die Benennung Ronge-Czersky-Sekte; wenn sich ein hohes Ministerium dieses Ausdruckes gegen uns bedient, so befindet sich Hochdasselbe in einem großen Irrthume. Czerky's Richtung ist nicht die unsrige, Schneidemühl stehet beinahe einzeln da; auf Verlangen geeigneten Ortes mehr hierüber; dies Heftchen, welches wir hier überreichen (es wurde eine Broschüre, „neue und alte Feinde" von Joh. Ronge, übergeben) wird auch schon den erforderlichen Aufschluß geben. Die Vernunft und unser Gewissen haben uns bestimmt, dieser Religionsgemeinschaft beizutreten; wir geben zu, daß es religiöse Verirrungen und fanatische Schwärmereien

gibt, allein sie sind auf einer ganz anderen Seite, als auf der unserigen zu suchen. Es scheint uns übrigens, daß unser Gesuch von hoher Regierung mißverstanden wurde, wir haben uns nicht an dieselbe gewendet, damit sie uns gewähre, was sie uns nicht verbieten kann, wir verlangen mehr, als uns das Gesetz zusichert. Religionsfreiheit verbürgt uns die Constitution, Duldung sichert uns das Naturrecht zu, denn die Zeit, wo päpstliche Bullen Andersglaubende als Ketzer erklären und zu dem Feuertode verdammen konnten, ist vorüber. —

Da wir indessen voraussehen konnten, daß ein hohes Ministerium unsere Sache nicht zu der Seinigen machen werde, so haben wir uns vor ganz kurzer Zeit an eine hohe Ständeversammlung in München gewandt, damit dieselbe sich auf gesetzlichem Wege an S. M. den König für uns wende, und erwarten nun daher, und von der Weisheit und Gerechtigkeit unsers Allverehrten Monarchen das Weitere über unser Heil.

So sind wir also, mit andern Worten, mit unserm Gesuche abgewiesen, und auf den bisherigen Zustand beschränkt. Unsere Hoffnung beruht nun auf Ihnen, hochzuverehrende Herren, und unter Ihrer Aegide dürfen wir auf günstigen Erfolg rechnen, und sehen mit Sehnsucht einer Abhülfe unseres traurigen Zustandes entgegen.

In verschiedenen Staaten, als Sachsen, Hannover, Weimar, Nassau, Würtemberg ꝛc. ꝛc. sind unsere Glaubensbrüder anerkannt, der Ministerial-Erlaß in Baden ist ziemlich günstig, überhaupt war unsere heilige Sache noch nie so gut gestanden, wie jetzt; so wird auch in unserm Bayern noch ein Stern der Hoffnung leuchten und der Geist der Zeit erkannt werden.

Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc.

Der Vorstand der Deutsch-Katholiken.

62.
Erndtefestpredigt.

Gebet.

Dank, ewiger Dank, dir, du allliebender Gott und Vater! daß du auch dieses Jahr zum Wunder deiner Güte und Huld gesetzet

hast. Nimm unsere Herzen zu deinem Opfer hin; was wir sind und haben, sei dir geweihet und geheiliget. So lange diese Herzen noch schlagen, so schlagen sie nur für dich und alles Gute; so lange dieser Geist noch denkt und will, so strebe und ringe er, dich zu lieben, dir zu leben!

Gott! der Geist der Liebe, der Treue und der Frömmigkeit kehre ein in unsere Herzen und Häuser, er lehre uns Weisheit und fromme Freude im Glücke, und segne uns mit Fassung und Ruhe im Unglücke und im Tode!

Vater! sei mit uns, walte schützend und segnend über uns; — wir sorgen nicht, wir fürchten nichts. Du bist uns nahe, lebend und sterbend sind wir dein!

„Hier oder dort! Einst stillest du
Den heißen Drang nach Glück und Ruh;
Einst führ'st du uns zum Frieden.
Was du für uns auch ausersehn,
Laß sie uns nur mit Würde geh'n
Die Bahn, die du beschieden.
Innig soll dann,
Wenn wir werden
Dieser Erden
Einst entschweben,
Dich noch unser Herz erheben!"

Amen.

Text: Psalm 145, 15 — 21.

„Aller Augen warten auf dich und du gibst ihnen ihre Speise „zu seiner Zeit. Du thust deine Hand auf und erfüllest Alles, „was lebet, mit Wohlgefallen. Der Herr ist gerecht in allen „seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken. Der Herr „ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernst an„rufen. Er thut, was die Gottesfürchtigen begehren, und höret „ihr Schreien, und hilft ihnen. Der Herr behütet Alle, die ihn „lieben und wird vertilgen alle Gottlosen. Mein Mund soll des „Herrn Lob sagen, und alles Fleisch lobe seinen heiligen Namen „immer und ewiglich."

Allheiliger! heilige uns in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit! Amen.

Andächtige Festversammlung!

Es ist ein von der Größe und Güte Gottes innig durchdrunge-

nes und volles Herz, das sich in unserm Text-Psalme in Lobpreisungen des Höchsten, in Verherrlichungen seines Namens und seiner Werke ergießt. Abhängig von ihm und seiner Gnade, warten Aller Augen auf ihn, den Herrn, und Er gibt ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Voll freundlicher Liebe öffnet Er seine segnende Vaterhand und erfüllet Alles, was lebet, mit Wohlgefallen. Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, die ihn mit Ernst anrufen. Er thut, was die Gottesfürchtigen begehren, und höret ihr Schreien und hilft ihnen. Ueberwältigt von diesem schönen Glauben, übermannt von diesen heiligen Erfahrungen ruft denn der Psalmist am Schlusse begeistert aus: „Mein Mund soll des Herrn Lob sagen, und Alles „Fleisch lobe seinen heiligen Namen immer und ewiglich." —

O! die hohe und innige Begeisterung, in der unsere Textes-Worte gedacht und empfunden sind, theile sich uns heute mit an diesem Geist- und Herzerhebenden Erndtefeste, wo die herrlichen und unverdienten Gaben und Segnungen unseres himmlischen Vaters so lebendig und anschaulich vor unsern Blicken dastehen! Sie erfülle unser ganzes Wesen und versetze uns in eine Stimmung, in welcher unsere Seele und unser Leib zu einem heiligen Tempel Gottes wird! Sie zünde Regungen, Gefühle und Entschlüsse in uns an, welche uns ehren, welche dieses hohen Festtages würdig sind und unserm Vater im Himmel wohlgefallen! —

Wohlan! damit das geschehe, wollen wir jetzt in dieser Frühstunde, unter dem Beistande Gottes und nach Anleitung unseres Schrifttextes, mit einander die inhaltsschwere Frage erörtern:

Wozu soll uns der dießjährige Erndtesegen ermuntern? —

I. Zur dankbaren Lobpreisung der Güte Gottes.

Geliebte Freunde! Unser Gott hat vor Alters verheißen: „So „lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Erndte, Frost „und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht, und das Land „soll euch seine Früchte geben, daß ihr zu essen genug habt und „sicher darin wohnet." Wie nun, ist nicht dieser Herbst, wie ein jeder frühere Herbst, deß Zeuge, daß der Wahrhaftige das treu hält und hinausführt, was er den Menschen, seinen Erdenkindern, zuge-

sagt hat? — Oder hätte etwa der Fleiß und die Klugheit der Menschen dieses Herbstes Segen bereitet und geschaffen? Nein, nein, der Landmann streuet seinen Samen in der Hoffnung auf eine fröhliche Erndte aus. Aber wie viele Umstände, über welche er nicht gebieten kann, müssen sich vereinigen, daß die Saat gedeihe und reiche Frucht bringe? Ja, von der Stunde an, in welcher im vorigen Herbste die erste Hand voll Körner gestreuet wurde, bis diesen Augenblick mußten die Kräfte des Himmels und die Kräfte der Erde sich regen, und ineinander greifen, und schon die Witterung der früheren Jahre mußte vorbereitend wirken, wenn aus der Einsaat eine Erndte werden sollte. Daß die Aehre aus dem grünen Halme und der Halm aus dem verwesenden Samenkorn emporstiegen, daß sich in der Aehre die Körner und in den Körnern das Mehl bilden konnte, dazu gehörte so mancher Sonnenstrahl, so mancher Regentropfen, so manches Wehen des Windes, dazu gehörte das ungestörte Walten der wunderbaren Gesetze, welche die Sonne an ihrem Orte und die Erde in ihrer Bahn um dieselbe erhalten; — aber alle diese Gesetze und Ordnungen, Vorgänge und Kräfte, was sind sie anders, als die Art und Weise, wie Er wirkt, der Unsichtbare, dessen Spuren überall zu Tage liegen, Er, der Alles in Allem ist, der Höchste, bei dessen Betrachtung unsere Gedanken schwinden, und zugleich der treue Versorger der Armen, die die Welt vergessen hat?

Oder hätte sich vielleicht der unsichtbare Schöpfer in diesem Jahre nicht als der treue Versorger seiner Geschöpfe bewiesen? Wären der Wolken zu wenige gewesen? Hätte uns der anhaltende Mangel an Regen zu wenig befruchtet, zu wenig gedeihen lassen, weniger, als wir fordern durften? Was dürfen wir schwache und sündhafte Sterblichen denn von dem Heiligen und Gerechten fordern? —

O! nun der Herbst da ist mit seinem Segen, war nun nicht dennoch Alles zu rechter Zeit gegeben, beides: Sonnenschein und Regen? Ist nun nicht dennoch wieder da das liebe Korn, wohl weniger, aber gesünder, kräftiger, denn sonst? Ist nun nicht dennoch wieder da die erquickende Weißfrucht, ja reichlicher, als in vielen frühern Jahren? Ist nun nicht dennoch wieder da unsere tägliche Hauskost, diese den Armen vollends unentbehrliche Nahrung, reichlicher, kräftiger und gesünder, als wir in unserer Aengstlichkeit glaub-

ten und meinten? Hat zudem der Höchste nicht Gras genug wachsen lassen für unsere Hausthiere, wenn anders nur ein Jeder von uns das Seine thut mit Fleiß und Treue, und den geerndteten Heusegen mit Vorsicht und weiser Sparsamkeit verwendet? Und endlich, in welchem Jahre war der Weinstock üppiger, herrlicher und prächtiger mit Gottes schönem, erquickendem Segen angefüllt, als gerade in diesem Jahre? Der Herr hat der armen „Winzer Freuden viel „gemacht; vor ihm freuen sie sich drum, wie man sich freuet in „der Erndte; wie man fröhlich ist, wenn man Beute austheilet."

Ja, der Herr hat auch den Aermsten in diesem Herbste Segen gespendet und Allen das bescheiden Theil bescheret. Es ist in diesem Jahre wieder in Erfüllung gegangen das schöne Wort des Psalmisten: „Aller Augen warten auf dich, Herr! und du gibst „ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du thust deine Hand auf und „sättigest Alles, was lebet, mit Wohlgefallen."

Wohlauf denn, Brüder und Schwestern! stimmet ein, stimmet voll frommen, tiefgefühlten Dankes ein in den Preis- und Lobgesang des Psalmisten: „Mein Mund soll des Herrn Lob sagen, „und Alles Fleisch lobe seinen herrlichen Namen immer und ewig„lich. Ich will dich erhöhen, mein Gott, du König, und deinen „Namen loben immer und ewiglich. Ich will dich täglich loben „und deinen Namen rühmen immer und ewiglich. Ich will reden „von deiner herrlichen, schönen Pracht und von deinen Wundern. „Ja, ja, lobet und danket dem Herrn; denn er ist freundlich und „seine Güte währet ewiglich. Danket Alle Gott, der große Dinge „thut an allen Enden, der uns von Mutterleibe an lebendig er„hält und thut uns alles Gutes! Seid dankbar in allen Dingen; „denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch."

Oder hätte vielleicht auch euch jene Gleichgültigkeit, die durch nichts mehr aufgeregt werden kann, jener stumpfe Kaltsinn, der in nicht Wenigen jedes freudige, warme Dankgefühl zu Gott erstarren macht, theilweise oder ganz ergriffen, und eure Herzen mit der Eisrinde der Undankbarkeit überzogen? Sollte auch euch treffen jenes ernste Wort aus des Propheten Jeremias Munde: „Dies Volk hat ein abtrünniges, ungehorsames Herz; sie bleiben abtrünnig und gehen immer fort weg, und sprechen nicht einmal in ihrem Herzen: Laßt

uns doch den Herrn, unsern Gott, fürchten, der uns Frühregen und Spatregen zur rechten Zeit gibt, der uns die Erndte treulich und jährlich behütet. Aber euere Missethaten hindern solches und euere Sünden wenden solches Gut von euch."

O! damit euch dieser harte, schwere Vorwurf nicht treffe, kommet Alle und bringet dem freundlichen Erndtegeber das Opfer, das ihm wohlgefällt. O! ihr seid gekommen, in sehr großer Anzahl gekommen, und im Geiste höre ich euch jetzt mit tief ergriffenen Herzen betend sprechen:

„Du Menschenvater! sieh, wir bringen
Dir auch an heil'ger Stätte Dank;
Das Alter und die Jugend singen
Dir heute frohen Lobgesang.
Gekrönt hast du mit deiner Milde
Rings um uns her das ganze Land,
Dein Segen floß auf die Gefilde
Aus deiner off'nen Vaterhand.
Wer kann die Güte ganz ermessen,
Die weiter als die Wolken reicht!
Wer undankbar die Treu vergessen,
Die nie von uns im Staube weicht.
O! nimm in heißen Freudenzähren,
In jedem Pulsschlag unsern Dank!
Wir wollen ewig dich verehren
Durch Thaten und durch Preisgesang!"

Durch Preisgesang? Wohlan! so singet denn jetzt den 2. Vers des Liedes Nr. 227:

„Lobe den Herren, der alles auf's Beste regieret;
Der dich mit Weisheit und Güte bis hieher geführet;
Der dir gewährt,
Was dich erfreuet und nährt,
Dank' es ihm innigst gerühret!"

Des Liedes letzter Ton ist verklungen, wir kehren zu unserer Festbetrachtung zurück. Der dießjährige Erndtesegen nun soll uns nicht bloß zur dankbaren Lobpreisung der Güte Gottes ermuntern, sondern auch:

II. Zum unerschütterlichen Vertrauen auf Gott für alle Zukunft.

Geliebte Christen! David, der Verfasser unseres Textes, hatte in seinen früheren Jahren manche schöne und erfreuliche Erfahrung

von dem zwar wunderbaren, aber stets weisen und väterlichen Walten Gottes gemacht, darum spricht er so begeistert und glaubensvoll: „Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn „mit Ernst anrufen. Er thut, was die Gottesfürchtigen begehren, „und höret ihr Schreien und hilft ihnen.“ Aber welch' ein beredtes und überzeugendes Zeugniß für die Wahrheit dieses Bibelausspruches gibt nicht auch uns die dießjährige Erndte! Ach! wie war ja zu gewissen Zeiten so wenig Aussicht zu einer gesegneten Erndte vorhanden, als unsere Saaten im letzten Herbste der Tummelplatz verheerenden Ungeziefers zu werden drohten; als statt der langen Frühlingsmilde plötzlich rauhe, verderbliche Winde über unsere Fluren wehten; als der Wechsel regelmäßiger Jahreszeiten kaum mehr statt zu finden schien; als Felder und Wiesen unter monatlanger Dürre litten; als es den Anschein hatte, als werde Vieh und Menschen ihr Unterhalt nur in sehr dürftigem Maaße werden! Wie gab es zu diesen Zeiten selbst so wenige Starken, welche unverzagt verharrten, selbst so wenige Muthigen, welche auf dieses Jahres Erndte fest und sicher hofften! Wie gab es vielmehr überall Kleinmüthige in zahlloser Menge, welche unter den Gefahren, in denen ihre Aecker und deren Früchte schwebten, an der schützenden Hand des Wächters zweifelten, „welcher nie schläft noch schlummert!“ Ach! und wie sehnsuchtsvoll, wie innig und inbrünstig flehten da alle Frommen und Gläubigen: „Gott, gib uns Früh- und Spatregen, und „behüte treulich die Erndte. Mache das Wasser zu kleinen Tropfen „und treibe seine Wolken zusammen zu Regen, daß die Wolken fließen „und triefen auf die Erde. Herr! fruchte die Berge von oben her „und mache das Land voll Früchte!“ —

„Sehet und staunet, meine Lieben! der Herr, der Allen nahe „ist, die ihn anrufen, er that, was die Gottesfürchtigen begehrten, „und hörte ihr Schreien und half ihnen. Er, der Herr, der Allen „gütig ist und sich aller seiner Werke erbarmet, er hat auch in die„sem Jahre wieder seine Hand aufgethan und erfüllet Alles, was „lebet, mit Wohlgefallen. Er hat die Arbeit unserer Hände geseg„net, er hat den Segen unserer Fluren treulich behütet; er ist wie„der, wie so oft schon, wie vor Alters, der unbegreifliche, aber weise „und gütige Vater gewesen, der überschwänglich mehr thun kann,

„als wir bitten und verstehen;" — und wir wollten irre werden an seiner Vaterliebe, auch wo sie dunkel und verborgen ist? Wir wollten nicht ihm, dem Herrn, der groß ist von Rath und mächtig von That, bis zum letzten Hauche des Lebens vertrauen? — Mag es immerhin sein, daß der neue Segensvorrath den Preis des alten noch nicht mäßigte, so daß der Arme sein Brod jetzt wohlfeiler essen könnte, als in dem letzten verhängnißvollen Sommer; mag es selbst immerhin manche bedenkliche Anzeichen einer trüben und düstern Zukunft geben; — dürften wir aber deßhalb vor der Zeit, oder überhaupt zu irgend einer Zeit unchristlichem Zagen und Bangen uns hingeben? —

Nein, nein, ruft der hehre Festtag, welchen wir heute begehen: „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat," welches euch bereits in vielen Nöthen und Gefahren Schutz und Schirm, Stab und Stütze war! Wanket nicht in eurem Glauben an den, der schon im alten Bunde durch seine Propheten die schöne Verheißung gab: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht; denn ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch; ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Mag auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes; und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen; siehe! in meine Hände habe ich dich gezeichnet!" Gedenket jenes beseeligenden Trost- und Gnadenausspruches des frommen Apostels: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahingegeben, wie sollte er mit ihm nicht Alles schenken?" Rechnet endlich fest auf eine Macht, welche weit, unendlich weit über unser Wähnen und Bitten zu thun vermag, und Mittel und Wege weiß, wo der kurzsichtige Sterbliche keinen Ausweg sieht!

Und sehen wir denn jetzt in dieser theuern Zeit wirklich gar keinen Ausweg zur Abhülfe der herrschenden Noth? Hören wir nicht, wie die deutschen Regierungen jetzt allenthalben in fremden Ländern eine Menge von Früchten aller Art aufkaufen lassen, um solche um ermäßigte Preise ihren Staatsangehörigen abzugeben? Und wann, — o richtet euern Blick hinaus auf euere Felder und Fluren, —

wann stand die Saat schöner, blühender und hoffnungsreicher, als gerade in diesem Herbste?

Drum, du Armer und Dürftiger, fasse Muth; lege deine Sorge in Gottes Hände nieder; „befiehl dem Herrn deine Wege und hoff' auf ihn, er wird es wohl machen.“ Ja, wirf dein Anliegen auf den Herrn; er wird dich versorgen und den Gerechten nicht ewig in Unruhe lassen. Vertraue Gott, so wird er dir aushelfen; richte deine Wege und hoffe auf ihn! Sehet an die Exempel der Alten und merket sie, wer ist jemals zu Schanden geworden, der auf ihn gehoffet hat?“ — Entbehre dabei gerne, was er dir versagt; was dir seine Güte darreichet, Freude oder Schmerz, nimm dankbar hin; bete seine heiligen unerforschlichen Wege stilldulbend und frommgläubig an, und sprich jetzt und immerdar aus der Fülle eines gottvertrauenden Herzens:

„Zu dir erhebet sich mein Blick,
O Vater! der mir Schmerz und Glück
Mit gleicher Huld bereitet.
Ob bange Sorge mich umgibt,
Sich jede frohe Aussicht trübt,
Ich zage nicht. Es leitet
Deine Liebe,
Die dies Leben
Mir gegeben,
Selbst durch Leiden
Mich zur Quelle reiner Freuden!“

O! was ihr hier betend gesprochen, das traget auch im begeisterten Gesange himmelan, indem ihr jetzt singet den 1. Vers des Liedes Nr. 236:

„Was Gott thut, das ist wohl gethan
Gut ist und bleibt sein Wille.
Er nimmt sich stets der Seinen an,
Drum halt auch ich ihm stille.
Er ist mein Gott,
Der in der Noth
Mich wohl weiß zu erhalten;
Drum laß' ich Ihn nur walten!“

Gehoben und gestärkt von den Gefühlen des Gottvertrauens, welche ihr so eben im frommen Gesange ausgesprochen, wendet euch nun wieder mit mir zu unserer religiösen Betrachtung zurück! Der dießjährige Erndtesegen nämlich soll uns nicht bloß zur dankbaren

Lobpreisung der Güte Gottes und zum unerschütterlichen Vertrauen auf Gott für alle Zukunft ermuntern, sondern endlich auch:

III. Zu einem tugendhaften, gottseligen Verhalten auf Erden.

„Der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen und heilig in al„len seinen Werken. Der Herr behütet alle, die ihn lieben, und „wird vertilgen alle Gottlosen.“ — So, theure Freunde, spricht der Gottbegeisterte Sänger in unserm Text-Psalme, und deutet damit auf das Allerunzweideutigste an, daß auch wir in allen unsern Wegen gerecht und in allen unsern Werken heilig seyn sollen, damit der Herr uns behüte, und uns nicht als Gottlose vertilge. — Und sehet! gerade dieses Festtages hohe Bestimmung und erhabener Zweck ist es auch, daß wir uns immer inniger und unauflöslicher an Gott, „den Geber aller guten und vollkommenen Gaben,“ anschließen, Ihn und seinen eingebornen Sohn immer reiner und völliger lieben, und in dieser erhabenen Gottes- und Christusliebe auch unsere Brüder liebend umfassen, und rastlos, unermüdet „dem Ziele nachjagen sollen, welches uns vorhält die himmlische Berufung in Christo Jesu!“ Denn fürwahr! der sage nicht, daß er Erndtefest gefeiert habe, der ihm nichts, als eine augenblickliche, schnell vorübergehende Aufwallung seiner bessern Gefühle, oder eine sinnlich genußreiche Erheiterung verdankte. Das Erndtefest, wenn es anders seines Namens werth ist, soll uns vielmehr, im Glauben und in der Liebe zu Gott und den Menschen erwecket und gestärket, in das Alltagsleben zurücksenden, und uns begeistern und anfeuern zu einem solchen Verhalten auf Erden, daß wir mit dem Apostel sprechen können: „Unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir „auch warten des Heilandes Jesu Christi, des Herrn.“ Hier, an diesem Festtage, wo der unverdiente Erndtesegen so lebhaft vor unsern Augen schwebt, und so laut und vernehmlich Gottes, des Allbarmherzigen, Huld und Gnade predigt, hier muß uns der edle Entschluß jenes Frommen im alten Bunde beseelen: „Wie könnte „ich ein solch' großes Uebel thun und wider den Herrn, meinen „Gott, sündigen?“ Wie könnte ich mein Herz der Stimme der Pflicht, welche Gottes Stimme ist, verschließen, und mein Leben

durch die Schmach niedriger Gelüste und gemeiner Handlungen entweihen?

Gott ist der freundliche Geber des Erndtesegens; das ruft uns dieser Festtag wieder mit eindringlicher Kraft zu! Achtung drum der Wahrheit, die von Gott stammt, Achtung dem Recht, das der Ewige schützt, Achtung der Liebe, die dem Himmel verwandt ist, Achtung und Ehre den Altären der Religion, ohne welche Sünde und Laster in das Land ziehen, und die Bande der Liebe und Treue sich auflösen! Sei es auch, daß diese hohen, köstlichen Güter angefeindet und verlästert, und von Hohen und Niedern verkannt und verfolgt werden; ermanne dich, fasse Muth, du Christ! Das Auge Gottes blickt auf dich, in seiner Kraft sollst du Thaten thun, für sein Reich, für seinen Himmel arbeiten, dulden und sterben! Verzage nicht; wo deine Kraft nicht ausreichet, kommt der zur Hülfe, „der in den Schwachen mächtig ist.“ „Der Herr behütet Alle, die „ihn lieben, und wird vertilgen alle Gottlosen.“ Heilig, heilig, heilig sei der Herr, unser Gott, ihm zu huldigen, ihm zu danken und zu leben, ihn zu lieben und zu verehren, unsere süßeste Pflicht!

Meine Brüder und Schwestern! Unsere Tage sind in eine Zeit gefallen, wo selbst bei dem Ueberflusse einer reichen Erndte unzählig Viele noch Sorge und Mühe genug haben, sich gegen andringenden Mangel und empfindlichen Hunger zu schützen. Viele Quellen des Erwerbes sind vertrocknet, die unentbehrlichsten Lebensmittel auf kaum erschwingliche Preishöhe gestiegen, Verkehr und Handel theilweise in Stockung gerathen: — O! in dieser ungewöhnlichen, verhängnißvollen Zeit leget euere Huldigung und euern Dank, euere Liebe und Verehrung gegen Gott dadurch an den Tag, daß ihr seiner Vatersorge für euer tägliches Brod mit euerer Hände Fleiß, mit einem weisen Haushalten, mit christlicher Sparsamkeit und mit Verleugnung des üppigen, genußsüchtigen Sinnes, welcher die jetzige Welt befangen hält, vernünftig entgegenkommet! Und ihr, Armen und Dürftigen insbesondere, verschmähet die gewöhnliche Weise, euerm Mangel durch Trug und List, durch Raub und Diebstahl abzuhelfen, und machet euch Denen, welche euerer Noth zu steuern vermögen, durch strenge Redlichkeit, durch eifrige Dienstbeflissenheit und durch treue Abwartung der euch übertragenen Geschäfte gefällig! Aber

auch ihr Reichen und Wohlhabenden, welchen Gott die Gaben seiner Hand reichlicher zufließen ließ, bedenket, daß ihr hochheilige Pflichten gegen euere darbenden Brüder habet. Euch hat Gott das ehrenvolle Geschäft übertragen und anvertraut, der Armen und Kranken, der Betagten und Schwachen Wohlthäter und Erbarmer zu seyn; euch hat er zu Werkzeugen gewählt, seine Segnungen und Erquickungen an Nothleidende auszutheilen. Schöner Beruf, heiliger Auftrag, so das Empfangene anzuwenden, so das Anvertraute zu benutzen! Seliges Gefühl, im Geben, Mittheilen und Erquicken dem großen Geber ähnlich, und sein Bote, sein Stellvertreter auf Erden zu sein! So „brechet" denn ihr, die ihr mehr, als ihr bei genügsamem Sinne brauchet, aus der Hand des Herrn empfangen habt, „dem Hungrigen euer Brod; und die, so im Elend sind, führet in's Haus; so Ihr Einen nackt sehet, so kleidet ihn und entziehet euch nicht von eurem Fleische;" eingedenk des Wortes des frommen Apostels: „Wenn Jemand dieser Welt Güter hat und siehet „seinen Bruder darben, und schließt sein Herz vor ihm zu; wie bleibt „die Liebe Gottes bei ihm?" Wohl euch aber auch, wenn ihr gerne mit sanfter Hand die Thränen trocknet, die über abgehärmte Wangen fließen; wenn ihr Väter der Waisen, Pfleger der Wittwen und Tröster der Bedrängten seid! Sehet! in euerem stillen Wohlthun spiegelt sich dann ab das heilige Bild der ewigen Liebe; in euch ist des Heilandes Sinn und Geist; zu euch spricht er das tröstende Wort: „Selig sind die Barmherzigen, sie werden am Tage des Gerichts Barmherzigkeit empfangen!"

O, in uns Allen, meine Geliebten, soll unseres Heilandes Sinn und Geist sich kund geben! Von seiner Hand ergriffen, von seinem Evangelium gehoben und gestärkt, wollen wir streben, in allen unsern Wegen und Werken so gerecht und heilig zu werden, wie der Herr heilig und gerecht ist in allen seinen Wegen und Werken! Wir wollen streben, so „vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist!"

„Drum hebt sich auf der Andacht Schwingen,
Unendlicher! der Geist zu dir empor,
Das heilige Gelübd' zu bringen:
Der Tugend Pfad, den ich so oft verlor.

Will ich, o Gott, mit neuer Treue geh'n,
Und, groß durch sie, der Sünde Reiz verschmäh'n!"

Amen.

Th. — den 25. Oktober 1846. L.

63.
Die Protestanten-Versammlung zu Edenkoben.

Preis und Dank sei Gott, unserm Gott, dem Vater des Lichts und der Wahrheit und des Rechts; denn er hat an uns gedacht zu rechter Zeit, und hilft uns! Amen.

Ja, ich kann nicht anders, als mit einem Dank gegen Gott aus Herzensgrund beginnen, da ich von dem Tage berichten will, der für mich und für Viele ein Tag unaussprechlicher Freude war, und der für unsere theuere vereinigte protestantische Kirche ein Tag des Heils und des bleibenden Segens seyn wird. Der **10. November** des Jahres 1846 wird für die Pfalz unvergeßlich bleiben; denn an diesem Tage waren **Protestanten** beisammen, um zum Schutz und zur Vertheidigung ihrer schon so lange, und von Jahr zu Jahr mit wachsender Gefahr angegriffenen Kirche, den Kampf der Nothwehr mit protestantischer Entschlossenheit zu beginnen.

Man möge mir aber verzeihen, daß ich, bei dem Berichte eines so großartigen Ereignisses, meine eigene Angelegenheit gleich zu Anfang berühren muß. Der Rathschluß Gottes hat es so gefügt, daß die Sache eines Einzelnen zum Anlaß geworden ist, daß der alte Krebsschaden, der an unserer Kirche haftete, endlich einmal recht an den Tag trete, daß das längst schon bis auf Mark und Bein eineiternde Geschwür zum Ausbruch komme.

Das k. Oberconsistorium hatte die unter'm 6. März vom k. Consistorium über mich verhängte Suspension bestätigt, und mich mit gänzlicher Amtsentsetzung bedroht, wofern ich meine über die Person unseres Heilandes ausgesprochene Glaubensüberzeugung nicht binnen sechs Monaten widerriefe. Ich hatte unverzüglich erklärt, daß mein Gewissen mir nimmermehr erlaube, diesen Widerruf zu leisten. Es waren hierauf sowohl von der hiesigen Gemeinde, als

auch von mehreren andern Gemeinden der Pfalz, wie auch von den Geistlichen mehrerer Dekanate, und endlich auch von den meisten Diöcesansynoden der Pfalz Eingaben und Gegenvorstellungen gemacht worden; indem man durch jene Drohung der obersten Kirchenbehörde nicht blos die Existenz eines einzelnen Geistlichen, sondern die verfassungsmäßig garantirte evangelische Glaubensfreiheit unserer vereinigten Kirche mit der größten Gefahr bedroht sah.

Im Monat Oktober erhielt das Presbyterium zu Ingenheim ein Rescript des k. Oberconsistoriums, worin gesagt war: „es werde demnächst eine Verfügung an den Pfarrer Frantz ergehen, von deren Befolgung oder Nichtbefolgung die Aufhebung der Suspension, oder anderweite Maaßregeln abhängig seyn würden.“ Hieraus schöpfte Jedermann die Hoffnung, das k. Oberconsistorium werde nicht auf der Forderung des Widerrufes beharren, sondern andere, annehmbare Bedingungen stellen. Meine Freunde hatten mir übrigens zur Pflicht gemacht, daß ich, wenn das angekündigte Rescript anlangen werde, mich nicht eher über jene Bedingungen erklären dürfe, als bis ich sie gemeinsam darüber zu Rath gezogen haben würde, damit — weil es sich dabei um die allgemeinen kirchlichen Interessen handle — kein Fehler begangen und eben so wenig der Kirchenbehörde allzusehr widerstrebt, als auch allzuviel nachgegeben werde. Als nach einigen Wochen das angekündigte Rescript erschien, und sehr unerwarteter Weise keine andere Bedingung, als die des Widerrufes stellte, so war eine Berathung über die Antwort unnöthig geworden. Da nun aber ein Geistlicher aus keinem andern Grunde abgesetzt werden sollte, als darum, weil er nicht an die Gottheit Jesu glauben kann, und da das k. Oberconsistorium diesen Glauben als eine Fundamentallehre der christlichen Kirche bezeichnete, bei deren Nichtannahme man auch in der vereinigten Kirche das geistliche Amt nicht bekleiden könne, so entstand, — als dies bekannt wurde, bei Vielen gleichzeitig der Gedanke, es sei jetzt ein größerer Zusammentritt unumgänglich nöthig, um im Namen der vereinigten Kirche gegen die verfassungswidrigen Uebergriffe der kirchlichen Verwaltungsbehörden feierlich zu protestiren, und sich um Abhülfe mittelst einer Generalsynode an Seine Majestät den König zu wenden.

Fast aus allen Gegenden der Pfalz traten am bezeichneten Tage, Morgens 10 Uhr, zu Edenkoben, in dem großen Saale des Gasthauses zum Schaaf, Protestanten aller Stände und Klassen zusammen. Der ruhmvoll bekannte pfälzische Volksdeputirte, Herr Anwalt Willich aus Frankenthal wurde einmüthig zum Vorsitzenden erwählt. Dieser eröffnete die Versammlung mit einer Rede, worin er aussprach, daß alle Anwesenden hergeführt worden seien, durch das Gefühl, daß die vereinigte Kirche von einer schweren Gefahr bedroht sei, und daß uns, als Protestanten, die Pflicht obliege, und als bayerische Bürger, gemäß §. 52 der II. Beilage zur Verfassungsurkunde, das Recht zustehe, zur Vertheidigung unserer Kirche zusammenzutreten.*) Während dieser mit eben so ruhiger Würde, als mit hohem Ernste gesprochenen Rede herrschte in den langen Reihen der großen Versammlung die lautloseste, wahrhaft feierliche Stille. Ebenso während der darauf folgenden Vorlesung einer, an Seine Majestät den König zu richtenden Eingabe, durch Herrn Anwalt Spatz aus Frankenthal, welche von mehreren Geistlichen und Rechtsgelehrten der Pfalz ausgearbeitet worden war, in welcher die rechtswidrigen Uebergriffe namhaft gemacht wurden, welche die vereinigte Kirche seit ihrem Bestehen bis auf den heutigen Tag von dem k. Oberconsistorium erfahren hat, und die vielfachen schlimmen Zustände, welche bisher schon daraus entstanden, und die in noch immer wachsendem Maaße für die Zukunft davon zu befürchten sind; woran sich die an Se. Maj. den König gestellte Bitte reihete, diesen Uebelständen durch Zusammenberufung einer außerordentlichen General-Synode abhelfen zu wollen.**) Nach Vorlesung dieser Beschwerdeschrift fragte der Präsident, ob Jemand irgend eine Erinnerung in Betreff derselben zu machen habe. Da alles still blieb, so erhob sich ein hochbejahrter Greis, Pfarrer Lantz von Annweiler, und sprach mit tief ergriffener Stimme sowohl seine vollkommene Zustimmung aus, als auch seinen Dank gegen alle Anwesenden, daß sie so einmüthig zur Vertheidigung unserer mit schwerer Gefahr bedrohten Kirche zusammengetreten seien. — Es wurde nun

*) Willich's Rede wird im nächsten Hefte folgen.
**) Diese Eingabe wird ebenfalls im nächsten Hefte abgedruckt.

von dem Vorsitzenden zur Abstimmung aufgefordert, ob die Beschwerdeschrift nach Form und Inhalt angenommen und unterzeichnet werden solle. Alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen, zum Zeichen der Annahme. Auf die zweite Frage: ob diese Eingabe gedruckt und den übrigen protestantischen Glaubensgenossen in der Pfalz zur Kenntniß gebracht werden solle, damit auch sie Gelegenheit hätten, sich bei derselben zu betheiligen, erfolgte abermals einhellige Zustimmung. Hierauf fand die Unterzeichnung derselben auf zwei Exemplaren, mit Beisetzung des Standes und Wohnortes eines Jeden statt, wozu über zwei Stunden Zeit erfordert wurden. Hierauf wurde die Eingabe sogleich versiegelt und zur Post gegeben. Es folgte nun ein gemeinschaftliches, einfaches Mahl, bei welchem Alle von der heitersten und freudigsten Stimmung beseelt waren. An's Champagnertrinken wurde nicht gedacht; der Pfälzerwein war Allen gut genug; dazu meinte man, Gottes edles Sonnenlicht habe im Jahr 1846, namentlich auch in der Pfalz, ein Gewächs zur Reife gebracht, welches wohl werth sei, jetzt und künftig, „des Menschen Herz zu erfreuen." Toaste wurden keine ausgebracht. Man hatte gehandelt; man fühlte sich entschlossen, auch ferner zu handeln, und das begeistert besser, als in Trinksprüchen das Handeln zu preisen. — So groß die Zahl der Versammelten, und so gehoben die Stimmung, so warm die Herzen waren, so blieben doch die Köpfe hell.

Drei Zeichen von guter Vorbedeutung kamen bei dieser Versammlung vor. An den vorhergehenden Tagen, so wie noch am Morgen des 10. Novembers war es trübe und nebelig. Da, — während der Vorlesung der Beschwerdeschrift, — blickte auf einmal die Sonne hell in den Saal. Gleichzeitig vernahm man von verschiedenen Plätzen den halblauten Ausruf: „es wird hell!" Das Sonnenlicht brach an jenem Tage noch mehrmals in freundlicher Klarheit hervor, doch konnte es Wolken und Nebel noch nicht ganz bewältigen; aber am folgenden Morgen war der Himmel rein und klar, und die Nebel waren verschwunden. — Ein anderes, höchst merkwürdiges Zeichen war dies: Ganz zufällige, äußere Umstände hatten die Festsetzung der Versammlung auf den 10. November veranlaßt; man hatte sogar bedauert, daß nicht der 11. November, der

Martinstag, als der Namenstag Dr, Martin Luther's gewählt werden konnte; — da wurde während des Essens von einem Anwesenden erinnert, daß heute der **Geburtstag Luther's** sei, und gewiß sagte sich Jeder: heute soll uns Luther, — nicht sein Buchstabe, — sondern sein Werk und sein Geist — Glaubensfreiheit und Protestanten=Muth — auf's neue geboren werden, daß er für und für unter uns lebe. — Zum Dritten machte es endlich auf Diejenigen in der Versammlung, welche wußten, daß die schon im Jahr 1837, wegen des nämlichen kirchlichen Nothstandes, an die Ständeversammlung eingereichte Beschwerdeschrift mit den Unterschriften von 204 Geistlichen und Laien versehen war, — einen ganz eigenen, überraschenden Eindruck, als der Präsident verkündete: die Beschwerdeschrift sei unterzeichnet und trage 204 Unterschriften. Es kam nun zwar noch eine hinzu; als man aber am folgenden Tage die Unterschriften auf dem zurückgebliebenen Duplicate nochmals sorgfältig zählte, ergaben sich wieder nur 204. Dies kann nun eine verschiedene Bewandtniß haben. Entweder waren die Unterschriften das Erstemal nicht ganz genau gezählt worden; oder zweitens, es hat Einer der Anwesenden das Duplicat zu unterzeichnen vergessen; oder drittens, es ist ein förmliches Wunder. Das Letztere dünkt uns am wahrscheinlichsten, in Anbetracht, daß die Wunder seit einiger Zeit wieder recht in die Mode kommen. Warum sollte es nicht auch einmal ein protestantisches Wunder geben? — Aber Wunder, oder nicht Wunder, — wir werden noch größere erleben; denn es stehet geschrieben Mark. 11, 22: „Habt Glauben an Gott. Wahrlich ich sage euch, wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich und wirf dich in's Meer, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen wird, was er sagt: so wird es ihm geschehen, was er sagt." — So wollen denn auch wir zu dem Berge, der groß und schwer auf unserer Kirche lastet, und der von den Kleingläubigen für unabwälzbar gehalten wird, — so wollen wir denn, dieweil wir „Glauben an Gott haben," glaubensfreudig zu dem Berge sprechen: „Hebe dich weg und wirf dich in's Meer!" — und dieweil wir glauben und nicht zweifeln, daß geschehen wird, was wir sagen, so wird es uns geschehen!

Ja, Vater im Himmel! solches glaube ich fest und zweifellos,

Digitized by Google

so wahr ich an Dich glaube, den Lebendigen, und so wahr ich an mein eigenes Daseyn glaube. Erwecke Du aber durch Deinen heiligen Geist alle unsere Glaubensgenossen, daß auch sie fest glauben und nicht zweifeln. Herr! stärke uns den Glauben! (Luk. 17, 5), denn der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet! (Joh. 5, 4). F.

64.
Literatur.

a) Der Sickinger Bote, ein Schreibkalender für das evangelische Christenvolk auf das Jahr 1847. Herausgegeben von einem evangelischen Geistlichen (Pfarrer Schiller in Herschberg). Frankfurt a. M. bei H. Zimmer.

Indem wir den dritten Jahrgang dieses Volkskalenders anzeigen, können wir uns kürzer fassen, indem wir über dessen Inhalt und Form und Geist schon früher ausführlich gesprochen haben. Der Kalender bleibt sich darin gleich, daß er hauptsächlich sich die Förderung der Religiosität und Sittlichkeit des Volkes zum Zweck setzt. An dem ersten Jahrgang hatten wir zu tadeln, daß gar vieles Schroffe und Ueberfromme darin vorkam; dem zweiten Jahrgang konnten wir das Lob ertheilen, daß er sich um vieles hierin gemäßigt habe, und wir freuen uns, daß wir in Ansehung dieses vorliegenden dritten Jahrganges dieses Lob noch unbeschränkter wiederholen können, indem wir nur ganz wenige und unbedeutende Stellen dieser Art darin gefunden haben. Wir können daher diesmal den Kalender mit gutem Gewissen unsern Lesern zur Anschaffung empfehlen, indem er sowohl wegen seines Inhaltes, als auch wegen seiner kernhaften Sprache den Vorzug vor den übrigen, uns bekannten verdient. — Was wir aber im Einzelnen und zwar als minder bedeutend noch daran auszustellen haben, ist folgendes: 1) da der Kalender sich einen Sickinger Boten nennt, das Sickinger Land aber zur vereinigten protestantischen Kirche gehört, wie auch der Herr Verfasser wenigstens als Geistlicher in dieser Kirche angestellt ist, so sollte er auch, wenn er gleich nach seiner Privat-

neigung vielleicht noch mehr lutherisch als vereinigt ist, das Gebet des Herrn „Unser Vater" nennen, das thut er zwar einmal, aber gewöhnlich nennt er es „Vater Unser." — 2) Wenn der Herr Verfasser in der Erklärung des Unser-Vaters, bei der Bitte: „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern," sagt: „Es thut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist dem Menschen süß. Das kömmt mir auch so vor, und ich hätte wohl Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksknecht aus dem Evangelium unter die Augen, und mir entfällt das Herz, und ich nehme mir's vor, daß ich meinem Mitknecht vergeben und ihm kein Wort von den hundert Groschen sagen will," — so halten wir das für sehr christlich, denn es ist ein aus dem obersten Gebet des Christenthums, dem der Liebe, abgeleiteter Toleranzgrundsatz, und wir wollten nur, es wären Herrn Schiller Gedanken dieser Art eingefallen, als er einen gewissen „offenen Brief" schrieb; denn er selbst sagt ja auf der nämlichen Seite unter den Sinn- und Denksprüchen: „Wer Andern Lehr' und Rath will geben, muß selbst am ersten darnach streben!" Doch dies nur nebenbei; es gehört eigentlich nicht zur Recension, aber wenn ein Schriftsteller und der Recensent in einer so absonderlichen Gevatterschaft zu einander stehen, als hier der Fall ist, dann darf wohl auch gelegentlich so ein Wort nebenbei gesagt werden. — 3) Unter der Ueberschrift „die Weinproben," ein kleiner Hieb auf den „Denkglauben" (Rationalismus), als einen jungen, unhaltbaren Wein, von dem man nach hundert Jahren nichts mehr wissen werde. Nun, wir wollen sehen! — 4) Die Erzählung: „der Savoyarde und der Wundermann," fängt mit den Worten an: „Der Kalendermann gerieth vorigen Winter in eine Spinnstube, worin er sich sehr wohlgefiel. Er hörte dort unter andern ein so schönes Geschichtchen, daß er sich die Freude nicht versagen kann, dasselbe auch seinen lieben Lesern zu erzählen." Wer nun nicht weiß, daß die „Spinnstube" ein vortreffliches Volksbuch ist, von „W. O. von Horn," worin auch diese Erzählung steht, der könnte meinen, Herr Sch. habe diese Erzählung wirklich einmal in einer eigentlichen Spinnstube gehört, und er erzähle sie nun nach. Wir wollen ihm nicht vorwerfen, daß es scheinen könnte, er wolle eine fremde Erzählung für die seinige ausgeben, wohl aber tadeln

wir, daß er nicht bestimmt sagt, wo diese schöne Erzählung hergenommen ist, damit er so einestheils nicht allein dem Verfasser die verdiente Ehre gegeben, sondern auch die Leute auf dessen treffliche „Spinnstube“ aufmerksam gemacht hätte. So wollen wir es denn hiermit nachträglich thun. Wir haben dieselbe zwar schon im Januarhefte angezeigt, damals war aber ihr Preis **1** fl., jetzt wird sie um **24** kr. abgegeben, (Frankfurt a. M., bei G. Mettenius). — Aehnlich verhält es sich mit der Erzählung: „das zerbrochene Hufeisen,“ welche einer Legende von Langbein nacherzählt ist. Vielleicht hat auch Jener sie einem Aelteren nacherzählt; jedenfalls aber ist es hier nicht Originalerzählung, und das hätte bemerkt werden sollen. — Bilder sind diesmal dem Kalender keine beigegeben. F.

---

b) Der Morgenbote, Blätter für Glaubensfreiheit und Volksbildung; redigirt von K. Zittel. Druck und Verlag von A. Emmerling in Freiburg im Breisgau.

Diese Zeitschrift erscheint seit einem Jahre wöchentlich zweimal, Sonntags und Donnerstags. Der Name ihres Herausgebers, des durch seine Motion für die Deutsch-Katholiken überall bekannt gewordenen und mit Recht hoch gefeierten Pfarrers Zittel verbürgt die Gediegenheit dieser neuen Zeitschrift. Ganz besonders schätzenswerth aber wird dieselbe durch das ihr wöchentlich einmal beigegebene Beiblatt „der Sonntagsmorgen,“ welches der Aufklärung und der Erbauung gewidmet ist, und sich ebensowohl für die Volksklasse, als für gebildete Leser eignet. Die Zeitschrift kostet, sammt dem Beiblatte, im Buchhandel **3** fl., per Post **4** fl. **40** kr. — Mit dem nächsten Jahrgang können beide Blätter auch allein bezogen werden. Wie der Preis dann gestellt wird, werden wir später anzeigen; verhältnißmäßig wird derselbe aber im Buchhandel ungefähr **2** fl. für den Morgenboten, und **1** fl. für den Sonntagsmorgen betragen. Wir empfehlen den Morgenboten namentlich den Lesezirkeln; ganz besonders aber machen wir auf den **Sonntagsmorgen** aufmerksam. Dies ist ein Blatt, wie uns offenbar bisher noch eins gefehlt hat, welches die Religion mehr von der Seite des Gemüthes behandelt. Wir behalten uns eine ausführlichere Anzeige noch wei-

ter vor; glauben aber jetzt schon allen Freunden einer aufgeklärten Religiosität dringend anempfehlen zu dürfen, daß sie sich die Verbreitung des „Sonntagsmorgens“ in Stadt und Land so viel als möglich angelegen sein lassen wollen. F.

65.
Die badischen Diöcesansynoden im Jahr 1846.

Die Diöcesansynoden in Baden sind sämmtlich beendigt. Die Anträge, welche gestellt wurden, gingen fast vom ganzen Lande mit seltener Einhelligkeit oder Majorität durch. Sie betrafen hauptsächlich: 1) die „Entfernung Stern's (eines eifrigen Pietisten) von der Direction des Schullehrer-Seminars; 2) die Zurückweisung aller Versuche, allmählig und unvermerkt die Symbole wieder einzuführen, und eine energische Wahrung der Glaubens- und Gewissensfreiheit; 3) die Erweiterung und Ausbildung der Kirchenverfassung im Sinne der protestantischen und urchristlichen Freiheit, dahin gehört eine Betheiligung der Diöcesen bei der Wahl ihrer Dekane, der Gemeinden bei der Wahl ihrer Pfarrer, Gleichstellung der Layen und Geistlichen auf den Diöcesan- und Generalsynoden. 4) Weitere Anträge gingen gegen die Dekanats-Vikariats-Ordnungen, welche die badische Landeskirche fast einstimmig in ihren Synoden als nicht auf verfassungsmäßigem Wege erlassen sieht, und für die Generalsynode zur Revision reclamirt. Einige Synoden haben Anträge auf Aenderung des apostolischen Symbolums in einer dem Zeitbewußtseyn entsprechenden Form gestellt. — Der Bescheid der kirchlichen Behörde auf die Synoden ist theilweise erschienen. Es war ziemlich klar vorauszusehen, wie dieser ausfallen würde, da der Geist, welcher fast überall mit solcher Majorität sich kund gegeben hat, von unserer jetzigen Behörde nur beklagt, und darum in allen seinen Forderungen meist als unkirchlich, unbiblisch ꝛc. bezeichnet wird. Doch ist dies immerhin nur eine Kundgebung der Ansicht des Oberkirchenrathes, denn die Synoden sind Vorarbeiter für die General-Synode, welche dann, die badische Kirche repräsentirend, über die Anträge im Sinne der Kirche entscheidet. (Aus der Allg. K.-Z. Nr. 167.)

66.
Die Protestation von Edenkoben.

Im vorigen Hefte haben wir bereits über die am **10.** November zu Edenkoben stattgehabte Versammlung berichtet. Obgleich die dort unterzeichnete Rekurs- und Beschwerdeschrift in vielen Exemplaren verbreitet ist, so halten wir dies Document doch für zu wichtig, als daß wir es nicht auch in dieser Zeitschrift abdrucken lassen müßten. Wir freuen uns, derselben die Rede des zum Präsidenten erwählten Herrn Anwaltes Willich sen. aus Frankenthal mittheilen zu können, welche derselbe auf mehrseitige Bitte nachträglich niederzuschreiben die Güte hatte. Wer in Edenkoben zugegen war, wird finden, daß die hier abgedruckte Rede im Wesentlichen, ja oft wörtlich, mit der dort gehaltenen übereinstimmt.

I. Rede Willich's.

Meine Herrn!

Sie haben mich so eben durch Acclamation zum Präsidenten dieser Versammlung gewählt, ich danke Ihnen für diesen ehrenvollen Beweis Ihres Vertrauens. Ihre Wahl überrascht mich ganz unvorbereitet, darum muß ich um Ihre Nachsicht bitten. Uebrigens halte ich es für keine schwere Aufgabe, eine solch' ehrenwerthe Versammlung zu präsidiren, in der voraussichtlich ohnehin Würde, Mäßigung, Ordnung und Ruhe den Vorsitz führen werden.

Der Gegenstand, der uns beschäftigt, ist ja ein ernster, ein wichtiger, ein heiliger; es handelt sich, wie Sie alle wissen, von unserer Religion und Kirche, von den uns als Glaubensgenossen zustehenden Rechten und Freiheiten, von unserer Glaubensfreiheit, von der Freiheit der Forschung und Lehre, von den Eingriffen, Uebergriffen, Mißgriffen, die die geistlichen Behörden sich seit Jahren dagegen erlauben, die Behörden, von den wir gesetzlich Schutz fordern dürften, kämen solche Eingriffe von anderer Seite. — Die Glaubensgenossen haben lang dazu geschwiegen, aber die Zeit scheint gekommen, wo es Noth thut zu reden, offen und frei die

Stimme zu erheben, und an der Stelle, an welche Verfassung und Gesetz uns hinweisen, Abhülfe zu begehren.

Wir sind diesen Schritt uns selbst, unsern Kindern, unserer und ihrer Religion schuldig; darum thun wir ihn mit getrostem Muthe, mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß Abhülfe, Gerechtigkeit eintreten werde.

Wir bilden keine neue Religionssekte, die erst Anerkennung sucht, wir haben diese längst gefunden; wir wollen kein Land erobern, wir wollen das durch unsere Vereinigungsurkunde seit 1818 wohl erworbene Land gegen feindselige Angriffe vertheidigen; wir stehen auf gesetzlichem Boden und wollen darauf stehen bleiben; wir kämpfen mit guten Waffen, mit den Waffen, die uns Verfassung und Gesetz in die Hände gegeben haben! — Bedienten wir uns dieser Waffen nicht, wahrlich, wir wären nicht werth, sie zu besitzen, wir wären nicht werth, protestantische Christen zu heißen! —

In einer so zahlreichen Versammlung, wie die gegenwärtige, ist es schwer, zu einem bestimmten Resultate zu gelangen, und hat man es auch gefunden, so erfordert der schriftliche Ausdruck mehr Zeit, als die Versammlung auf die Sache verwenden kann; es müßte erst von ihr eine Commission zur Redaction gewählt, dann diese Redaction debattirt, abgeändert, festgestellt, mundirt und unterzeichnet werden.

Um diese Schwierigkeiten und Verzögerungen zu vermeiden, schien es mehrern hier gegenwärtigen ehrenwerthen Männern, die mit Wärme für die Sache erfüllt und nebstdem im Besitze werthvoller Materialen sind, geeignet, die erforderliche Beschwerdeschrift zu entwerfen. Findet sie den Beifall dieser verehrlichen Versammlung, so kann heute noch durch Unterzeichnung und Absendung dieser Schrift ein Resultat gewonnen werden.

Ich beehre mich daher vorzuschlagen:

1) Es möge diese Beschwerdeschrift laut und vernehmlich vorgelesen, und dieser Vorlesung, — ohne Unterbrechung, volle Aufmerksamkeit geschenkt werden;

2) Es möge sodann berathen und abgestimmt werden über Form und Inhalt der Schrift im Allgemeinen;

3) Sodann berathen und abgestimmt über den Inhalt im Speciellen, über etwa beanstandete specielle Stellen, Sätze oder Ausdrücke;

4) Es möge endlich die Schrift, sowie die Versammlung sie gut heißt und sich aneignet, von jedem Mitgliede der Gesellschaft unterzeichnet und sofort an ihren Bestimmungsort abgesendet werden. —

Da von keiner Seite ein Anstand oder Einwand gegen meine Vorschläge über den Gang unserer heutigen Verhandlungen erhoben wird, so sehe ich sie als genehmigt an und ersuche sonach Herrn N. N., die Beschwerdeschrift der verehrten Versammlung gefälligst vortragen zu wollen. —

II. Allerunterthänigster Rekurs und Beschwerde von Genossen der protestantisch-evangelischen Kirche der Pfalz, wegen Mißbrauch der geistlichen Gewalt, und allerunterthänigste Bitte um landesfürstlichen Schutz, mittelst Einberufung einer außerordentlichen Generalsynode.

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König!

Wenn das Vaterland in Gefahr ist, so ist es seiner Söhne heilige Pflicht, sich wie Ein Mann zu erheben und zu seiner Vertheidigung Gut, Blut und Leben einzusetzen. Es gibt aber noch Etwas, was nicht minder heilig als das Vaterland ist, das ist die Religion und die Kirche. Es hat von jeher für die heiligste Christenpflicht gegolten, im Glauben festzustehen und ihn gegen Anfechtungen mit allen Kräften zu vertheidigen. So mögen denn Ew. Königliche Majestät nichts Anderes, als die Erfüllung dieser heiligen Pflicht darin erkennen, wenn wir Protestanten aus der Pfalz vor den Thron Ew. Königlichen Majestät treten, um unsern gegen seine Unterthanen jeden Glaubensbekenntnisses gleich gerechten Monarchen um Schutz und Hülfe für unsere vereinigte Kirche anzurufen, welche schon seit Jahren unter schwerem Drucke leidet, aber zumal in neuester Zeit von der allerernstesten Gefahr bedroht ist. Diese Gefahr besteht aber in nichts Geringerem als in der thatsächlichen Aufhebung der Grundsätze der vereinigten Kirche durch die

oberste Kirchenbehörde, und in der dadurch hervorgerufenen, tief greifenden Mißstimmung der Gemüther, welche sogar zu äußeren Spaltungen und zum Abfall von der kirchlichen Gemeinschaft zu führen droht.

Wir glauben dieses vor Ew. Königlichen Majestät nicht besser in's Licht setzen zu können, als durch einen kurzen Bericht über die Gründung unserer vereinigten Kirche.

Die ganze protestantische Kirche ist vor 300 Jahren hervorgegangen aus dem Grundsatze, daß nur die heilige Schrift allein als Quelle und Norm des christlichen Glaubens gelten dürfe. Da aber über die Auslegung des Schriftinhaltes in einigen Punkten Verschiedenheit unter den Protestanten damaliger Zeit stattfand, so theilten sie sich in die beiden Kirchengesellschaften der lutherischen und der reformirten Confession. In späterer Zeit erkannte man jedoch mehr und mehr, daß es jenem obersten, von beiden Confessionen gemeinsam festgehaltenen Grundsatze nicht angemessen sei, wegen solcher Verschiedenheit des Schriftverständnisses in einzelnen Punkten, in einer kirchlichen Trennung zu beharren. Darum entschloß man sich, wie in andern Ländern, so auch in der Pfalz, zu einer Vereinigung der beiden Confessionen. Was früher, unprotestantischer Weise, unter den Protestanten zu vielfachen, traurigen und endlosen Streitigkeiten Anlaß gegeben hatte, wurde dadurch für immer beseitigt, daß man jede aus der heiligen Schrift gewissenhaft geschöpfte Ueberzeugung als eine in der Kirche berechtigte anerkannte. Auf diesem Grundsatze hat sich unsere vereinigte Kirche erbaut. Daher kam es denn auch, daß noch nie und nirgends so viel wahre Duldsamkeit bestanden, daß man noch nie und nirgends von Glaubensstreitigkeiten so ganz und gar entfernt war, als dies bei den Protestanten der Pfalz seit ihrer Vereinigung der Fall gewesen ist. Es gab hier wie überall Christen, Geistliche und Nichtgeistliche, von verschiedenen Glaubensansichten; aber alle fühlten sich dennoch durch das Band einer Glaubensgemeinschaft mit einander verbunden und lebten friedlich und brüderlich mit einander. Dies war die Folge des obersten Grundsatzes der evangelischen Glaubensfreiheit, und unsere Kirchenvereinigung hat sich auf diese Weise als ein wahrhaft christliches und heiliges Werk thatsächlich durch gesegnete Früchte

erwiesen, und nicht nur innere Ruhe und Zufriedenheit der Gemüther erweckt, sondern auch deren nothwendige Frucht, die äußere Ruhe und Ordnung in den Familienkreisen befestigt.

Leider war aber das Königl. General- und Oberconsistorium eben diesem obersten Grundsatze, auf welchem die ganze Kirchenvereinigung, als auf ihrem Fundamente, beruht, von Anfang an bis auf den heutigen Tag äußerst abgeneigt. Die erste, im Jahr 1818 versammelte Generalsynode hatte im §. 3 der Vereinigungsurkunde jenen obersten Fundamental-Grundsatz also ausgesprochen: „Die „vereinigte protestantisch-evangelisch-christliche Kirche erkennt, außer „dem Neuen Testament, nichts Anderes für eine Lehrnorm ihres „Glaubens. Sie erklärt ferner, daß alle bisher bei den protestan„tisch-christlichen Confessionen bestehenden, oder von ihnen dafür ge„haltenen, symbolischen Bücher abgeschafft seyn sollen; daß endlich „auch die Kirchenagende und andere Religionsbücher, wenn sie die „jetzigen Grundsätze der protestantischen Kirche aussprechen, der „Nachwelt nicht zur unabänderlichen Norm des Glaubens dienen, „und die Gewissensfreiheit einzelner evangelisch-protestantischer Chri„sten nicht beschränken soll." — Das damalige Generalconsistorium wollte jedoch, daß dieser Artikel in der Vereinigungsurkunde folgendermaßen gefaßt werden solle: „Die protestantisch-evangelisch-christ„liche Kirche erkennt keinen anderen Glaubensgrund, als die heilige „Schrift; erklärt aber zur Lehrnorm die allgemeinen Symbole und „die, beiden Confessionen gemeinschaftlichen, symbolischen Bücher, „mit Ausnahme der darin enthaltenen, zwischen beiden Confessionen „bisher streitig gewesenen Punkte." — Da nun in dem allerhöchsten Bestätigungsdecrete vom 10. October 1818 ausdrücklich gesagt war, daß die Vereinigungsurkunde nach den von Seiner Majestät genehmigten Erinnerungen des Generalconsistoriums abgefaßt und zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden solle, so ward in dem ersten Abdrucke dieser Urkunde die von dem Königl. Generalconsistorium vorgeschlagene Fassung des §. 3 aufgenommen. — Gegen diese Abänderung der ursprünglichen Fassung eines so wesentlichen Artikels wurde alsbald von Seiten der Diöcesan-Synoden der Pfalz beim Königl. Consistorium zu Speyer reclamirt, welches in Folge dieser Reclamationen unterm 8. Mai 1820 bei dem Königl. Oberconsisto-

rium wegen dieser Abänderung der Vereinigungsurkunde ernstliche Vorstellungen machte. Seine Majestät der König geruhten nun, durch allerhöchsten Erlaß vom 3. August 1820, Sich über diese Angelegenheit also zu äußern: „Wir erwarten die Erinnerungen und „Anträge über die bestehende Vereinigungsurkunde von der nächsten „Generalsynode, und geben zum Voraus die Versicherung, daß wir „ihren billigen Wünschen gerne entgegen kommen werden." Hierauf gestützt und durch §. 17, Absatz 5 und 6 der Vereinigungsurkunde ermächtigt, nahm die Generalsynode von 1821 diesen Gegenstand in neue Berathung und beschloß, bei gehöriger Verwahrung in ihrem Protokolle gegen Alles, was etwa in Glaubens- und Gewissenssachen den Grundsätzen der protestantischen Kirche zuwider laufen möchte, folgende Abfassung des mehrbesagten dritten Paragraphen der Urkunde, nämlich: „Die protestantisch-evangelische Kirche „hält die allgemeinen Symbole und die bei den getrennten protestantischen Confessionen gebräuchlichen symbolischen Bücher in gebührender Achtung, erkennt jedoch „keinen andern Glaubensgrund noch Lehrnorm, als allein „die heilige Schrift." — Nachdem diese neue Redaktion mit den Synodal-Akten und einem besondern Berichte des Königlichen Consistoriums vom 3. Dezember 1821 dem Königl. Oberconsistorium vorgelegt worden war, erfolgte unterm 20. Juni 1822 nachstehende allerhöchste Resolution: „2. ad 10 wollen Wir zwar der vorgeschlagenen Fassung des §. 3 der Vereinigungsurkunde, die symbolischen „Bücher betreffend, Unsere allerhöchste Genehmigung nicht versagen, „da die Mehrheit in Unserem Oberconsistorium dieselbe für genügend „erklärt hat, jedoch ist die Generalsynode auf die Gefahr aufmerksam „zu machen, welche daraus für die Einheit der Lehre entstehen könnte, „wenn keine Lehrnorm gegeben, und jeglichem Geistlichen freigestellt „würde, die Glaubenswahrheiten nach eigener Ansicht vorzutragen." — Das Königl. Oberconsistorium verfügte hierauf in einem Rescripte vom 10. Juli 1822, wie folgt: „Da der vorgeschlagenen Fassung „des §. 3 der Vereinigungsurkunde die allerhöchste Genehmigung „nicht versagt ist, so kann diese provisorisch, statt der früheren, in „den Text aufgenommen und in so lange beibehalten werden, bis „eine künftige Generalsynode dasjenige wird in Erwägung gezogen

„haben, worauf sie von allerhöchster Stelle aufmerksam gemacht „worden ist." — Hinsichtlich des mehrerwähnten §. 3 der Vereinigungsurkunde hat das Königl. Oberconsistorium in einem Erlasse vom 27. Mai 1828 die allerhöchste Entschließung vom 16. desselben Monats, über die Resultate der Generalsynode des Rheinkreises vom Jahr 1825, mitgetheilt, wie folgt: „Da die General„synode, wiewohl dieselbe auf die Gefahren, welche die gegenwärtige „Fassung des §. 3 der Vereinigungsurkunde, in kirchlicher und po„litischer Hinsicht, nach sich ziehen könnte, aufmerksam gemacht wor„den, bei derselben beharrt, so wollen Seine Königl. Majestät zwar „es bei der, durch Rescript vom 20. Juni 1822, bereits ertheilten „Bestätigung bewenden lassen; erwarten aber, daß die Einheit der „Lehre durch die den kirchlichen Behörden obliegende Aufsicht, daß „nichts dem Katechismus Zuwiderlaufendes gelehrt und „die vorgeschriebene Liturgie beobachtet werde, gegen weitere Ab„weichungen um so mehr gewahrt werde, als die Verfassung nur „drei, gleiche Rechte genießende Confessionen anerkennt."

Aus allen diesen Verhandlungen geht nun einestheils hervor, wie sehr das Königl. Oberconsistorium dem in der vereinigten Kirche herrschenden Glaubensbewußtseyn sich stets abgeneigt zeigte; anderntheils aber auch, daß der Grundsatz der evangelischen Glaubens- und Lehrfreiheit, innerhalb der Grenzen der heiligen Schrift, zuletzt dennoch zu einer gesetzlich gültigen Anerkennung gelangte, und daß sonach die Geistlichen unserer vereinigten Kirche, bei ihrem Glauben, Lehren und Predigen, durchaus an weiter nichts gebunden sind, als an die heilige Schrift und an den gesetzlich eingeführten Landeskatechismus.

Die Verwaltungsweise des Königl. Oberconsistoriums stand und steht indessen mit diesem obersten Grundsatze und mit jener von Ew. Königl. Majestät allerhöchst ausgesprochenen Verfügung fortwährend im Widerspruch, wie aus folgenden Thatsachen erhellt:

An die Spitze des im Jahr 1833 aufgelösten, der vereinigten Kirche aufrichtig ergebenen Consistoriums trat ein der lutherischen Kirche angehöriger Vorstand, welcher sogar in einem amtlichen Erlasse es für eine „höchst mißliche und folgenschwere" Handlung er-

klärte, den Grundsätzen der vereinigten Kirche beitreten zu sollen. Gleichzeitig mit demselben trat ein geistliches Mitglied in das Consistorium ein, welches, wenn auch der vereinigten Kirche äußerlich angehörend, doch, wie allbekannt, der Gesinnung nach, ganz der symbolischen Glaubensrichtung zugethan ist. — Von jetzt an wurden diejenigen Geistlichen, welche wie früher im Geiste der vereinigten Kirche wirkten, vielfach gedrückt und zurückgesetzt. Dadurch war den Schwächeren unter ihnen die Versuchung zur Unwahrhaftigkeit und Heuchelei sehr nahe gelegt. Verdächtigungen und Verdammungssucht begannen, und riefen an vielen Orten unsägliche Bitterkeit und Zwietracht hervor. — Aus Anlaß der immer steigenden Unzufriedenheit erschienen im Jahr 1836 zwei Räthe des Königl. Oberconsistoriums in der Pfalz; aber selbst diesen, zur Vermittelung des Zwiespaltes und zur Beruhigung der allgemeinen Mißstimmung abgesendeten Commissären waren von dem Königl. Oberconsistorium gewisse Directiv-Thesen mitgegeben worden, in deren zweiter die höchst verletzende Erklärung ausgesprochen war, es möge dahin gestellt bleiben, „ob die Vereinigung auf wirklicher Ueberzeugung, oder auf Berücksichtigung äußerlicher Convenienzen, auf Unglauben oder Indifferentismus beruhe." — Von diesen Commissären wurden nun zwar die Beschwerden der Geistlichen angehört, aber Abhülfe erfolgte nicht. Daher wurde im folgenden Jahre eine, von 204 geistlichen und weltlichen Mitgliedern der pfälzischen Synoden unterzeichnete Beschwerdeschrift an die damals versammelte Deputirtenkammer eingereicht, welche von dieser zwar für formell und materiell begründet erklärt wurde, aber wegen Mangel an Zeit nicht zur Berathung kam. — Die bemeldeten Mißstände dauerten inzwischen fort und nahmen theilweise selbst noch täglich zu. So sind z. B. in neuerer Zeit eine Menge junger Geistlichen aus der lutherischen Kirche in der vereinigten Kirche der Pfalz angestellt worden, ohne daß sie eine ausdrückliche Beitrittserklärung zu dieser Kirche leisten mußten, und noch weniger auf die Vereinigungsurkunde verpflichtet worden wären. So sind ferner die Theologie-Studierenden aus der Pfalz durch den Universitätszwang blos an die theologische Fakultät zu Erlangen gewiesen, welche, streng und ausschließlich an dem lutherischen Lehrbegriffe festhaltend, nach ihrer neuesten Erklärung nicht einmal eine Professorstelle für die vereinigte Kirche in ihrer Mitte dulden will!

So konnte es denn nicht anders seyn, als daß die dort studierenden jungen Theologen aus der Pfalz dem Geiste und den Grundsätzen der vereinigten Kirche ganz entfremdet wurden, ja sogar mit einem feindlichen Sinn gegen diese erfüllt, in ihren Dienst eintraten. Viele von ihnen erlauben sich, den Grundsätzen der vereinigten Kirche in ihren kirchlichen Vorträgen geradezu entgegenzutreten. Einige haben sich nicht gescheut öffentlich zu erklären, sie seien Lutheraner und bleiben Lutheraner. Andere verkünden in ihren Vorbereitungsreden zum heiligen Abendmahl, in völliger Verleugnung und Verwerfung der ausdrücklichen Bestimmung unserer Vereinigungsurkunde, daß Jeder das heil. Abendmahl unwürdig genieße, welcher in Ansehung desselben nicht den streng lutherischen Lehrbegriff festhalte. Andere entfernen den gesetzlich eingeführten Landeskatechismus aus dem Religions- und Confirmanden-Unterricht, und stellen eigenmächtig Lehrsätze auf, welche dem Geiste der vereinigten Kirche durchaus widersprechen.

Alles dieses geschieht unter dem Schutze und der Gutheißung der oberen Kirchenbehörden, welche gerade berufen wären, über gewissenhafte Befolgung der von der vereinigten Kirche aufgestellten Grundsätze zu wachen.

Dazu kommt noch, daß bei der Generalsynode vom Jahr 1845 ein Mitglied des Consistoriums, Dr. Rust, in einer von ihm gehaltenen Amtspredigt, ein förmliches Verdammungsurtheil gegen diejenige freiere Glaubensrichtung aussprach, welche die bei weitem größere Anzahl der geistlichen wie weltlichen Mitglieder der vereinigten Kirche theilt, und welcher zu folgen sie nach dem obersten Grundsatze des Protestantismus überhaupt und der vereinigten Kirche insbesondere berechtigt sind.

Deutlich ist dieser Grundsatz ausgesprochen in der allerhöchst bestätigten Vereinigungsurkunde, worin es wörtlich heißt: „daß es „zum innersten und heiligsten Wesen des Protestantismus „gehört, immerfort auf der Bahn wohlgeprüfter Wahr„heit und ächt religiöser Aufklärung mit ungestörter „Glaubensfreiheit muthig voranzuschreiten."

Das Mißkennen dieser Grundsätze von Seiten der Kirchenbehörden mußte eine allgemeine Mißstimmung und Mißtrauen unter den

Protestanten der Pfalz hervorrufen, und hat bereits manche Gemeinden veranlaßt, bei Erledigung von Pfarrstellen, in Eingaben an das Consistorium, sich ausdrücklich gegen Besetzung derselben mit Geistlichen der symbolischen Richtung auszusprechen. Dennoch fahren diese Behörden fort, nur diese Richtung als die wahre anzuerkennen, und suchen an die Stelle freier, selbstständiger Schriftforschung und ungestörter Glaubens- und Lehrfreiheit, Glaubens- und Gewissenszwang einzuführen, wie die neuesten Erlasse des Oberconsistoriums gegen einen Geistlichen der freieren Richtung, Pfarrer Frantz von Ingenheim, nachweisen. — Obwohl dessen offen ausgesprochene Glaubensansicht weder mit der heiligen Schrift, noch mit dem gesetzlichen Landeskatechismus, noch mit dem apostolischen Symbolum im Widerspruche steht: so wurde dennoch dieser Geistliche seines Glaubens wegen suspendirt und mit der Absetzung bedroht, falls er nicht widerrufe.

Solcher Gewissenszwang enthält einen tödtlichen Angriff auf den obersten Grundsatz unserer Kirchenvereinigung, und muß zur Entsittlichung der Geistlichen führen, wenn ihre weltliche Existenz von dem äußeren Bekenntniß einer Glaubensansicht abhängig gemacht wird, welche mit ihrer, durch treue Schriftforschung gewonnenen Ueberzeugung nicht übereinstimmt.

Treu dem Beispiel unserer Väter, treu der Lehre unseres Katechismus,*) halten wir es darum für unsere heilige Pflicht, gegen

*) Katechismus. Fr. 135: „Wie nennen wir die Kirche, zu welcher wir uns bekennen?" — „Wir nennen sie die protestantisch-evangelisch-christliche Kirche."

Fr. 136: „Warum heißt sie protestantisch?" — „Weil sie das edelste Recht des vernünftigen Menschen, frei und redlich in der Erkenntniß der wohlgeprüften Wahrheit fortzuschreiten, mit christlichem Muthe in Anspruch nimmt, gegen alle Geisteskenechtschaft, wie gegen allen Gewissenszwang ewigen Widerspruch einlegt, und ungestörte innere Glaubensfreiheit behauptet. — Gal. 5, 1. So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch spannen. 2. Cor. 6, 14; 2. Petr. 3, 18; Col. 2, 16. 18. 19; 1. Thess. 4, 21: Prüfet Alles, und das Gute behaltet!"

Fr. 137: „Warum heißt sie evangelisch-christlich?" — „Weil sie durchaus keinen andern Glaubensgrund erkennt, als allein die heilige Schrift, und in dieser ganz besonders das Evangelium, nach den klaren Aussprüchen des Stifters der christlichen Religion. 1. Cor. 3, 11—13. Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Christus."

diese und jede Geisteskneechtschaft mit aller Kraft zu protestiren, und feierlich Widerspruch einzulegen gegen jeden Gewissenszwang, durch welchen unsere innere Glaubensfreiheit gestört werden soll.

Wir sind Feinde aller religiösen Zerwürfnisse, Wirren und Streitigkeiten, die der, der Glaubensfreiheit entgegengesetzte Geist, — nach seinen Früchten kein guter, — in der Pfalz bereits hervorzurufen begonnen hat; und bezwecken nichts anderes, als die Conservation dessen, was durch die Vereinigungsurkunde zu unserem Rechte erhoben wurde.

Deßhalb legen wir in fester Zuversicht auf den Hort und Schirm der Kirche, auf unsern erlauchten Pfalzgrafen, diese Protestation in tiefster Ehrfurcht vor dem Throne Ew. Königlichen Majestät nieder.

Beschwert durch Handlungen der geistlichen Gewalt gegen die festgesetzte Ordnung, bitten wir in Gemäßheit des §. 52 der zweiten Beilage zur Verfassungs-Urkunde*) um den landesherrlichen Schutz Ew. Königlichen Majestät.

Zur Beseitigung unserer Beschwerden kann, nach Maßgabe des §. 56 jener Beilage,**) am sichersten eine Kirchenversammlung führen, deren Berufung zu den schönsten Prärogativen der Krone gehört.

Wir treugehorsamst unterzeichnete Mitglieder der protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche der Pfalz erlauben uns daher die allerunterthänigste Bitte:

Es wolle Ew. Königliche Majestät allergnädigst geruhen, zur Abhülfe der in der protestantischen Kirche der Pfalz bestehenden Beschwerden, eine außerordentliche General-Synode anzubefehlen.

---

*) §. 52. „Es steht aber auch den Genossen einer Kirchen-Gesellschaft, welche durch Handlungen der geistlichen Gewalt gegen die festgesetzte Ordnung beschwert werden, die Befugniß zu, dagegen den königlichen landesfürstlichen Schutz anzurufen."

**) §. 56. „Auch ist derselbe (der Regent) befugt, wenn er wahrnimmt, daß bei einer Kirchen-Gesellschaft Spaltungen, Unordnungen oder Mißbräuche eingerissen sind, zur Wiederherstellung der Einigkeit und kirchlichen Ordnung, unter seinem Schutze Kirchen-Versammlungen zu veranlassen, ohne jedoch in Gegenstände der Religionslehre sich selbst einzumischen."

Wir getrösten uns der zuversichtlichen Hoffnung allergnädigster Gewährung unserer Bitte und verharren in tiefster Ehrfurcht

Ew. Königlichen Majestät

allerunterthänigst treugehorsamste

Edenkoben, den 10. November 1846.

Abresch, J. Ph., Stadtrath in Neustadt.
Appiano, F., Kaufmann in Kaiserslautern.
Armendinger, Chr., Stadtrath und Kirchenvorsteher in Edenkoben.
Arnold, Ph., Gutsbesitzer in Edenkoben.
Augsburger, J., in Winzingen.
Basler, G., Gemeinderath in Mußbach.
Basler, H., in Mußbach.
Bauer, Gemeinderath in Haardt.
Dr. Baumann, Kantonsarzt, Landr. und Kirchenvorsteher in Kandel.
Becker, G., Kaufmann in Grünstadt.
Bender, Bürgermeister in Friedelsheim.
Bergdolt, Synodalmitglied in Duttweiler.
Bierbrauer, K., Kirchenvorsteher in Neustadt.
Binder, F., Kirchenvorsteher und Synodalmitglied.
Böcking, E., Kaufmann in Kaiserslautern.
Böcking, Advokat in Landau.
Böckler, G., Stadtrath in Edenkoben.
Böheim, Pfarrer in Ungstein.
Born, Kirchenvorsteher in Edenkoben.
Born, J. Ph., Bierbrauer in Siebeldingen.
Bourquin, Dan., d. Jüngere, Küfer in Ingenheim.
Bourquin, J., Kirchenrechner in Ingenheim.
Bourquin, Joh. Jak., Ackersmann in Ingenheim.
Braun, Advokat und Synodalmitglied in Frankenthal.
Breß, J. Ph., Adjunct in Duttweiler.
Bruch, Privatmann in Bergzabern.
Brück, G. M., Stadtrath in Landau.
Bub, L., Stadtrath in Neustadt.
Buchert, Ad., in Mußbach.
Buchert, G. Ad., Decartirer in Mußbach.
Christmann, Rud., Landstand in Dürkheim.
Claus, H., Stadtrath in Neustadt.
Dacqué, Stadtrath in Neustadt.
Deidesheimer, Fr., Stadtrath in Neustadt.
Doll, Ph. J., Kaufmann in Edenkoben.
Eberhard, J. F., Kaufmann in Mußbach.
Eberle, Privatmann in Speyer.
Eckhard, J., Pfarrer in Gönheim.

Egge, H. D., Bürgermeister und Kirchenvorsteher in Birkweiler.
Eppelsheim, C., Landstand in Dürkheim.
Esch, J. C., Pfarrer in Großkarlbach.
Exter, Fr. K., Stadtrath und Synodalmitglied in Neustadt.
Exter, Gab., Rothgerber in Neustadt.
Faber, Fr., Oekonom in Mußbach.
Fink, Bürgermeister in Godramstein.
Fitz, G., Mitglied der pfälzischen Handelskammer in Dürkheim.
Fitz, Joh., Gutsbesitzer in Pfäffingen.
Frantz, Fr. Th., Pfarrer in Ingenheim.
Fröhlich, F. A., Kaufmann in Zweibrücken.
Geislauer, Ph. J., in Neustadt.
Gelbert, J., Stadtrath und Kirchenvorsteher in Kaiserslautern.
Georg, J., Tuchfarikant in St. Lambrecht.
Gerhard, Fr., Privatmann in Frankenthal.
German, Th., Pfarrer in Erpolzheim.
Geul, K. Th., Pfarrer in Niederhochstadt.
Goßler, J. J., Papierfabrikant in Frankeneck.
Grohé, J. Cl., Bürgermeister in Edenkoben.
Grohé, Fr., Kaufmann in Edenkoben.
Hack, Landstand, Stadtrath und Handelsmann in Kaiserslautern.
Haffner, Stadtrath und Synodalmitglied in Dürkheim.
Hahn, A., Pfarrer in Sausenheim.
Härdter, Jak., Ackersmann in Ingenheim.
Hauck, Jak., Oekonom in Steinweiler.
Hauck, Joh., Sattler in Steinweiler.
Hauck, M., Wirth in Steinweiler.
Heckel, Chr., Möbelfabrikant in Neustadt.
Helffenstein, Stadtrath in Neustadt.
Hellmer, A., Gemeinderath in Mußbach.
Helmus, J., Kirchenvorsteher in Neustadt.
Dr. Hepp, Arzt in Neustadt.
Heppenheimer, Fr., Stadtrath in Neustadt.
Hertle, L., Müller in Bergzabern.
Hill, Kirchenvorsteher in Gönheim.
Hofer, G. H., Pfarrer in Weißenheim a. B.
Hoffmann, Apotheker in Kandel.
Hoffmann, Ad., Oekonom in Knöringen.
Hoffmann, C., Apotheker und Stadtrath in Landau.
Hoffmann, Ph. J., in Mußbach.
Hoffmann, Ph. Joh., in Mußbach.
Holler, G. Fr., Oekonom in Mußbach.
Hornig, C., Weinhändler in Neustadt.
Hörner, J. G., Oekonom in Oberhochstadt.
Humbert, Pfarrer in Drußweiler.
Jakob, J. P. C., Pfarrer in Böchingen.
Dr. Jakob, prakt. Arzt in Kaiserslautern.

Jänisch, H., Stadtrath in Kaiserslautern.
Kaußler, Ed., Buchhändler in Landau.
Keller, Ad., Synodalmitglied und Gemeinderath in Wolmesheim.
Keller, V., Adjunkt in Göcklingen.
Kern, J. L., Landstand und Bürgermeister in Böchingen.
Kirchner, K., Handelsmann in Frankenthal.
Kleinmann, J. C., Pfarrer in Godramstein.
Knöckel, F., Fabrikant in Neustadt.
Knöckel, Ph., Papierfabrikant in Neustadt.
Köhler, M., Oekonom in Mußbach.
Kolb, G. F., Stadtrath in Speyer.
Kolb, Jak., Geschäftsmann in Heuchelheim.
Kölsch, J., Stadtrath in Neustadt.
König, F., Anwalt in Kaiserslautern.
Konrad, L., Adjunkt in Mörzheim.
Kopf, Geistlicher aus Göcklingen.
Krebs, Bürgermeister in Gommersheim.
Krieg, L., Kaufmann in Gommersheim.
Knopp, N., Kirchenvorsteher in Neustadt.
Krumrey, Gemeinderath in Gimmeldingen.
Kuhn, G. M., Gemeinderath in Mörzheim.
Kuhn, Jak., Kirchenvorsteher in Heuchelheim.
Kuhn, Jak., Wirth in Heuchelheim.
Dr. Lachner, prakt. Arzt in Dürkheim.
Lantz, Pfarrer in Annweiler.
Lepère, G., Kirchenvorsteher in Winden.
Ley, Pfarrer in Gerolsheim.
Lieberich, L., Müller in Winzingen.
Logé, Isaac, Gemeinderath in Steinweiler.
Logé, J. Ph., Wirth in Steinweiler.
Lorch, C. Ph., Pfarrer in Winden.
Louis, H., Gerichtsbote in Germersheim.
Mahla, Pfarrer in Edenkoben.
Mahla, Advokat, Bürgermeister und Synodalmitglied in Landau.
Mallrich, Fr., in Mußbach.
Maret, D., Stadtrath in Kaiserslautern.
Marx, J. J., Bürgermeister in Lambrecht.
Mattheus, Bürgermeister und Synodalmitglied in Impflingen.
Mattil, Adjunkt in Frankenthal.
Mattil, A., Tuchfabrikant in St. Lambrecht.
Mattil, Ph., Tuchfabrikant in St. Lambrecht.
Maucher, Ferd., Adjunkt in Neustadt.
Michel, Advokat-Anwalt in Frankenthal.
Michel, Ph., Stadtrath in Annweiler.
Müller, J., Pfarrer in Böbingen.
Müller, Jak., Oekonom in Mußbach.
Müller, J., Wirth in Mußbach.

Müller, Ph., in Mußbach.
Nauert, W., Bäcker in Mußbach.
Nuß, Joh., Kirchenvorsteher in Heuchelheim.
Nuß, Ph. J., Ackersmann in Ingenheim.
Ohler, N., in Mußbach.
Oehlert, J., Tuchfabrikant bei Neustadt.
Orth, P., Rothgerber in Speyer.
Otto, G., Förster in Sausenheim.
Pasquay, H., Stadtrath und Synodalmitglied in Annweiler.
Pauli, C., Advokat in Landau.
Penner, A., Stadtrath in Neustadt.
Postel, Chr., Ackersmann in Ingenheim.
Reichhold, L., Apotheker in Edenkoben.
Reinbold, P., Stadtrath in Edenkoben.
Reitz, Pfarrer in Altdorf.
Renner, Bürgermeister in Böbingen.
Renner, Ph. J., Bürgermeister in Gönheim.
Reudelhuber, J. V., Gutsbesitzer in Lambsheim.
Ritter, Dan., Gutsbesitzer in Sembach.
Ritter, K., Posthalter und Gemeinderath in Frankenstein.
Ritter, Th., Stadtrath in Kirchheimbolanden.
Rothhaas, Uhrmacher in Bergzabern.
Sauter, J., Stadtrath in Neustadt.
Schaaf, Ph., Stadtrath in Neustadt.
Schimpff, A. R., Kaufmann in Speyer.
Schimpff, C. W., Stadtrath und Kirchenvorsteher in Landau.
Schmitt, K., Pfarrer in Mörzheim.
Schneider, Fr. J., Gutsbesitzer in Landau.
Schneider, G., Bierbrauer in Landau.
Schnell, J. K., Drechsler in Landau.
Schuster, J. M., Geschäftsagent und Kirchenvorsteher in Landau.
Seitz, J., Stadtrath in Speyer.
Seyler, Pfarrer in Kandel.
Sibachmeyer, Ph., in Winzingen.
Silbernagel, Oekonom in Mörzheim.
Simon, Pfarrer in Walzheim.
Spatz, C., Advokat und Stadtrath in Frankenthal.
Sprinkhorn, N., Gutsbesitzer in Frankenthal.
Steeg, J. G., Conditor und Kirchenvorsteher in Landau.
Stepp, Fr., Pfarrer in Wörth.
Stockinger, G., Landstand und Advokat in Frankenthal.
Tartter, H., Stadtrath u. Kirchenvorsteher in Dürkheim.
Teuscher, H. J., Kaufmann in Frankenthal.
Teutsch, J., Stadtrath in Edenkoben.
Ullmann, Pfarrer in Wilgartswiesen.
Ullmann, J., Pfarrer in Tiefenthal.
Ußlaub, G., Oekonom in Speyer.

Völcker, Fr., Stadtrath u. Kirchenvorsteher in Edenkoben.
Völcker, Fr. K., Weinhändler in Edenkoben.
Völcker, J., Stadtrath in Edenkoben.
Völcker, J. J., Synodalmitglied in Mußbach.
Völcker, J. W., Oekonom in Mußbach.
Völcker, Ph. J., Kaufmann in Edenkoben.
Völcker, W., Kaufmann in Mußbach.
Vollmer, A. H., Rentner in Germersheim.
Wagner, A., Stadtrath in Kaiserslautern.
Walcher, Ad., Oekonom in Mußbach.
Walter, Kirchenvorsteher in Gönheim.
Watzenborn, J., Adjunkt in Edenkoben.
Weiland, G., Tuchfabrikant in St. Lambrecht.
Weintz, W., Gutsbesitzer in Gimmeldingen.
Werner, Notär in Neustadt.
Wiedemann, Gemeinderath in Lobloch.
Wilhelmi, Ph., Kirchenvorsteher in Edenkoben.
Willich, F., Landstand, Stadtrath und Advokat in Frankenthal.
Willich, L., Advokat in Frankenthal.
Wolff, Kirchenvorsteher in Dürkheim.
Wurtz, H., Wirth in Ingenheim.
Wüst, G. Ph., Wirth in Ingenheim.
Zachelmayer, P., Oekonom in Mußbach.
Zinkgraff, Gemeinderath in Haardt.
Zumstein, G., Gutsbesitzer in Dürkheim.

67.

Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel.

(Fortsetzung.)

V. Es werden Jesu Eigenschaften zugeschrieben, welche nur dem Menschen (als einem beschränkten Wesen) eigen seyn können.

1. Sein Wissen ist beschränkt.

Er fragt, er erfährt, und dies nicht blos so *κατ' ἀνθρωπον*, sondern eigentlich, denn er wundert sich auch, und irrt sich sogar.

Er fragt. Von vielen Fragen Jesu, die auf jedem Blatte der Evangelien vorkommen, genügt es, nur einige anzuführen. Z. B. Mark. 6, 37 sagt Jesus zu seinen Jüngern: „Wie viel Brode habt ihr? Gehet hin und sehet.“ Lautet das wohl darnach, daß Jesus allwissend gewesen sei, und gewußt habe, wie viel Brode da seien?

— Luk. 8, 43 ff. lesen wir: Ein krankes Weib trat hinzu von hinten und rührte seines Kleides Saum an. Und Jesus sprach: „Wer hat mich angerührt?" Da sprach Petrus und die mit ihm waren: Meister, das Volk dränget und drücket dich, und du sprichst: wer hat mich angerührt? Jesus aber sprach: „Es hat mich Jemand angerührt, denn ich fühle, daß eine Kraft von mir gegangen ist." Hiezu ist zu bemerken: Erstens, Jesus fragt; zweitens, Petrus redet mit ihm, wie mit einem Menschen, der sich irren kann. Leset noch einmal diese Worte des Petrus, und dann saget mir, ob ihr euch denken könnet, Petrus würde so zu Jesus gesprochen haben, wenn er gewußt hätte, der, mit dem er spräche, sei Gott? Drittens: Jesus entgegnet dem Petrus auf seine Einwendungen, — was? Nicht etwa, diese Einwendungen seien sehr unziemlich; auch nicht, er wisse es, daß ihn Jemand angerührt habe, weil er allwissend sei, sondern weil („denn") er etwas gespürt habe.

Jesus erfährt. Matth. 4, 12: „Da nun Jesus hörte, daß Johannes überantwortet war, zog er in das galiläische Land." Offenbar will der Evangelist hier den Grund angeben, warum Jesus nach Galiläa gegangen sei; nämlich er sei in jene Gegend, wo er vor den Nachstellungen seiner Feinde sicherer*) war, als in Judäa, darum gegangen, weil er „hörte," d. h. was er noch nicht wußte, jetzt erfuhr, daß man den Johannes in das Gefängniß geworfen hatte. Es ist gar kein Zweifel, daß der Evangelist diesen Ausdruck „Jesus hörte" ganz einfach im gewöhnlichen Sinne gebraucht, und damit sagen will, daß Jesus etwas ihm bisher Unbekanntes erfahren habe. — Ebenso werden ihm ferner auch himmlische Offenbarungen mitgetheilt Luk. 12, 18. Er begab sich auf einen Berg, „und siehe zween Männer redeten mit ihm, welche waren Moses und Elias, die erschienen in Klarheit und redeten mit ihm von dem Ausgang, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem." Wer hört es

*) Es mag hier auch gelegenheitlich bemerkt werden, daß es die nämliche Vorsicht war, aus welcher Jesus anfänglich, so lange sein Werk noch nicht hinlänglich befestigt war, jede Gefahr zu vermeiden suchte, und nur seinen Jüngern sagte, aber vor der Welt es längere Zeit geheim hielt, daß er der Messias sei, Matth. 16, 20: „Da verbot er seinen Jüngern, daß sie Niemand sagen sollten, daß er der Christ wäre." Vergl. Mark. 3, 11: „Und er bedrohete sie (die Besessenen) hart, daß sie ihn nicht offenbar machten."

diesen Worten nicht deutlich an, daß der Evangelist damit berichten will, Jesus habe durch himmlische Sendboten Nachrichten über das Schicksal empfangen, welches ihm bevorstehe, und es sei ihm damit etwas mitgetheilt worden, was ihm vorher noch nicht bekannt war.

Jesus wundert sich. Matth. 8, 10: „Da das Jesus hörte, verwunderte er sich." Sich verwundern setzt aber voraus, daß man sich etwas nicht so vorgestellt, sondern es ganz anders erwartet habe. Wie sich Jesus in obiger Stelle über den Glauben eines heidnischen Hauptmannes verwundert hatte, so verwundert er sich auch über das Gegentheil zu Nazareth; Mark. 6, 6: „Und er verwunderte sich ihres Unglaubens." — Die Orthodoxen wissen freilich das alles durch mancherlei Kunststücke anders auszulegen, aber die Evangelisten haben offenbar diese ihre Worte ganz einfach im gewöhnlichen Sinne genommen, und sich die Sache nicht anders vorgestellt, als daß sich Jesus eben gerade so verwundert habe, wie sich sonst Jemand auch verwundert. Hätten sie eine andere Meinung gehabt, so müßte man doch in der That sagen, sie hätten sich sehr ungenau ausgedrückt, und hätten damit sehr übel gethan, weil sie durch solche Ausdrücke, welche auf allen Blättern ihrer Lebensbeschreibung vorkommen, es nothwendig veranlaßt hätten, daß die Leser eben ein ganz menschliches Bild von Jesu bekommen mußten.

Jesus irrt sich. Matth. 21, 18: „Als er aber eines Morgens wieder in die Stadt ging, hungerte ihn, und er sahe einen Feigenbaum an dem Wege, und er ging hinzu und fand nichts als Blätter." Der Evangelist will hier ganz einfach und aufrichtig sagen, Jesus habe Feigen gesucht, aber keine gefunden, d. h. eben, er habe sich geirrt. Markus, welcher (11, 13) diesen Vorgang ebenfalls erzählt, hebt dieses Sich-geirrt-haben Jesu mit größter Unbefangenheit noch mehr hervor, indem er sagt: „da trat Jesus hinzu, ob er etwas fände; und da er hinzu kam, fand er nichts." Was heißt dies anders, als: Jesus ging auf den Feigenstock hin, um zu sehen, „ob" Feigen daran seien? Er wußte dies also nicht, sondern mußte erst nachsehen. Er meint jedoch Feigen zu finden, und findet keine, also hatte er sich geirrt. Markus fügt noch etwas hinzu, wodurch zu diesem Irrthum Jesu noch ein zweiter, noch größerer käme, nämlich er sagt: „Und da er hinzu kam, fand er nichts als Blätter,

denn es war noch nicht Zeit, daß Feigen seyn sollten.“ Auf diese Art hätte sich Jesus nicht blos in Ansehung jenes einzelnen Feigenstockes, sondern überhaupt auch in der Zeit geirrt, in welcher es reife Feigen geben konnte. — Allein das kann die Orthodoxie unmöglich zugeben; deßwegen hat auch hier ein Kunststück erfunden werden müssen, um diesen Irrthum wegzuschaffen. Man hat nämlich gesagt, Jesus habe gar wohl gewußt, daß keine Feigen an dem Stock seien, er sei nur auf ihn zugegangen und habe dergleichen gethan, als suche er, um einen Anlaß zu nehmen, den unfruchtbaren Strauch verdorren zu lassen, und so seinen Jüngern ein Zeichen sowohl seiner Allmacht zu geben, als auch symbolisch zu zeigen, wie es den unfruchtbaren Bäumen (schlechten Menschen) gehen werde. Aber, abgesehen von diesem Letzteren, sieht man hier recht, wie die frommen Leute, welche eine so große Ehrfurcht vor dem buchstäblichen Bibelwort an den Tag legen, — sobald es ihrem System und ihren vorgefaßten Meinungen entgegen ist, sich nicht nur gar nicht scheuen, sondern recht bemühen, dies Bibelwort auf das gräulichste zu verdrehen. Denn steht es dort nicht klar und deutlich, warum Jesus zu dem Feigenbaum gegangen sei? Es heißt, er sei hingegangen, weil ihn gehungert habe; folglich hat er auch Feigen suchen wollen, um seinen Hunger zu stillen; folglich hatte er sich auch geirrt, da er solche sucht und nicht findet. — Ueberdies erklärt er selbst auch ganz unumwunden, daß er nicht alles wisse; Mark. 13, 32 spricht er: „Von dem Tag aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater.“ — Zwar thun die Orthodoxen, als seien sie gar nicht verlegen, auch dieses rund zu machen. Sie sagen, Christus rede eben hier wieder von seiner menschlichen Natur; nach dieser habe er freilich nicht alles gewußt, während er nach seiner göttlichen Natur allerdings allwissend sei. Dagegen könnte man ihnen füglich erwiedern, es sei schlechthin ein Unding, ein Widerspruch und darum eine Unmöglichkeit, daß eine und dieselbe Person, — und sie denken sich ja doch Jesum auch nur als eine Person — allwissend seyn und doch zugleich etwas nicht wissen könne. Da aber die Herren Vernunftgründe nicht gelten lassen, so ist es gut, daß man sie auch hier wieder mit dem Bibelwort selbst fangen kann; denn

wenn es in obiger Stelle heißt: „Tag und Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater," — so ist 1) offenbar hier nicht von dem Stande der Niedrigkeit Jesu die Rede, denn er wird über die Engel gesetzt, 2) heißt er „der Sohn," und ihm entgegengesetzt ist „der Vater," und zwar heißt es „allein der Vater." Angenommen also, es gäbe nicht allein einen Gott-Vater, sondern auch einen Gott-Sohn, wie die Orthodoxen sagen, so stünde doch hier: „Niemand, als der Vater allein weiß es," — folglich weiß es sonst Niemand, auch der Sohn nicht, nämlich auch Gott der Sohn nicht, denn wenn es heißt der Vater allein, so ist doch der Sohn auf keinen Fall mitbegriffen! —

2. Jesus wird versucht.

Hebr. 4, 15: „Er ist allenthalben versucht, gleichwie wir, doch ohne Sünde." N. B. Es heißt „gleich wie wir" und noch dazu „allenthalben," — in allen Stücken. Was heißt nun aber „versucht werden?" Es heißt: durch irgend etwas zu einer Sünde gereizt werden, wobei es mehr oder weniger Kampf kostet, die Sünde nicht zu begehen. Jeder also, welcher versucht werden kann, kann auch sündigen; also auch Jesus hätte sündigen können, sonst hätte er auch nicht „versucht" werden können. Einer, der gar nicht sündigen kann, der kann auch gar nicht in Versuchung kommen, denn ohne die Möglichkeit des Einwilligens in die Sünde hat die Versuchung gar keinen Sinn. Wenn daher die Orthodoxen sagen, Jesus sei wohl versucht worden, aber sündigen hätte er gar nicht können, so könnten wir sagen, sie behaupteten etwas, das keinen Sinn habe. Dagegen werden sie aber protestiren; drum wollen wir darauf nicht einmal Gewicht legen. Aber indem sie obige Behauptung aufstellen, nämlich daß Jesus wohl habe versucht werden können, aber nicht in der Weise, wie andere Menschen, so gerathen sie damit zugleich wieder in den grellsten Widerspruch mit dem Bibelwort selbst, denn dieses sagt, er sei versucht worden, „gleichwie wir." Dieses „gleichwie wir" setzt doch der Apostel nicht umsonst hinzu; es muß doch etwas bedeuten, und kann nichts anders bedeuten, als Jesus sei versucht worden gerade so, eben so, wie andere Menschen ver-

sucht werden. Die Bibel sagt „gleichwie wir;“ die Orthodoxen aber sagen: nicht gleichwie wir, sondern anders, als wir, sei Jesus versucht worden.

Hier haben wir nun auch noch die bekannte Versuchungsgeschichte (Matth. 4, 1 — 11) näher zu betrachten. Wir lesen dort: „Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführet, auf daß er von dem Teufel versucht würde. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden. Und er antwortete und sprach: Es stehet geschrieben: der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet. Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt, und stellete ihn auf die Zinne des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab; denn es stehet geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Da sprach Jesus zu ihm: Wiederum stehet auch geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Wiederum führete ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, Satan; denn es stehet geschrieben: Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen. Da verließ ihn der Teufel; und siehe, da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm.“ Mit Uebergehung alles dessen, was nicht zu unserem Zweck gehört, bemerken wir hier folgendes: Jesus erscheint hier überall als der Sohn Gottes, ganz in dem Sinne, wie man sich den Messias vorzustellen gewohnt war. Auch der Teufel, der, sofern er, wie die Orthodoxen annehmen, als ein wirkliches Wesen zu denken ist, Jesum doch kennen muß, nennt ihn nur in diesem Sinne Sohn Gottes, von seiner Gottheit weiß er nichts; und auch der Evangelist selbst adoptirt augenscheinlich diese Vorstellung von Jesus, als seine eigene. Nun sehen wir hier: Jesus hungert, und zwar so reell, daß es ihm zur Versuchung wird. Der Teufel nimmt davon Anlaß ihn zu versuchen, seine Wunderkraft auf die Probe zu

stellen, indem er ihn auffordert, Steine in Brod zu verwandeln, und ebenso ferner, wenn er ihn auffordert, sich vom Tempel herab zu stürzen und dadurch seine Messiasschaft nicht allein für sich selbst, sondern auch behufs seiner Anerkennung vor allem Volk auf die Probe zu stellen. Hierbei kommen nun folgende Erwägungen in Betracht. War Christus Gott selbst, so konnte von gar keiner Versuchung die Rede seyn, und der Teufel, der ihn kannte, hätte nie auf diesen Einfall kommen können. Ferner, war er Gott selbst, so konnte er damit nicht versucht werden, daß er seine Wunderkraft auf die Probe stellen sollte, von dieser hätte er ja eine vollkommene Gewißheit haben müssen, während der Messias, der bloße Gottessohn, allerdings nicht wissen konnte, wie weit Gott ihn mit Wunderkraft ausrüsten werde. Ebenso sehen wir auch: der Teufel redet ganz in diesem Sinne zu Jesus, wenn er sagt: wenn er der Sohn Gottes, der Messias, sei, so müsse er auch ohne Gefahr sich von der Zinne des Tempels stürzen können, nicht, weil er als Gott keine Gefahr laufen könne, sondern — weil der Messias, als der geliebte Gottes-Sohn, sich darauf verlassen könne, sein himmlischer Vater werde ihn keinen Schaden nehmen lassen, sondern „seinen Engeln Befehl thun," daß sie ihn auf den Händen herabtrügen. Ganz in demselben Sinne spricht Christus: „Es stehet geschrieben, du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen." Als eine vermessene Versuchung Gottes sieht er es also an, wenn er die Probe machen wollte, ob Gott ihm auch zu Hülfe kommen würde, wenn er sich vom Tempel herabstürzte; zugleich nennt er hier, mit den Worten des A. Testamentes, Gott seinen „Herrn." — Daß es endlich ungemein thöricht gewesen wäre, wenn der Teufel Jesum als Gott gekannt, und doch von ihm verlangt hätte, daß er ihn anbete, und gemeint hätte, er könne ihn dazu bewegen, wenn er ihm den Besitz der ganzen Erde verspreche, die ohnehin sein Werk und Eigenthum ist, — haben wir schon berührt; wir setzen hier noch hinzu: es ist hier von einer Jesu widerfahrenen Versuchung die Rede; wäre das Alles, namentlich aber auch das Letzte, für Gott eine Versuchung gewesen? Und wenn es zuletzt heißt, nach bestandener Versuchung, „da kamen die Engel und dieneten ihm," — so wird dies doch offenbar gedacht: 1) als eine Ehre, welche Jesu widerfahren sei, und 2) zugleich offenbar

als ein Lohn*) dafür, daß er die Versuchung zurückgewiesen hatte, womit denn zugleich auch eingeschlossen ist, daß er dieselbe möglicher Weise auch nicht hätte zurückweisen, d. h. daß er möglicher Weise hätte sündigen können; denn wo das Sündigen-können wegfällt, da fällt auch alles Verdienst beim Nichtsündigen, ja die Versuchung zum Sündigen selbst hinweg.

3. Jesus betet.

Den Teufel wollte Jesus nicht anbeten, aber desto williger finden wir ihn, Gott anzubeten nach seiner täglichen Gewohnheit, (Matth. 14, 19 und 23; Mark. 6, 46; Luk. 5, 15; 6, 12; Matth. 26, 36 rc.). Was heißt nun aber beten? Und was hieße es bei Einem, der doch selbst wenigstens für sich das Bewußtseyn hat, daß er Gott sei? Es hieße nichts anderes, als er habe sich selbst angebetet. Oder hat etwa Christus blos zum Schein gebetet, um seinen Jüngern ein gutes Beispiel zu geben? Christus betet und dankt Gott im Gebete, z. B. bei Lazarus Auferweckung aus dem Grabe, Luk. 11, 41: „Jesus aber hob die Augen empor und sprach: Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast; doch ich weiß, daß du mich allezeit hörest." War Christus Gott, so verstand sich dies ja ganz von selbst, oder vielmehr es bedurfte gar keiner Erhörung, denn Gott, der Sohn, hätte die Unterstützung Gottes, des Vaters, nicht nöthig gehabt. Aber Christus sagt wiederholt, der Vater sei es, dessen Allmacht solche Werke durch ihn vollbringe, (Joh. 14, 12; 10, 25; 5, 19). Oder sagte er dies und betete er jenes Alles nur zum Schein, um der Leute willen, wie Manche vorgeben? Und wäre etwa der schwere Kampf und das Seelenringen, als er im Garten Gethsemane betete, auch bloß Schein gewesen? Jesus betet dort (Matth. 26), und bittet, wenn es möglich wäre, möge dieser Leidenskelch an ihm vorübergehen (V. 39), wenn aber nicht,

*) Dieser Gedanke einer Belohnung Jesu findet sich auch anderer Orten in der Schrift, z. B. Phil. 2, 9: Er war gehorsam bis zum Tode, darum hat ihn auch Gott erhöhet rc. — „Darum," d. h. zum Lohn für seine wohlbestandene Aufgabe. — Ferner Hebr. 2, 9: Gott hat Jesum mit Preis und Ehre gekrönt, auf daß (weil) er für Alle den Tod schmeckte. (Auf daß er = weil, δια το παθημα του θανατου).

so möge des Vaters Wille, nicht sein Wille geschehen (V. 42). Also er weiß nicht, ob es möglich seyn werde, oder nicht, und indem er seinen Willen dem Willen Gottes unterwirft, unterscheidet er sich von diesem auf das Bestimmteste. Es wird ihm Stärkung und Erquickung durch dies Gebet zu Theil („Es erschien ihm aber ein Engel und stärkte ihn," Luc. 22, 23). War er Gott selbst, was brauchte dann ein Engel zu kommen und ihn zu stärken, und wäre dieser Engel blos für „seine menschliche Natur" gekommen, so wäre es doch weit natürlicher gewesen, seine ihm einwohnende göttliche Natur hätte der ja einmal angenommenen menschlichen Natur diesen Dienst geleistet. Aber nein, wir finden hier Jesum menschlich beten zum Vater, gerade wie wir auch beten sollen und können, und der Trostengel des Gebetes erscheint ihm, wie er auch uns erscheint, wenn wir uns, gleich ihm, im Gebet, wahrhaft zu Gott nahen, wie geschrieben steht: „Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch!" — Christus betet auf dem Weg nach der Kreuzesstätte für seine Feinde, wo er jene mit Recht weltbekannt gewordenen, rührenden, das ganze Wesen seiner Lehre und seines Geistes ausdrückenden Worte ausspricht: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Luk. 23, 34. Er betet noch sterbend am Kreuze und sein letzter Seufzer ist ein Gebet. Nach dem schauerlichen, Mark und Bein durchschneidenden Schmerzensrufe: „Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen?" — hören wir ihn bald darauf wieder, mit neu gesammeltem, vollem Bewußtseyn seiner Gottesgemeinschaft, sterbend beten: „Vater in deine Hände befehl' ich meinen Geist!" — „Und als er das gesagt, verschied er. Da aber der Hauptmann sahe, was da geschah, preisete er Gott und sprach: Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen." Luk. 23, 46. — Und fürwahr, so fühlen wir auch. So erhaben dies zuversichtliche, getroste, kindlich vertrauende Gebet des sterbenden Jesu ist, eben so durch und durch menschlich ist es. Und wer fühlt nicht, daß die ganze Erhabenheit dieses Gebetes verloren ginge, wenn Christus Gott gewesen wäre. Hätte ihn das Bewußtseyn seiner Gottheit je verlassen können? Hätte er je ausrufen können: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" O unbegreifliche Verblendung, welche nicht sehen will, was so klar vor Augen liegt. Wie

wollet ihr diese Ausrufungen Jesu am Kreuze erklären, wenn ihr die heiligste aller Begebenheiten nicht zu einer **divina comoedia** machen wollet? Wie so natürlich dagegen erklärt sich alles, wenn wir Jesum nehmen als den, wie wir ihn überhaupt überall in den Evangelien geschildert finden, als den Menschensohn, der aber in sich das Bewußtseyn trägt, auch der Gottessohn zu seyn, d. h. mit seinem himmlischen Vater in der allerinnigsten, lebendigsten Gemeinschaft zu stehen. Wie er beständig im Geiste sich Gott nahete, und niemals, wie die meisten Menschen nur allzusehr thun, durch das Irdische sich von Gott abwenden ließ, darum war er sich auch stets bewußt, daß sein Vater im Himmel ihm jederzeit nahe sei mit seiner Liebe und mit seiner Allmacht. Nie entschwand das lebendige Bewußtseyn dieser Gottesgemeinschaft aus der Seele Jesu. Nur eine Stunde gab es in seinem ganzen Leben, wo die überwältigende Macht des Schmerzes dieses Bewußtseyn auf einen Augenblick betäuben, und in Jesu gottgeweihter Seele das Gefühl eines Verlassenseyns von Gott hervorbringen konnte; aber länger als einen Augenblick konnte es diese Gewalt nicht auf ihn ausüben. Alsbald, mitten in den Todesschmerzen, kehrt das Bewußtseyn, welches er lebenslänglich in sich getragen, das Bewußtseyn seiner Gemeinschaft mit Gott, ihm zurück, und siegend über die Schwäche der leidenden sinnlichen Natur gibt es ihm auf's Neue vollen Trost, volle kindliche Zuversicht und läßt ihn ausrufen: „Vater!" — nun fühlte er wieder des Vaters Nähe, — „Vater! in deine Hände befehl' ich meinen Geist." —

Christus hat auch beten müssen. Hebr. 5, 7: „Und er hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen, mit starkem Geschrei und Thränen geopfert Dem, der ihm konnte von dem Tode aushelfen; und ist auch erhöret, darum, daß er Gott in Ehren hatte." Also er selbst hätte, obgleich er Gott gewesen seyn soll, sich doch nicht vom Tode aushelfen können. —

Christus hat aber nicht blos „in den Tagen seines Fleisches," d. h. während seines Erdenlebens, gebetet, sondern er betet sogar auch noch in der Ewigkeit, — als gleicher Gott mit Gott, dem Vater? — Hebr. 7, 24: „Christus aber hat ein unvergängliches Priesterthum, daher er auch selig machen kann immerdar, die durch ihn

zu Gott kommen, und lebet immerdar und bittet für sie." — Also die zweite Person Gottes bittet die erste? Wozu? — Sind sogar im Himmel zwei Willen in Gott? Auch übersehe man hier nicht, daß es abermals heißt, „die durch ihn zu — Gott kommen;" — also wird Christus deutlich von Gott unterschieden, wobei Gott geradezu als die alleinige Hauptperson, Christus aber nur als Vermittler und Fürsprecher dargestellt wird.

Christus lehrt auch die Seinigen beten, aber nicht ihn anzubeten, wie man heute will, auch nicht die Dreieinigkeit anzurufen, sondern allein den Vater! Matth. 6, 9—13. Luk. 11, 1—4: „Und seine Jünger sprachen zu ihm: Herr, lehre uns beten. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ihr betet, so sprechet (oder Matth. 6, 9: ihr sollet also beten): Unser Vater im Himmel! Dein Name werde geheiligt" u. s. w. Wenn also Christus seine Jünger, auf deren ausdrückliches Bitten, gelehrt hat, wie sie beten sollten, so wird er sie doch wohl recht gelehrt haben; und wenn er sie nun lehrt, und also damit es für das richtige Beten erklärt, und anbefiehlt, daß sie zum Vater allein beten sollen, — warum seid ihr ihm denn so ungehorsam, warum wollet ihr es denn besser verstehen, als er; warum achtet ihr denn sein ausdrückliches Wort nicht, die ihr doch sonst so sehr auf das Wort euch berufet, und da er doch selbst gesagt hat: „So ihr an meiner Rede bleibet, so seid ihr meine rechten Jünger!" Joh. 8, 31.

4. Jesus freut sich.

Als die von ihm ausgesendeten Jünger zurückkehren und ihm verkünden, daß es ihnen gelungen sei, in seinem Namen wunderbare Thaten zu verrichten, wie auch Gläubige für ihn und für das Reich Gottes zu gewinnen, — „zu der Stunde freuete sich Jesus im Geist und sprach: Ich preise dich Vater ꝛc." (Luk. 10, 21). — Der Eintritt eines Freudengefühles ist nun, als ein Wechsel der Gefühle, schon an sich etwas Menschliches; zweitens setzt es hier aber auch voraus, daß Jesus etwas erfuhr, was er vorher nicht wußte, und welches er nicht einmal mit Sicherheit gerade auf diese Weise erwartete, weßhalb er nun über das Gelingen sich freute.

5. Jesus leidet.

Das ist bekannt; aber man spricht es aus, und denkt nicht daran, was es heißt; ja man sagt und singt „Gott habe gelitten!“ Was heißt denn das: ein leidender Gott? Ist denn das nicht ein gerade so großer Widerspruch, als wie ein kaltes Feuer, oder ein trockenes Wasser, oder ein schweres Nichts, oder ein nicht vorhandenes Etwas? Ja, das letztere ist es. Ein leidender Gott ist nur ein Wort, aber kein Begriff, sondern ein Unbegriff, ein reiner Widerspruch, der sich selbst aufhebt; denn der Begriff Gott schließt den der Vollkommenheit ein, der Begriff des Leidens aber ist der einer Unvollkommenheit. Möchte man aber sagen, Christus habe blos nach seiner menschlichen, und nicht nach seiner göttlichen Natur gelitten, so ist das erstens gar nicht orthodox, indem die eigentliche, strenge Orthodoxie, von Luther an bis auf die neueste Zeit, behauptet hat, daß gerade eben die Gottheit in Jesu habe leiden müssen, um das Erlösungswerk zu vollbringen. Und welche Vorstellung wäre es überdies: Jesus wäre in einer Person Gott und Mensch gewesen, aber während die eine Natur in ihm gelitten, hätte die andere nichts davon gewußt, oder doch nichts davon empfunden. Würde man damit nicht die ganze Einheit des Wesens und des Bewußtseyns in Jesu aufheben und sich ihn geradezu als ein doppeltes Wesen vorstellen? Aber die Evangelien denken sich Jesum offenbar immer nicht blos als eine Einheit, sondern auch als eine Einheit im gewöhnlichen, einfachen, schlichten und unverkünstelten Sinn, und sein Leiden als ein wahres, menschliches Leiden mit körperlichem und geistigem Schmerz und Wehgefühl, z. B. wenn Jesus über Jerusalem's Verblendung weint, Luk. 19, 41, oder wenn er weint am Grabe seines Freundes Lazarus, Joh. 11, 35; wenn er der Stärkung in seiner eigenen Leidensnoth bedarf, und sie, auf sein Gebet, durch den Engel des Trostes erhält, Matth. 26, 23. Seinen Schmerzensruf: „Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen!“ Matth, 27, 26, haben wir schon besprochen, wie auch die Stelle Hebr. 5, 7: „er hat in den Tagen seines Fleisches Gebet mit starkem Geschrei und Thränen geopfert;“ worauf wir hier nur nochmals zurückweisen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Bisherige zurück, so sehen wir Christus in den Evangelien auf alle Weise menschlich

dargestellt. Wohl wird man sagen: Ja, das ist etwas sehr Bekanntes! — Aber auch recht Ueberlegtes? — Darum haben wir es hier zusammengestellt, damit man theils die einzelnen, besonders zu überlegenden Stellen recht in's Auge fasse, und daß man anderntheils aus den angeführten Stellen aller Art sehe, daß die Darstellung in der Bibel keinen andern Gesammteindruck macht, als den: Christus ist nicht als Gott zu denken, sondern als Mensch. Doch auch darauf wird man sagen: „Freilich tritt bei seiner Erscheinung auf Erden die menschliche Seite mehr hervor und fällt mehr in die Augen;" — allein es ist wohl zu erwägen, was wir schon angedeutet haben, und worauf großes Gewicht zu legen ist. Die Evangelisten und Apostel haben doch wahrlich nicht darum von Jesu geschrieben, um zu zeigen, wie seine äußere Erscheinung sich dargestellt habe, sondern vielmehr um zu zeigen, wer er selbst und was sein Werk auf Erden war. Das also muß von ihnen hervorgehoben, klar und deutlich, bestimmt und nachdrücklich ausgesprochen werden. Drum sprechen sie auch allzumal so oft und so nachdrücklich davon, daß Christus von Gott gesandt sei. Wir sehen also, daß ihnen dies das Höchste war, was sie von Jesu zu sagen hatten, und wovon sie die Welt zu überzeugen suchten. Dies ist ein Punkt, der, wenn er gehörig erwogen wird, geradezu entscheidend ist. — Aber auch auf jene Unterscheidung zwischen einer menschlichen und einer göttlichen Natur in Christus, müssen wir, obgleich wir sie schon in der Einleitung berührt, noch einmal zurückkommen, weil dies die Hinterthüre ist, welche sich die Orthodoxie geschaffen hat, und aus welcher sie, wenn man sie in ihrem Lehrgebäude mit unzähligen Bibelstellen umstellt und dermaßen gefangen zu haben denkt, daß jeder Ausweg unmöglich scheint, auf einmal wieder entschlüpft. Wir glauben zwar auch diese Hinterthüre mit nicht wenigen Stellen aus der Schrift zugeriegelt zu haben; doch glauben wir auch hier auf das schon in der Einleitung, in Bezug auf diese Erfindung der theologischen Sophisten, Gesagte noch einmal zurückkommen zu müssen. Wir haben dort gezeigt, daß jene **unio mystica**, diese vollkommene Wesenseinheit zwischen Gott und Mensch einen Widerspruch enthalte, und darum ein Unding sei. Wir haben gesehen, daß die Begriffe Gott und Mensch einander direct entgegen gesetzt sind, weil

der erstere Begriff das unbeschränkte Wesen, der zweite ein beschränktes Wesen bezeichnet. Ein Gottmensch im orthodoxen Sinne, d. h. der wahre und eigentliche Gott, nach seinem ganzen Wesen, und ein wahrer und eigentlicher Mensch, nach seinem ganzen Wesen, in einer Person, zu einem Ich vereinigt, dies hieße nichts anderes, als eine Einheit des Unbeschränkten und des Beschränkten, welches genau eben so viel wäre, als ein rundes Viereck, oder ein viereckiger Zirkel; oder analysirt eben so viel, als wenn man sagen würde: Christus hat allerdings nicht alles thun können, aber er war dabei doch allmächtig; er hat zwar nicht alles gewußt, indessen war er doch dabei allwissend; er konnte freilich nicht sündigen, wohl aber ist er versucht worden. Und wird letzterer Satz nicht wirklich behauptet, und haben ihn nicht sogar gelehrte Leute schon drucken lassen? Und doch enthält er einen vollkommenen, baaren und offenbaren Unsinn, so gewiß contradictio in adjecto auf deutsch Unsinn heißt. Nehme man das Wort „Unsinn" ja nicht als Schimpfwort, sondern als die Bezeichnung für einen Begriff, für welchen es keine andere gibt, nämlich als die Bezeichnung einer imaginären Sache, deren wirkliche Existenz unmöglich ist, weil die ihr beigelegten Merkmale einander widersprechen und sich gegenseitig aufheben, also ein non-ens und darum Nonsens. Da die Bibel von dieser sich widersprechenden Theorie der Einigung der zwei Naturen in Christus kein Wort sagt, auch nicht die leiseste Andeutung davon gibt, so ist es so klar wie der Tag, daß die theologische Dialectik und Sophistik sie erfunden hat, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, weil, wie einmal der Streit gegen die allmählich eingeschlichene Lehre von der Gottheit Jesu anfing, und von den Gegnern derselben an die nun schärfer in's Auge gefaßte Bibellehre von der Person Jesu appellirt wurde, nicht zu läugnen war, daß Jesus in der Bibel als Mensch dargestellt sei, und man doch seine Gottheit, in die man sich einmal, auf Grund einiger dunklen Bibelstellen, hineingeglaubt hatte, um jeden Preis festhalten wollte. In der biblischen Darstellung der Person Jesu liegt aber so wenig von dieser mystischen Union, daß ihr vielmehr durch diese kunstvollste aller Erfindungen ganz und gar ihr einfacher, schlichter Charakter benommen, und die historische und vitale Wahrheit des

Menschenlebens Jesu in einen bloßen Schein (Doketismus) verwandelt wird. Ueberall würde man da, bei jener Annahme, in der Bibel und durch die Bibel irre geführt, das Wesen Jesu falsch, nämlich allzu menschlich aufzufassen. Jene aber, welche diese Theorie ausgesonnen haben, machen durch ihre unbiblischen Vorstellungen von Jesu, sobald sie dieselben in die Bibel hineintragen, behauptend, daß hier Jesus bald als Mensch, bald dort wieder als Gott handelnd zu nehmen sei, — sie machen, sage ich, damit Jesus zu einem wahren Proteus, welcher keineswegs eine stetige, keineswegs eine und dieselbe göttlich-menschliche Erscheinung darbietet, sondern bald eine göttliche, bald eine menschliche Gestalt annimmt. Kurz, jene Hypothese ist das Gekünsteltste, Unnatürlichste, Schwierigste und Unwahrste, was man sich denken kann;*) während sich jene so verwickelte Sache ganz einfach und klar löst, wenn man sich schlicht und recht an das Bibelwort hält, und es nimmt, wie es genommen seyn will, und sagt: Christus war eben nicht Gott, wohl aber

---

*) Es ist höchst merkwürdig, daß dies anfangs von Seiten mancher Orthodoxen selbst empfunden, und die Unhaltbarkeit der Lehre von der Gottheit Jesu im altorthodoxen Sinne erkannt wird, so daß sie den Ausdruck „Gottheit Jesu" zwar festhalten, aber den alten Begriff ganz fallen lassen und einen ganz andern unterschieben. Dies thut z. B. der in neuerer Zeit vielgerühmte, orthodoxe Consistorialrath Dorner. Wenn er will, daß man Jesum den „Gottmenschen" nenne, weil zwischen Mensch und Gott durchaus jener Gegensatz nicht sei, wie man sich denselben gewöhnlich denke, und die Einheit Jesu mit Gott besonders in der Willenseinheit findet, und auf Joh. 17, 21 verweist, daß auch wir mit Gott Eins werden sollen, — so haben wir dagegen durchaus nichts einzuwenden, aber doch etwas dabei zu erinnern, und zwar zweierlei: erstens, daß man, wenn man von einem Gottmenschen in diesem Sinne redet, offenbar ein kleines Quid pro quo gibt, denn es wird Jesu nur göttliche Art und Natur, nicht aber das göttliche Wesen in der ganzen Fülle zugeschrieben, denn zu diesem gehört auch Allmacht, Allwissenheit ꝛc., und nur dieß ist orthodox; orthodox also ist die neue Dorner'sche Theorie durchaus nicht; zweitens ist sie aber auch keineswegs neu, sondern nur eine (wenn auch gute) speculativ-philosophische, aber deßwegen immer noch hypothetische Begründung dessen, was die Bibel von Jesu Einheit und aller Menschen Einheit mit Gott sagt, was aber auch von Anderen schon gesagt, wenn auch nicht als förmliche Theorie entwickelt worden ist. Denn dies ist nichts anders, als was z. B. der von Manchen für „verschollen" erklärte Dr. Paulus in Heidelberg längst darunter verstand, wenn er von einer „moralischen" Einheit Jesu mit Gott redete.

Gottes Gesandter, und Gott war „mit ihm" und „in ihm;" weßhalb er durch Gottes Hülfe und Beistand und durch die Kraft des in ihm wirkenden Geistes Gottes große Dinge vollbringen konnte, wie kein anderer Mensch sie noch vollbracht hat. Dieses ist die einfache Ansicht, welche die Bibel von der Person Jesu aufstellt.

(Fortsetzung folgt.)

68.
Literatur.

a) Deutschlands Zion und die Halblutheraner, oder: die gute Sache der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen, vertheidigt gegen ihre allerneuesten Widersacher, die Vertreter des sogenannten „Lutherthums" innerhalb der Union, von Ph. J. Oster, evang.-luth. Pastor in Posen. Berlin, 1846, bei J. A. Wohlgemuth.

Für diejenigen unserer Leser, welche mit den kirchlichen Verhältnissen in Preußen nicht bekannt sind, bemerken wir, zum Verständniß des Titels und der Tendenz der hier angezeigten Schrift, folgendes: Als in Preußen die „Union," d. h. die Vereinigung der Lutheraner und der Reformirten im Jahr 1830 zu Stande kam, traten mehrere Geistliche und Gemeinden dieser Vereinigung nicht bei, sondern blieben lutherisch.*) Diese sahen nun die Vereinigten als Abgefallene, und sich als die übrig gebliebenen, wahren Lutheraner, und darum als die auserwählte Schaar, als „Deutschlands Zion," an, während das ganze übrige Deutschland im Argen liege. Ihnen zu Gunsten ist diese Schrift verfaßt, welche „die gute Sache der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen" vertheidigen will „gegen ihre allerneuesten Widersacher, die Vertreter des Lutherthums innerhalb der Union." Damit sind nämlich Diejenigen gemeint, welche sich zwar der Kirchenvereinigung in Preußen angeschlossen haben, aber doch ihren Grundsätzen nach ächte symbolgetreue Lutheraner seyn wollen. Diese und die nichtvereinigten Lutheraner fühlen sich nun wohl einander in ihren Glaubensmeinungen nahe

*) Sprich: „luth'risch," nicht „luthehrisch;" denn ersteres ist deutsch, letzteres undeutsch und verlateint. Denn der Doktor Martinus war ein guter Deutscher und hat Luther geheißen, und nicht Lutherus.

stehend, sie wollen beide äußerst lutherisch gesinnt seyn, aber sind doch wider einander. Jene heißen die nichtvereinigten „Separatisten,“ diese aber nennen Jene „Halblutheraner.“ So ist das Reich uneins mit ihm selbst. — So weit wir nun entfernt sind, uns in den Streit, welche diese beiden Arten von Gläubigen mit einander führen, mischen zu wollen, und so wenig sich unser Einer an dem erbauen kann, womit sie sich gegenseitig bekämpfen, so haben wir uns doch der gewünschten Anzeige dieser Schrift unterzogen, weil uns dieselbe einestheils manche kirchlich interessante Thatsachen zur Kenntniß bringt und zugleich zu verschiedenen wichtigen allgemeineren Betrachtungen Anlaß gibt. Der hier dargebotenen Abhandlung vorangeschickt ist eine „kurze Lebensbeschreibung des um das evangelische Zion Deutschlands so hochverdienten Theologen, des nun in Gott ruhenden Dr. Scheibel,“ von welchem angeführt wird, „daß der Selige (damals Diaconus in Breslau) anfangs allein es war, an dessen festem Bekenntniß die Unionsbestrebungen, welche dem lutherischen Zion in unserm Vaterlande den Untergang droheten, wie an einem Felsen sich brachen. — Der schwere Kampf begann für ihn im Jahr **1817**. Die Veranlassung dazu gab die im November gehaltene erste Synode der Breslau'schen Stadtsuperintendur, der ein Entwurf der Synodal-Ordnung für den Kirchenverein beider evangelischen Confessionen im preußischen Staate vorgelegt wurde. Die schon seit Jahren angebahnte Union der reformirten und lutherischen Kirche war offenbar der Zweck der Synodaleinrichtung. Von ihr war denn zuletzt auch auf dieser Synode die Rede und alle Prediger stimmten ihr bei, nur der Entschlafene nicht. Schon am dritten Feiertage des Reformations-Jubelfestes hatte er die Unverträglichkeit der lutherischen Wahrheit (so!) mit dieser falschen Union der Gemeine dargelegt, und der Herr gab ihm Kraft, der gewonnenen Ueberzeugung treu zu bleiben, als alle seine Collegen einmüthig die lutherische Kirche verließen.“ Im Jahr **1819** erhielt er den Ruf zu dem hohen Amte eines Oberbischofs aller Evangelisten in Rußland, lehnte ihn aber ab. „Ich wußte, sagte er, wo ich für die lutherische Kirche wirken sollte.“ Im Jahr **1821** wurde ihm durch den Magistrat alles Lehren und Predigen gegen die Union verboten. Als im Jahr **1830**, am Jubelfest der Ueber-

gabe der Augsb. Conf., die Vereinigung mittelst der inzwischen umgearbeiteten neuen Agende allgemein eingeführt werden sollte, übergab Scheibel ein Bittschreiben an den König, um dies abzuwenden, was aber ohne Erfolg war. Da er der Vereinigung nicht beitrat, sondern fortwährend gegen sie protestirte, wurde er durch den Magistrat auf 14 Tage von seinem Amte suspendirt. Dagegen protestirte er nicht allein, sondern predigte auch am folgenden Tag wieder gegen das Unlutherische in der Agende, „weil kein Tag angegeben war, von welchem die Suspension angehen sollte." (!) Hierauf wurde die Suspension verlängert, und erst nachdem Scheibel in's Ausland gezogen war (nach Dresden), erfolgte 1832 die Absetzung. Als ihm der längere Aufenthalt in Dresden, „aus ihm unbekannten, aber leicht zu vermuthenden Gründen," verweigert wurde, zog er zuerst 1836 nach Glauchau, dann nach Nürnberg, wo er sich mit Correspondenz und theologischen Arbeiten beschäftigte. Er starb im Jahr 1843. Von seinem Ende wird berichtet: „In den letzten drei Tagen war er ganz mit seinem Tode beschäftigt. Alles Irdische schien ihm genommen. Kein Wunsch, keine Hoffnung, keine Sorge in Bezug auf dieses Leben störte ihn mehr. Sonntag, den 19. März schien er schon sein Ende zu erwarten. Er dankte seiner Frau und Wärterin für alle Liebe und Treue, die sie ihm erwiesen, segnete seine Tochter Naemi und ermahnte sie zu Gehorsam und Liebe gegen die Mutter. Montags fragte er seine Frau noch dringend, ob sie ihm das Zeugniß geben könne, daß er immer bemüht gewesen, aufrichtig und ehrlich vor seinem Heilande zu wandeln, und ob sie auch die Ueberzeugung habe, daß der Herr sich immer zu seinem Kampf bekannt habe, und es erquickte ihn sehr, als sie ihm beides versichern konnte. Er bat sie Abends ihm noch vorzubeten: Ach mein herzliebes Jesulein 2c. Alle seine Gespräche, die er in diesen Tagen mit seinen Umgebungen und den ihn besuchenden Freunden führte, handelten vom Worte Gottes, von der hohen Bedeutung der lutherischen Lehre und von seinem nahen Ende. Dienstag, den 21. März, um 3 Uhr Nachmittags ließ er sich noch einmal in sein Zimmer auf sein Sopha bringen. Aber die Kräfte waren erschöpft, er fühlte nach seinem Pulse und sagte: mein Puls stockt; nun Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Sie brachten

ihn wieder in's Bett, und unter dem Gebet seiner Frau und seines dortigen Beichtvaters entschlief er sanft und schmerzlos um 6 Uhr." — Scheibel war ohne Zweifel ein achtungswerther Charakter. Müssen wir ihn auch in Ansehung seiner Glaubensrichtung für einen Befangenen erklären, so ist doch nicht allein die Festigkeit, mit welcher er seine Ueberzeugung bekannte und ihr treu blieb, im Vergleich mit jener Charakterlosigkeit Vieler, welche ihre Ueberzeugungen jedem herrschenden Winde preisgeben, höchst achtbar, sondern auch — und zwar noch mehr — die innere Religiosität seines Gemüthes, welche sich in seinem ganzen Thun und Leben ausdrückte, muß uns zu ihm hinziehen, wenn wir auch nicht, wie er, an tändelnden Ausdrücken im Gebete, wie an „Ach mein herzliebes Jesulein ꝛc.," Geschmack finden, wenn wir auch nicht die lutherische Orthodoxie für die allein seligmachende Wahrheit halten, so erkennen wir doch an, daß Scheibel unter dieser Form den wahren Kern, nämlich ein vom lebendigen Gottesbewußtseyn erfülltes Gemüth, besessen habe, was wir allen Christen, zumal allen Geistlichen in eben so reichem Maße wünschen möchten, was sie aber auch unter derjenigen Form, in welcher die Religion sich ihnen darstellt, vollkommen eben so gut haben können, wenn sie nur wollen, „denn Gott gibt den heiligen Geist allen Denen, die ihn darum bitten;" (Luk. 11, 13).

Wenden wir uns nun zu einigen Punkten der eigentlichen Abhandlung. Der Herr Verfasser klagt darüber, daß der Rationalismus (d. h. die Anwendung der Vernunft in der Religion) es gewesen sei, welche dem Uebel der Kirchenvereinigung zuerst Bahn gebrochen habe. Diese Anklage ist gewiß wahr. Die Vernunft hat das Verbrechen begangen, die vorher geschiedenen und oft sehr feindselig einander gegenüberstehenden Partheien der Lutherischen und Reformirten zu der Einsicht zu bringen, daß sie in der Hauptsache doch einen Glauben hätten, und daß es daher besser sei, einander brüderlich die Hand zu reichen, und so viel an ihnen lag, dem Willen Jesu zu entsprechen und zu einer Heerde zusammenzutreten, als fort und fort sich steif den Alleinbesitz der Wahrheit einzubilden und in unbrüderlicher Trennung zu beharren. Auch findet der Verfasser es nicht minder traurig, daß in den Rheinländern, wo die Vereinigung zuerst zu Stande kam, in Baden, Hessen, Rheinbayern, Nassau u. s. w., kaum irgend ein Geistlicher, oder eine Gemeinde Widerstand gezeigt habe. Nun, wir unsers Theils halten das nicht für das schlimmste Zeichen des in diesen Ländern herrschenden Geistes. Daß in Preußen aber die Vereinigung „von Staats wegen" eingeführt wurde, ohne vorher die Geistlichen und Gemeinden darüber zu vernehmen, dies halten wir allerdings mit dem Herrn Verfasser für einen Mißgriff und für ein ganz unprotestantisches Verfahren; indessen geht doch aus dem schon Angeführten (S. V.) hervor, daß die große Mehrzahl der Geistlichen die Vereinigung nicht gezwungen, sondern mit Freuden annahm. Zuerst entstand von

Seiten lutherischer Geistlichen Widerspruch, und es war allerdings Unrecht, daß man diesen „Unterwerfung, oder Amt- und Brodlosigkeit" zur Wahl vorlegte. Daß übrigens „selbst der Name lutherisch abgeschafft wurde," war nicht unrecht, sondern recht und christlich; denn wie der Apostel Paulus es scharf getadelt hat, daß schon dazumal Etliche „Paulisch" und Etliche „Petrisch" sich nannten (1. Cor. 1, 12), so hat auch Luther selbst ausdrücklich gemahnt, daß man sich nicht nach seinem Namen nennen solle. Warum wollen denn diese Leute, welche doch sonst Paulus und Luther so hoch halten, auf beider Wort nicht hören? Auch von Seiten der Gemeinden in Preußen muß man der Vereinigung allgemein sehr geneigt gewesen seyn, denn der Herr Verfasser meldet: „In einer einzigen Gemeinde gab es Widerstand und ein neukirchlicher Consistorialrath erbrach die Kirche mit Hülfe der Husaren." Letzteres war sicherlich wieder unrecht; in Sachen der Religion soll kein Zwang angewendet werden. Später jedoch, ohne Zweifel durch die starrlutherischen Geistlichen dazu bearbeitet, erklärten sich mehrere Gemeinden gegen die Union, und diese „altlutherischen Nichtunirten" traten zusammen und bildeten auf einer Generalsynode ohne Weiteres ein eigenes Kirchenregiment unter einem „Oberkirchenkollegium, welches die nichtunirten Pastoren und Gemeinden befehligte." Es wurden nun von Seiten des Staates Zwangsmaßregeln gegen Geistliche und Gemeinden angewendet. „Diese Verfolgungen, sagt der Verf. S. 7, welche natürlicher Weise in manche und mancherlei Familienbande eingriffen, erregten nach und nach allgemeines Aufsehen, Mitleid, Indignation. Ein Geistlicher nach dem andern schied wieder aus der neuen Kirche, die er an solchen Früchten nicht für eine gute erkennen konnte. Auch der mit großer Vorsicht gezogene Cordon, der diese inneren Wirren dem Auslande verbergen sollte, durchbrach eher, als man es sich vermuthete. In allen Ländern Europas wurde durch das Gerücht von den Verfolgungen der Lutheraner in Preußen, die lutherische Kirche aus ihrem 50jährigen Schlafe aufgerüttelt, und eine herzliche Theilnahme an dem traurigen Loose der bedrängten Lutheraner offenbarte sich allenthalben und unter den verschiedenartigsten Confessionsverwandten. Lutherische Ansichten wurden, namentlich unter den Geistlichen der gläubigen Richtung, immer allgemeiner, und nichts war deutlicher vorauszusehen, als daß die begonnene Union nicht in demselben Sinne könne durchgeführt werden, in dem sie angefangen worden war. Doch darum sollte das „„Gott wohlgefällige Werk"" nicht wieder aufgehoben oder aufgegeben werden. Eine Veränderung in den Mitteln zu seiner Ausführung möchte vielleicht zum Ziele führen, dachte man, und in diesem Gedanken wurden Modificationen vorgenommen. Schon vor 1830 waren besondere Ausgaben der Agende für die einzelnen Provinzen erschienen. In ihnen wurden auch zahlreiche lutherisch klingende Formulare hinzugefügt, um damit Diejenigen zufrieden zu stellen, welche noch an altgewohnten Formen hängen möchten. Spä-

ter bewilligten die Consistorien einzelnen Geistlichen ausnahmsweise auch wohl den Gebrauch hergebrachter Formulare. Auch wurde hin und wieder gestattet das h. Abendmahl noch nach der alten Weise zu feiern. Auch einzelnen Geistlichen wurde auf Ersuchen in dringenden und drohenden Fällen bewilligt, sich auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche verpflichten zu lassen; Anderen jedoch wurde solches Begehren rund abgeschlagen. Vielen wurde bei dem Nichtgebrauch der angenommenen Agende durch die Finger gesehen. Zuletzt erschien sogar die feierliche Erklärung in dem bekannten allerh. Erlasse von **1834**, daß die Union kein Aufgeben der Bekenntnisse bedeute. Von dem an hörte man wieder lutherische Töne auf unirten Lippen." — S. **12**: „Durch des jetzigen Königs Majestät Gnade darf ihr (der nichtunirten Lutherischen) Gottesdienst wieder öffentlich gefeiert werden." — „Nicht als Sekte, sondern als wohlgeordnete Kirche stehen sie da, und an ihre Vertilgung selbst in diesen Staaten könnte, auch beim besten Willen dazu, nicht mehr gedacht werden." Und S. **184** sagt der Verfasser: „Nirgends habe ich das Lutherthum in Lehre, Gottesdienst, kirchlicher Zucht und Ordnung und geistlichem Leben so rein erhalten gefunden, wie hier. Das sage ich nicht den preußischen Lutheranern zu Gefallen, sondern Gott zum Ruhm und dem Teufel zum Trotz, weil der Wahrheit zu Dienst. Und was ich schon vor Jahren in der Heimath (der Verf. ist ein Elsaßer) geahnet habe, davon habe ich mich immer mehr überzeugt: Hier ist das Centrum des Reiches Gottes. Wer Augen hat zum Sehen, der sieht's; wer diese nicht hat, der mag lachen und spotten. Die Nachwelt wird ihn einst richten." — Etwas lächerlich lautet's freilich mit diesem „Centrum des Reiches Gottes," indessen wollen wir das dem Herrn Verfasser lassen, und uns mit einigen Betrachtungen begnügen, welche sich aus den geschilderten Vorgängen in Preußen ergeben, und die uns von großer Bedeutung zu seyn scheinen. Man wollte in Preußen eine Vereinigung der getrennten protestantischen Confessionen, und das war gut und christlich. Man wollte sie aber von Staatswegen durchführen, ohne Geistliche und Gemeinden darum zu befragen, und das war unrecht, unchristlich und unprotestantisch. Und wenn der Breslauer Magistrat an den Dr. Scheibel schreibt: „Zum Beitritt zur Union wird Sie Niemand nöthigen, das ist und bleibt die Sache Ihrer freien religiösen Ansicht und Ueberzeugung, so wie eines jeden einzelnen Gliedes in der Gemeinde, aber die neue Agende müssen Sie annehmen, und nach ihr amtiren, oder Sie müssen aufhören Prediger zu St. Elisabeth zu seyn; denn ihre allgemeine Einführung in den Königlich Preußischen Landen ist nunmehr von Sr. Maj. dem Könige, der als oberster Bischof der gesammten protestantischen Kirchen in seinen Staaten zweifelsfrei dazu befugt ist, geboten," — so ist dies gewiß ein durch und durch unprotestantischer Ausspruch; denn nach protestantischen Grundsätzen kann nicht der Landesregent, sondern nur die Kirche

selbst, können nur die, die Kirche bildenden und durch eine **Generalsynode** repräsentirten Gemeinden, Aenderungen in inneren Kirchenangelegenheiten beschließen. Noch weniger recht und christlich **war es**, daß man harte **Zwangsmaßregeln** in Anwendung brachte. Aber gerade hier hat es sich gezeigt, wie **vergeblich diese sind**. — Diese strengen Maßregeln sind gescheitert, sie waren nicht im Stande, die aus innerer Ueberzeugung hervorgehende Entschiedenheit der Altlutherischen zu beugen, und ein großer, mächtiger Staat mußte das Schauspiel geben, sich einer kleinen Zahl von Leuten gegenüber schwach zu zeigen und ihnen eine Concession nach der anderen zu machen, weil sie sich durch ihre innere Ueberzeugung willensfest und im Bewußtseyn ihres guten Rechtes stark fühlten. So hat denn Preußen durch sein rechtswidriges Verfahren das Gegentheil von dem erzielt, was es wollte; nicht blos ist die bezweckte **allgemeine** Vereinigung äußerlich nicht zu Stande gekommen, denn es gibt dort jetzt wieder, neben der unirten Kirche, eine nichtunirte, sondern es ist auch ein großes inneres Zerwürfniß entstanden, nicht allein zwischen der unirten und nichtunirten, sondern auch inmitten der unirten Kirche selbst, von welcher jetzt wieder eine Menge sich zu den Lutherischen mehr und mehr hinneigen. Das war die Sündenschuld eines rechtswidrigen, und unprotestantischen Verfahrens. Sogar andere Länder haben dies mitbüßen müssen, denn wir geben dem Herrn Verf. Recht, daß allerdings durch jenen preußischen Druck der Altlutherischen eine Reaction entstand, welche sich auch über das Ausland verbreitete. Und nicht blos die altlutherisch Gesinnten regen sich seitdem in allen deutschen Ländern lebhaft, sondern offenbar waren es auch weitere Folgen jener Reaction, daß in Preußen allerlei Sektirer aufkamen, z. B. die stephanistischen Fanatiker, die Königsberger Mucker und das ganze Conventikel- und Pietistenwesen. Aus Preußen hat sich dies denn weiter verbreitet, so daß auch wir unser Theil davon bekommen haben. — Nachdem nun aber nachgerade in Preußen und anderen deutschen Ländern diese altgläubigen Richtungen und pietistischen Erscheinungen nicht allein geduldet, sage sogar gehegt und gepflegt, die freiere Richtung dagegen schwer bedrückt worden ist, so geschah abermals das Nämliche, nämlich der Druck erzeugte desto lebhaftere Gegenwehr. Und so ist denn nun vorzugsweise in Preußen, aber auch sonst in ganz Deutschland ein Kampf in der protestantischen Kirche; und wenn man glaubt, diese Regung der Geister „von Staatswegen" unterdrücken zu können, so sollte man aus der preußischen Unionsgeschichte lernen, daß dazu die Macht des Staates nicht ausreicht. Und sohin kann uns die Durchlesung der hier angezeigten Schrift wenigstens in einer Hinsicht ein recht erhabenes Gefühl hinterlassen, nämlich daß wir durch sie auf's Neue unsere Ueberzeugung bestätigt finden, daß die jetzt in Deutschland kräftig sich äußernde freiere Richtung in der Religion, obgleich sie von den Staatsregierungen bis jetzt noch ungünstig angesehen und ungünstig

behandelt wird, dennoch Bestand haben und unaufhaltsam sich Bahn machen wird, wozu Gott, der Vater des Lichts, seinen Segen geben wolle. F.

---

b) Monatschrift für die unirte Kirche. Herausgegeben von H. Eltester, Prediger in Potsdam; Dr. F. A. Pischon, Consistorialrath in Berlin; L. Jonas, Prediger in Berlin und A. Sydow, Hofprediger in Potsdam. Berlin, Verlag von G. W. F. Müller. Preis des Jahrgangs 4 Thlr.

Mögen die verehrten Herrn Herausgeber dieser Zeitschrift uns verzeihen, daß wir dieselbe erst so verspätet anzeigen. Es lagen bisher noch so manche, schon früher zur Anzeige zugesendete Schriften vor, und wir haben in unserer Zeitschrift so wenig Raum für literarische Anzeigen, und wollten doch auch die eines so wichtigen Blattes, wie das jetzt eben anzuzeigende ist, nicht kurzweg abthun. So können wir denn erst im letzten Hefte dieses Jahrgangs diese Anzeige beginnen, behalten uns jedoch vor, auch im nächsten Jahrgang noch manches Interessante daraus mitzutheilen.

Diese Monatschrift ist mit dem Jahre 1846 an die Stelle der seit zwei Jahren erschienenen „kirchlichen Vierteljahresschrift“ getreten. Und wir müssen sie darum für eine sehr wichtige Zeitschrift erklären, weil Preußen, dieses bedeutendste der protestantischen deutschen Länder, welches seine berüchtigte Hengstenbergische „evangelische Kirchenzeitung,“ dabei zwar auch seine „Blätter der protestantischen Freunde“ hat, doch in dieser Zeitschrift ein öffentliches Organ erhält, welches, wiewohl auf dem positiv christlichen Boden stehend, doch mit Gesinnungstüchtigkeit und protestantischem Freimuthe für die Sache des kirchlichen Fortschrittes, sowie der evangelischen Duldsamkeit gegen Andersglaubende, entschieden eintritt.

Die vier Herren Herausgeber gehören sämmtlich zu jenen 86, welche am 15. August die bekannte Erklärung gegen das fanatische und verdammungssüchtige Wesen des Herrn Dr. Hengstenberg und seiner „evangelischen Kirchenzeitung“ gerichtet haben. Sie gehören zwar nicht der rationalistischen, sondern mehr der orthodoxen Richtung an, wollen aber in der protestantischen Kirche kein Pabst- und Pfaffenthum. Sie sagen über ihre Zeitschrift in dem ersten Satze des Vorwortes: „Es erscheint bei den mancherlei Kämpfen der Gegenwart, in Beziehung auf kirchliche Angelegenheiten, als ein Bedürfniß, eine Zeitschrift zu gründen, welche, ohne sich für allgemeine Darstellungen des kirchlichen und religiösen Lebens, oder der theologischen Wissenschaft auszuschließen, doch ganz besonders der unirten evangelischen Kirche geweiht sei, und Theologisches und Kirchliches ganz vorzüglich in Beziehung auf diese Kirche behandle.“ Ueber den Inhalt heißt es: „Die Monatsschrift wird enthalten: 1) Abhandlungen; 2) Nachrichten über Synoden, Pastoralcon-

ferenzen, Stiftungen, Missionswesen u. dgl.; 3) literarische Referate; 4) ausführliche literarische Anzeigen; 5) Titelanzeigen der vorzüglichsten Schriften, die auf kirchlichem Gebiete erscheinen, und Inserate, ohne in jedem Hefte diese Rubriken zu erschöpfen." — Das erste Heft enthält I. einen Artikel: „Zur Erklärung vom 15. August 1845;" unter welchem die meisten jener 86 Unterzeichner abermals unterzeichnet erscheinen. Als Beilage folgt die Erklärung vom 15. August selbst, unter deren Unterschriften sich bekanntlich auch die der protestantischen Bischöfe Eylert und Dräseke, auch die des orthodoxen Predigers Lisco, namentlich aber eine ganze Menge hochgestellter Beamter, Consistorialräthe, Regierungsräthe, Stadtgerichtsräthe, Medicinalräthe, Sanitätsräthe, sogar Präsidenten und Chef-Präsidenten vorkommen. — Unsere Landsleute dürfen es ernstlich glauben. — Ich möchte auch nur wissen, warum sie es nicht glauben wollen? — — Es folgt dann noch eine zweite Anlage zur Berl. Erklärung, in welcher ungefähr 600 weitere Unterzeichner aus verschiedenen Orten der Erklärung vom 15. August beitraten. — Der II. Artikel bringt „ein weiteres Wort der Verständigung über die Erklärung vom 15. August," von Eltester (Mitherausgeber der Monatschrift). III. Miscellen. Zum Schluß ein „Verzeichniß sämmtlicher Schriften, welche bis jetzt in Bezug auf die Erklärung vom 15. August geschrieben sind, (gegen dieselbe 14, für 19). — Außerdem noch ein Verzeichniß der neu erschienenen, die Kirche betreffenden Schriften (nicht weniger, als 7 volle Blätter). — Auch das Februarheft beschäftigt sich lediglich mit ebendemselben Gegenstande. Dieser ist nun zwar jetzt für Preußen, ja für die ganze protestantische Kirche der allerwichtigste, indessen kann es doch der Zeitschrift, wenigstens außerhalb Preußen, nicht zur Empfehlung gereichen, daß sie gerade in den ersten Heften, die doch immer gewissermaßen als Probehefte betrachtet werden, gar keine andere Interessen der evangelischen Kirche in's Auge faßt und zur Sprache bringt. Was übrigens über diesen Gegenstand gesagt wird, ist gut gesagt. I. „Das Bekenntniß und die Verfassung der evangelischen Kirche," geschrieben in Bezug auf seinen Beitritt zur Berliner Erklärung vom 15. August 1845, von C. Platz, Pfarrer in Friedland. Eine treffliche Abhandlung. Der Verf. sagt: „Unter den heutigen theologischen Partheien legen die Einen am meisten Gewicht auf Dogmatik, oder bestimmtes Bekenntniß des Glaubens, die Andern auf Moral, oder auf die That, die Dritten wollen eine Vermittlung zwischen Beiden; aber der Verfasser will keinen von diesen drei Wegen zu dem seinigen machen. Aber „„was wollet ihr denn?"" fragt ihr uns. (S. 85). „„Nicht das Bekenntniß, nicht die That, nicht die Vermittelung genügt euch. Saget klar, was ihr im Sinne habt."" — Nun, das muß ich gestehen, Allen wird es leichter, gerade heraus zu sagen, was sie wollen, Allen wird es leichter, sich der großen Masse verständlich zu machen. Uns wird es schwer! Doch ganz natürlich scheint mir dies zu seyn. Ihr Alle

habt bekanntes Land schon eingenommen; dies dürfet ihr nur zeigen, dahin nur führen den, der euch fragt, was ihr im Sinne habt. Wir haben kein bekanntes Land. Was wir wollen, liegt in der Ferne noch; ein fast unbekanntes, unbewohntes Land ist es, dahin wir wollen! Aber wir wissen, es ist da; wir müssen hin. Wir bitten lange schon, wir sind gegangen von einer Thür zur andern, wir haben gerufen und gebeten: kommet mit! Man hat uns nicht gehört. Man hat die Sprache nicht verstanden. Man hat geglaubt, eine Fabel sei es nur, und mit unserem gepriesenen Lande sei es, wie weiland mit der Atlantis, oder den glückseligen Inseln, von denen die Dichter singen, von dannen aber Keiner, wie die Kundschafter aus dem gelobten Lande, die Traube, die Granatäpfel und Feigen uns gebracht. — Doch unsere Schwäche — das, was ihr nämlich Schwäche nennt, daß wir euch nicht so deutlich zeigen können, was wir wollen, wie ihr uns euer Eigenthum zeiget, — das ist unsere Stärke, das ist unser Ruhm." — Der Verfasser will zuerst zeigen, wie ihm die bisherigen theologischen Wege, weder der des Bekenntnisses, noch der der That, noch der der Vermittlung genügend erschien, und dann seine eigene Ansicht entwickeln. In dem vorliegenden Hefte hat er es vorerst blos mit dem Bekenntniß zu thun. Ein aufgestelltes Glaubensbekenntniß (Symbolzwang) genüge nicht die Kirche fest zu gründen. Zwar erklären es namentlich auch die Politiker für nothwendig, die da meinen, die Kirche müsse gleichsam eine Verfassungsurkunde in bestimmten artikulirten Sätzen haben, und meinen deßwegen auch, ohne die Festhaltung am Augsburgischen Glaubensbekenntniß habe eine Kirche keine Berechtigung im Staate. Auch müßte dadurch der Kirche gleichsam ein Gesetzbuch gegeben seyn, nach welchem die Behörden über Glauben und Lehre wachen und richten könnten. Dies wird treffend widerlegt, und namentlich gezeigt, daß in der protestantischen Kirche den Kirchen-Behörden in Sachen des Glaubens und der Lehre gar keine Entscheidung zukommen darf. „Das ist eben das Unglück unserer Zeit, daß man sich Mühe gibt, Kirchliches in das juridische Gebiet hinüber zu ziehen." — S. 88 sagt er: „Ich will in einem Beispiel zeigen, wie man den Geist bannen kann. Man thut sich viel zu Gute auf die beiden Prinzipien, welche man das formale und das materiale Prinzip nennt. Denken wir uns nun, Jemand lehrt: „ich glaube, daß ich aus eigener Kraft kann selig werden, wenn ich nämlich alle Mittel benutze, die mir in meinem Leben, in meinen Verhältnissen zu Gebote stehen," — so scheint es, als habe der Mann das materiale Prinzip geläugnet. Er mag selbst glauben, dies Prinzip, wie es gewöhnlich ausgedrückt wird und wie man es so obenhin versteht — (die Rechtfertigung durch den alleinigen Glauben an den stellvertretenden Tod Jesu ist gemeint. F.) — enthalte eine Unwahrheit, er bemüht sich auch vielleicht, diese Unwahrheit nachzuweisen. Nun sagt man: „der Mann hat ein Grundprinzip der evangelischen Kirche verworfen, und da er Geistlicher ist

und lehren soll, aber Falsches lehrt, muß er vom Amte. Ich sage nein. Nach diesen Worten ist er nicht zu richten, am allerwenigsten vor dem Forum des Rechts. Sehet nur genauer nach. Der Mann lehrt ja doch auch, daß er nur dann kann selig werden, wenn er Mittel benutzt; und wenn ihr ihn fragt nach diesen Mitteln, so wird er euch antworten: die Mittel, die ich meine, sind die Erziehung, die ich empfangen habe, der Unterricht, die Lebensführung, die Gemeinschaft der Christen, die Worte Jesu Christi; er wird euch nennen das Sakrament, er nennt zuletzt, wenn ihr nur genau und als Freunde ihn fragt, Alles (?), was die Strengsten, die ganz an jene Formel sich halten, auch nur haben; nur drückt er sich ganz anders aus. Doch das ist nicht seine Schuld, dies ist die Folge der Entwicklung der Theologie, der dermaligen Stellung der Kirche. Und dann — der Mann lehrt sittliches, wahrhaft sittliches Leben und verbreitet christliches Leben. Setzt ihr den Mann ab, dann, bleibt nur dabei, ihr werdet dann genug zu thun bekommen. Habt ihr in einem Falle Recht, dann gelte auch hier das alte: fiat justitia, pereat mundus.*) — Ich erschrecke vor dem, daß man sagt: die Behörde, das Kirchenregiment müsse entscheiden, wer zur evangelischen Kirche gehört, und namentlich wer in ihr Lehrer seyn kann; und das Kirchenregiment könne nur nach den symbolischen Büchern entscheiden. Und nun nimmt man einige Lehren aus diesen Büchern und stellt sie als Grundlehren hin, oft gerade solche, über welche Streit ist, der nur entschieden werden kann in Folge einer ganz freien Stellung der Kirche. Ja freilich, entschieden, beurtheilt muß werden, wer ein Lehrer in der Kirche ist. Aber die Kirche muß das, die Kirchenmacht. Lasset die Kirche sprechen, gebet Raum, daß die Kirche gehört werde! Jetzt ist an keinem Punkte der evangelischen Kirche irgend ein Ort, der als Forum, so wichtige Angelegenheiten zu entscheiden, volles, göttliches und menschliches Recht hat. Wenn entschieden wird mit Consequenz, — und das ist dann nur billig, — so wie man jetzt es fordert, dann werden die jungen Männer als Studenten schon einen bestimmten Glauben bekennen. Das halten Einige für vortrefflich. Ich nicht. Es ist unnatürlich. Dann werden die Kandidaten Glaubensspäher seyn. Einige meinen, das sei ganz in der Ordnung. Ich nicht. Es ist unsittlich. Dann werden die Geistlichen Glaubensrichter werden. Einige halten das für nothwendig. Ich nicht. Es ist entsetzlich. — Und wenn nun auch wirklich auf richterliche Weise entschieden wird, wer wird als Lehrer in der Kirche bleiben können, — was ist dann damit gewonnen? Gerade das, was die katholische Kirche gewonnen hat dem Galiläi gegenüber, als er, gezwungen, die von ihm gelehrte Wahrheit abzuschwören, zwar geschworen hat, aber dennoch sprach: „e pur si muove." Und die

*) Zu deutsch: „Man muß der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, und wenn die Welt darüber zu Grund geht!"

ganze Welt hat es ihm nachgerufen.*) Freilich die Kräftigsten, die Besten, wenn sie nicht entsprechen können der an sie gerichteten Forderung, werden zurücktreten; von ihnen wird dann keine Kanzel besetzt seyn; die denselben Glauben, dieselbe wissenschaftliche Richtung haben, aber nicht so fest sind im Charakter, die werden nachgeben, conniviren; sie werden vielleicht die bestimmte Formel, mit Einschränkung, ohne Einschränkung, zugeben; sie werden sich Mühe geben, darnach zu lehren; Einige werden sogar zuletzt glauben, ihren eigenen Glauben vorzutragen. Doch wird das Uebel nur verdeckt; der Zweifel, der Unglaube, die Unwissenschaftlichkeit wird sich verhüllen mit der Decke der Gläubigkeit. Die Menge der evangelischen Christen wird (wie in der römisch-katholischen Kirche, — F.) eine Einheit seyn äußerlich, innerlich eine gefährliche Vielheit." „Es ist eine Mine gelegt; Die in der Festung haben sie selbst gelegt, nicht die Feinde. Die Mine wird springen, und das Elend wird nicht ausbleiben. Simeon sagt von Christo, er sei gekommen, daß Vieler Herzen Gedanken offenbar würden. Man will das Gegentheil. Also nicht Christum, sondern das Gesetz, das Recht, den Richter." — Von dem Rationalismus und von seiner Berechtigung sagt der Verf. S. 98: „Es steht fest, daß der Rationalismus ein Element in der Kirche war von Anfang an, auch bleiben wird bis an's Ende der Tage; ihn ausschließen ganz und gar, heißt dem Leibe ein Glied abschneiden. Das ist nicht das Unglück der Kirche, daß der Rationalismus sich entwickeln konnte, sondern daß er sich einseitig entwickelt hat, daß er in der Kirche zwar nicht allein seyn wollte, aber doch das Höhere, und daß er die anderen, gewiß tieferen Elemente in der Kirche hat verkennen können. Gelingt es nun Denen, die allein den evangelischen Glauben meinen beschützen zu können, alle Diejenigen, die man Rationalisten nennt — und man wird dann alle Diejenigen Rationalisten nennen, die sich nicht wollen eine Formel aufdringen lassen — aus der Kirche, oder wenigstens von den Kanzeln zu entfernen, dann wird die evangelische Kirche sich als eine Einzelkirche neben andere setzen, und noch tiefer stehen, als die katholische Kirche." — Namentlich wird nun auch noch der Einwand zurückgewiesen, daß, ohne eine durch ein festes „Glaubensbekenntniß" gesicherte Einheit der Lehre, die Gemeinden im Glauben irre gemacht werden würden. Hierauf entgegnet der Verf., ein Christ müsse prüfen können und nicht blindgläubig seyn, auch dürfe ihm nicht jeder Zweifel ängstlich verborgen werden, in der Voraussetzung, sein Glaubensleben werde dadurch erschüttert werden. In der That, — setzen wir hinzu, — das heißt

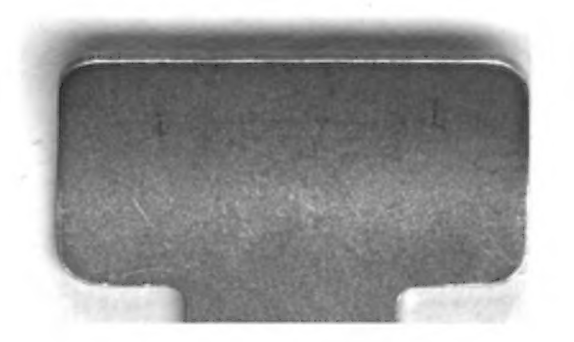
*) Galiläa lehrte nämlich, daß die Erde nicht stille stehe, sondern sich um die Sonne bewege. Von dem päpstlichen Tribunal zu Rom wurde dieses als eine ketzerische Irrlehre verdammt, und Galiläa gezwungen, dieselbe knieend abzuschwören. Als er von den Knieen aufstand, rief er: „o pur si muove!" („und sie bewegt sich doch!) — Sein Todesjahr (1642) war das Geburtsjahr Newtons. F.

Christen wie Säuglinge, oder verweichlichte Kindlein ansehen, welche man ängstlich vor einer jeden Zugluft bewahren müsse, weil Gesundheit und Leben auf dem Spiel stünden. — Von den Gegnern des Bekenntnisses, als welche der Verf. die Rationalisten ansieht, sagt er S. **112**: es sei ihnen der Vorwurf zu machen, daß sie den tieferen Gehalt der Bekenntnißschriften, nämlich daß „Christus das pulsirende Leben in denselben sei," gewöhnlich verkennen. Wir wagen es nicht, dem geehrten Herrn Verfasser zu widersprechen; möge er aber von einem Rationalisten, — der so unbefangen, als ihm nur möglich ist, die Wahrheit sucht, auf welcher Seite sie auch liege, — einen brüderlichen, mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung dargebotenen Händedruck annehmen. — Es folgt nun noch in diesem Hefte: **II.** „Einige Bemerkungen über Herrn **Dr.** Hengstenbergs Erwiederung auf die Erklärung vom **15.** August. — Dieser Fanatiker zu Berlin hatte es durch maßlose Verketzerungssucht endlich dahin gebracht, daß **86** angesehene geistliche und weltliche Beamten, obgleich die Meisten derselben selbst auf einem ziemlich orthodoxen Glaubensstandpunkt stehen, sich öffentlich gegen dies unevangelische und verderblichste Treiben ausgesprochen haben. Herr **Dr.** H. behandelt sie nun in seiner Erwiederung in der bekannten Manier, er sagt: bei den Meisten unter ihnen sei — als „Schleiermacherianern" — wohl ein Bekenntniß zu finden, aber es sei ihnen kein Ernst dabei; überhaupt läßt Hr. H. seinen Gegnern nicht die geringste Anerkennung widerfahren; er scheut sich nicht, ihre That (die Erklärung gegen ihn) „ehrlos" und „treulos" zu nennen (S. **127**), und sie selbst „als verlorene Leute darzustellen" (S. **136**). Mit großem Recht wird ihm darum hier in den „Bemerkungen" (S. **126**) besonders Folgendes zu Gemüth geführt: „Bekenntniß auf Christum ist also bei den Schleiermacherianern zu finden, doch ist es ihnen kein Ernst damit. Woher weiß das Herr **Dr.** H.? Ist er Gott, daß er die Tiefen der Herzen durchforschen und ihre Gedanken von fern errathen kann? Hier ist von Männern die Rede, die zehn und zwanzig Jahre und noch länger das geistliche Amt verwaltet, ihren Gemeinden und der Kirche gedient, und sich Vertrauen und Achtung erworben haben. Da kommt Herr **Dr.** H. und sagt: Es ist ihnen kein Ernst damit; da hören wir eine andere Stimme reden: Sie scheinen die kirchliche Lehre zu predigen, aber sie haben noch eine andere Lehre daneben. Das spricht sich laut und leise weiter fort; es dringt in die Gemeinden, in einzelne Seelen ein, und nun mögen die Angefochtenen noch zehn und zwanzig Jahre hindurch dem Evangelium dienen, das hilft ihnen in gewissen Kreisen nicht. Die Saat des Zweifels und Argwohnes ist gesäet, es ist ihnen kein Ernst mit ihrem Bekenntnisse. Könnte dieser Argwohn weiter Wurzel schlagen, scheiterten seine Anläufe nicht an dem Vertrauen der Liebe und Wahrhaftigkeit, so wären die Beschuldigten mit dem einen Worte: Es ist ihnen kein Ernst damit — moralisch und kirchlich vernichtet. Aber kommet ge-

trost, meine Brüder, lasset uns nicht furchtsam werden vor dem lieblosen Zweifel, der das innerste Eigenthum und Heiligthum unserer Seelen benagen will, denn wir können es getrost Dem anheimstellen, der da recht richtet." — Es folgt noch weiter: III. Ein „Sendschreiben an den Herrn Prof. Dr. Hengstenberg rc., von W. Zarnack, Superintendent in Blankenburg, welches in sehr christlich sanftmüthiger Sprache dem Herrn Dr. H. entgegentritt, und namentlich hervorhebt, daß Herr H. ein entschiedener Gegner der jetzt von der ganzen evangelisch-protestantischen Welt, namentlich aber auch von preußischen Provinzialsynoden begehrten kirchlichen Presbyterial-Synodal-Verfassung ist, und, um die Einführung derselben abzuwenden, sie als kirchliche „Demokratie" und „Herrschaft des Pöbels" der Regierung und den Fürsten zu verdächtigen sucht. (S. 157); — wie Herr Hengstenberg ferner die Kirchenbehörde und Geistlichkeit zu Magdeburg und in der ganzen Provinz, seit Bischof Dräseke's Abgang, als unchristlich und unwürdig verdächtigt. Sehr merkwürdig ist, wiewohl schon längst bekannt, was S. 192 angeführt wird, daß Herr Dr. H., der Intolerante, so überaus tolerant gegen den Katholizismus ist, und sogar die Wallfahrt zum Trierer Rock in einem gar schönen Lichte darzustellen weiß. Was mag das wohl für eine Bewandtniß haben? Findet es vielleicht darin einige Aufklärung, daß Herr H., der starrste unter den starren Glaubenseiferern, sich doch als einen so eifrigen Freund der durch die Regierung eingeführten Union gerirt, während er ein großer Gegner der Altlutheraner in Preußen ist, welche ihm doch so sehr glaubensverwandt sind, aber an ihrem Glauben, auch der Regierung gegenüber, festhalten wollen? — S. 180 u. ff. wird das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, und zwar sehr gründlich besprochen, und Emancipation der Kirche von dem Staate (in inneren, geistlichen Angelegenheiten), und selbstständige Repräsentation der Kirche durch Synoden, gegenüber den Kirchenbehörden, die eben doch auch nur Staatsbehörden sind, verlangt, und namentlich die Unzulässigkeit des Symbolzwanges in der evangelischen Kirche nachgewiesen. — Den Schluß bilden „Miscellen," abermals denselben Gegenstand betreffend. — Mittheilungen aus den folgenden sehr interessanten Heften behalten wir uns vor. F.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google